Geschichte

der

Mission der evangelischen Brüder

unter

den Indianern in Nordamerika

durch

Georg Heinrich Loskiel.

Barby,

zu finden in den Brüdergemeinen, und in Leipzig in Commission bey Paul Gotthelf Kummer.

1 7 8 9.

Vorbericht.

Unter den bisherigen Missionen der Evangelischen Brüder-Unität ist die unter die Indianer in Nordamerika unstreitig eine der merkwürdigsten, sowol wegen ihrer Schicksale, als in Betracht der Völker, die sie zum Object hat.

Erstere zeichnen sich besonders aus. Beynahe von ihrem Anfange an hat die Mission viele und darunter sehr thätige Gegner, wird oft wüthend und mit anhaltender Grausamkeit bestürmt, erduldet bey fast beständigen Unruhen die härtesten Drangsale, lange, zum Theil blutige Verfolgungen, und erfährt so außerordentlich häufige Veränderungen, daß man sie eine pilgernde Mission nennen könnte. Gleichwol erhält sie GOttes Wunderhand, und läßt sie, auch wenn sie zu erliegen scheint, in Seiner Kraft immer fortgehen.

Eben so zeichnen sich die heidnischen Völker, mit welchen man es hier zu thun hat, durch ihre Wildheit, Steifsinn und Hartnäckigkeit aus, worin sie vielleicht von keinem andern Volk auf Erden übertroffen werden. Und doch besiegt die Kraft des Wortes der Versöhnung auch solche unbändige und unbiegsame Seelen.

Dieses der Welt vor Augen zu legen, und dadurch zur Verherrlichung des Namens GOttes und unsers Heilandes JEsu Christi etwas beyzutragen, ist

die Absicht bey der Herausgabe dieser Geschichte, indem man die Wahrheit des Evangelii nie deutlicher und überzeugender darthun kann, als durch lebendige Exempel, die es mit sich selbst beweisen, daß JEsus Christus wahrhaftig in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, und auch wirklich selig macht alle, die durch Ihn zu GOtt kommen wollen.

Je lebhafter ich dieses empfand, mit desto grössern Vergnügen übernahm ich auf Verlangen meiner Brüder die Ausarbeitung dieser Geschichte, die solche selige Exempel aufstellt.

Damit aber meine Leser diese Völker erst in ihrem rohen Zustande sehen mögen, so habe für nöthig erachtet, eine kurze Beschreibung der unsern Missionarien gründlich bekannt gewordenen Indianer-Nationen, ihrer Lebensart und Gebräuche, ihrer politischen Verfassung und ihres Benehmens in Friedens- und Kriegszeiten vorangehen zu lassen. Auch das wenige, was dabey aus dem Thier- Pflanzen- und Stein-Reiche gelegentlich angeführt wird, hat Bezug auf die Indianer.

Die Materialien zu dieser Beschreibung habe ich theils dem würdigen Bischof August Gottlieb Spangenberg, welcher selbst viele Jahre in Nordamerika, auch im Indianerlande gewesen, theils, und zwar die allermehresten, dem Missionario David Zeisberger zu danken, welcher nun über 40 Jahre ununterbrochen bey der Mission gedient hat, und dessen Glaubwürdigkeit allgemein erkannt ist. Einiges, das ich von Doktor Robertson in seiner Geschichte von Amerika,

Haupt-

Hauptmann Carver in seinen Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika, und Conrektor Leiste in seiner Beschreibung des Brittischen Amerika bestimmter oder vollständiger angegeben fand, hab ich aus diesen Schriftstellern genommen, jedoch nur soviel, als im Wesen mit jenen Berichten völlig übereinstimmend war. Auch dient zu meiner nicht geringen Beruhigung, daß diese Beschreibung, so wie meine ganze Arbeit, vor dem Druck von eben erwehntem Bischof Spangenberg und mehrern bewährten Männern, deren einige ebenfalls selbst in Nordamerika gewesen, und sich zum Theil auch im Indianerlande aufgehalten haben, aufs genaueste durchgesehen und mit ihrem Beyfall bezeichnet worden. Der Werth dieser Nachrichten besteht also vornemlich in ihrer Zuverlässigkeit.

Zu der eigentlichen Missionsgeschichte sind mir die authentischen Berichte, Tagebücher und Briefe der Missionarien und anderer bey diesem Werke GOttes geschäftig gewesenen Männer, aus dem Archiv der Brüder-Unität geliefert worden. Meine innigste Angelegenheit war dabey, daß ich Wahrheit und nichts als Wahrheit schreiben möchte, daher ich auch die bey der Mission mit unter vorgekommenen Versehen nicht verschwiegen habe. Daß ich zugleich darauf bedacht war, nicht sowol schön und zierlich, als vielmehr kurz, deutlich, und auch für unstudirte Leser durchaus verständlich zu schreiben, fällt gleich in die Augen.

Meine Bemühungen aber, eine richtige Charte von denen Gegenden beyzufügen, in welchen sich die Mission befunden hat, sind alle vergeblich gewesen,

theils weil überhaupt noch keine zuverlässige Landcharten von Nordamerika vorhanden sind, und ich lieber keine als eine unrichtige Charte liefern wollte, theils weil die Indianergemeine so oft gewandert ist, und in so weit von einander entfernten Gegenden gewohnt hat, daß es unmöglich gewesen wäre, dieselben alle auf einer Charte zweckmässig vorzustellen. Mehrere Charten aber würden das Werk vertheuert haben.

Gerne hätte ich diese Arbeit, die bereits im Jahr 1784 von dem Königlich Dänischen Etatsrath, Herrn Johann Jakob von Möser in seiner Schrift betitelt: "Nordamerika nach den Friedensschlüssen 1783," Seite 184 dem Publiko angekündigt worden, eher vollendet. Meine Berufsgeschäfte aber haben mir solches nicht erlaubt. Indeßen hat die Geschichte dadurch soviel gewonnen, daß sie nun bis zur Mitte des Jahres 1787 geht.

Allen, die mir dabey auf irgend eine Weise behülflich gewesen, bezeuge ich hiemit öffentlich meine herzlichste Dankbarkeit.

Uebrigens ist mein Flehen zum HErrn, daß Er um Sein selbst willen diese meine geringe Arbeit segnen wolle!

Strickenhof in Liefland, am 2ten May 1788.

G. H. Loskiel.

In-

Inhalt
des ersten Theils.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Inhalt des zweyten Theils.

Besor-

Funf-

Funfzehnter Abschnitt.

Sechzehnter Abschnitt.

Inhalt
des dritten Theils.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

neuen

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehn-

Geschichte

der Mission unter den Nord-Amerikanischen Indianern.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Etwas von der Herkunft der Indianer überhaupt. Anzeige der Völker, von welchen gehandelt werden soll, und des Landes, wo sie wohnen.

Die ersten Europäer, die nach Nord-Amerika kamen, fanden dieses große Land schon von vielen Nationen bewohnt, welche alle unter dem jetzo allgemeinen Namen Indianer begriffen werden, deren Anzahl man sich aber oft noch größer vorstellt, als sie wirklich ist, weil eine und dieselbe Nation bisweilen unter mehrern Namen vorkommt.

Von ihrem Ursprung weiß man nichts Gewisses. Alle Nachforschungen, die deßwegen, auch von Gelehrten, angestellt worden, haben bisher mehr nicht ausgegeben, als eine Menge mehr oder weniger wahrscheinlicher Muthmaßungen, mit deren Wiederholung ich meine Leser nicht ermüden, vielweniger mich in deren Beurtheilung einlassen will.

Wer indessen mit dem berühmten Engländer, Doctor Robertson, die große Tatarey in Asien für das Vaterland der Amerikanischen Indianer annehmen will, möchte vielleicht am wenigsten irren.

Meine Absicht ist aber nur, von zweyen dieser Nationen, nemlich von den Delawaren und von den Irokesen, einige zuverläßige Nachrichten mitzutheilen.

Die Delawar-Nation theilt sich in 3 Stämme. Der erste ist der Unami-Stamm, welcher der vornehmste und

gleichsam das Haupt der Nation ist. Den zweyten Stamm machen die **Wunalachtikos** aus, und den dritten die **Monsyo**.

Der Name **Delawaren** ist der Nation ohne Zweifel von den Europäern gegeben worden, denn sie selbst nennen sich **Lennilenape**, d. i. Indianische Männer; oder auch **Woapanachky**, d. i. Völker, die gegen den Aufgang der Sonne wohnen, weil sie vor diesem an der See nach Osten zu gewohnt haben. So werden sie auch von andern Indianer-Nationen genennt.

Die **Irokesen** haben diesen Namen von den Franzosen bekommen, und die mehresten Schriftsteller, die von ihnen reden, bedienen sich desselben. Die Engländer hingegen nennen sie jetzo die **Sechs Nationen**, weil sie aus sechs genau mit einander verbundenen Völkern bestehen; so wie sie ehedem dieselben die fünf Nationen zu nennen pflegten, weil in vorigen Zeiten nur 5 Völkerschaften zu ihrem Bunde gehörten. Da ihrer aber in dieser Geschichte bald bey den ältern, bald bey den neuern Zeiten gedacht werden muß: so werde ich sie, um der Deutlichkeit willen, für gewöhnlich Irokesen nennen. Sie selbst nennen sich **Aquanuschioni**, d. i. Bundesvölker, um einander immer daran zu erinnern, daß ihre Macht und Sicherheit darinn bestehe, daß sie über ihrem Bunde gemeinschaftlich fest halten. Von andern werden sie auch **Mingos**, desgleichen zuweilen **Maquaien** genennt. Diese Sechs Nationen sind die **Mohaks**, die **Oneider**, die **Onondager**, die **Cajuger**, die **Senneker** und die **Tuscarores**. Leztere wurden erst vor etwa 70 Jahren zu dem Bunde hinzugethan.

Die übrigen Nationen, die theils mit den Delawaren und Irokesen verbunden sind, theils sonst einigen Zusammenhang mit ihnen und ihrer Geschichte haben, sind die **Mahikander**, die **Schawanosen**, die **Cherokesen**, die **Twightwees**

die Wawiachtanos, die Kikapus, die Moschkos, die Tukaschas, die Chipaways, die Ottawas, die Putewoatamen, die Nantikoks, die Wyondats oder Huronen, die Chaktawas, die Chikaus und die Creek-Indianer; anderer Völker nicht zu gedenken, die gelegentlich in dieser Geschichte vorkommen werden.

Benannte Indianer-Nationen wohnen sämtlich hinter Neu-England, Neuyork, Neujersey, Pensylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien. Die eigentliche Gegend aber, wo sich jedes dieser Völker insonderheit befindet, läßt sich nur ohngefähr angeben, theils weil man von ihren Ländern noch keine zuverläßige Charten hat, theils weil verschiedene dieser Nationen keinen festen Sitz haben, und sich bald hier bald da aufhalten. Die Delawar-Nation wohnt dermalen etwa in der Mitte zwischen dem See Erie und dem Ohio-Flusse. Die Irokesen aber besitzen die Gegenden hinter Neuyork, Pensylvanien und Maryland, um die Landseen Erie und Ontario herum, auch noch weiter nach Westen gegen die Ostseite des Mißisippi, deßgleichen weiter herunter nach Süden, gegen den Ohio. Die Mohaks wohnen am meisten ostwärts, sind grossen Theils unter den weissen Leuten *) zerstreut und nur gering an der Zahl. Zunächst bey ihnen befinden sich die Oneider und Tuskarores. Hierauf folgen von Osten nach Westen die Onondager, sodann die Cajuger und endlich die Sennecker, welche also am weitesten gegen Westen wohnen.

Die Mahikander sind nahe Nachbarn der Irokesen. Die Schawanosen wohnen unterhalb den Delawaren, näher dem Ohio. Die Wyondats oder Huronen be-

*) So werden die Europäer und deren Abkömmlinge in America für gewöhnlich genennt, um sie von den Indianern zu unterscheiden.

befinden sich theils am West-Ende des Sees Erie um den Fluß Sandusky herum, theils in der Gegend von Fort Detroit, zwischen den Seen Huron und Mischigan. Die Ottawas und Putewoatamen wohnen ebenfalls bey See Erie westwärts doch ziemlich weit davon. Die Wawiachtanos und Twichtwees findet man zwischen den Flüssen Sioto und Wabach, so wie die Kikapus, Moschkos und Tukachschas auf beiden Seiten der Wabach, doch merklich von einander entfernt. Die Chipaways, eine starke Nation, trift man auf der Nordseite des Sees Erie. Von den Nantikoks wohnen einige in Maryland; die übrigen sind erst an die Susquehannah und endlich weiter hinauf gegen Norden gezogen. Die Cherokeesen wohnen in den Gebirgen hinter Nordcarolina, zwischen dem in den Ohio fallenden Flusse Cherokee und Südcarolina, auf der Ostseite des Mißisippi. Die Chaktawas oder Catabas haben ihren Sitz hinter Georgien am Mißisippi; und die Creek-Indianer sind Nachbarn der Cherokeesen und der Chaktawas, befinden sich hinter den Gebirgen von Carolina und Georgien, und werden in Ober- Mittel- und Unter-Creeks eingetheilt. Zwischen den Creek-Indianern aber und den Cherokeesen, weiter nach Westen zu, auf der Ostseite des Mißisippi, wohnen die Chikasaus, zu beiden Seiten des Flusses Chikasau, welcher auch Jason genennet wird, und in den Mißisippi fällt. Unter diesen Indianern findet man auch Neger, die sie theils als Gefangene eingebracht haben, theils auch wol selbst den Europäern entlaufen und zu den Indianern geflüchtet sind.

In welchem Verhältnisse die Delawaren und Irokesen unter einander, und mit den übrigen eben genannten indianischen Völkern stehen, werde ich anzeigen, wenn ich auf ihre Geschichte und politische Verfassung komme, jetzt aber von ihrem Lande eine kurze Beschreibung machen.

Die

Dieses Land liegt *) mit Inbegriff der grossen Landseen, die weiter unten vorkommen, zwischen dem 37sten und 48sten Grade nördlicher Breite, und dem 77sten und 97sten Grade westlicher Länge, von der Londoner Mittagslinie an gerechnet. Seine gröste Länge beträgt also ohngefehr 160, so wie seine gröste Breite etwa 220 Meilen. **) Die Grenzen sind gegen Morgen Neuyork und Pensylvanien; gegen Mittag der Ohio-Fluß, gegen Abend der Mißisippi, und gegen Mitternacht Canada.

Dieser Theil von Nord-Amerika ist überaus wasserreich, und hat so viel grosse Bäche, Flüsse und Landseen, daß man fast überall zu Wasser hinkommen kann. Sonderlich ist die Kette der eben erwehnten grossen Landseen etwas sehr merkwürdiges und prächtiges, und man könnte sie wegen ihres weitläuftigen Umfangs füglich inländische Meere frisches Wassers nennen. Der vornehmste ist der Ober-See, Lacus superior, welcher sich zwischen dem 46sten und 50sten Grade nördlicher Breite und dem 84sten und 93sten Grade westlicher Länge von London befindet. Wenn in denen Gegenden von Nord-Amerika, wohin noch kein Europäer gekommen ist, nicht noch grössere Landseen zu finden sind, so ist der Ober-See der grösseste in ganz Amerika, ja vermuthlich der grösseste Landsee auf dem ganzen Erdboden. Sein Umkreis beträgt nach Carvers muthmaßlichen Angabe, wenn man die völlige Weite jeder Bucht ausmißt, mehr als 320 Meilen. Gedachter Hauptmann fuhr auf diesem See über 200 Meilen, und bemerkte, daß der

*) Nach der zu Hauptmann Carvers Reisen in den innern Gegenden von Nord-Amerika im Jahr 1778 gestochenen Charte.

**) Wenn Meilen angegeben werden, so sind allemal deutsche Meilen gemeint, auf deren eine ich 5 Englische, von diesen also 75 auf einen Grad rechne.

der Grund größtentheils aus einem Felsenbette besteht. Das Wasser ist sehr rein, und fast so durchsichtig, als Luft. Bey hellen Sonnenschein ists unmöglich, länger als etliche Minuten durch diesen hellen Raum die unten liegenden Felsen zu betrachten. Auch hat das Wasser dieses Sees die Eigenschaft, daß wenn gleich die Oberfläche im Sommer sehr warm ist, gleichwol das, was etwa eine Klafter tief heraufgeholt wird, fast eiskalt ist. Stürme sind auf diesem See wie auf dem Ocean; die Wellen steigen da fast eben so hoch, und sind den Schiffen nicht weniger gefährlich. Er nimmt eine Menge Flüsse auf, unter welchen ich aber nur einen kleinen anmerke, der, gerade, ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Schuh senkrecht herabstürzt. Weil er sehr schmal ist, so zeigt er sich in der Ferne wie ein weisser Streif in der Luft.

Nach dem Ober-See ist der See Huron der gröseste, und mit jenem durch einen natürlichen Canal, die Straße S. Maria genannt, vereinigt. Er liegt zwischen dem 43sten und 46sten Grade nördlicher Breite, und dem 79sten und 85sten Grade westlicher Länge von London. Seine Figur ist dreyeckig und sein Umkreis beträgt beynahe 200 Meilen. Unter andern Merkwürdigkeiten hat dieser See einen Busen, welcher der Donnerbusen genannt wird. Die Indianer sowol, als alle Europäer, die darüber gekommen sind, geben ihm einmüthig diesen Namen, weil sie jedesmal auf demselben Donnerwetter hatten.

Mit dem Huron hängt durch die Straße Mischillimakinack der See Mischigan zusammen, welcher zwischen 42 und 46 Graden Norderbreite, und 85 und 87 Graden westlicher Länge von London über 100 Meilen im Umfange hat. In demselben liegt eine Kette kleiner Inseln, die Biberinseln genannt, welche einen schönen Anblick geben.

Mit dem Huron vereinigt sich auch der See Erie, ebenfalls durch einen langen und breiten Canal. Die Inseln dieses Sees sind voll Schlangen, worunter die zischenden und die Klapperschlangen die merkwürdigsten sind. Letztere trift man hier in grösserer Menge an, als in irgend einer andern Gegend.

Mit dem Erie verbindet endlich der Niagara-Fluß den See Ontario. Dieser liegt zwischen dem 43sten und 45sten Grade nördlicher Breite und dem 76sten und 79sten Grade westlicher Länge, von Nordost nach Südwest. Er ist länglicht-rund und sein Umkreis beträgt etwa 100 Meilen. Aus diesem See fließt der grosse Lorenz-Fluß heraus.

In allen diesen Seen, welche viele Flüsse und Bäche aufnehmen, ist kein Strom zu verspüren, sondern sie haben ein stillstehendes, und dabey ungemein reines, frisches und gesundes Wasser, das zugleich fischreich, und in den grössesten tief genug ist, grosse Schiffe zu tragen. Die Engländer hielten vor diesem sogar auf dem Ontario und dem Erie, wegen ihres Handels mit den Indianern, ziemlich grosse Schiffe, welche zum Theil viele Kanonen führten.

Kleinere Landseen gibt es in dortiger Gegend noch mehrere; z. E. der Oneider-See ist gegen 6 Meilen lang, und fast 3 Meilen breit; der Cajuger-See hat ohngefehr dieselbe Grösse, und im Senneker-Lande haben unsere Missionarien verschiedene angetroffen, die noch grösser waren. In den meisten beträchtlichen Flüssen dieser Gegenden trift man viele Wasserfälle an.

Der vornehmste Fluß in dem Lande der Delawaren und Irokesen ist der Ohio, welcher wenigstens 50 Meilen oberhalb Pittsburg nach Nordosten zu in einem dicken Busche entspringt, ohngefehr in der Mitte, zwischen der Südostseite des Ontario und der Nordwestseite der Susquehan-

nah, welche in Pensylvanien fließt. Dieser Fluß heißt auf Delawarisch Alligewisipo; die Europäer haben Allegheny daraus gemacht, und die Irokesen nennen ihn Ohio, d. i. den schönen Fluß.

Er hat ein schiffbares und sehr angenehm fließendes Wasser. Von Pittsburg gehen oft große Fahrzeuge auf demselben bis in den Illinois-Fluß, aus diesem in den Mißisippi, bis Neu-Orleans, einer im Mißisippi gelegenen Insel. Bey Pittsburg fällt die Monongehella, die in Virginien entspringt, in den Ohio, und 20 Meilen von gedachter Stadt nordwärts, ergießt sich die Venango, auf Indianisch Onenge, in denselben. Hier verläßt man den Ohio, wenn man nach Presquisle, dem See Erie oder Niagara reiset, und fährt auf der Onenge. Man trift aber auf diesem Wege einen beschwerlichen Trageplatz an, wo alles, was man mit sich führt, wol 3 Meilen weit über Land fortgeschaft und alsdenn wieder eingeschift werden muß. Wer nicht versichert ist, auf der andern Seite ein anderes Fahrzeug vor sich zu finden, sieht sich genöthiget, auch sein Fahrzeug über Land fortschleppen zu lassen.

Der **Muskingum**-Fluß auf deutsch Elksauge, weil es viele Elks da herum gibt, entspringt nahe bey Canahage, aus einem kleinen Landsee, fällt etwa 40 Meilen unterhalb Pittsburg in den Ohio, und wird von seinem Ursprunge bis zu seinem Ausflusse von den Indianern mit leichten Booten befahren.

Etwa 60 Meilen unterhalb Pittsburg ergießt sich der Sioto-Fluß, und weiter nach Westen zu die **Wabach** in den Ohio: der Sandusky-Fluß aber, welcher von Süden nach Norden fließt, in den See Erie. Der **Erdbeeren**-Fluß, welcher diesen Namen von der Menge großer und wohlschmeckender Erdbeeren hat, die an seinen Ufern wachsen, ergießt sich in den See Ontario; wie denn die

meh-

mehresten kleinern Flüsse dieser Gegend entweder in den Erie oder in den Ontario fallen.

Indessen nimmt auch der Ohio auf seinem ziemlich langen Laufe noch mehrere Flüsse auf, als ich angeführt habe. Er fließt von N. O. nach S. W. und fällt endlich etwa 280 Meilen unterhalb Pittsburg in den Mißisippi.

Die Bäche, welche gemeiniglich Creecken genennet werden, woran dieses Indianer-Land vorzüglich reich ist, haben ihren Ausfluß entweder in die Landseen oder in die Flüsse.

Weil des Mißisippi und des Lorenz-Flusses gelegentlich gedacht worden, so will hier nur anzeigen, daß diese 2 Hauptflüsse von Nord-Amerika nicht gar weit von einander entspringen, und sich ohngefehr 500 Meilen von ihrem Ursprung ins Meer ergießen.

Der Mißisippi, einer der grösesten und schönsten Flüsse der Welt, hat an den Ufern hin und wider mit Gras bedecktes Land, Wälder, bey welchen man oft ganze Heerden Wild, besonders Elendthiere weiden sieht, angenehme Hügel, Felsenpyramiden und Berge, von welchen man die vortreflichsten Aussichten hat. Er nimmt auf seinem Lauf sehr viele Flüsse auf, worunter einige der Donau und dem Rhein an Größe nichts nachgeben. Er hat etliche Wasserfälle. Der merkwürdigste darunter, S. Anton genannt, macht ein solches Geräusch, daß man es auf 4 Meilen weit hören kan. Einige Meilen unterhalb diesem Wasserfall ist eine merkwürdige Höhle von einer erstaunlichen Tiefe. Die Indianer nennen sie die Wohnung des grossen Geistes. Etwa 20 Schuh vom Eingange fängt ein unterirdischer See an, dessen Ende man, wegen der Dunkelheit der Höhle, noch nicht hat können ausfindig machen. Der Fluß ergießt sich endlich durch verschiedene Mündungen in den Meerbusen von Mexico.

Der Lorenzfluß bewässert einen großen Theil von Canada, nimmt verschiedene grosse und kleine Flüsse auf, und fällt ostwärts in den Meerbusen von S. Lorenz, wo er bey seiner Mündung gegen 18 Meilen breit ist.

Der Niagara, den man als einen etwa 7 Meilen langen Arm des Lorenzflusses ansehen kann, ist sonderlich wegen seines weit und breit berühmten Wasserfalles zu merken. Der Fluß, der in einer Entfernung von mehr als 330 Meilen von seiner ersten Quelle, unterwegens immermehr Zuwachs erhält, stürzt sich 140 Schuh hoch herunter; in einer Strecke von anderthalb Meilen fällt der äusserst schnelle Strom noch wol eben so viel Schuh tiefer, und macht ein Geräusch, das man in einer fast unglaublichen Entfernung hören kann. Ausser dem Niagara hat der Lorenzfluß noch viele Wasserfälle, da man die Fahrzeuge ausladen muß; gleichwol wird er stark befahren.

Nach dieser kleinen Ausschweifung kehre ich an den Ohio zurück. Zu beiden Seiten dieses Flusses ist das Land den Ueberschwemmungen sehr unterworfen, sonderlich im Frühjahr, wenn in Norden der Schnee abgeht. Indessen trägt dieses vermuthlich auch etwas dazu bey, daß das Erdreich dort so gut und fett ist. Ueberhaupt aber ist das ganze Land, welches die Delawaren und Irokesen inne haben, ungemein fruchtbar. Doch wenn es einige Jahre nach einander seinen Vorrath von Säften hergegeben hat, verlangt es Düngung und Pflege, wie anderswo.

Die Gegend an der Wabach ist sehr eben. Man trift daselbst Flächen an, die viele Meilen lang sind, und nichts als Gras hervorbringen, so daß man ganze Tage reisen kann, ehe man einen Hügel, oder Baum, oder etwas Gebüsch zu Gesichte bekömmt. Auf diesen Flächen sieht man oft große Heerden Büffel, von hundert und mehr Stücken.

Je weiter nach Westen, desto fruchtbarer und herrlicher sollen die Gegenden seyn, die aber groszentheils noch unbewohnt sind.

Das vornehmste **Gebirge**, in dem Lande der Delawaren und Irokesen, ist ein Theil des Apalachischen Gebirges, welches auch das Alleghene-Gebirge genennet wird, und sich von Florida in verschiedenen Aesten oder Reihen fast ununterbrochen bis in die nördlichsten Gegenden von Nord-Amerika erstreckt. Seine Länge wird auf mehr als 500 Meilen geschätzt, und gehört unter die längsten, die man kennt. Es bekommt in den verschiedenen Gegenden, die es durchläuft, verschiedene Namen. Den Theil derselben z. E. welcher auf der Westseite des Mißisippi in der Gegend des Flusses S. Peter liegt, nennt man die glänzenden Berge, wegen einer unbeschreiblichen Menge großer Kristallen, womit sie bedeckt sind. Diese werfen, wenn die Sonne drauf scheint, einen solchen Glanz von sich, daß man sie in einer großen Entfernung sehen kann. In Pensylvanien nennt man dieses Gebirge die **blauen Berge**, deren höchster Gipfel der große blaue Berg, auch der Wolfsberg genennet wird, weil es daselbst viel Wölfe gibt. Ein andrer heißt die Jakobshöhe. Die höchsten Berge, die sich auf dem Wege aus dem Delawar-Lande nach Pittsburg befinden, sind der Siedling, der Alleghene-Berg und der Laurel. Der Thürnstein in der Gegend von Tulpehockin, hat in der Größe, Breite und Höhe viel Aehnlichkeit mit dem Alleghene-Berge.

Gedachtes Gebirge scheidet das Indianer-Land auf der Ostseite von Pensylvanien und den übrigen unterhalb gelegenen Colonie-Ländern. Auf der Westseite desselben ist das Land zwar hüglicht und gebrochen, aber große Berge sind da nicht. Uebrigens bestehen die Berge und Anhöhen aus eben solcher Erde, wie das niedrige Land, welches mehren-

theils

theils mit so dichtem Gebüsche bedeckt ist, daß die Sonne beynahe nicht durchscheinen kann. Solcher Busch wird dort gemeiniglich Schwamm genannt.

Was das Klima betrift, so hat man ins ganze wahrgenommen, daß in Gegenden von Nord-Amerika, die mit europäischen Provinzen unter einerley Breite liegen, gleichwol die Kälte im Winter weit strenger und anhaltender ist. Z. E. Der nördliche Theil der 13 vereinigten Staaten liegt mit Großbritannien und dem größten Theil von Deutschland unter einerley Breite, hat aber äußerst strenge Winter, und sehr kurze Sommer. Neuschottland, der nördliche Theil von Neuengland, und der größte Theil von Canada haben mit Frankreich und dem wärmsten Theile von Deutschland einerley Breite, aber ihre Winter sind strenger und anhaltender. Der südliche Theil von Neuengland, Neuyork, der größte Theil von Neujersey, Pensylvanien, und der südliche Theil von Canada liegen mit Spanien und Italien unter einerley Breite, aber ihr Winter ist ebenfalls strenger und anhaltender; auch ist die Hitze im Sommer grösser, wechselt aber oft plötzlich mit empfindlicher Kälte ab. Maryland, Virginien und Nordcarolina haben mit den südlichsten Provinzen von Europa einerley Breite, aber weit heftigere Kälte und viel mehr Schnee. Dieses rauhere Klima mag wol grossentheils daher kommen, daß die Nord- und Nordwest-Winde, die diese Provinzen treffen, über ein weites mit Gebirgen, Wäldern und Seen angefülltes Land streichen, und dadurch sehr kalt werden. Der Mangel an Einwohnern aber und die grossen Wälder tragen auch nicht wenig dazu bey. Zu den Zeiten des Tacitus waren die Winter in Deutschland ungleich härter und anhaltender, als jezt. Es ist daher wahrscheinlich, daß das Klima in dortigen Gegenden immer gemäßigter werden wird, jemehr die Anzahl der Einwohner zunimmt.

Im Lande der Delawaren ist der Sommer gemeiniglich sehr warm. Die heißesten Monate sind der Julius und der August, da man wollene Kleidung nicht wohl ertragen kann. Im Herbst, ja bis Weihnachten, und manchmal noch länger, weiß man daselbst von keiner sonderlichen Kälte. Geschieht es auch, daß in einer hellen Nacht der Erdboden friert, so thaut er am Tage doch wieder auf. Ueberhaupt ist der Winter dort für gewöhnlich gelinde, und das Wetter zu dieser Jahrszeit meistentheils regnicht, feucht und veränderlich. Nach ein paar schönen heitern Tagen kann man sicher darauf rechnen, daß wieder trübes und nasses Wetter einfallen werde. Doch friert der Muskingum-Fluß, weil er keinen starken Strom hat, gemeiniglich alle Winter ein- auch wol zweymal zu. Von sehr tiefem Schnee weiß man in dortigen Gegenden nicht viel; auch bleibt derselbe nicht leicht lange liegen. Daher wurde der Winter zu Ende 1779 und Anfang 1780 für außerordentlich hart gehalten, da der Schnee einmal 2 Schuh tief fiel. Er blieb aber doch nicht über 8 Tage liegen, wiewol das Winterwetter bis in den Februar währte. Hingegen im Irokesenlande ist der Winter sehr kalt und der Schnee gemeiniglich tief.

Dabey lehrt die Erfahrung, daß 20 Meilen mehr nördlich oder südlich schon einen merklichen Unterschied in der Temperatur machen. Z. E. Am Sandusky-Flusse ist es viel kälter, und der Schnee fällt viel tiefer, als am Muskingum; und hier ist der Winter wieder strenger als am Sioto, woselbst der Schnee fast nie liegen bleibt. So ist auch die Witterung auf der einen Seite des Alleghene-Gebirges von der auf der andern Seite nicht wenig verschieden. Denn in Pensylvanien pflegt der Ostwind Regen zu bringen; am Ohio aber regnet es mit diesem Winde niemals. Auch weht derselbe dort selten, und hält

nicht

niche leicht über einen halben Tag an. Die Süd- und Westwinde aber bringen daselbst Regen, und ein Landregen aus Westen währt manchmal eine ganze Woche lang. Ja es regnet sogar bisweilen mit dem Nordwestwinde. Die Gewitter kommen da nur aus Süden, Westen oder Nordwest: hingegen in Pensylvanien pflegt der Nordwestwind das Wetter aufzuklären.

Was die Steine und Mineralien in diesem Lande betrift, so ist davon wenig besonderes bekannt. Die Indianer kennen bisher zu wenig Bedürfnisse, wodurch sie zur Ausfindung und Untersuchung dieser Produkte der Erde wären angeregt oder genöthiget worden, woraus aber nicht zu schliessen, daß es daran fehle. Indessen weiß man, daß es in den von den Delawaren und Irokesen bewohnten Gegenden weder Gold noch Silberminen gibt, Kupfer und Bley aber hie und da. Unter andern findet man im Obersee viele kleine Inseln, die mit Kupfererz wie bedeckt sind. An andern Orten zeigen sich auch Adern von gediegenem Kupfer. Eisenerz ist dort ebenfalls häufig; ob es aber von der vorzüglichen Güte ist, wie das Pensylvanische, muß die Zukunft lehren. Dieses wird zum Schifbau für besser gehalten als das europäische, weil es vom salzigen Seewasser nicht sobald angegriffen wird. Felsen sieht man hin und wieder am Ohio; sonst aber nur wenige und am Muskingum fast gar keine, denn die meisten Berge und Hügel sind nicht felsicht. Ein weicher Sandstein den man am Ohio findet, gibt die besten Schleifsteine. Ein gewisser schwarzer Stein, der sich schneiden und leicht bearbeiten läßt, ist für die Indianer von besonderm Werth, denn sie pflegen daraus ihre Tabackspfeiffen zu machen. Kalksteine hat man noch nicht gefunden.

Man trift auch am Ohio eine grosse Salzlecke an, welcher die Büffel und andere wilde Thiere stark nachzuge-

hen

hen pflegen. Salpeter wird häufig gefunden, und soll vorzüglich gut seyn.

Was nun noch von den übrigen Produkten dieses Indianerlandes als zuverlässig gemeldet werden kann, wird gelegentlich vorkommen, wenn von der Lebensart und den Gebräuchen der Indianer gehandelt wird.

Zweyter Abschnitt.

Körperliche Eigenschaften der Indianer. Gemüthsbeschaffenheit der Wilden. Von den Indianischen Sprachen, Wissenschaften und Künsten.

Die Delawaren und Irokesen und die mit ihnen verbundenen Nationen haben sowol in Absicht des Körpers, als des Gemüths, sehr viel ähnliches. Die Mannsleute sind mehrentheils schlank, von mittelmäßiger Grösse, wohlgestaltet und gut gewachsen. Selten siehet man unter ihnen Verwachsene oder Krüppel. Die Frauensleute sind klein, nicht so wohl gewachsen, und haben ein etwas plumperes Aussehen. Die Haut der Indianer hat eine röthlichbraune, dem Kupfer ziemlich ähnliche Farbe, doch mit Unterschied. Einige sind so gelbbraun, daß sie den Mulatten nicht viel nachgeben; andere so hellbraun, daß man sie von bräunlichten Europäern nicht unterscheiden würde, wenn ihre Haare und Augen sie nicht kenntlich machten. Erstere sind kohlschwarz, stark, lang und grob, beynahe wie Pferdehaar. Im Alter werden sie weiß. Krause Haare sind selten.

Die Meinung einiger Schriftsteller, als wenn die Indianer, selbst in ihren reiffsten Jahren blos Haare auf dem

Kopfe

Kopfe hätten, und alle übrige Theile des Körpers davon frey blieben, ist ungegründet. Sie sind darinn von andern Menschen nicht verschieden. Weil sie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, so bringen sie es mit vieler Mühe dahin, daß fast keine Spur davon an ihnen zu sehen ist.

Ihre Augen sind groß und schwarz, und in ihrem rohen Zustande haben vorzüglich die Mannsleute, einen überaus wilden, oft fürchterlichen Blick. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, und ihre Bildung ist mehrentheils angenehm. Ihre Wangenknochen stehen etwas hervor; doch bemerkt man dieses mehr bey dem weiblichen als bey dem männlichen Geschlechte.

Beide aber haben durchgängig schöne weiße Zähne, und in gesunden Tagen nicht leicht einen übelriechenden Athem.

In Ansehung der Leibeskräfte haben sie vor den Südamerikanern und den Bewohnern der Westindischen Inseln einen merklichen Vorzug. Die Mannsleute gehen stark, sind leicht auf den Beinen, und zum schnellen Laufen ungemein geschickt. Sie haben einen sehr feinen Geruch, und ein ungemein scharfes Gesicht und Gehör.

Ihr Gedächtniß ist so stark, daß sie jeden kleinen Umstand anführen können, der vor vielen Jahren in ihren Rathsversammlungen vorgekommen ist, und wissen genau zu sagen, zu welcher Zeit der Rath gehalten ward, von welchem eben die Rede ist. Ihre Einbildungskraft ist überaus lebhaft, und trägt nicht wenig dazu bey, daß sie in vielen Sachen leicht und geschwind eine Fertigkeit erlangen. Alles, was zu ihrer Lebensart gehört, oder nach ihrer Einsicht zu ihrem Vortheil dient, erlernen sie bald, und erhalten durch beständige Uebung und außerordentliche Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse, wozu sie von Jugend auf gewöhnt werden, manche Vorzüge vor andern Völkern. Daher

kommt

kommt, daß sie für gewöhnlich nur wenig Gegenstände haben, worauf sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten, und dieselbe also nicht sehr theilen dürfen. Daß ihre Verstandskräfte nicht gering sind, und daß ihre Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft von Natur gut ist, zeigt sich bey vielen Gelegenheiten sehr deutlich. Manche unter ihnen lassen in Geschäften und im Umgange mit andern viel gesunde Vernunft sehen, und halten über Recht und Billigkeit; womit sie beweisen, daß sie die Sachen im rechten Lichte ansehen. Je mehr Veranlassung sie bekommen, ihren Verstand anzuwenden, desto mehr wird man gewahr, daß sie reichlich von Gott damit begabt sind.

So wenig Cultur unter den Indianern ist, so zeichnen sie sich doch in ihrem sittlichen Leben so aus, daß vielleicht kein anderes heidnisches Volk so viel Schein des Guten und der Tugend hat. Man vergleiche nur ihr Betragen unter einander mit dem Betragen ähnlicher heidnischen Völker, so wird der Unterschied zum Vortheil der Indianer leicht wahrzunehmen seyn.

Nachfolgende wenige Bemerkungen, welche unsere Missionarien aus vieljährigen Umgang und genauer Bekanntschaft mit ihnen zu machen Gelegenheit gehabt haben, werden solches bestätigen.

Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer nicht wenig guten äusserlichen Anstand. Für gewöhnlich begegnen sie sowol einander als auch Fremden freundlich und bescheiden, aber ohne leere Complimente. Ihr ganzes Betragen erscheinet ins allgemeine gesetzt und vorsichtig. In wichtigen Fällen pflegen sie jedes Wort und jede Handlung mit anscheinender Gemüthsruhe und Ernsthaftigkeit zu überlegen und sich vor Uebereilung in Acht zu nehmen. Bey genauerer Bekanntschaft mit den Handelnden entdeckt man doch leicht, daß ihre Vorsichtigkeit vor-

zöglich aus Mißtrauen entspringe, und ihre Gemüthsruhe mehr im Scheine bestehet. Die Kunst sich zu verstellen, verstehen sie vollkommen. Hat der Indianer z. B. durch Feuer Haab und Gut verloren, so redet er davon mit einer Gleichmüthigkeit, die nur bey den gleichgültigsten Dingen natürlicher Weise statt hat. Doch läßt in dergleichen Fällen der weniger Stolze deutliche Merkmaale der Betrübniß sehen.

In dem Umgange beyder Geschlechter bezeigen sie sich züchtig und anständig. Wenigstens wird öffentlich nicht leicht etwas geiles, ungesittetes und unanständiges bey ihnen wahrzunehmen seyn; so daß man nicht leugnen kann, daß sie hierin die mehresten Völker weit übertreffen. Aber darum sind sie von der Unzucht nicht frey, und selbst unnatürliche Sünden unter ihnen nicht ungewöhnlich.

Sie sind gesellig und freundlich. Gegenseitige Besuche sind unter ihnen sehr gewöhnlich. Zank, Spötterey und jede Art der Beleidigung wird dabey sorgfältig vermieden. Niemanden beschämen sie, keinem werden d[…] geradezu Vorwürfe gemacht, selbst einem bekannten Mörder nicht. Die Jagd, die Fischerey und ihre Staatssachen machen gewöhnlich den Inhalt ihrer vertraulichen Gespräche aus. Keiner fällt dabey dem andern in die Rede. Mi[…] Neuigkeiten lassen sie sich gar zu gern unterhalten. Ob si[…] wahr oder falsch sind, darauf kommt es ihnen nur selt[…] an. Auch darum nehmen sie gern Fremde auf; doch fra[…]gen sie dieselben nicht eher um Neuigkeiten, als bis ei[…] Pfeiffe Tabak geraucht worden. Fluchen und Schwör[…] ist bey ihren Gesprächen ungewöhnlich. Dazu haben sie k[…]ne Formeln, wie sie unter andern Völkern eingeführt sind.

Aus ihrem Betragen läßt sich auf das beste Vertrau[…] gegen einander schliessen. Ihr Jagdgeräthe, ihr Wildpr[…] lassen sie oft mehrere Tage frey liegen. Just nicht, we[…]

sie auf die Ehrlichkeit und Treue ihrer Landsleute sichere Rechnung machen; denn Stehlen ist unter ihnen nicht ungewöhnlich: sondern weil die Indianer jedes Mißtrauen gegen sie für hohe Beleidigung halten. Also hat bey der Bewahrung des geschossenen Wildes nur Hinsicht auf Raubthiere statt.

Verschiedenheit der Stände mit allen ihren Folgen hat unter den Indianern nicht statt. Sie sind alle gleich vornehm und frey. Nur Vermögen, Alter, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Aemter geben unter ihnen Vorzüge. Wer den Oberhäuptern viel Wampom verschafft, wird für einen vornehmen reichen Mann gehalten. Das Alter ist durchgängig bey ihnen in grosser Achtung, weil sie mit dem Begriff eines langen Lebens auch den Begriff der Weisheit verbinden. Junge Indianer suchen durch Geschenke, die sie alten Männern auf die beste Weise machen, von ihnen nützlichen Unterricht zu erhalten, wie sie ebenfalls zu einem hohen Alter gelangen können. Jezt aber hat sich die indianische Jugend auch in dieser Absicht sehr verschlechtert. Ein geschickter Jäger, ein tapferer Anführer der Kriegsleute und ein weiser Chief stehen bey ihnen in grosser Achtung; und kein Indianer, so frey er sich auch dünkt, weigert sich, seinem Anführer im Kriege und seinem Chief zu folgen.

Sie lieben die Geschenke, sind aber sehr geneigt, sie als Schuldigkeiten anzusehen. Sie nehmen es übel, wenn man damit nicht fortfährt. Einige alte Männer und Weiber wollen gar die Kunst verstehen, durch ein Beson zu bewirken, daß ihnen Geschenke an Kleidern und Lebensmitteln gemacht werden müssen. Wenigstens ist der Handel mit dergleichen Besons ihnen einträglich.

Die Gastfreyheit der Indianer ist berühmt. Sie erstreckt sich auch auf Fremde, die zu ihnen ihre Zuflucht

 neh-

nehmen. Diß halten sie für eine ihrer heiligsten Pflichten, der sich niemand entziehen darf. Wer sie ihnen verweigert, beleidiget sie, und setzt sich selbst allgemeiner Verachtung und Schande, so wie der Rache des Beleidigten aus.

Gegen ihre Feinde sind sie grausam und unerbittlich, und wenn sie vom Zorn übernommen werden, gehen sie gleich auf Mord und Todschlag los. Sie wissen zwar ihre Leidenschaft geschickt zu verbergen, und deren Befriedigung auf eine gelegene Zeit zu verschieben. Desto heftiger ist aber alsdann der Ausbruch. Ihre Rachbegierde hat keine Grenzen; und wenn sie sich nicht selbst rächen können, so fordern sie ihre Brüder und Nachkommen dazu auf. Die längste Zeit ist nicht vermögend, ihren Haß zu dämpfen, und der entlegenste Ort setzt ihren Feind gegen ihre Rache nicht in Sicherheit.

Hurerey, Ehebruch, Stehlen, Lügen und Betrügen, halten sie für unrecht, für Schandthaten, die sie verschiedentlich bestrafen.

Einem Ehebrecher sucht der Beleidigte gleiches mit gleichem zu vergelten, oder ihn aus der Welt zu schaffen. Die Ehebrecherin wird entweder blos verstoßen, oder gar ums Leben gebracht.

Ein Dieb muß das gestohlne ersetzen; hat er aber selbst nichts, oder kann nicht belangt werden, so müssen seine Verwandte für ihn büßen. Bey gewaltsamen Räubereyen werden die Künste der Zauberer zu Hülfe genommen, die den Räuber auf eine unerklärbare Weise in die andere Welt schicken.

Mord und Todschlag kommen unter den Indianern, seitdem sie dem Rum so unmäßig ergeben sind, sehr häufig vor. Selten endigt sich eines ihrer Feste ohne Blutvergießen. Die Schuld wird zwar lediglich auf den Rum geschoben; gleichwol wird auch der Mord in besoffenem Mu-

ihn bestraft. Für eine Mannsperson muß der Mörder 100 Klafter Wampum, und für eine Weibsperson 200 erlegen. Kann er aber dieses nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, und seine Verwandte und Freunde können oder wollen ihm nicht dazu behülflich seyn: so muß er sich der Verfolgung des Bluträchers durch die Flucht entziehen. Am leichtesten kommt der Mörder eines Blutsverwandten durch. Denn die Familie, welcher allein die Blutrache zukommt, will nicht gern durch strenge Bestrafung des Mörders auf einmal zwey Mitglieder verlieren und sich dadurch schwächen. Daher suchen sie die Sache in der Güte zu vermitteln, oder gar den Mörder zu rechtfertigen.

Dem Stehlen und Lügen, der Zanksucht, der Verleumdung und Schwätzerey ist sonderlich das weibliche Geschlecht unter den Indianern ergeben.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Indianer viel Fähigkeit zu allerhand Arbeiten besitzen. Einige, die viel unter weißen Leuten gewesen sind, haben z. B. ohne eigentliche Anweisung angefangen zu schmieden, und Beile, Aexte und dergleichen, sehr gut zu verfertigen. Das ist aber etwas Seltenes. Denn jede mühsame anhaltende Arbeit ist ihnen zuwider. Sie werden weder durch die Erziehung dazu angeführt, noch durch ihre Bedürfnisse dazu genöthiget. Die Indianer, ins Ganze genommen, sind ruheliebend, sonderlich die Mannsleute. Auf die Jagd, die ihre Hauptbeschäftigung ist, verwenden sie anhaltend nur einige Monate im Jahre. Die übrige Zeit verbringen sie größtentheils im Müßiggange. Den Weibsleuten aber fällt schon etwas mehr Arbeit zu, denn sie haben die ganze Hauswirthschaft allein zu besorgen. Nur Hunger und Mangel kann den Indianer aus seiner Trägheit reißen und thätig machen.

Dem Indianer liegt die Ehre und der Wohlstand seiner Nation sehr am Herzen. Denn obgleich weder Macht noch

Gesetze die Indianer mit einander verbinden, so sehen sie sich doch als Ein Volk an, von dem sie einen hohen Begriff, und an ihren Stamm eine außerordentliche Anhänglichkeit haben. Die Unabhängigkeit scheint ihnen ein alles übertreffender Vorzug ihrer Nation und jedes einzelnen Indianers zu seyn. Den Europäern gestehen sie gerne ihre Vorzüge in gewissen Künsten zu; aber sie verachten sie, weil sie ihnen mit mühsamer Dienstbarkeit verbunden zu seyn scheinen. Die Vorzüge die sie in der Jagd, Fischerey, und selbst in der Moralität vor den Europäern zu haben vermeynen, achten sie höher, als alle europäische Cultur. Dieser Nationalgeist der Indianer wirkt zum Besten ihres Volkes die größten Thaten. Zu dessen Vertheidigung scheuen sie keine Gefahr, ertragen die empfindlichsten Schmerzen mit Gelassenheit und gehen selbst dem Tode unerschrocken entgegen. Noch in ihren letzten Augenblicken behaupten sie zur Ehre ihres Volks, die größte Unempfindlichkeit, rühmen sich gegen ihre Feinde ihrer Beherztheit und trotzen den heftigsten Leiden und Martern mit wildem Stolze.

Sie halten zwar die Europäer für ein besonders künstliches und arbeitsames Volk, aber auch größtentheils für ihre Feinde. Sie haben zu nichts weniger Lust, als ihre Lebensart mit der europäischen zu vertauschen. So wenig der Fisch zur Lebensart des Vogels sich paßt, und nach Gottes Absicht passen soll: eben so wenig, sagen sie, würde es sich schicken, wenn die Indianer europäisch leben wollten. Daß sie aber den Europäern nicht gut sind, dazu meynen sie Grund genug zu haben. Unser Land, sagen sie, haben sie uns zum Theil weggenommen; unsre Jagdreviere durch ihr Vieh eingeschränkt; viel anderes Unheil, sonderlich durch Einführung des Rums, unter uns gestiftet; und wahrscheinlich gehen sie damit um, unser Land

vollends in Besitz zu nehmen und aus zu vertilgen. Ist gleich diese Widrigkeit bey den Delawaren durch den langen Umgang mit den Europäern gemildert: so haben sie doch ins Ganze weder Liebe noch Vertrauen zu ihnen. Den größten Antheil an der Gunst der Indianer haben die Franzosen, die sich in ihre Lebensart sehr gut schicken können, und immer aufgeräumt sind. Den Engländern ziehen sie sie weit vor.

Seit dem letzten Kriege, dadurch sich die amerikanischen Colonien die Unabhängigkeit erwarben, werden alle weiße Amerikaner von den Indianern Langmesser genannt, von den langen Degen, die sie trugen.

Wenigstens die Irokesen haben sich in dem Credit erhalten, daß man sich auf ihre Treue in Haltung öffentlicher Verträge verlassen könne.

Zu näherer Entwickelung des Charakters dieser Völker wird der Leser in den folgenden Abschnitten mehrere Veranlassung finden.

Hier noch etwas von ihrer Sprache.

Ich will mich mit der Untersuchung nicht einlassen, welche Sprache für die Mutter der Irokesischen und der Delawarischen zu halten sey. Das ist für die Zeit noch eben so großen Schwierigkeiten unterworfen, als die Untersuchung des Ursprungs dieser Völker selbst. Ich bemerke nur, daß diese beyden Sprachen höchstwahrscheinlich in dem ganzen nördlichen Theil von Nord-Amerika, Terra Labrador ausgenommen, die Hauptsprachen sind, aus welchen die übrigen wahrscheinlich entstanden sind. Wenigstens ist unsern Missionarien, die auf diesen Punkt vorzüglich aufmerksam waren, keine bekannt worden, die nicht entweder mit der Irokesischen, oder mit der Delawarischen keine Aehnlichkeit hätte; da hingegen diese von einander vollkommen verschieden sind.

Die 3 Stämme der Delawaren haben zwar einerley Sprache, aber verschiedene Mundarten. Die Unamis und Wunalachtikos, die sonst an der See, in Pensylvanien und den Jerseys, nahe beysammen gewohnt haben, kommen darin einander sehr nahe. Hingegen ist die Mundart der Monsys, welche ehedem über den blauen Bergen in Menissing gewohnt haben, von beyden so verschieden, daß sie einander sehr schwer verstehen würden, wenn sie nicht so viel Verkehr mit einander hätten.

Die Delawar-Sprache hat etwas angenehmes, und läßt sich im gemeinen Umgange sowol, als in öffentlichen Vorträgen sehr gut hören. Sonderlich ist die Sprache der Unamis und Wunalachtikos ungemein wohlklingend, viel lieblicher, und dem Deutschen leichter zu erlernen, als die Sprache der Monsys, die in der Aussprache etwas rauheres haben, und den Mund sehr voll nehmen. Hingegen gibt die Monsy-Sprache den Schlüssel zu vielen Ausdrücken der Unamis und Wunalachtikos. Diese haben die Gewohnheit, Sylben zu verschlucken, auch wol gar wegzulassen, so daß man, ohne Kenntniß der Monsy-Sprache, sehr viele ihrer Wörter fast nicht buchstabiren, noch ihre Bedeutung errathen kann.

Die Aussprache der Delawaren ist überhaupt leicht, nur das ch wird sehr tief aus der Kehle heraufgeholt. Auch fehlen ihnen die Buchstaben f, ph und r; daher sie dieselben in fremden Namen entweder weglassen, oder anders aussprechen. Z. B. statt Philippus sagen sie Pilippus; für Petrus, Petelus; statt Priscilla, Pliscilla. Sie haben wenig einsylbige, aber desto mehr vielsylbige und ungemein viel zusammengesetzte Wörter.

Der Accent fällt in den dreysylbigen gemeiniglich auf die mittelste, in den mehrsylbigen aber auf die vorletzte

Sylbe. Dieses muß wohl beobachtet werden, weil der Sinn mancher Worte blos vom Accent abhängt.

Mit der Delawar-Sprache kommen, wie eben erwehnt worden, verschiedene andere Sprachen mehr oder weniger überein. Das hängt von der Nachbarschaft und dem Umgange der Nationen ab. Z. B. die Sprache der Mahikander hat mit der Monsy-Sprache die gröste Aehnlichkeit; weil diese Stämme ehemals in der Provinz Neu-York nicht weit von einander entfernt wohnten. Auch die Sprache der Schawanosen kommt mit der Monsy-Sprache, noch mehr aber mit der Mahikandischen überein. Nur setzen sie den Accent mehrentheils auf die letzte Sylbe. Die Sprache der Ottawas hat wieder einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Schawanosen, so wie die Sprache der Chipawas unmittelbar mit der Delawarischen. Die Twichtwees und Wawiachtanos kommen in der Sprache mit den Schawanosen überein. Die Sprachen der Kikapus, Tukachschas, Moschkos und Karhaski gehen von der Delawarischen desto merklicher ab, je weiter diese Völker von einander entfernt wohnen. So haben auch die Sprachen der Nationen, welche sonst in Warpe und an der See gewohnt haben, sehr viel ähnliches mit der Sprache der Delawaren, und weichen nur in der Aussprache und im Accent davon ab.

Die Irokesen haben, wie die Delawaren, nur eine Sprache, aber jede von den sechs zu ihrem Bunde gehörigen Nationen hat eine besondere Mundart. Alle aber können einander leicht verstehen. Die Mohaks, Oneider und Onondager weichen am wenigsten von einander ab; die Cajuger von jenen schon mehr; noch merklicher die Sennekers; am meisten die Tuskarores. Mit der Irokesen-Sprache haben ebenfalls verschiedene andere Indianer-Sprachen eine große Aehnlichkeit, welche in der Sprache der Huro-

ner so weit geht, daß man füglich beyde Sprachen für eine und dieselbe halten kann. Nur die Mundart ist verschieden. Hingegen ist die Sprache der Cherokesen eine Mischung aus verschiedenen Sprachen, sonderlich der Schawanosen, Irokesen und Huronen.

Alle diese Indianer-Sprachen aber leiden von Zeit zu Zeit merkliche Abänderungen, wozu die Vermischungen der Stämme unter einander, oder mit Europäern, das meiste beytragen. Man kann sich z. B. leicht vorstellen, was für eine gemischte Sprache daraus werden muß, wenn Franzosen mit Indianerinnen in der Ehe leben. Und das war doch sonst in Canada ganz gewöhnlich, und von der französischen Regierung begünstiget.

In Sachen des gemeinen Lebens der Indianer sind ihre Sprachen sehr wortreich, und haben für einerley Sache, und die dabey vorkommenden Verschiedenheiten, manchmal mehrere Namen. So hat z. B. bey den Delawaren der Bär nicht weniger als 10 Namen, nachdem sein Alter und Geschlecht verschieden ist. Ein zweyjähriger Bär heißt ganz anders, als ein fünfjähriger u. s. w. Wenn sie das Fischen mit der Angel ausdrücken wollen, so brauchen sie ein anderes Wort, als wenn vom Fischen mit dem Netz die Rede ist; und hier wieder ein anderes, als wenn sie das Fischen mit dem Stecher anzeigen wollen. Solche Worte haben mit einander oft nicht die geringste Aehnlichkeit. Ins Ganze genommen aber sind die Indianer-Sprachen, so viele man deren kennen gelernt hat, sehr arm, nur eine mehr, die andere weniger. Die Indianer haben natürlicher Weise nur Ausdrücke für die Dinge, wovon sie einen Begriff haben, und deren sind wenige. Sie geben sich auch keine Mühe, bey neuen Kenntnissen ihre Sprache mit neuen Worten zu vermehren, sondern behelfen sich in dem Falle lieber mit Bildern oder Umschreibungen,

dungen. Daher ist der Vortrag ihrer Redner, die diese Anmuth der Sprache am stärksten empfinden, sehr bilderreich, und sie müssen ihr doch noch durch Stellungen und Geberden oft zu Hülfe kommen. Sehen die Indianer neue Sachen, so pflegen sie zu sagen: Das sind Dinge, die noch keinen Namen haben. Doch stellt zuweilen eine ganze Gesellschaft eine Ueberlegung an, wie sie etwas neues, das ihnen merkwürdig ist, nennen wollen. So wählten sie z. B. zur Benennung der braunen Farbe ein Wort, welches so viel besagt, daß das Braune das Mittel ist zwischen schwarz und weiß. Eben so erfanden sie für die Schuhschnallen, die sie vorher noch nicht gesehen hatten, ein Wort, welches anzeigt, daß es metallene Bänder sind, womit man die Schuhriemen befestigt. Am merklichsten fehlt es ihnen in geistlichen Dingen, wovon sie sonst nichts wußten, an Ausdrücken. Doch haben die Sprachen der Delawaren und Irokesen, seitdem das Wort Gottes unter ihnen geprediget worden, in dem Theil merklich gewonnen. Und wie die gläubigen Indianer in der Erkenntniß JEsu Christi wachsen; so wird auch ihre Sprache erweitert und verbessert.

Für die Wohlredenheit haben die Indianer zwar keine bestimmte Regeln; gleichwol müssen ihre Sprecher wohl geübt seyn, wenn sie Beyfall erhalten sollen. In ihren öffentlichen Vorträgen pflegen sie ungemein hochtrabend und mit erhabener Stimme zu reden, worin die Irokesen alle übrigen Indianer übertreffen. Sie sowol, als die Delawaren können sich in den Materien, die ihnen geläufig sind, verständlich, bestimmt und so kurz ausdrücken, daß ihre Redensarten oft nicht ohne Umschreibung übersetzt werden können. Sie können aber auch, wenn sie wollen, überaus dunkel reden, und mit vielen Worten sehr wenig sagen, so daß selbst Indianer zu studiren haben, um den rech-

rechten Sinn herauszubringen. Sonderlich verstehen sie die Kunst, eine böse Sache so einzukleiden, daß man sie beym ersten Anblick wol gar für etwas Gutes ansehen sollte. Dazu finden sie in ihren Sprachen so viel schickliche Worte und Redensarten, als sie nöthig haben. Vorzüglich sind die Hauptleute in dieser Kunst geübt. Daher man ihre Reden von Wort zu Wort genau erwägen muß, vornemlich, wenn man ihnen eine Antwort zu ertheilen hat. Immer hat man Ursach, auf guter Hut zu seyn, daß man durch ihre Reden nicht hintergangen werde.

Uebrigens ist die Sprache der Irokesen für Deutsche weit leichter zu erlernen, als die Delawarische.

Da den Indianern die Kunst zu schreiben unbekannt ist, so fällt es einem Europäer oft schwer, ihre Worte richtig zu schreiben. Gleichwol ist es dem Missionarius David Zeisberger gelungen, ein Delawar-Englisches Lesebüchlein zu verfertigen, und im Jahr 1776 in Philadelphia drucken zu lassen, woraus ich, zur Probe von der Delawar-Sprache, das Gebet des HErrn, hier mittheile.

Ki Wetochemelenk, talli epian Awossagame. Machelendasutsch Ktellewunsowoagan. Ksakimawoagan pejewigetsch. Ktelite hewoagan legetsch talli Achquidhackamike, elgiqui leek talli Awossagame. Milineen elgischquik gunigischuk Achpoan. Woak miwelendammauwineen 'n Tschannauchsowoagannena, elgiqui niluna miwelendammauwenk nik Tschetschanilawequengik. Woak katschi 'npawuneen li Achquetschiechtowoaganung, tschukund Ktennieen untschi Medhicktung. Alod Knihillatamen Ksakimawoagan, woak Ktallewussowoagan, woak Ktallowilüssowoagan, no wuntschi hallemiwi li hallamagamik. Amen!

Damit der Leser auch sehen könne, was für ein Unterschied zwischen dem Delawarischen und dem Irokesischen Statt habe, so folgt hier eine Anzahl Wörter von beyden Sprachen:

	Delawarisch.	Irokesisch.
Die Bibel	Mecheek Bambilum	Gachiatochseragechti
Das Brod	Achpôan	Jocharachqua
Der Bruder	Nimat	Jatattegè
Die Erde	Hakky	Uchwuntſia
Das Evangelium	Kikewiabtonacan	Garrichwio
Das Gebet	Pattamoèwoagan	Unteraenaji
Der Glaube	Wuliſtammuwôagan	ne Wauntontak
Die Gnade	Wulantowoagan	ne Agotaeri
Gott	Patamawos	Hawonio
Der Heiland	Wewulatenamohaluwit	Unquanich
Das Herz	w'Dee	Aweriachſa
Das Kind	Amimens	Ixháa
Der Mann	Lenno	Etſchinak
Der Mensch	W'ſchillawemàn	Unque
Die Mutter	Ochwall	Onũrha
Der Schöpfer der Welt	Kiſchellẽmelangcop	Garochiade ne uchwuntſchiade
Die Schwester	Chiesmus	Akzia
Die Seele	Tſchitſchank	Gaweriachſa
Die Seligkeit	Wulatenamõagan	Zenichaewe
Der Sohn	Quiſes	Hehàwak
Die Tochter	Daniſa	Echrojehawak
Der Tod	Anggeln	ne Jawoheje
Der Vater	Ochwall	Johnika

	Delawarisch.	Irokesisch
die Wahrheit	Kesthachachkilen	Togesgezera
das Weib	Ochqueue	Echro
beten	papachotamun	unteraenaji
erbarmen	kschiwelemeln	agotaeri
erlösen	nihillalatschil	schungarawatga
erschaffen	quischitonneep	ne jechsai
essen	mizin	waunteconi
glauben	welsèttammen	watontat
hören	pentammenen	wathontek
leben	pommauchsu	tajonhe
lehren	pommetoonheen	garichwaschò jorihonnie
predigen	poemmetónhen	wachtárhas
singen	assuwi	wateraenóto
sterben	angellop	jawohéje
böse	machtit	wahetks
gut	wullit	ojaneri
schön.	pschiki.	ojaneri.

Wissenschaften und Künste muß man unter den In-dianern nicht suchen, auch nicht Lust und Neigung dazu. Nicht nur können sie weder lesen noch schreiben, sondern es hält auch schwer, ihnen davon einen Begriff beyzubrin-gen. Zeigt man ihnen ein geschriebenes Blatt oder ge-drucktes Buch, und erzählt ihnen etwas daraus, so den-ken einige, ein Geist rede dadurch heimlich mit dem, der es liest, und sage ihm alles, was er wissen will. Andere meynen, das beschriebene Papier könne mit dem-jenigen, an den es gerichtet ist, vernehmlich reden, aber so leise, daß es sonst niemand höre. Ein Brief ist daher bey den Indianern etwas sehr wichtiges, sonderlich wenn er zugesiegelt ist. Aber Mühe wollen sie sich nicht geben, die Schreibekunst selbst zu erlernen. Haben sie be-

en weissen Leuten Friedensschlüsse, Kontrakte, Kaufbrie-
fe u. d. g. zu unterzeichnen, welches allemal ihre Ober-
häupter, Hauptmänner und Rathsleute verrichten müssen:
o thun sie es nicht selbst, sondern lassen ihre Namen durch
jemand anders darunter schreiben. Jeder aber fügt zu dem
einigen noch sein Zeichen, welches etwa in einem krum-
men Häkchen, oder Kreuz, oder Fuß eines welschen Hahns,
oder einer Schildkröte, oder einer andern Figur bestehe.
Viele schämen sich daher ihrer indianischen Namen, und
haben es lieber, daß ihnen von den weissen Leuten andere
gegeben werden. Einige haben es auch so weit gebracht,
daß sie die Anfangsbuchstaben ihrer neuen Namen nachmah-
len können.

Da das Lesen und Schreiben den Indianern, wie ge-
sagt, unbekannt ist, und ihre Geschichte nur auf Ueberlie-
ferung beruht, so ist die natürliche Folge davon, daß man,
anstatt wahrer Begebenheiten älterer Zeiten, nur Fabeln
von ihrem Ursprung und ihren Voreltern von ihnen erfah-
ren kann. Die Irokesen z. B. erzählen, die Indianer hät-
ten anfänglich unter der Erde gewohnt, und da sie einmal
zufälliger Weise von einem schönen Lande auf der Ober-
fläche der Erde gehört, hätten sie ihre unterirdische Woh-
nung verlassen, und das schöne Land in Besitz genommen.
Die Delawaren hingegen behaupten, der Himmel sey von
Menschen bewohnt, und von daher wären die Indianer
auf die Erde gekommen. Eine schwangere Frau sey von
ihrem Manne verstoßen und vom Himmel herunter gewor-
fen worden; und von den Zwillingen, die sie geboren, sey
das Land bevölkert worden. Nach der Erzählung der
Mantikoks aber hätten sich sieben Indianer auf einmal an
der See sitzend befunden, und selbst nicht gewußt, ob sie
auf derselben Stelle erst erschaffen worden, oder ob sie
über die See oder sonst woher gekommen wären. Diese

hätten sich hernach vermehrt und das Land bevölkert. Nach andern Nachrichten sind die ersten Indianer aus dem Wasser hervorgekommen.

Diese albernen Erzählungen wollen vielleicht nur so viel sagen, daß die Indianer aus einer andern Weltgegend hergekommen sind.

Uebrigens wissen die Delawaren und Irokesen auch von ihrer besondern Nationalgeschichte in alten Zeiten weiter nichts, als was ihnen von ihren Eltern und Großeltern, und diesen wieder von den ihrigen ist erzählt worden. Das bringen sie ihren Kindern ebenfalls bey, und kleiden es in Bilder ein, um es noch eindrücklicher zu machen. Wenn die Delawaren mit Europäern von ihren Vorfahren reden; so wissen sie immer nur zu erzählen, daß sie grosse Kriegsmänner gewesen, und viele Heldenthaten verrichtet haben. Ihre Geschlechter herzuzählen, ist ihnen ein Vergnügen. Sie haben darin eine solche Fertigkeit, daß sie die Haupt- und Nebenlinien aufs pünktlichste darlegen können. Dabey pflegen sie ihre Voreltern zu charakterisiren, z. B. der oder jener war ein verständiger und weiser Mann, oder ein grosses Oberhaupt, oder ein berühmter Kriegsmann, oder ein reicher Mann, u. d. g.

Ob sie nun gleich gegen die Geschichte der vorigen Zeiten gleichgültig und im Lesen und Schreiben unwissend sind; so haben doch ihre Vorfahren schon vor Alters eingesehen, daß sie nothwendig etwas haben müßten, wodurch sie einander in der Entfernung benachrichtigen, und das Andenken merkwürdiger Dinge, wenigstens auf eine Zeitlang, erhalten könnten. Deßwegen haben sie ihre Hieroglyphen, und ihre Belte und Stringe of Wampom erfunden.

Ihre Hieroglyphen sind bedeutende Figuren, die sie seltener in Steine hauen, als an Bäume mahlen. Sie haben die Absicht, entweder vor Gefahr zu warnen,

nen, oder zurechte zu weisen, oder den richtigen Weg zu bezeichnen, oder einen Vorgang kund zu thun, oder auch das Andenken berühmter Männer und denkwürdiger Thaten und Begebenheiten zu erhalten. Eine einzige solche Figur ist für Kenner eben das, was bey uns ein schriftlicher Aufsatz ist. Sie erwählen z. B. einen schönen, grossen Baum, der an einer Anhöhe stehet, nehmen auf der einen Seite die Rinde ab, und schaben das Holz, daß es hübsch weiß wird. Darauf mahlen sie mit Rothstein den Kriegsmann, dessen Ruhm sie nicht wollen in Vergessenheit kommen lassen, mit seiner Kriegsrüstung, und zu seinen Füßen so viele Menschen ohne Kopf oder ohne Arme, als er Feinde mit eigener Hand erlegt hat. Eine solche Mahlerey kann wohl 50 und mehre Jahre lang kenntlich bleiben. Daher alle berühmte Kriegsmänner zuversichtlich darauf rechnen, daß ihre Heldenthaten auch nach ihrem Tode noch lange zu sehen und im Andenken seyn werden. Dergleichen Gemählde verstehen sämmtliche Indianer vollkommen, und wissen ihre Bedeutung so fertig herzulesen, als wir einen Brief. Wenn man mit ihnen reiset und zu einem solchen Denkmal kommt, so ist es eine ganz eigene Freude für sie, wenn man stille steht und sie anhört, was sie von ihren Helden zu rühmen haben. Das ist aber oft so lächerlich und unwahrscheinlich, daß man sich kaum die Möglichkeit vorstellen kann, so was zu erdichten.

Die Kriegsmänner mahlen auch wol selbst ihre Thaten und ihre Schicksale, z. B. wie viel Gefangene sie gemacht, wie viel Scalpe sie bekommen haben, wie stark der Trupp war, den sie anführeten, wie viele von ihnen umgekommen sind, u. d. g. m. Wo Indianer auf der Jagd gelegen haben, da ist aus ihrer Mahlerey zu sehen, wie viel Nächte sie in der Gegend gewesen, und wie viel Hirsche, Bären rc. sie geschossen haben. Auch wenn Indianer auf Reisen über

Nacht im Busche gelegen haben, so ist nicht nur an den Anstalten ihres Nachtlagers, sondern auch aus ihrer Mahlerey deutlich zu ersehen, von welcher Nation sie waren. Denn sie haben durchgehends die Gewohnheit, daß sie an solchen Stellen die Bäume mit rother Farbe, oder mit Kohlen bemahlen.

Die Benennung, Belt und String oder Fathom of Wampom, ist englisch-indianisch, und wird, weil sie allgemein bekannt und im Gebrauch ist, hier füglich beybehalten. Wampom ist ein irokesisches Wort, und heißt eine Seemuschelschaale; Belt ist englisch, und heißt ein Gürtel. Folglich ist ein Belt of Wampom ein aus Seemuschelschaalen verfertigter Gürtel. String ist ebenfalls englisch, und heißt eine Schnur. String of Wampom ist also eine Schnur oder ein Faden, woran Muschelschaalen gereihet sind. Ist diese Schnur eine Klafter lang, und man will im Ausdruck recht genau seyn, so spricht man nicht String, sondern braucht das englische Wort Fathom, d. i. eine Klafter. Ein Fathom of Wampom ist also eine Klafter lange Muschelschaalenschnur. Aber gewöhnlich sagt man String of Wampom, die Schnur mag kurz oder lang seyn.

Ehe Nord-Amerika von den Europäern entdeckt ward, machten die Indianer ihre Belte und Stringe mehrentheils aus kleinen gleichgeschnittenen Stücken Holz, die sie schwarz oder weiß färbten. Nur sehr selten verfertigten sie dergleichen aus Muschelschaalen, denen sie einen überaus hohen Werth beylegten, weil sie aus Mangel an Werkzeug sehr viel Zeit brauchten, um einen Wampom zu bereiten, und dennoch hatte ihre Arbeit ein ungeschicktes rohes Ansehen.

Die Europäer fingen bald nach ihrer Ankunft in Amerika an, die Wampom aus Muschelschaalen nett, sauber und in Menge zu verfertigen, vertauschten sie an die Indi-

ner gegen andere Waaren, und trieben damit einen sehr einträglichen Handel. Nun liessen die Indianer ihre hölzernen Belte und Stringe fahren, und brauchten lauter muschelschaalige, die nun zwar natürlicher Weise im Werth immer mehr fielen, ihnen aber doch jederzeit ungemein schäzbar blieben, und es noch jezt sind.

Diese Muschelschaalen, welche sonderlich von der Neu-engländischen und Virginischen Seeküste geholt werden, haben nach ihren verschiedenen Farben einen verschiedenen Werth. Es gibt braune oder violette, und weisse. Erstere sehen manchmal so dunkel aus, daß man sie für schwarz hält, und sind noch einmal so theuer als die weissen. Aus solchen Seemuschelschaalen werden viereckigte, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll lange und $\frac{1}{8}$ Zoll dicke Stücke herausgesägt, und an einem umlaufenden Schleifsteine, rundlicht oder oval gemacht. Der Länge nach wird ein Loch durchgebohrt, daß ein starker Bindfaden, ein Drath oder ein dünner lederner Riemen durchgezogen werden kann. Daran werden sie gereihet, und hieraus entstehen die Stringe und Belte of Wampom.

Eine klafterlange Muschelschnur heißt, wie oben erwehnt worden, ein String oder Fathom of Wampom. Wenn aber etliche solche Muschelreihen mit einem feinen Faden neben einander befestiget werden, so machen sie einen Belt of Wampom aus, der wegen seiner Breite das Ansehen eines Gürtels hat. Die Belte bestehen aus 4 bis 6 und mehr Reihen Muschelschnüren, sind 3 bis 4 Finger breit, und etwa 3 Fuß lang, einige länger, andere kürzer. Es werden also 4, 8 bis 12 und mehrere Klafter Muschelschnüre dazu erfordert, nachdem die Länge und Breite der Belte es erheischet. Diese richtet sich nach der Wichtigkeit der Sachen, zu deren Bekräftigung oder Erläuterung sie übergeben werden, oder nach dem Ansehen und der Würde

der Personen, denen man sie überreicht. Denn mit solchen Stringen und Belten of Wampom wird bey allen förmlichen Verhandlungen der Indianer sowol unter sich, als mit den Europäern, auf beyden Seiten das, was vorgetragen wird, bestätiget und gleichsam besiegelt.

Ehedem brauchten sie statt eines Strings oder Belts auch wol den Flügel eines grossen Vogels. Bey einigen Völkern, die weiter nach Westen wohnen, ist dieses noch jezt gewöhnlich; wie man es bey etlichen Botschaften gesehen hat, die von solchen Nationen an die Delawaren gelangten.

Bey diesen aber, wie auch bey den Irokesen, und den mit ihnen verbundenen Völkern siehet man schon seit langer Zeit lauter schön und sauber gemachte Stringe und Belte of Wampom.

Bey einem String kann viel gesagt und eine lange Rede gehalten werden. Hingegen bey einem Belt wird nur wenig gesagt, das aber allemal viel zu bedeuten hat, und oftmals einer Auslegung bedarf. Hat ein Sprecher in einer feyerlichen Versammlung einen wichtigen Satz gesagt, so übergibt er eine einfache Muschelschnur und spricht: zur Bestätigung meiner Worte gebe ich diesen String of Wampom. Die Hauptsache in seiner Rede aber bekräftigt er allemal mit einem Belt of Wampom. Die Antwort, so darauf ertheilt wird, muß gleichfalls durch Stringe und Belte von eben der Grösse und Anzahl bestätiget werden.

Es ist aber dabey weder die Farbe, noch die übrige Beschaffenheit der Wampom gleichgültig, denn die muß sich allemal auf das beziehen, was damit bekräftigt werden soll.

Diejenigen, die aus braunen oder violetten Wampom bestehen, welche die Indianer schwarz nennen, geben allemal etwas hartes oder bedenkliches zu erkennen, so wie die

weissen etwas angereihet. Ist aber der String oder Belt dazu bestimmt, eine scharfe Ermahnung oder einen nachdrücklichen Verweis zu bekräftigen, so werden blos schwarze Wampom dazu genommen. Soll eine Nation zum Kriege aufgefordert, oder ihr derselbe angekündigt werden; so ist der Belt ebenfalls schwarz, aber mit rother Farbe, die sie die Blutfarbe nennen, bestrichen, und in der Mitte desselben erscheint mit weissen Wampom das Zeichen des Beils.

Die Indianerinnen verstehen die Kunst, die Belte aus den Wampom gleichsam zusammen zu würken, und mit allerhand Figuren zu zieren; nachdem es ihre Bestimmung erfordert. Denn auch die Figuren müssen mit dem Inhalt des dabey gehaltenen Vortrags übereinstimmend seyn. So wie sie aber in einem schwarzen Belte weisse Figuren anbringen, so machen sie auch dergleichen mit dunkelfarbigen Wampom in die weissen. In einem Friedensbelt wissen sie die Wampom so geschickt anzubringen, daß z. B. die schwarzen zwey in einander geschlagene Hände vorstellen. Uebrigens ist ein Friedensbelt ganz weiß, eine Klafter lang, und eine gute Hand breit. Um die Belte von einander unterscheiden zu können, bringen sie in jedem eine bedeutende Figur an.

Den Kriegsbelt ausgenommen, darf an keinem Belt oder String of Wampom etwas rothes gesehen werden. Müssen sie im Nothfall anstatt eines weissen Belts einen schwarzen brauchen, so überschmieren sie ihn mit weissem Thon; und alsdann gilt er so viel, als ein weisser, wenn gleich das Braune durchscheinet.

Diese Stringe und Belte of Wampom dienen den Indianern auch als Mittel, sie an das Wesentliche der Verträge zu erinnern, die sie mit benachbarten Indianer-Stämmen, oder mit den weissen Leuten geschlossen haben, und

 sie

sie beziehen sich darauf, eben so wie wir auf schriftliche Urkunden. Sie sind ihre Dokumente, die ihnen höchst wichtig sind, und daher von ihnen in eigene Verwahrung genommen und in einer Kiste sorgfältig aufgehoben werden. Zu gewissen Zeiten kommen sie zusammen, um dieselben wieder durchzustudiren, und sich die Begriffe zu erneuern, zu deren Ausdruck und Bestätigung sie bestimmt sind. Sie setzen sich um die Kiste herum, nehmen einen String und Belt nach dem andern heraus, und lassen ihn im Kreis herumgehen, damit ein jeder ihn genau betrachten könne. Dabey wiederholen sie die Worte, die bey der Uebergabe desselben gesprochen und damit verbunden worden. Dadurch machen sie es möglich, daß sie nach vielen Jahren alles noch genau wissen, was sie versprochen haben, und was ihnen ist versprochen worden. Da sie die Gewohnheit haben, auch junge Knaben, die mit den vornehmsten Hauptleuten nahe verwandt sind, dabey zuhören zu lassen: so werden diese sehr frühzeitig mit ihren Staatssachen bekannt, und auf solche Weise wird der Inhalt ihrer Dokumente unter ihnen immer wieder erneuert und kann nicht leicht vergessen werden.

Wie vollkommen ihnen diese Mittel auch in andern Fällen dienen, eine Sache lang im Gedächtniß zu behalten, kann man aus folgendem Exempel sehen. Ein Mann in Philadelphia hatte einem Indianer einen String of Wampom gegeben und dazu gesagt: "ich bin dein Freund, und „will dir dienen, wo ich kann." Nach vierzig Jahren brachte der Indianer den String wieder zu ihm, und sagte: "Bruder! du hast mir diesen String of Wampom gegeben mit den Worten: "ich bin dein Freund, und will „dir dienen, wo ich kann." Jetzt bin ich alt und schwach, „auch arm; thue nun, wie du gesagt hast!" Und er that's.

Außer

Außer dem jetzt beschriebenen Mittel, das Andenken gewisser Sachen zu erhalten, haben die Indianer auch Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handeln. Die werden fleißig von ihnen gesungen, aber blos im Gedächtniß aufbewahrt. Einer lernt sie vom andern, und wer eine Gabe zum Dichten hat, macht neue dazu; daher es ihnen an Gesängen nicht fehlt.

Zum Berechnen ihres Eigenthums und Vermögens haben sie wenig Kenntniß der Rechenkunst nöthig; doch sind sie damit nicht ganz unbekannt. Es gibt zwar auch Nationen in Nord-Amerika, die nur bis 10 oder 20 zählen können. Wollen diese eine größere Zahl angeben, so weisen sie auf das Haar ihres Hauptes, um anzuzeigen, daß die Menge der Dinge für sie unaussprechlich groß sey. Die übrigen Völker, die mit den Europäern Handlung treiben, haben es in der Kunst zu zählen viel weiter gebracht. Die Cherokesen zählen schon bis 100. Die Irokesen und Delawaren wissen sich zwar in unsere Zahlenzeichen eben so wenig zu finden, als in unsere Buchstaben; aber zählen können sie doch bis in die Tausende und Hunderttausende. Sie zählen bis auf 10, und machen ein Kreuz; zählen wieder 10, und fahren so fort, bis sie fertig sind; alsdann nehmen sie die Zehner zusammen und machen daraus Hunderte, Tausende und Hunderttausende. Die Weibsleute pflegen beym Zählen auch ihre Finger zu Hülfe zu nehmen.

Diejenigen Indianer, die sich in europäische Geldsorten finden können, haben es von den weißen Leuten gelernt, sonderlich von den Engländern und Holländern. Sie geben der Münze auch ziemlich dieselben Namen; z. B. ein englischer Penny heißt bey den Delawaren Pennig: ein holländischer Stüver Stipel, u. s. w. Wollen sie nun eine Geldsumme genau anzeigen, so nehmen sie Welsch-

[illegible] Stri-
che, und zählen so viel ab, als sie brauchen, um hollän-
dische Gulden, oder englische Schillinge und Pfunde zu
bestimmen.

Die meisten bestimmen die Anzahl der Jahre nach Win-
tern, andere nach Sommern, oder Frühlingen, oder auch
nach Herbsten. In diesem Punkte haben sie keine allgemei-
ne Regel.

Wenn sie ihr Alter über 30 Jahre gebracht haben, so
wissen sie nicht mehr, wie alt sie sind. Manche bestimmen
dasselbe durch irgend eine merkwürdige Begebenheit, z. B.
einen harten Winter, einen tiefen Schnee, einen Indianer-
krieg, oder die Zeit, da Philadelphia oder Pittsburg ge-
baut wurde; z. B. als Pittsburg angelegt wurde, war
ich zehn Jahre alt. Auch drücken sie sich manchmal so aus:
Im Frühjahre, wenn man Zucker kocht, d. i. im Merz,
oder wenn man pflanzt, d. i. im May, ist der oder die so
viel Jahre alt.

Von der Geographie haben sie so wenig richtige Be-
griffe, als von andern Wissenschaften. Einige denken, die
Erde schwimme in der See, und eine ungeheuer grosse
Schildkröte trage sie auf ihrem Rücken. Landcharten kön-
nen sie einigermaßen verstehen, und zeichnen wol auch selbst
dergleichen von bekannten Gegenden auf Birkenrinde ziem-
lich zuverlässig. Die Entfernung der Oerter berechnen sie
nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen, wovon jede
3 bis 4 Meilen beträgt. Sie theilen sie zugleich ein in
halbe und viertel Tagereisen, und bemerken dieses auf ihren
Charten durch Zeichen mit möglichster Genauigkeit. Wenn
sie Partheyen zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken,
so können sie denselben in ihren Rathsversammlungen ihren
Weg, und wie viel Zeit sie dazu brauchen, ziemlich genau
anweisen.

 In

[illegible] zu Wäldern, die sich manchmal 50 bis 60 englische Meilen lang und breit strecken, verliehrt sich der Indianer nicht leicht. Er ist mit dem Laufe der Flüsse und mit der Lage der Berge bekannt, und außerdem merkt er an dem Wuchse und [illegible] der Bäume, wo Süden und Norden ist. Gegen Süden sind die Aeste gemeiniglich stärker und die Bäume haben nach dieser Himmelsgegend weniger Moos, als gegen Norden. Scheint ihm vollends die Sonne, so findet er sich ohnehin gleich zurecht.

Ihre Grenzen bestimmen sie nach Bergen, Landseen, Flüssen, Bächen, und am liebsten in geraden Linien.

Unter den Sternen unterscheiden sie den Polarstern, und richten sich darnach, wenn sie bey Nacht reisen. Beym Niedergang der Sonne stellen sie sich vor, sie gehe ins Wasser. Wenn der Mond nicht scheinet, sagen sie, er sey todt, und einige nennen die 3 letzten Tage des Mondenmonats die nackten Tage. Die erste Erscheinung des Mondes heißt bey ihnen das Wiederaufleben desselben. Bey einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß sagen sie, die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht.

Das Jahr theilen die Delawarer und Irokesen in den Winter, Frühling, Sommer und Herbst, und diese Jahrszeiten wieder in Monate. Allein ihre Rechnung ist nicht sehr genau, und in Ansehung der Zeit, da sie das Jahr anfangen sollen, sind sie nicht einerley Meynung. Die mehresten fangen es im Frühjahre an, andere aber, wenn es ihnen sonst beliebt. Viele, die mit den Europäern bekannt sind, fangen es nunmehro mit ihnen zugleich an.

Inzwischen sind sie doch darin einig, daß ein jeder Monat seinen besondern Namen haben müsse, der die Jahreszeit ausdrückt, in welche er fällt. Darum nennen sie den März den Schad-Monat, weil diese Gattung Fische als-

[illegible] Zeit die Shaden und Fische in großer Menge hinauf gehen. Der April heißt Pflanzmonat, weil zu Ende desselben, und an manchen Orten schon in der Mitte Welschkorn gepflanzt werden kann. Der May heißt der Monat, da das Welschkorn gehackt wird. Der Junius der Monat, da die Hirsche roth werden. Der Julius der Monat, da das Welschkorn gehäufelt wird, so wie der August der Monat, da das Welschkorn in der Milch ist. Der September wird der erste Herbstmonat, und der October der [illegible]monat genennet. Der November ist der Jagdmonat, weil sie da die meisten Hirschböcke schießen, und der December der Monat, da die Hirschböcke ihre Hörner abwerfen. Den Januar nennen sie den Monat der Eichhörnchen, weil da die Grund- oder Erdeichhörnchen aus ihren Löchern kommen; und den Februar Froschmonat, weil die Frösche zuweilen schon um diese Zeit sich wieder hören lassen.

Von der Eintheilung der Zeit in Wochen wissen sie nichts, sie rechnen auch nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Anstatt zu sagen, so viel Tage war ich unterwegens, spricht der Indianer: so viel Nächte war ich auf der Reise. Ist er aber keine Nacht ausgeblieben, so sagt er: ich war eine Tagereise abwesend. Halbe Tage bestimmen sie, indem sie auf die Stelle am Himmel weisen, wo die Sonne zu Mittage steht, und viertel Tage durch den Auf- und Niedergang der Sonne. Dieses aber deutlich auszudrücken, bedienen sie sich solcher Zeichen, woraus man ihren Sinn genugsam erkennen kann. Ueberhaupt ist ihnen der Stand der Sonne, was uns die Uhren sind. Daher spricht der Indianer: ich will heute zu dir kommen, wenn die Sonne da und da stehet. Auch dient ihnen manchmal das Korn zu einem Mittel, die Zeit zu bestimmen. Ich will, heißt es, wiederkommen, wenn das

Korn

[sto]ssen so und so hoch ist; oder: ich will das und das thun, [w]enn das Korn blühet, oder reif ist.

Von den Ursachen der Naturbegebenheiten wissen sie nichts; haben auch kein Verlangen, sich darüber belehren zu lassen. Den Donner halten die mehresten für einen Geist, der in den Bergen wohnt, und manchmal ausgeht, um sich hören zu lassen. Andere schreiben ihn einem großen [w]elschen Hahne im Himmel zu, andere dem Zorne der bösen Geister.

So wenig Einsicht die Indianer in Wissenschaften haben, und so gering ihre Neigung dazu ist, eben so wenig bekümmern sie sich um Produkte der Kunst. Sie sehen dergleichen gern, aber fragen nicht, wie sie gemacht werden, oder wozu sie nützlich sind. Wenn man ihnen aber von einem Manne erzählt, der sehr schnell laufen kann, der auf der Jagd besonders geschickt ist, der den Bogen mit Leichtigkeit spannen und das Ziel richtig treffen kann, der ein Boot fertig zu regieren weiß, der den Krieg vorzüglich gut versteht, der die Lage seines Landes kennt, und durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg ohne Führer finden und dabey von wenig Nahrungsmitteln leben kann; so hören sie solches mit großer Aufmerksamkeit an, und wissen nicht, wie sie die Kunst und Geschicklichkeit eines solchen Menschen genug erheben sollen.

Alle künstliche Arbeiten, für die sie Achtung haben sollen, müssen sich auf die Jagd und Fischerey, oder auf den Krieg, beziehen. So etwas reizt aber auch ihre Wißbegierde ungemein. Gleich wollen sie es nachmachen, und mancher Indianer, der nie gesehen hat, wie dergleichen verfertigt wird, versucht es doch, läßt sich keine Mühe verdriessen, und keine Zeit gereuen, die er darauf verwendet, wenn er nur seinen Zweck erreicht. So giebt es z. B. unter den Delawaren und Irokesen jezt schon verschiedene,

die

die jetzt Flintenröhren recht nett und stärker gezogen... läufte oder Büchsen machen, dieselben auch reparir... können, daher der Gebrauch derselben unter diesen Na... tionen bereits ziemlich allgemein geworden ist. Auch bey den Schawanesen sieht man deren schon viele. Hin... gegen sind sie unter den Völkern, die weiter ins Land hi... ein wohnen, und keine Gelegenheit haben, dergleichen Ar... beit zu sehn, noch sehr rar; die meisten haben nur schlech... Flinten.

Die leichten Boote der Indianer, die man gemeiniglic... Kanoes nennt, muß man unter ihre größesten Kunststück... rechnen. Die besten werden aus Birkenrinde und dünne... hölzernen Knien gemacht, die durch andre der Länge nac... gelegte Hölzer, die nöthige Festigkeit bekommen. Di... Rinde wird mit feinen Wurzeln zusammen genehet, an de... Fugen mit Holzsplittern belegt und mit Harz verküttet... Die Sitzplätze sind eben so, wie in den europäischen Käh... nen angebracht. Sie machen Kanoes, worin 20 M... davon sitzen können. Ein solches Fahrzeug ist so leicht, da... es, von 1, 2 bis 4 Mann bequem kann fortgetragen wer... den. In ein Boot, welches 2 Indianer zu tragen i... Stande sind, soll man auf 2000 Pfund laden könne... Diese leichten Kähne sind den Indianern und den Euro... päern zum Handel in dortigen Gegenden sehr dienlich, we... man oft wegen der Wasserfälle ausladen, und die Waare... nebst dem Kahne über Land eine große Strecke fortschlepp... muß, ehe man wieder zu Wasser weiter kommen kann. Be... hutsamkeit aber ist bey deren Gebrauch sehr nöthig, da... man damit nicht umschlage, oder an eine Sandbank od... einen Stein anfahre. Durch letzteres entsteht sogleic... eine Oeffnung, die nicht leicht wieder zugemacht werde... kann. Doch hiervon ein mehreres bey Gelegenheit der i... dianischen Fischerey.

Neb...

Uebrigens kommt die fast durchgängige Gleichgültigkeit der Indianer gegen alles, was künstlich ist, daher, daß sie zu ihren Bedürfnissen der Hülfe der Kunst sehr wenig nöthig haben.

Dritter Abschnitt.

Religionsgebräuche und Aberglaube der wilden Indianer.

Es ist im voraus zu erinnern, daß die Religionserkenntnisse dieser Völker hier so beschrieben werden, wie sie dermalen sind. Da die Europäer schon so lang in ihrer Nähe und zum Theil unter ihnen wohnen, so ist nicht ohne Grund zu vermuthen, daß die gegenwärtigen Religionserkenntnisse der Indianer von ihren ehemaligen etwas verschieden sind.

Daß die Indianer, von welchen ich rede, eine Art von Religion und gottesdienstliche Gebräuche haben, ist nicht zu leugnen: nur ist ihr Religionswesen voll Widerspruch, und ohne Zusammenhang.

Durchgängig glauben sie, daß ein Gott, oder, wie sie sagen, ein grosser guter Geist ist, der Himmel und Erde, die Menschen und alle übrige Dinge geschaffen hat. Denn daß ein Gott sey, ist ihnen, nach Röm. 1, 19. 20. wie allen andern Heiden, offenbar, und diese grosse Wahrheit wird unter ihnen, theils durch Ueberlieferung, theils durch eigenes Nachdenken, erhalten.

Gott stellen sie sich als den Allmächtigen vor, der so viel Gutes thun kann, als Er will; zweifeln auch nicht, daß Er gegen die Menschen gnädig und gütig gesinnt sey, weil Er allen Früchten Kraft zum wachsen, Regen und Sonnenschein gibt, und den Menschen Fische und Wild zur

Nah-

Schöpfung zukommen läßt. Daben sind sie der Meynung,
Gott habe das Wild und die Fische vorzüglich für sie, un
nicht für die weissen Leute geschaffen. Ihnen habe er di
Jagd und Fischerey, den weissen Leuten aber die Arbei
ihrer Hände zur Lebensart bestimmt. Sie sind auch durch
gehends überzeugt, es sey Gottes Wille, daß sie das Gu
te thun, und das Böse lassen sollen.

Ausser Gott haben sie von jeher gute und böse Geiste
geglaubt und sie für Untergottheiten gehalten. Aus de
Erzählungen der ältesten Leute erhellet, daß sie schon vo
Zeiten einander, — sonderlich in Rücksicht auf Krieg un
Frieden, — ermahnt haben, nicht den bösen, sondern de
guten Geistern Gehör zu geben, weil diese immer zu
Frieden rathen. Den Begriff vom Teufel, dem Fürste
der Finsterniß, haben sie erst in neuern Zeiten durch di
Europäer bekommen. Sie halten ihn für einen sehr mäch
tigen Geist, der nur Böses thun könne, daher sie ihn de
Bösen nennen. Sie glauben also einen grossen guten, un
einen grossen bösen Geist; und schreiben jenem alles Gut
diesem alles Böse zu.

Seit ungefähr 30 Jahren ist in den Religionsbegriffe
der Indianer eine merkliche Veränderung vorgegange
Aus ihrer eigenen Nation standen Prediger auf, welch
vorgaben, daß sie Offenbarungen gehabt, Reisen in de
Himmel gethan, und mit Gott gesprochen hätten. Si
beschrieben ihre Reisen nach dem Himmel zwar verschieden
aber alle kamen darin überein, daß man nicht ohne gro
Gefahr dahin gelangen könne. Denn der Weg gehe na
an der Pforte der Hölle vorbey. Da laure der Teufe
und greife nach denen, die zu Gott gehen wollten. Die
nigen nun, welche durch diese gefährliche Stelle glücklic
durchgekommen, wären erstlich zum Sohne Gottes, un
von ihm zu Gott selbst gelangt, von dem sie, nach ihre

Von

Vorgeben, Befehl empfangen hätten, die Indianer von dem Weg zum Himmel zu unterrichten. Durch sie lernten denn die Indianer, daß der Himmel die Wohnung Gottes, die Hölle aber die Wohnung des Bösen sey.

Einige dieser Prediger erreichten die Wohnung Gottes zwar nicht, aber sie gaben doch vor, so nahe gewesen zu seyn, daß sie die Hähne des Himmels krähen gehört, oder den Rauch der himmlischen Schornsteine aufsteigen gesehen hätten.

Andere Lehrer ihrer Nation widersprachen diesen Predigern, und behaupteten, man wisse von keiner eigentlichen Wohnung Gottes, aber wol von einem Lande der guten Geister, welches sich über dem blauen Himmel befinde. Dieser sey wie eine Scheidewand zwischen der Behausung der Geister und der Wohnung der Menschen. Auf einem gewissen sehr hohen Felsen aber, über welchem sich der Himmel mit einem gewaltigen Getöse auf und nieder bewege, sey es allerdings möglich in das Land der Geister zu kommen. Zween große Kriegsmänner hätten vor Zeiten den Weg dahin glücklich gemacht, aber bey ihrer Zurückkunft nichts von alle dem erzählt, was sie da gesehen und gehört hatten.

Aber auch diese Lehrer fanden ihre Gegner, welche über die Lage des Landes der guten Geister, und den Weg dahin eine andere Meynung hatten. Sie beriefen sich auf das Zeugniß einiger Indianer, welche ein paar Tage todt und inzwischen an dem guten Orte gewesen wären, hernach aber, als sie wieder lebendig worden, erzählt hätten, das Geisterland liege im Himmel nach Süden, und der lichte Streifen des Himmels, den wir die Milchstraße nennen, sey der Weg dahin. Da sey eine herrliche Stadt, deren Einwohner alles ersinnliche Gute im Ueberfluß

Jene

[illegible] Prediger, [illegible]
[illegible] auf einer Hirschhaut zwey Wege, d
zum Himmel führten, den einen für die Indianer, de
andern für die weissen Leute. Ehemals, sagten sie, s
[illegible], der Weg der Indianer hi
[illegible] viel näher gewesen; nun aber hätten die weiss
Leute ihnen den Weg versperrt, so daß sie jetzt einen, we
[illegible] Umweg nehmen müßten, um zu Gott zu komme
Dabey stellten sie mit Farben sowol die Wohnung Go
tes als auch die Hölle vor. Auf eben der Hirschhau
mahlten sie auch das Bild einer Waage, den betrüglich
Handel der weissen Leute mit den Indianern vorzustelle
Dieses Gemählde war gleichsam ihr Lehrbuch, welches s
beym predigen vor sich ausbreiteten, und ihren Zuhöre
jeden Strich und jede Figur erklärten. Daß sie dabey d
Absicht hatten, die Indianer gegen die weissen Leute ein
nehmen, ist leicht einzusehen.

In ihrem Begriff vom Menschen unterscheiden sie de
Leib von der Seele, die sie für ein geistiges unsterblich
Wesen halten. Ihr Begriff von der Natur eines Geist
hindert sie nicht, sich alle gute Geister unter menschlich
Gestalt vorzustellen. Nur daß sie an Schönheit u
Vollkommenheit die Gestalt selbst der Indianer, die son
nach ihren Gedanken die schönste unter Menschen ist, üb
trifft.

Daß sie die Seele für unsterblich halten, vielleicht au
eine Auferstehung des Leibes vermuthen, geben sie nic
undeutlich zu erkennen, wenn sie sagen: Wir Indiane
sterben nicht für immer sterben. Geht ja doch das Welsc
korn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf, u
wird lebendig. Viele glauben die Wanderung der Seele
so wie sie sich einbilden, daß sie vor ihrer Geburt bey G
gewesen, und von ihm herabgekommen seyn, auch

 da

daß sie schon einmal in der Welt gelebt hätten, und jezt ihren zweyten Lebenslauf machten.

Sie stellen sich vor, wenn die Seele einige Zeit bey Gott gewesen sey, so werde es ihrem Belieben überlassen, ob sie in die Welt zurückkehren, und aufs neue geboren werden will. Doch die mehresten Indianer denken so weit nicht. Sie bleiben bey dem Glauben ihrer Voreltern, daß alle Indianer, die ein gutes Leben führen, nach ihrem Tode an einen guten Ort kommen, wo sie es viel besser haben, als hier, im größten Ueberfluß leben, tanzen und fröhlich seyn können. Daß hingegen alle, die hier schlecht gelebt haben, ohne bestimmten Wohnort unstät herumschwärmen, mißvergnügt und traurig seyn müssen.

Aber auch die beste Vorstellung von dem glücklichen Zustand der guten Indianer nach diesem Leben, ist nicht vermögend den Abscheu vor dem Tode bey ihnen zu vertreiben. Sie denken nicht gern ans Sterben; gleichwol können sie dem Gedanken nicht immer ausweichen, und dann überfällt sie Angst und Schrecken. Sonderlich bey Donnerwettern regt sich bey ihnen diese Todesfurcht sehr lebhaft. Sie mag auch wol die wirksamste Triebfeder zu ihrem Gottesdienst seyn, und die vornehmste Ursach des Eingangs, den ihre Prediger mit ihrer Sittenlehre eine Zeitlang bey ihnen fanden.

Diese Sittenlehre war für Indianer streng genug: denn einige ihrer Lehrer machten die Enthaltung von Hurerey, Ehebruch, Mord, Diebstahl, und überhaupt ein gutes und tugendhaftes Leben zur unabänderlichen Bedingung für alle, die an den Ort der guten Geister kommen, und Antheil an ihrem Ueberfluß und an ihren Lustbarkeiten haben wollten. Zu dem Ende müßten sie sich von Sünden durchaus reinigen, wozu ihnen ein Brechmittel, so sie ihnen gaben, behülflich seyn sollte.

Viele Indianer befolgten diese Lehre treulich, und brachen sich so lang, daß sie dem Tode nahe waren. Denn sie mußten viele Tage lang dabey fasten und durften nichts als Arzney zu sich nehmen. Die wenigsten aber konnten sich entschliessen, die lange und schwere Kur bis ans Ende auszuführen.

Andere Prediger hingegen hielten die Reinigung von der Sünde durch Prügel für zuverläßiger. Es war nach ihrer Anweisung nöthig, sich von der Fußsohle bis an den Hals mit 12 verschiedenen Stöcken prügeln zu lassen, um die Sünde zum Halse hinaus zu jagen. Auch diesen fehlte es nicht an gelehrigen Schülern. Aber niemand wird sich darüber wundern, wenn sie durch dergleichen Kuren nicht gebessert, sondern schlechter wurden, als sie vorher waren.

Unter diesen Lehrern gingen einige so weit, daß sie sich mit Gott in eine Klasse setzten. Sie behaupteten, das Leben und Bestehen der Indianer hange von ihnen ab, und forderten daher von ihnen unweigerlichen pünktlichen Gehorsam. Sie setzten sich dadurch bey ihren Anhängern in das größte Ansehen, und erhielten viele Geschenke. Selbst einige der verständigsten und angesehensten Indianer gaben ihnen Beyfall, und befolgten ihre strengen Vorschriften, ob sie gleich Gefahr liefen, ihre Gesundheit, ja ihr Leben dabey einzubüßen.

Allein der Wandel und das Betragen dieser Sittenlehrer stimmte mit ihren Ermahnungen zu einem guten und tugendhaften Leben gar nicht überein. Unter andern schlechten Sachen führten sie die Vielweiberey öffentlich ein, und sie hatten bey ihren Predigten mehrere ihrer Weiber um sich herum sitzen, und machten sich so gar ein Verdienst daraus, indem sie vorgaben, sie, als mit Gott besonders bekannte Männer, hätten diese arme und unwissende

Wei-

Weiber nur genommen, um sie auf den Weg zu Gott zu bringen, und der ewigen Glückseligkeit fähig zu machen.

Dieses gefiel den Zuhörern besser, als ihre übrige Lehre, und man hat bemerkt, daß seit der Zeit die Kebsweiberey, Hurerey, Ehebruch und dergleichen Laster viel allgemeiner unter den Indianern worden sind. Nun fingen die jungen Leute an, den Rath der Alten zu verachten, und bemühten sich nur um die Gunst der Prediger, deren Anhang sehr groß wurde. Diese brauchten aber die Vorsicht, nie lange an einem Orte zu bleiben; damit ihre Betrügerey nicht offenbar würde.

So verschieden die Lehre dieser indianischen Prediger war, so waren sie doch darin eins, daß die bösen Indianer, die nicht nach ihrer Vorschrift lebten, in das Land der guten Geister nicht kommen würden. Vielmehr müßten sie sich in einiger Entfernung davon aufhalten, könnten wol sehen, wie lustig die guten Indianer da wären, sie aber dürften nicht dahin kommen, bekämen auch nichts anders als Giftholz und Giftwurzeln zu essen, stürben beständig eines bittern Todes, und könnten doch nie ganz sterben. Niemalen aber drohten sie ihren Zuhörern mit der Hölle und dem Teufel; ja verschiedene unter ihnen versicherten, daß die Indianer, wenn sie auch in der Welt schlecht gelebt hätten, doch nicht zum Teufel kämen. Der sey nur für die bösen weißen Leute da. Er halte sich auch gar nicht unter den Indianern auf, sondern lediglich unter den weißen Leuten. Daß diese Lehre bey dem armen Volke viel Beyfall fand, ist leicht zu erachten.

Das Ansehen dieser so genannten Prediger währte aber nur so lang, bis sie unvorsichtig genug waren, denen, die ihnen glauben und sich nach ihrer Vorschrift richten würden, Glück auf der Jagd und in allen ihren Unternehmungen, das Vermögen über Wasser wie über Land zu gehen,

 und,

und, wenn sie auch nur wenig pflanzten, doch eine reiche Ernte zu versprechen. Was konnte den Beyfall des trägen Indianers leichter erhalten, als dergleichen Verheißungen? Aber da ihre Leichtgläubigkeit durch Hungersnoth gestraft wurde, fiel das Ansehen ihrer Lügenpropheten so schnell, daß sie nicht Zeit hatten, durch eine neue List diesem Stoße auszuweichen.

Ob es gleich, nach den neuesten Berichten, immer noch einige Indianer gibt, die sich ihren Landsleuten als Prediger aufzudringen suchen, so ist doch nicht zu vermuthen, daß sie jemals ein so großes allgemeines Ansehen erlangen werden, als ihre Vorgänger vor 20 und 30 Jahren hatten. Inzwischen ist der Schade, den jene angerichtet haben, sehr groß, denn die Köpfe der Indianer sind noch voll von ihrer Lehre.

Auch Opfer gehören zur Religion der Indianer. Ihre Absicht ist, Gott, und die übrigen guten Geister zu versöhnen. Sie sind von den ältesten Zeiten unter ihnen gewöhnlich, und ihnen so wichtig und heilig, daß sie glauben, sie würden sich selbst und ihrer ganzen Freundschaft unfehlbar allerley Krankheiten, Unglück und selbst den Tod und Untergang zuziehen, wenn sie die Opfer unterließen, oder sie nur nachläßig, und nicht zur rechten Zeit verrichteten. Eigentliche Opferpriester und Tempel haben sie nicht. Bey großen Opfern, woran viele Theil haben, vertreten die ältesten Männer die Stelle der Priester; bey kleinern thuts derjenige, der das Opfer gibt. Zu großen Opfern wird ein großes und geräumiges Wohnhaus zubereitet.

Eigentliche Vielgötterey und groben Götzendienst haben unsre Missionarien unter den Indianern nicht gefunden. Inzwischen haben sie doch etwas, das man für ein Götzenbild halten kann. Das ist ihr Manitto, ein von Holz geschnitzter Menschenkopf, welchen sie im Kleinen entweder

am Halse oder in einem Beutel immer bey sich tragen; auch ihren Kindern anhängen, um sie vor Krankheiten zu bewahren, und ihnen Glück zu verschaffen. Bey ihren Opfern wird ein solches Bild, in der natürlichen Größe eines Menschenkopfs, an einen Pfosten mitten im Hause befestigt.

Sie verstehen aber unter dem Namen Manitto auch andere Dinge, denen sie opfern, sonderlich alle gute Geister.

Sie halten auch die Elemente, fast alle Thiere, und selbst einige Gewächse für besondere Geister, deren einer immer größer und mächtiger ist, als der andere.

Dem Hasen opfern sie, weil der Stammvater der Indianer den Namen dieses Thiers gehabt haben soll.

Dem Welschkorn wird Bärenfleisch, hingegen den Hirschen und Bären Welschkorn geopfert, den Fischen aber kleine Brödchen, die wie Fische geformt sind, und dergleichen mehr. Sie wollen aber durchaus nicht zugeben, daß sie die guten Geister, an und für sich, anbeten und ihnen opfern, sondern behaupten, daß sie in denselben eigentlich Gott verehren. Gott wolle nicht, daß sie Ihm unmittelbar opfern, und Ihn anbeten sollen. Diesen Seinen Willen habe Er ihnen durch Träume geoffenbart, und sie zugleich angewiesen, welche Geschöpfe sie für Manittos zu halten, und wie sie denselben zu opfern hätten.

Die Manittos sind die Schutzgeister der Indianer. Jeder hat einen oder mehrere, von welchen er glaubt, daß sie ihm ganz eigentlich zugegeben worden, ihm zu helfen und ihn glücklich zu machen. Der eine hat im Traum die Sonne zu seinem Schutzgeiste bekommen, der andere den Mond, der dritte die Eule, der vierte den Büffel; u. s. w. Ein Indianer, der keinen Schutzgeist im Traum bekommen hat, ist muthlos und sieht sich als verlassen an. Wer aber

einen hat, der ist stolz darauf, und hält sich für stark und mächtig.

Unter den Opferfesten der Indianer zeichnen sich 5 besonders aus, deren jedes mit eigenen Ceremonien begangen wird. Ich will sie so, wie sie bey den Delawaren statt haben, anzeigen.

Das erste Opferfest wird in einer Familie oder Freundschaft alle 2 Jahre einmal, gemeiniglich im Herbst, selten im Winter, begangen. Außer den eigentlichen Verwandten oder Freunden werden auch andere, selbst Einwohner benachbarter Dörfer dazu eingeladen. Weil nun der Freundschaften so viele sind, so haben doch alle Indianer Gelegenheit, jährlich etlichemal zu diesem Opfer zu kommen. Dem Oberhaupt der Freundschaft kommt es zu, alles dazu gehörige zu besorgen. Er macht einen Ueberschlag, wie viel Hirsche oder Bären dazu erforderlich sind, und schickt die junge Mannschaft aus, sie zu schießen. Haben diese die volle Anzahl erlegt, so ziehen sie feyerlich ins Dorf ein, und liefern das Fleisch ins Opferhaus. Die Weibsleute haben derweilen Holz zum Kochen und Braten herbeygeschafft, und dürres langes Gras, zur Streu, worauf die Geladenen sitzen oder liegen. Sobald die Gäste versammlet sind, wird das gekochte Fleisch in großen Kesseln nebst Welschkornbrod aufgetragen, und durch die Diener ausgetheilt. Es ist Gesetz, daß alles, was zum Opfer bestimmt ist, von den Gästen rein aufgezehrt werde. Nur von dem Fette gießen einige der ältesten Männer etwas ins Feuer, und hierin besteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaschen mögen. Nach der Mahlzeit wird von den Männern und Weibern ganz sittsam getanzt. Dabey läßt sich nur ein Sänger hören, der zugleich mit einer kleinen Schildkrötenschaale, worin kleine Steine sind, hin und

her

her geht und rasselt. Gewisse Träume machen den Inhalt seines Gesangs, wobey er zugleich aller ihrer Manittos, und aller der Dinge, die ihnen auf irgend eine Weise nützlich sind, Erwähnung thut.

Hat er sich müde gesungen; so setzt er sich wieder zu Tische, und der Gesang wird durch einen andern fortgesetzt. Dieses Opferfest währt 3, auch wol 4 Nächte, fängt Nachmittags an, und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweyte Opferfest unterscheidet sich von dem ersten blos dadurch, daß nur die Mannsleute fast nackt dabey tanzen, und vom Kopf bis zum Fuße mit weißem Thon bestrichen sind. Bey ihrem dritten Opferfeste werden nach der Mahlzeit 10 oder mehr gegerbte Hirschhäute an alte Männer oder Weiber verschenkt, welche in diese Häute gehüllt, draußen vor dem Haus, mit dem Angesicht gegen den Aufgang der Sonne, Gott überlaut bitten, daß Er ihre Wohlthäter segnen wolle.

Das vierte Opferfest wird einem gewissen Freßgeiste zu Ehren gehalten, der nach ihrer Meynung nicht satt werden kann. Hier müssen die Gäste das zubereitete Bärenfleisch rein aufessen, und das Fett wie Wasser trinken. Ueberladen des Magens und Erbrechen ist dabey nicht ungewöhnlich.

Das fünfte Opferfest wird zur Ehre des Feuers angestellt, als welches der Großvater aller Indianer-Nationen seyn soll. Sie geben ihm noch 12 Manittos zu, die theils thierische Geschöpfe, theils Gewächse sind. Bey dieser Feyerlichkeit ist die Hauptsache, daß ein Ofen im Opferhause gebaut wird, wozu sie 12 Stangen nehmen, deren jede von einer besondern Holzart seyn muß. Diese werden in die Erde gesteckt, oben zusammen verbunden und mit wollenen Decken rings herum dichte zugedeckt, welches

dann einem Backofen nicht unähnlich sieht. Ein Mann kann zur Noth in demselben stehen und gehen. Erst wird eine Mahlzeit gehalten, und denn der Ofen mit 12 glühend heißen großen Steinen geheitzt. Darauf kriechen 12 Männer hinein, und bleiben so lang darin, als sie es nur aushalten können. Unterdessen werden von einem alten dazu erwählten Manne 12 Pfeiffen Taback nach einander auf die glühenden Steine geschüttet, welches in dem engen Behältniß einen gewaltigen Dampf verursacht. Dieser Taback ist das eigentliche Opfer, das dem Feuer gebracht wird. Wenn die 12 Männer aus dem Ofen wieder herauskommen, so liegen sie gemeiniglich eine Weile, wie in Ohnmacht. Bey diesem Feste wird auch die Haut eines großen Hirschbocks, dran der Kopf mit dem Geweih noch sitzt, an einem Pfahle aufgehangen. Vor diesen stellen sie sich hin, und halten ihre Andacht mit Gebet und Gesang. Doch wollen sie nicht dafür angesehen seyn, daß sie einen Hirschbock anbeten. Nur Gott, sagen sie, wird darunter verehrt.

Für die jungen Leute werden bey diesen Festen eine Menge Wampoms auf die Erde geschüttet, dabey jeder eifrig bemüht ist, die meisten zu erhaschen und dadurch seine Geschicklichkeit zu zeigen. Zu solchen Festen werden niemals weniger als 4 Diener bestellt, welche, so lang das Fest währt, Tag und Nacht alle Hände voll zu thun haben. Zur Belohnung bekommt jeder eine Klafter Wampom, und über dieß die Freyheit, die besten Eßwaaren, als Zucker, Eyer, Butter, Heidelbeeren, u. d. g. zu bereiten, und sie mit Vortheil an die Gäste und Zuschauer zu verkaufen. Den Schluß eines jeden Festes macht ein allgemeines Saufen.

Außer diesen großen Opferfesten haben sie noch mehrere kleine. Zu Privatmahlzeiten werden Gäste

gela-

geladen, die nicht zur Freundschaft gehören. Diese allein müssen die Mahlzeit verzehren, da der Wirth und seine Angehörigen nichts davon geniessen.

Einem besondern gottesdienstlichen Feste wohnten einmal zween unsrer Missionarien, die aber die Sprache der Indianer nicht verstanden, als Zuschauer, in einer ihnen angewiesenen Ecke des Hauses, bey. Mitten im Hause war ein Haufen Welschkorn in Kolben, der mit gekochten Stücken Hirschfleisch an hölzernen Spießen besteckt war. Die Gäste saßen in Familien abgetheilt reihenweise auf Bärenhäuten sehr stille. Vier Mannspersonen gingen sodann vors Haus hinaus, und verführten mit einem heulenden Tone ein klägliches aber kurzes Geschrey. Sobald sie wieder hereintraten, stimmte die ganze Gesellschaft, die wol aus hundert Personen bestand, einen kurzen Gesang an. Darauf stand ein alter Greis auf, und setzte sich mitten im Hause zum Feuer, wo er von einer Frau mit fließendem Bärenfett gesalbt wurde. Erst goß sie aus einer Flasche viel Fett auf sein Haupt, und salbte nachher auch seine Brust, Schultern und Arme, wobey eine große Stille war. Nun fing der Alte an, Aussprüche in ganz kurzen Sätzen zu thun, die mit großer Aufmerksamkeit angehört wurden. Darauf setzte er sich wieder an seinen Ort, und die ganze Versammlung fing abermal an zu singen. Nach diesem wurden durch Grashalmen, davon sich jeder Gast einen zog, 6 Diener ausgemacht, die sich gleich hinter den Kornhaufen stellten, und nach einem von dem alten Manne gegebenen Zeichen die Spieße mit Fleisch unter die Familien verhältnißmäßig austheilten. Als dieses verzehret war, wurde wieder gesungen. Und nun wurden durch ein abermaliges Zeichen des Alten die Kornkolben von den Dienern den Gästen sehr schnell zu geworfen. Dabey ging es sehr geräuschig und fröhlich zu. Denn jeder bemühte sich,

sich, die meisten zu erhaschen. Das Verbrennen der Knochen machte den Beschluß.

Bisweilen opfert der Indianer, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich seyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirsch in kleine Stücke, und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren. Hört der indianische Jäger in der Nacht eine Eule schreyen, so streut er gleich Taback ins Feuer, murmelt etwas dazu, und verspricht sich auf den folgenden Tag eine glückliche Jagd.

Den Seelen der Verstorbenen opfern sie, wenn sie denken, daß sie beleidigt worden, entweder Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen werden, davon eine Mahlzeit bereitet wird. Gäste werden dazu nach Belieben eingeladen, und die Mahlzeit im Finstern gehalten. Licht oder Feuer darf nicht dabey seyn. Beym Anfang der Mahlzeit legt einer von den Alten den Seelen einen Theil der Speise vor, spricht mit ihnen, und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Darauf versichert er die Anwesenden, daß die Seelen nun versöhnet sind. Zu einem Trankopfer wird Rum, d. i. ein westindischer aus Zucker gemachter Branntewein, nothwendig erfordert. Ehe getrunken wird, gehen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rum auf die Gräber, und ein alter Mann spricht dabey mit den Seelen, eben so, wie beym Speisopfer. Dann muß der Branntewein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden.

Eine Frau, deren Kind in der Fremde gestorben ist, geht, wo möglich, jährlich einmal in Gesellschaft einer andern dahin, und opfert auf dem Grabe ihres Kindes ein Trankopfer.

Dergleichen Opfer sind aber auch in andern Fällen unter ihnen sehr gewöhnlich. Es darf jemand nur Zahn- oder Kopfweh haben, so heißt es gleich: Die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt seyn. Carver erzählt, daß ein vornehmer Indianer, der ihn begleitete, dem Wasserfall St. Anton, den er für einen Wohnplatz des grossen Geistes hielt, seine Pfeiffe, Tabacksbeutel, Armbänder und Ohrenringe opferte, und den Geist dabey unter grosser Bewegung um seinen Schutz anrief.

In sehr gefährlichen Umständen hat man wol auch wahrgenommen, daß ein Indianer sich aufs Angesicht hingelegt, laut geschrien, eine Handvoll Taback ins Feuer geworfen und in der Angst die Worte ausgesprochen hat: „Da, rauch, und sey doch gut, und thu mir nichts." Das hat man so genommen, als wenn er dem bösen Geiste opferte. Aber nie haben unsere Missionarien sich davon versichern können. Vielmehr verabscheuen die Indianer den bösen Geist, weil sie glauben, daß er nur damit umgehe, ihnen durch die weissen Leute allen möglichen Schaden zuzufügen. Indessen möchte doch einer oder der andere ihm eben darum opfern, damit er ihm nichts böses thun soll.

Träume sind den Indianern sehr wichtig, sie halten sie für Offenbarungen Gottes. Da es aber nach der Bibel und den Erfahrungen unsrer Missionarien nicht zweifelhaft ist, daß der Satan sein Werk unter diesen heidnischen Indianern hat, so mag dieser Geist auch wol einige Einwirkung auf ihre Träume haben, die davon oft deutliche Merkmaale an sich zu tragen scheinen.

Außer obgedachten Predigern trifft man Betrüger unter den Indianern an, die ihre außerordentliche Neigung zum Aberglauben zu ihrem Vortheil mißbrauchen. Einige geben z. B. vor, daß es ihnen ein leichtes sey, Regen vom

Him-

Himmel kommen zu lassen. Sieht ein solcher Betrüger nach einer langen Dürre einige Anzeigen eines bevorstehenden Regens; so gibt er den Weibsleuten, die um der Gärten und Felder willen am meisten nach Regen verlangen, auf eine listige Weise zu verstehen, daß er der Dürre bald abhelfen wolle, wenn sie ihm Taback, oder was er sonst gern hätte, verschaffen würden. Froh über einen solchen Wink, geben sie ihm, was sie nur aufbringen können. Hierauf zeichnet er an einem abgelegenen Ort einen Kreis auf der Erde mit einem Kreuz darin; legt Taback, einen Kürbis und etwas rothe Farbe in den Kreis, setzt sich dazu, singt und schreyt aus allen Kräften, damit sie ihn hören mögen. Das treibt er zuweilen bis der Regen kommt; so daß auch sonst verständige Indianer glauben, er habe denselben durch seine Kunst verschafft. Gelingt es aber einmal nicht, so vertröstet er die leichtgläubigen Leute auf einen andern Tag.

Eine andere Art von Betrügern werden Nachtgänger genennt, weil sie des Nachts in die Häuser schleichen und stehlen. Die Indianer halten sie aber nicht für gemeine Diebe, sondern glauben, daß sie die Leute behexen können, daß sie nicht aufwachen.

Die schädlichsten Betrüger unter den Indianern sind wol die so genannten Zauberer. Einige sind zwar nur Großsprecher, die sich großer Künste rühmen, um andere Leute zu schrecken, oder sich einen Namen zu machen, vor denen also niemand Ursach hat, sich zu fürchten. Hingegen gibt es unter diesen heidnischen Völkern genug Bösewichter, die der Teufel als Werkzeuge braucht, Menschen zu morden. Das schlimmste dabey ist, daß man diese Menschenfeinde gemeiniglich nicht kennt. Sie wissen, daß sie des Lebens nicht sicher sind, so bald sie als Zauberer offenbar werden. Daher nehmen sie sich wohl in acht,

daß

as geringste von ihrer verderblichen Kunst merken zu las-
en, hüten sich auch vor Uebermaaß im Trinken, um sich
icht etwa in der Trunkenheit zu verrathen.

Diese und die übrigen Betrüger suchen, wenn sie alt
erden, ihre Kunst andern beyzubringen. Sie wählen
ch dazu gemeiniglich Knaben von 12 bis 14 Jahren, die
e durch Geistererscheinungen, welche sie selbst listig ver-
stalten, zu betrügen wissen. Daher kommen die Erzäh-
ngen von außerordentlichen Begebenheiten, die solchen
naben begegnet sind, wenn sie im Busch allein und in
urcht waren. Da ist dem einen z. B. ein alter Mann mit
nem weißgrauen Haar erschienen, hat ihn getröstet und
sagt: fürchte dich nicht; ich bin ein Fels; das ist mein
ame; so sollst du mich nennen. Ich bin Herr über die gan-
Erde und was drauf ist, auch über alle Vögel in der
uft, und über Wind und Wetter. Niemand kann mir
iderstehen, und diese Macht will ich dir auch geben. Es
ll dir niemand schaden können, und du sollst dich vor nie-
and fürchten dürfen, wenn du es so und so machst. Dar-
folgt denn der Unterricht in der bösen Kunst, der aber
undeutlich und verblümt ist, daß sich der Sinn davon
wer errathen läßt. Weil aber dem Knaben die Sache
wichtig gemacht worden, so denkt er darüber Tag und
acht, und bestärkt sich mit den Jahren in der Meynung,
ß ihm eine besondre Macht gegeben worden, außeror-
ntliche Dinge zu thun. Weil er nun weiter keinen Lehr-
eister hat, so muß er selbst darauf bedacht seyn, seine
unst zu lernen und auszuüben. Wird er auch endlich ge-
ahr, daß er betrogen ist, so will er doch nicht gern zu
chanden werden, sondern den Ruhm eines außerordent-
hen Menschen behalten, und treibt seine finstere Künste
s ins Alter, da er wieder junge Knaben zu betrügen sucht,
e er in seiner Jugend betrogen ward.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Kleidung, Wohnung und häusliche Einrichtung der Indianer.

Auf ihren Anzug und Putz richten die Indianer die grösseste Aufmerksamkeit. Es ist dabey manches seltsame, aber wenig Kunst.

Ihr Anzug ist durchgängig leicht, denn viel Kleider halten sie für beschwerlich. Die Mannsleute hangen eine grosse wollene Decke, englisch Blanket genannt, ganz lose entweder über beyde Schultern, oder auch nur über die linke, so daß der rechte Arm frey bleibt, und binden oder stecken die obern Zipfel vorn zusammen. Ehedem waren die Decken von welschen Hühnerfedern, die sie mit Bindfaden von wildem Hanf in einander flochten, sehr gewöhnlich, die jetzt nur noch hie und da gefunden werden. Vermögende Indianer tragen gemeiniglich ein etwa 3 Ellen langes Stück von blauem, rothem, oder schwarzem Tuch, um die Mitte des Leibes, das sie eben so umnehmen, wie das Blanket. Es ist bisweilen unten herum mit etlichen Reihen von Bändern, auch wol mit Wampom oder Korallen besetzt. Arme Indianer bedecken sich nur mit einer Bärenhaut; und bey kalter Witterung nehmen auch die übrigen eine Bärenhaut um, oder einen Pelz von Bieberfellen oder anderm Rauchwerk, und zwar so, daß die Haare allemal inwendig sind. Diese Häute machen sie entweder durch Reiben im Wasser gahr, oder sie hängen sie in den Rauch und reiben sie hernach weich.

Einige tragen Hüte oder Mützen, die sie von den weissen Leuten kaufen; sehr viele aber gehen mit bloßem Kopf. Mannsleute lassen ihr Haar nie lang wachsen, und es ist etwas sehr gewöhnliches unter ihnen, daß sie es so weit ausraufen, daß der Kopf bis um den Wirbel herum ganz

Fahl ist, wo sie einen Kreis von Haaren stehen lassen, der etwa 2 Zoll im Durchschnitt hat. Aus diesen werden 2 Zöpfe geflochten und mit Band umwickelt; davon der eine auf der rechten und der andere auf der linken Seite herab hängt. Den Wirbel zieren sie wol auch mit einem Federbusch, der entweder gerade in die Höhe, oder schief steht. Bey Feyerlichkeiten hängen sie noch silberne Ringe, Korallen oder Wampom, sogar silberne Schnallen in ihre Haare, oder tragen einen Gürtel um den Kopf, mit so viel Schnallen, als daran anzubringen sind.

Auf Verzierungen ihres Gesichtes wenden sie am meisten Fleiß und Kunst. Sie bemahlen es fast täglich, und allemal, wenn sie zum Tanze gehen. Sie glauben, daß diese Mahlerey braven Männern sehr wohl anstehe, und sind dabey immer auf Veränderungen und neue Moden bedacht. Vorzüglich lieben sie die Zinnoberfarbe, und bemahlen sich damit bisweilen den ganzen Kopf, daß er feuerroth aussieht. Mit unter bringen sie schwarze Flecken an, oder färben wol auch die eine Hälfte des Gesichts und Kopfes schwarz, die andere roth. Am Muskingum findet man eine gelbe Ocker-Erde, die gebrannt eine schöne rothe Farbe giebt. Damit bemahlen sich vornemlich die Huronischen Krieger, denen es nicht zu viel ist, eine Reise von mehr als 100 Meilen zu thun, blos um sich mit dieser Farbe zu versorgen. Von andern wird die blaue Farbe vorgezogen, weil es, wie sie sagen, die Farbe des stillen Himmels ist, den sie für ein Bild des Friedens halten, und in ihren Reden oft in dem Sinne feyerlich anführen. Wenn sie daher bey Gelegenheiten zeigen wollen, daß sie gegen andere Stämme oder Nationen friedliche Gesinnungen hegen, so färben sie sich und ihre Gürtel blau.

Die Figuren, die sie auf ihr Gesicht mahlen, sind von allerley Art. Jeder folgt darin seiner Phantasie, und

strengt

strengt seine Erfindungskraft an, um andere zu übertreffen, und etwas besonders zu haben. Einer prangt auf jedem Backen mit einer Schlange, ein anderer mit einer Schildkröte, einem Hirsch, Bär, oder andern Thier, das er sich zum Wapen gewählt hat.

Man sieht auch Indianer, die denjenigen Theil der Nase, welcher die Nasenlöcher scheidet, durchstechen, und eine große Perle, oder ein Stück Silber, oder Gold, oder Wampom anhängen.

Die Ohrläppchen, die sie so lang und breit dehnen, als möglich ist, zieren sie mit Perlen, Ringen, glänzenden Steinen, Federn, Blumen, Korallen oder silbernen Kreuzen.

Ein breiter Belt von lauter violetten Wampom um den Hals, oder um den Arm wird für einen unschätzbaren Schmuck gehalten, und der Reiche ziert auch die Brust damit.

Das seltsamste bey ihrem Putz ist der Gebrauch, sich allerhand Figuren, Schlangen, Vögel u. d. g. mit einer Nadel in die Haut zu ritzen und mit Pulver zu beitzen. Mancher ist am ganzen Oberleib so voll davon, daß er von weitem mit einem Harnisch bedeckt zu seyn scheint. Bisweilen erwerben sie sich durch diesen Schmuck einen besondern Namen, worauf sie stolz sind. So hieß z. B. ein Hauptmann der Irokesen, der seine Brust ganz schwarz gebeitzt hatte, der schwarze Prinz.

Der Zweck ihres Putzes ist nicht, andern zu gefallen, sondern sich ein hohes und schreckliches Ansehen zu verschaffen. Daher der Kriegsmann sich nie kostbarer und fleißiger schmückt, als wenn er im Rathe erscheinen oder im Felde den Feinden seiner Nation begegnen soll. Zuweilen sieht man einen Indianer in einem schönen weißen Hemde, das er über die andern Kleider angezogen, und oben herum roth be-

bemahlt hat. Ein mit goldnen oder silbernen Tressen besetztes Kleid oder Hut ist dem Indianer willkommen. Die Gürtel der Indianer sind von Leder oder Bast. Anstatt der Beinkleider dienen ihnen einigermaßen ihre Strümpfe, die weit über die Knie hinaufreichen, und von blauem oder rothem Tuch zusammen genäht, und ohne Füße sind. Ihre Schuhe sind von Hirschleder ohne Absätze und werden von den Weibern oft recht sauber gemacht. Die Hirschfelle gerben die Indianer mit dem Gehirn der Hirsche, wovon sie ungemein weich werden. Einige lassen das Haar auf den Fellen sitzen und bereiten daraus Schuhe, die leicht und sehr bequem sind. Der Rand um die Knöchel herum ist bisweilen mit Stücken von Zinn oder Messing ausgeziert, die an ledernen Schnüren hängen, und beym Gehen und Tanzen ein sonderbares Geräusch machen.

Daß die Indianer den Leib häufig mit dem Fett von Bären oder andern Thieren bestreichen, welches sie bisweilen auch mit Farbe vermengen, geschieht in der Absicht, sich dadurch gegen das Steifwerden der Glieder und den Stich der Mücken und anderer Insekten zu schützen. Auch die allzustarke Ausdünstung wird dadurch gehemmt. Ihre braune Farbe wird dadurch noch dunkler und ihr Aussehen schmutzig.

Der Tabacksbeutel ist dem Indianer ein unentbehrliches Stück. In demselben hat er Taback und Pfeiffe, und sein kleines Messer und Feuerzeug. Diesen Beutel trägt er nebst seinem kleinen Beil und langen Messer im Gürtel, überall mit sich. Er besteht gewöhnlich aus dem Fell einer ganz jungen Fischotter, oder eines jungen Bibers, Fuchses rc. welches nur am Halse eingeschnitten wird. Indianer, die den Putz auch bis auf den Tabacksbeutel ausdehnen wollen, nehmen die Augen des Thieres heraus, und setzen statt derselben Perlen hinein, oder lassen ihn von den

Weibsleuten künstlich mit Korallen verzieren. Manche haben eine Büffelklaue, woran ein hirschlederner bunt und sauber ausgenähter Tabacksbeutel hängt.

Der Indianer hat gern einen schönen Pfeiffenkopf, am liebsten von rothem Marmor. Dergleichen trifft man aber gemeiniglich nur bey den Oberhäuptern und Hauptleuten an, weil diese Art Marmor, die vom Mississippi hergebracht wird, etwas selten ist. Mehrere sieht man, die aus einer Art von Rothstein verfertigt sind, welcher von Indianern, die am Marmorflusse auf der Westseite des Mississippi wohnen, und ihn daselbst aus einem Berge ziehen, manchmal zum Verkauf gebracht wird.

So sehr die indianischen Mannsleute für ihre Person den Staat und Putz lieben, eben so sehr sind die verheiratheten Männer darauf bedacht, daß es ihren Weibern daran nicht fehle. Sonderlich sorgen die Delawarischen durchgängig dafür, daß ihre Weiber gut gekleidet seyn, und behelfen sich selbst allenfalls mit schlechter Kleidung. Mancher Mann würde es gar für eine Schande halten, besser gekleidet zu seyn als seine Frau.

Die Weibsleute unterscheiden sich in der Kleidung hauptsächlich durch den Weiberrock, der aus einem etwa 3 Ellen langen Stück Tuch besteht, welches über die Hüften fest gebunden wird, und nur ein wenig über die Knie herabhängt. Der kommt ihnen weder Tag noch Nacht vom Leibe. Ein langer Rock würde ihnen im dicken Busch beschwerlich und bey der Arbeit hinderlich seyn. Ihr Staatsrock ist blau oder roth, auch wol schwarz, und rings herum mit rothen, blauen oder gelben Bändern manchmal von oben bis unten besetzt. Auf dem Oberleibe tragen die meisten wohlhabenden Frauensleute ein weißes Hemd von sehr feiner Leinwand, das beynahe bis an die Knie reicht, und um den Hals roth gefärbt ist. Andere ha-

ben

en bunte Hemde von Leinwand oder Cattun, die sie auf der Brust mit einer Menge silberner Schnallen zieren. Einige tragen auch wol dergleichen auf dem Rock.

Alle Weibsleute lassen ihre Haare frey wachsen, daher sie bey manchen bis an die Knie reichen. Eine Indianerin hält sich durch das Abschneiden ihrer Haare für beschimpft. Das widerfährt bisweilen den Liederlichen unter ihnen. Sie salben ihre Haare fleißig mit Bärenfett, damit sie glänzen.

Die Delawar-Weiber flechten ihre Haare nicht, sondern legen sie vielfach zusammen und umwickeln sie mit einem Tuche. Einige aber binden sie hinten zusammen, rollen sie auf, und umwinden sie mit Band, oder mit einer Schlangenhaut, daß es fast aussieht, als trügen sie einen Haarbeutel. Hingegen tragen die Weiber der Irokesen, Schawanosen und Huronen einen Zopf, der bis auf die Hüfte reicht, mit Tuch und über dieses mit rothem Bande umwickelt ist. Die Reichen zieren den Zopf noch mit silbernen Spangen von oben bis unten, wodurch er ziemlich schwer wird. Einige Delawar-Weiber thun dieses wol auch, doch ist es unter ihnen nicht so allgemein, als bey den Irokesen, welche es in der Kleidung und im Putz allen übrigen Indianer-Nationen weit zuvor thun, und das Muster sind, das von den andern nachgeahmt wird.

Die Indianerinnen bemahlen ihr Gesicht nicht mit vielen Figuren, sondern machen etwa einen runden rothen Fleck auf jeden Backen, färben die Augenbraunen und den Scheitel eben so, manche auch die Ränder der Ohren und die Schläfe. An den Ohren, am Halse und auf der Brust tragen sie Angehänge von Korallen, kleinen Kreuzen, runden Schildern, und halben Monden, von Silber oder Muschelschaalen gemacht. Mit silbernen Armspangen schmücken sich Männer und Weiber überaus gern. Das Ritzen der Haut aber, ist bey diesen nicht so gewöhnlich als

bey jenen. Sehr selten sieht man unter den Delawaren und Irokesen eine Frauensperson, die es für anständig hält, sich den Mannsleuten darin gleich zu stellen. Die Strümpfe und Schuhe der Weiber sind von der Männer ihren nicht unterschieden. Nur tragen sie noch eine Art von Ueberschuhen von Leinwand, mit oder ohne Band.

Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich solche Gegenden, wo Holz und Wasser in der Nähe, und niedrig liegendes fettes Land zum Welschkornpflanzen zu haben ist. Daher findet man ihre Dörfer gemeiniglich an einem Landsee oder Flusse, oder Bache, doch an erhabenen Orten, um bey dem hohen Wasser, das im Frühjahr gewöhnlich ist, nicht in Gefahr zu kommen.

Vor der Bekanntschaft mit den Europäern kannten die Indianer keine andere Wohnungen, als Hütten von Baumrinde, inwendig mit Binsen bekleidet, und mit Rinde, Binsen oder langem dürren Grase gedeckt. In solchen Hütten wohnen noch jezt die Irokesen und andere von der Nachbarschaft der Europäer entfernte Indianer-Stämme. Die Delawaren aber haben durch den Umgang mit den Europäern den Gebrauch der Blockhäuser gelernt, die sie entweder selbst bauen, oder für Bezahlung von den weissen Leuten bauen lassen.

Eine Indianer-Hütte wird auf folgende Art gebaut: Von Bäumen, die viel Saft haben, vorzüglich Linden, wird die Rinde in Stücken von 3 bis 4 Ellen in die Länge abgelöst, und durch aufgelegte Steine eben wie ein Brett gemacht. Hiernächst werden die Wände der Hütte durch Pfähle angelegt, die in den Grund getrieben und mit Querstangen verbunden werden. Dieses Gestell wird von innen und außen mit der dazu bereiteten Baumrinde belegt, welche alle mit Baumbast oder Hickery-Zweigen, die zähe und biegsam sind, befestigt. Auf eben die Weise wird das Dach

das

das von zwey Seiten schief in die Höhe geht, mit Baumrinde gedeckt. Zum Ausführen des Rauchs wird eine Oeffnung im Dache, und zum Eingang in die Hütte eine an der Wand gelassen. Anstatt der Hausthür dient ein Stück Baumrinde, ohne Schloß und Riegel. Ein Stock von außen gegen die Thür gestemmt, zeigt an, daß niemand zu Hause ist. Das Tageslicht fällt durch Oeffnungen hinein, die mit Schiebern zugemacht werden.

Zwischen den Wohnungen der Delawaren und Irokesen ist der Unterschied, daß erstere ihre Dächer spitzig, letztere aber rund und gleichsam gewölbt machen. Unter jenen hat jede Familie gern ihr eigenes Haus, daher sie mehrentheils klein sind. Bey den Irokesen aber sind viele Häuser sehr lang, mit 3 bis 4 Feuerplätzen und von eben so vielen mit einander befreundeten Familien bewohnt.

Eine Anzahl solcher Häuser oder Hütten, die beysammen stehen, machen ein Dorf oder eine Indianer-Stadt aus; und ist der Ort mit dicht an einander gesetzten Pfählen umgeben, so wird er von ihnen für eine Festung gehalten. Bey Anlegung ihrer Dörfer befolgen sie keinen Plan, sondern jeder baut, wo und wie es ihm am schicklichsten oder bequemsten zu seyn dünkt. Dergleichen Dörfer sind selten groß.

Das Innere ihrer Häuser hat weder große Bequemlichkeit, noch vielfachen Hausrath. Gewöhnlich sind ihre Hütten sehr niedrig, ohne Abtheilung in Zimmer und ohne Fußboden. Mitten im Hause ist der Feuerplatz, um welchen von Brettern gemachte Pritschen oder Sitzbänke sind, welche den Einwohnern zugleich zum Tisch und zur Bettstelle dienen. Ihr Blänket, welches am Tage ihren Rock ausmacht, ist des Nachts ihre Decke. Zum Unterbette dient eine ungegerbte Hirsch- oder Bärenhaut, oder eine Matte von Binsen. Mit solchen Matten behängen einige

auch die Wände, theils zur Zierde, theils die Kälte abzuhalten.

Ihre Vorräthe an Lebensmitteln und andern Sachen hängen sie an Stangen, die mitten durch die Hütte gezogen sind.

In vorigen Zeiten bestand ihr Feuerzeug in einem dürren Stück Brett, auf welchem ein rundes dürres Stöckchen mit beyden Händen so lange schnell gedrehet, oder gequirlt wurde, bis es sich entzündete. Ihre Messer waren von Feuersteinen, in Form eines länglichten Dreyecks, ziemlich dünn, und an den 2 langen Seiten scharf. Ihre Beile, die ebenfalls von Stein, 6 bis 8 Zoll lang waren, und eine geschliffene Schneide hatten, wurden an einen hölzernen Stiel fest gebunden, aber nicht zum Holzhacken gebraucht, sondern nur zum todt hauen und Abschälen der Bäume. Kessel und Kochtöpfe machten sie von Thon, den sie mit fein gestoßenen Muschelschaalen vermischten und im Feuer hart brannten, wovon er durch und durch schwarz wurde.

Dergleichen Messer, Beile und ziemlich große Stücke von ihren ehemaligen Töpfen, woran die Muschelschaalen noch zu sehen sind, findet man öfters an Orten, wo vor Alters Indianer gewohnt haben. Nachdem aber die Europäer ins Land gekommen sind, brauchen die Indianer fast durchgängig Feuerstähle, Aexte und Messer nach europäischer Art, auch messingene sehr leichte Kessel. Ihre Schüsseln und Löffel machen sie selbst recht sauber von hartem Holze. Die sind mehrentheils rund und ziemlich groß. Sie schlurfen die Speise heraus, und im Nothfall behelfen sich mehrere mit einem Löffel.

Reinlichkeit ist bey den Indianern nicht gewöhnlich. Ihre Kessel, Schüsseln und Löffel werden selten gewaschen, wol aber von Hunden abgeleckt. Doch sind die Irokesen viel unreinlicher als die Delawaren; und unter diesen haben wieder die Unamis und Wawiachtanos in der Reinlich-

keit

keit einen grossen Vorzug vor den Monsys. Indessen gibt es auch unter Irokesen Häuser und Hütten, wo es ziemlich reinlich aussieht, so daß man nicht bedenklich seyn darf, bey ihnen über Nacht zu bleiben.

Weil die Hunde immer in ihren Häusern und ums Feuer herum liegen, so gibt es durchgängig viele Flöhe. Auch fehlt es nicht an Wanzen, und andern Arten von Ungezifer; aber die gemeinen Fliegen sollen in den Häusern der weissen Leute in weit grösserer Menge angetroffen werden, als in den Indianischen. Um diese herum sieht man im Sommer an manchen Abenden die Blitzwanze oder Feuerfliege sehr häufig. Ihr Hintertheil wirft einen Glanz von sich, wie eine feurige Kohle. Ein halb Dutzend dieser Insekten, die alle zugleich ihr Licht von sich geben, machen im Finstern die kleinste gedruckte Schrift lesbar. Man findet sie vorzüglich in niedrigen und morastigen Gegenden, da man sie für einen Haufen von unzählbaren fliegenden Lichtern halten sollte.

In den Wohnungen der Indianer wird beständig Feuer unterhalten, wozu ein grosser Aufwand von Holz erforderlich ist. Zwar findet man in dortigen Gegenden überall auch Steinkohlen, die in Pittsburg sowol zum Kaminfeuer als in den Schmieden, gebraucht werden; aber von den Indianern werden sie nicht geachtet, weil es ihnen an Holz nicht mangelt.

Vorzeiten, da ihre Beile, wie schon gedacht, von Stein waren, konnten sie ihr Brennholz damit nicht klein hacken, sondern sie brannten es so kurz, wie sie es haben wollten. Sie machten nemlich an die stehenden Stämme Feuer, und brannten so lange daran, bis sie umfielen, da sie denn das Feuer wieder so anlegten, wie es nöthig war, um sie in kleine tragbare Klötze zu zertheilen. Hie und da ist diese Gewohnheit noch jezt.

An Schonung ihrer Waldungen denken sie nicht. Nicht nur verbrennen sie in ihren Häusern viel Holz unnöthiger Weise, sondern richten auch viele Stämme durch Abschälen zu Grund. Der grösseste Schade aber geschieht in den Wäldern durchs Feuer, welches entweder zufälliger Weise sich ausbreitet, oder gegen das Frühjahr, auch wol im Herbst, von den Indianern angelegt wird, um das alte dürre Gras wegzubrennen, daß frische Weide für die Hirsche wachsen könne. Es breitet sich Meilen weit aus, und greift auch die Rinde der Bäume nahe bey der Wurzel an, daß sie verdorren müssen. Am kläglichsten sieht es aus, wenn das Feuer einen Kiefernwald ergreift.

Aus diesen und andern Ursachen entsteht endlich Holzmangel, und aus diesem die Nothwendigkeit, andre Wohnplätze zu suchen. Die Beschwerde, Brennholz weit herzuholen, wird ihnen unleidlich, und ist nicht selten die Veranlassung zur Anlegung eines neuen Indianer-Dorfes.

Fünfter Abschnitt.

Heirathsgebräuche, Ehe und Kinderzucht der Indianer.

Die Delawaren und Irokesen heirathen frühzeitig, Mannsleute oft im achtzehnten, Weibsleute schon im vierzehnten Jahre. Heirathen unter Blutsfreunden und nahen Verwandten haben unter ihnen nicht statt. Das soll auch nach ihrer einstimmigen Behauptung die eigentliche Ursach seyn, warum die Indianer-Nationen sich in Stämme getheilt haben, damit niemand jemals in Versuchung und Gefahr kommen möge, eine nahe Verwandte zu heirathen; welches jezt nicht wohl möglich ist, da ein jeder, der in die Ehe treten will, eine Person aus

einem

einem andern Stamm, und nie eine aus seinem eigenen wählet.

Bey den Iroke... werden nicht selten Kinder von 4 bis 5 Jahren schon für einander bestimmt. In diesem Falle muß die Mutter des Mädchens wöchentlich ein bis zweymal einen Korb mit Brod ins Haus des Knaben bringen, auch Holz für ihn dahin schaffen. Dagegen müssen die Eltern des Knaben das Mädchen mit Fleisch und Kleidung versorgen, bis sie beyde mannbar werden, aber alsdann kommt es doch auf die freye Entschliessung beyder Personen an, ob sie einander haben wollen oder nicht, denn keines wird dazu gezwungen.

Hat ein Delawarisches Mädchen seine erste Reinigung, so muß es dieselbe außer dem Dorfe in einer abgesonderten Hütte abwarten. Dabey wird ihr der Kopf 12 Tage lang verhüllt, daß sie niemanden sehen kann; sie muß Brechmittel einnehmen, wenig essen und darf nichts arbeiten. Nachher wird sie gewaschen und neu gekleidet; aber noch 2 Monat lang darf sie niemand sehen. Der Schluß ist, daß sie für mannbar erklärt wird. Bey andern Indianischen Nationen werden dabey weniger Umstände gemacht.

Will ein erwachsener Indianer freyen, so schickt er an die Blutsfreunde der Person, die er sich erwählt hat, ein Geschenk von Blänket, Tuch, Leinwand, etwa auch ein paar Belte of Wampom. Sind diese mit dem Geschenk und dem guten Namen und Betragen des Freyers zufrieden, so thun sie dem Mädchen den Heirathsantrag, das sich gewöhnlich dem Gutfinden ihrer Eltern und Verwandten gemäß erklärt. Darauf wird sie ohne weitere Umstände ihrem Bräutigam zugeführt. Findet aber der Antrag des Freyers nicht Beyfall, so wirds ihm durch Zurücksendung seines Geschenks zu verstehen gegeben.

Nach vollzogener Heirath wird das Geschenk, das der Freyer gegeben hatte, unter die Freunde der jungen Frau ausgetheilt. Dagegen bringen sie dem neuen Ehepaar Welschkorn, Bohnen, Kessel, Schüsseln, Löffel, Siebe, Körbe, Beile u. d. g. m. feyerlich ins Haus. Die jungen Eheleute wohnen aber gemeiniglich so lange bey einem ihrer Freunde, bis sie sich ein eigenes Haus bauen können.

Einige Nationen im Westen halten zwar den Ehebruch für ein groses Verbrechen, und strafen ihn mit Strenge, die jungen Leute aber unter den Delawaren, Irokesen und andern mit ihnen verbundenen Völkern haben schon seit geraumer Zeit selten dauerhafte Ehen, besonders, wenn sie nicht bald Kinder bekommen. Oft verläßt ein Indianer seine Frau, weil sie ein Kind zu säugen hat, und heirathet eine andre, von der er sich in der Folge aus gleicher Ursach trennt.

Auch die Weiber verlassen ihre Männer, besonders alsdann, wenn sie erst viele Geschenke von ihnen bekommen, und nun weiter keine zu erwarten haben. In Hoffnung, dergleichen zu erhalten, verheirathen sie sich dann an andere. Nicht selten trennt sich eine Frau von ihrem Manne, weil sie gleich anfänglich keine Neigung zu ihm hatte, und durch ihre Verwandten, blos um die Geschenke behalten zu können, beredet worden, ihn wenigstens auf eine kurze Zeit zu nehmen. Darum sehen auch mehrere Indianer ihre Weiber als Fremdlinge an; mancher sagt ganz frey: meine Frau ist nicht mein Freund, d. i. sie ist nicht mit mir verwandt und geht mich weiter nichts an.

Doch sind nicht alle Männer gegen dieses leichtsinnige Betragen ihrer Weiber gleichgültig. Manchem geht die Untreue seiner Frau so zu Herzen, daß er aus Verzweiflung eine Giftwurzel ißt, die ihn in ein paar Stunden ohnfehlbar tödtet. Bisweilen bringen sich auch Weiber aus Ver-

druß

druß über ihrer Männer Untreue ums Leben. Diesen trau-
rigen Folgen zuvor zu kommen, bedienen sich einige ge-
wisser Mittel, die zwischen Gift und Arzney in der Mitte
stehen, die sie Beson nennen, und ihnen Zauberkräfte zu-
schreiben. Sie glauben nemlich, wenn ein Gatte derglei-
chen heimlich bey sich trage, so wirk[illegible] auf den andern so,
daß seine Liebe und Treue unverände[illegible]rde. Wird es
aber entdeckt, so findet sich der and[illegible]o dadurch belei-
diget, daß die Ehe aufgehoben wir[illegible] keine Versöh-
nung zu denken ist. Gleichwol gibt es [illegible] Indianer, die
ihre Ehe ordentlich führen, und mit Einer Frau wol
50 Jahre leben. In solchen Familien sind gewöhnlich die
meisten Kinder. Man findet Männer, die mit ihren Wei-
bern verträglich leben, um sich nur nicht von ihren Kindern
zu trennen. Manche Indianer halten auch Kebsweiber, die
aber um des Hausfriedens willen, nicht bey ihnen im Hause
wohnen dürfen, das gestatten die rechten Weiber nicht, las-
sen sichs aber gleichwol gefallen, bey ihren Männern zu blei-
ben, um der Kinder willen. Die Ehe der Indianer ist nie
fest, auch nicht bey den ziemlich alten. Eine unbedeutende
Kleinigkeit, ein unebenes Wort, kann sie trennen.

Die Vielweiberey ist bey den Delawaren und Irokesen
erlaubt, aber nicht so gewöhnlich, als bey manchen andern
Indianer-Nationen, deren Oberhäupter 6 bis 10, und
wol noch mehr Weiber haben, die geringern aber so viele
nehmen, als sie ernähren können. Sehr selten hat ein De-
lawar oder Irokese zwo, noch seltener mehr rechte Weiber.
Denn der Hausfriede hat bey ihnen aus Liebe zur Bequem-
lichkeit, die ihnen über alles geht, einen hohen Werth. Mit
einer Negerin verheirathet sich der Indianer ohne Beden-
ken, und so auch der Neger mit einer Indianerin.

Gegen die Ihrigen nehmen die Indianer einen Schein
von Gleichgültigkeit an, die auffallend ist. Ein Hausva-
ter,

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

1.0 2.5 2.8 3.2 2.2 3.6 4.0 2.0 1.1 1.8 1.25 1.4 1.6

6"

an, der nach langer Abwesenheit von den Seinen eingeholt wird, geht stolz bey ihnen vorbey, ohne ihren Gruß zu erwiedern, oder sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Nachrichten von seiner Kinder Wohlverhalten oder Unglück im Kriege scheinen ihn nicht zu rühren. Mehrentheils aber ist es eine angenommene Kaltblütigkeit, worin er eine Größe sucht, und man würde sich irren, wenn man daraus schließen wollte, daß das natürliche Gefühl bey ihnen unterdrückt wäre.

In dem Betragen der Eheleute im Hausstande, ist zwischen den Delawaren und Irokesen ein merklicher Unterschied. Bey den Delawaren gehn die Männer auf die Jagd oder Fischerey, schaffen Fleisch in die Haushaltung, versorgen ihre Weiber und Kinder mit Kleidung, bauen und bessern ihre Häuser oder Hütten, und zäunen die Felder ein. Die Weiber hingegen kochen, tragen Brennholz herbey, bearbeiten das Feld und den Garten, wobey ihnen jedoch manchmal die Männer zu Hülfe kommen. Im Hauswesen läßt der Mann seine Frau nach Belieben handeln, und hütet sich, ihr bey den Geschäften, die ihr zukommen, etwas vorzuschreiben. Sie kocht des Tages ordentlicher Weise zweymal. Thut sie es aber einmal nicht zu rechter Zeit, oder gar nicht, so schmält der Mann nicht, er geht lieber irgend wohin zum Besuch, weil er weiß, daß ihm allenthalben Essen vorgesetzt wird. Er pflegt auch kein Stück Holz zum Feuer zu legen, es wäre denn, daß er Gäste oder andere ausserordentliche Veranlassung dazu hätte. Merkt er bey seiner Frau ein besonderes Verlangen nach Fleisch, oder gibt sie es ihm auf eine bedeckte Weise zu verstehen, so geht er gemeiniglich des Morgens nüchtern aus, und kommt nicht gern leer wieder, sollte es auch erst Abends spät seyn. Bringt er nun etwa einen Hirsch, so wirft er ihn vor der Thüre nieder, geht ins Haus, und sagt

kein Wort. Die Frau aber hat schon gehört, daß er die Ladung abgeworfen hat, gibt ihm zu essen, hängt seine nasse Kleider zum trocknen auf, und alsdann hole sie das Fleisch ins Haus. Damit kann sie nun schalten und walten, wie sie will. Der Mann läßt sichs gefallen, wenn sie auch das meiste davon ihren Freunden schenkt, welches bey ihnen gewöhnlich ist. Will der Mann auf die Jagd gehen, oder sonst verreisen, so sagt er es seiner Frau, die alsdann ohne weiteres schon weiß, daß sie Proviant für ihn zurecht zu machen hat.

Entsteht zwischen Eheleuten ein Verdruß, so ist gemeiniglich das erste, was der Mann dabey thut, daß er sich mit seiner Büchse in den Busch begibt, ohne der Frau zu sagen, wohin er gehe. Manchmal kommt er nach etlichen Tagen erst wieder; bisweilen haben indessen beyde Theile ihren Groll vergessen, und leben wieder im Frieden zusammen.

Die mehresten Eheleute haben sich so mit einander verstanden, daß alles, was der Mann auf der Jagd erwirbt, der Frau gehört. Sobald er also die Felle und das Fleisch nach Hause gebracht hat, sieht er es als ein Eigenthum seiner Frau an. Dagegen wird auch das, was die Frau im Garten und auf dem Felde erzieht und einerntet, dem Manne zugeeignet, und sie muß ihn davon mit allem versorgen, was er auf der Jagd und sonst nöthig hat. Einige Männer aber behalten ihre Felle, kaufen für ihre Weiber und Kinder, was sie brauchen und lassen sie nicht Noth leiden. Haben sie Kühe, so gehören sie der Frau, die Pferde aber dem Manne, der ihr doch wol auch eins so überläßt, daß sie es als das Ihrige ansehen kann.

Aus diesem allen erhellet, daß die Delawar-Weiber es so gut haben, als es die Lebensart der Indianer zuläßt. Bey den Irokesen aber ist ihre Lage so gut nicht. Die

wilde

wilde Irokese ist stolz auf seine Stärke, Herzhaftigkeit und andere männliche Vorzüge, und begegnet seinem Weibe mit Kaltsinn, Verachtung und nicht selten mit Grobheit. Außer der Jagd und dem Krieg scheint er alle übrige Arbeit für schimpflich zu halten, und sie darum dem Weibe zu überlassen. Auf diese fällt also eine Menge von Geschäften. Sie muß nicht nur die ganze Haus- und Feldwirthschaft allein besorgen, sondern auch das Feld einzäunen, die Hütte ausbessern, und überhaupt alles, was Arbeit ist, zu ihrer Sache machen. Auf der Reise trägt sie das Bündel, auch wol die Flinte ihres Mannes hinter ihm her, und wenn dieser Wild geschossen hat, so läßt ers durch seine Frau nach Hause schaffen.

Die Indianischen Weiber sind fast durchgängig von einer besonders starken Leibesbeschaffenheit, und haben bey ihrer Niederkunft sehr selten fremde Hülfe nöthig. Eigentliche Hebammen haben sie auch nicht; aber an erfahrnen Weibern, die ihnen mit Rath und That behülflich seyn können, fehlt es nicht. Gegen die Zeit der Niederkunft bereiten sie selbst alles, was sie zu ihrer eigenen Erleichterung und Pflege, und zur Besorgung des Kindes nöthig halten, und lassen sich durch ihre Niederkunft gemeiniglich nur wenige Stunden von ihren häuslichen Verrichtungen abhalten. Einige starke Weiber halten ihre Niederkunft ganz einsam im Busche, und kommen mit dem neugebornen Kinde nach Hause.

Gleich nach der Geburt wird das Kind auf ein mit Moos bestreutes Brett gelegt, und in ein Fell oder Tuch eingewickelt. Eine solche Wiege, an welcher auf beyden Seiten kleine krumm gebogene Stöcke angebracht sind, damit das Kind nicht herausfalle, wird mit Riemen an den Ast eines Baumes gehängt, oder sonst wo befestiget, indem die Mütter ihre andern Geschäfte abwarten. Doch diese Gewohn-

wohnheit, die Kinder auf Brettchen zu binden, kommt nach und nach ab.

Die mehresten Mütter stillen ihre Kinder bis ins zweyte Jahr, und länger. Wo das nicht statt findet, werden die Kinder mit [illegible] genähret.

Ungeachtet sie frühzeitig heirathen, so haben sie doch nur wenig, und selten über 6 Kinder. Gegen diese haben sie eine zärtliche Liebe, und man kann sich die Gunst der Eltern nicht leichter erwerben, als wenn man ihre kleinen Kinder liebkoset oder beschenkt.

Die Mütter tragen ihre Kinder gemeiniglich in Blänkes auf dem Rücken bey allen ihren Geschäften mit sich herum. Die ehemals übliche Art, kleine Kinder auf ein Brett aufrecht zu stellen, an welches die Füße derselben mit einer Schnur befestigt waren, und das Brett an einem Tragbande auf dem Rücken zu hängen, ist fast überall abgekommen. Die Beyspiele vieler dadurch verunglückten Kinder haben einen Abscheu gegen diese Art der Wartung erregt.

Die Kinder werden in allen Fällen als der Mutter gehörig angesehen. Bey vorkommender Ehescheidung fallen sie ihr alle zu; nur den Erwachsenen steht es frey, beym Vater zu bleiben. Beyden Theilen liegt viel daran, die Liebe ihrer Kinder zu gewinnen. Darin liegt ein Grund ihres Betragens gegen dieselben. Sie wollen nemlich durch Einschränkung ihres Willens ihre Zuneigung nicht verlieren. Eigentliche Kinderzucht hat bey ihnen nicht statt. Die Kinder haben ihren freyen Willen, und werden nie zu etwas gezwungen. Die Eltern hüten sich, sie zu schlagen, oder sie auf eine andere Weise zu züchtigen, aus Furcht, die Kinder möchten es ihnen einmal gedenken und sich an ihnen rächen. Gleichwol findet man unter ihnen oftmals recht artige Kinder, die sich den Eltern gefällig, und gegen jedermann dienstfertig bezeigen, welches die natürliche Fol-

ge

weiß, eines vernünftigen Betragens der Eltern gegen sie; so wie aus dem entgegengesetzten Bitterkeit, Haß und Verachtung ihrer Eltern entstehe.

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder wenden sie wenig. Bis ins sechste Jahr und länger geht der Knabe nackt. Die erste Kleidung, die er hernach bekommt, besteht in einem schmalen Streifen von blauem Tuch, der zwischen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen gebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, so bald sie gehen lernen, ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich gibt der Vater seinem Kinde im fünften oder sechsten Jahre einen Namen, der, nach seinem Vorgeben, ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieses geschieht bey einem Opfer, auf eine feyerliche Weise durch Gesang. Das nennen sie über das Kind beten. Eben so feyerlich gehen sie zu Werke, wenn sie einem Erwachsenen, der schon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen beygeben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen gibt, so macht sie nicht so viel Umstände, und nennt es etwa nach einer Eigenschaft, die ihr an demselben besonders gefällt, als das schöne Kind, das Großauge, u. d. g. Einem Kinde, das sie nicht lieb haben, geben sie auch wol einen garstigen Namen.

Wenn die Mädchen heranwachsen, so suchen die Mütter sie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, lassen sie dabey gelegentlich ihnen zur Hand gehen und sind überhaupt darauf bedacht, daß sie die weiblichen Geschäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten; gehen also ihren Einfällen nach, nehmen vor, was ihnen beliebt, und niemand wehrt ihnen. Thun sie andern Schaden, werden sie nur mit guten Worten darüber erinnert, und die Eltern bezahlen den Schaden lieber doppelt und dreyfach, als daß sie ihre Kinder darüber bestrafen sollten.

Da die Knaben Jäger und Krieger werden sollen, so üben sie sich schon früh im Gebrauch des Bogens, und schiessen nach einem Ziel. Werden sie grösser, so schiessen sie Tauben, Eichhörnchen, und anderes kleines Wild, und erlangen darin eine grosse Fertigkeit. Wächst der Knabe noch mehr heran, so bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchse. Der erste Hirsch, den er schiesst, veranlaßt allemal eine Feyerlichkeit. Ist es ein Bock, so wird er sogleich mit Haut und Haar einem alten Manne geschenkt, der damit alle alte Männer im Dorfe tractirt. Bey der Mahlzeit geben diese dem Knaben, der dabey nur Zuschauer ist, allerley gute Lehren, die Jagd und sein ganzes Leben betreffend. Sonderlich ermahnen sie ihn, für alte und graue Männer Hochachtung zu haben, und ihnen gehorsam zu seyn. Zugleich bitten sie Gott für ihn um Glück und langes Leben. Ist aber sein erstes Wild eine Hirschkuh, so wird sie einer alten Frau geschenkt, welche dabey eben so verfährt, wie der alte Mann bey dem Hirschbock.

Bisweilen werden junge Knaben auf eine sonderbare Weise zu dem, was man gern aus ihnen machen möchte, vorbereitet, oder geprüft, wozu sie etwa ein besonderes Geschick haben. Man läßt sie zu dem Ende so oft und so streng fasten, daß sie von allen Leibeskräften abkommen, in seltsame Phantasien gerathen, und wunderliche Träume haben, über die sie fleißig befragt werden, bis sie endlich einen bedeutenden bekommen, oder gehabt zu haben vorgeben. Dieser wird umständlich ausgelegt, und ihnen dem gemäß feyerlich angekündiget, wozu sie bestimmt sind. Das prägt sich ihrem Gemüthe tief ein, und je älter sie werden, desto eifriger suchen sie ihre vermeynte Bestimmung zu erreichen, und halten sich für ganz besondere Menschen, die vor andern einen grossen Vorzug haben. So wird aus einem solchen

Knaben ein Arzt, ein großer Jäger, ein reicher Mann, ein Zauberer, oder ein Capitain, je nachdem sein Traum beschaffen war, oder vielmehr, er wird das, wozu seine Eltern oder Freunde ihn bestimmt hatten. Dabey handelt er in seinem Privatleben schon als Jüngling völlig nach seinem eigenen Gefallen, ist sich seiner Freyheit bewußt, und verträgt keinen Zwang. Die Eltern sehen dieses mit Wohlgefallen, und mancher Vater freut sich, einen so mannhaften Sohn zu haben, der sich selbst regieren kann. Im übrigen werden die Kinder durch den Unterricht und das Exempel ihrer Eltern gleichsam von der Wiege an gewöhnt, alle Leidenschaften zu unterdrücken, und sie bringen es darin unglaublich weit.

Sind die Eltern versichert, daß ihre Kinder versorgt, oder doch im Stande sind, sich selbst Nahrung und Kleider zu verschaffen; so sorgen sie für dieselben weiter nicht, legen es auch nie drauf an, ihnen eine gute Erbschaft zu hinterlassen. Denn jeder Indianer weiß, daß nach seinem Tode alles, was er hat, Fremden zu Theil wird.

Wird eine Frau Witwe, so nehmen die Verwandten des Verstorbenen alles weg, was demselben gehörte, und theilen es an fremde Leute aus, ohne das geringste davon für sich zu behalten. Das thun sie, weil sie des Todten vergessen wollen, und sich fürchten, es möchte durch ein Stück von seinen Sachen sein Andenken bey ihnen erneuert werden. Die Kinder erben also so wenig, als die Witwe, und die Verwandten. Vermacht ein Indianer ausdrücklich seine Büchse oder sonst etwas einem seiner Freunde, so bleibt es dabey, und niemand wendet etwas dagegen ein. Auch was der Mann seiner Frau bey Lebzeiten geschenkt hat, behält sie als ihr Eigenthum. Man wird sich also nicht wundern, daß Indianische Eheleute nicht in Gemeinschaft der Güter leben. Wäre es anders, so würde die Frau nach

ihres

ihres Mannes Tode eben so wenig behalten, als der Mann nach dem Tode seiner Frau.

Eine Witwe, die sich nach dem alten Herkommen richten will, darf unter einem Jahre nicht wieder heirathen. Denn ihr Mann verläßt sie, wie die Indianer sagen, nicht eher, als nach einem Jahr; alsdann erst geht seine Seele an ihren Ort. Gleichwol muß sie selbst sehen, wie sie sich durchbringt, und erlebt gemeiniglich böse Tage, sonderlich wenn sie noch unerzogene Kinder hat. Fleisch kann sie nicht einmal für Bezahlung bekommen, denn die Indianer haben den Aberglauben, daß ihre Büchsen verderben würden, daß sie damit kein Wild mehr tödten könnten, wenn eine Witwe von einem Thier äße, das sie geschossen haben. Doch wird ihnen bisweilen von guten Freunden etwas zugestellt. Ist aber das Witwenjahr verflossen, so wird sie von den Freunden ihres verstorbenen Mannes gekleidet und ernähret, und ihre Kinder werden eben so besorgt. Auch schlagen sie ihr gern einen andern Mann vor, oder sagen ihr wenigstens, daß sie nun frey sey, und für sich selbst sorgen könne. Hat sie aber ihr Witwenjahr nicht ausgehalten, sondern vor der Zeit wieder geheirathet, so bekümmern sie sich nicht weiter um sie. Auf ähnliche Art wird ein Witwer von den Freunden seiner verstorbenen Frau behandelt; sie glauben, daß er noch zu ihrer Familie gehört. Ist sein Witwerjahr zu Ende, so schaffen sie ihm gern wieder eine Frau nach ihrem Sinne. Hat die Verstorbene etwa eine Schwester hinterlassen, die noch ledig ist, so tragen sie vorzüglich darauf an, daß er dieselbe heirathe.

Bey dieser Gelegenheit bemerke ich mir noch, daß die Verwandtschaften der Indianer ungemein weitläuftig sind, weil sie so oft ihre Weiber wechseln.

Sechster Abschnitt.

Speisen, Ackerbau und Viehzucht der Indianer.

Die gewöhnlichen Speisen der Indianer bestehen in Fleisch, Fischen, Hülsenfrüchten und Obst. Sie essen fast alle Thiere, die sie auf der Jagd fangen, am meisten und liebsten Hirsch- und Bärenfleisch. Die Irokesen und Delawaren und alle mit ihnen verbundene Völker, essen das Fleisch nie roh, aber oft, wie andre Speisen, ungesalzen, wiewol sie an Salz keinen Mangel haben.

Am Ohio und Muskingum sind mehrere reichhaltige Salzquellen; gemeiniglich am Ufer eines Baches, oder auch wol mitten in demselben auf einer Sandbank. Die Indianer aber benutzen sie aus Trägheit nicht, sondern kaufen das Salz um einen hohen Preis von den weissen Leuten.

Ihre Mahlzeit, bey welcher es mehrentheils nicht gar reinlich zugeht, besteht gewöhnlich nur aus einem Gerichte. Sie essen, wenn sie eben hungrig sind, ohne sich an eine gewisse Stunde zu binden. Wenn sie Fleisch braten wollen, befestigen sie dasselbe an einem Spieß von harten Holze.

Muscheln und Austern lieben sie sehr, und diejenigen, die Austern-Bänke in der Nähe haben, leben oft einige Wochen blos von Austern. Die Landschildkröten, die dort wenigstens eine Spanne breit und noch etwas länger sind, pflegen sie ebenfalls zu essen, so wie auch die Heuschrecken, die zuweilen schaarenweise die Bäume bedecken und kahl machen.

Unter den Hülsenfrüchten, die den Indianern zur Nahrung dienen, ist die vornehmste das bekannte Welschkorn, oder türkischer Waizen, (Zea Mays) *) wovon die Irokesen eine andere Sorte haben, als die Delawaren am Muskingum. Jene wird eher reif als diese, welche dort vermuth-

lich

*) Die lateinischen Namen sind die Linneischen.

lich gar nicht zur Reife kommen würde. Diese Frucht macht bey dem Ackerbau der Indianer die Hauptsache aus. Zu Welschkornfeldern erwählen sie das niedrige, fette Land an den Flüssen und Bächen, welches viele Jahre hinter einander reichlich trägt. Ist aber ein Feld ausgetragen, so legen sie ein neues an; denn vom Düngen wissen sie nichts, und an Land fehlt es ihnen nicht.

Oft müssen sie das Land erst von Bäumen und Sträuchern reinigen. Erstere pflegen sie zu tödten, indem sie im Frühjahr die Rinde ringsherum durchhauen. Die Felder umgeben sie mit hohen Zäunen, hauptsächlich um sie vor den Pferden zu schützen, die im Walde ohne Hirten weiden.

Das Welschkorn wird gepflanzt, sobald kein Frost mehr zu befürchten ist, welches die Indianer daraus schließen, wenn die Blüthe der Haselstaude (Corylus avellana) sich zeigt. Mit dem Behacken der Welschkornpflanzen haben die Indianerinnen viel Mühe; denn der fette Boden bringt viel Gras und Unkraut. Vorzeiten war ihre Hacke etwa das Schulterblatt von einem Hirsch, oder eine Schildkrötenschaale, die sie auf einem Steine scharf machten, und an einen Stock befestigten. Nun haben sie eiserne Schaufeln und Hacken. Das Welschkorn wird manchmal über 8 Fuß hoch, und sein Stengel über einen Zoll dick, und hat, so lange er grün ist, einen zuckerartigen Saft.

Die Delawaren und Irokesen bereiten das Welschkorn auf zwölf verschiedene Arten: 1) Kochen sie es mit der Schaale, bis es ganz weich ist, und sich gut essen läßt; oder 2) bis es beynahe weich ist; alsdann reiben sie die Schaale mit scharfer Lauge ab, reinigen das Korn von der Lauge, und kochen es vollends ganz weich. 3) Braten sie das Korn, wie es ist, in heißer Asche. 4) Stoßen sie es in kleine Stückchen, und diese kochen sie, bis sie zum Essen dienen. 5) Stampfen sie es in einem Stampfblock oder

[illegible] von den [illegible] einen Brey daraus. 6) [illegible] Mehl [illegible] Wasser einen Teig, [illegible] sie [illegible] mit glühenden Kohlen [illegible] ihr Brod. 7) [illegible] backen Teig, [illegible] das [illegible] der. 8) [illegible] fleisch, oder [illegible] damit. 9) [illegible] sie es [illegible] zu [illegible] macht worden, mit [illegible] sind von den gewöhnlichsten Gerichten, wozu sie Weißkornbrod [illegible] pflegen. 10) [illegible] sie ihr Korn in heißer Asche, [illegible] durchaus braun wird. [illegible] mischen Zucker darunter, [illegible] fest zusammen. Das ist [illegible] 11) [illegible] das Korn, ehe es ganz reif wird, [illegible] dem Wasser aufquellen, hernach trocknen sie es [illegible] es auf. So kaufen es zuweilen die weißen Leute von ihnen und machen Suppen davon, oder quellen es auf, und bereiten es mit Essig und Baumöl als Salat. 12) Sie braten die ganzen Aehren, wenn die Körner zwar ausgewachsen, aber doch noch in der Milch sind. Mit diesem [illegible] angenehmen Gerichte geht viel Korn auf. Um diesen Aufwand zu vermindern, oder wenigstens zu verschönen, haben sie ihre Felder am liebsten nicht sehr nahe bey ihren Wohnorten.

Sie ziehen auch eine Art Bohnen, welche sie Erdbohnen (Grundnüsse) (Arachis hypogaea) nennen, weil sie in der Erde wachsen. Gekocht kommen sie im Geschmack den Kastanien gleich, sind aber nicht roh zu essen. Hin und her bauen sie gemeine Gartenbohnen (Phaseolus vulg.) [illegible]

von

von den Indianern mehrentheils wie Bärenfleisch gegessen werden. Auch bauen sie an vielen Orten Kartoffeln (Solanum tuberosum), welche ursprünglich aus Nord-Amerika herkommen, und zuerst von Irländern unter dem Namen der Batatas nach Europa gebracht worden sind.

Von Kürbissen (Cucurbita Pepo) hat man dort vier verschiedene Sorten, die von verschiedenen Nationen, die weiter nach Westen wohnen, anstatt des Brodes gebraucht werden. Der Kranichhals, eine Sorte derselben, übertrifft die übrigen an Größe, und wird gemeiniglich zum Wintervorrath aufgehängt, weil sie sich etliche Monate halten kann. Melonen (Cucumis Melo) wachsen dort nicht von selbst, sondern werden gezogen.

Viele Indianer ziehen sonst noch allerley Gewächse, als Weißkraut, Rüben u. d. g., wozu sie von den weißen Leuten den Samen bekommen.

Der Feldbau der Indianer, den die Irokesen doch noch stärker treiben, als die Delawaren, schränkt sich ins ganze auf das dringendste Bedürfniß ein, denn sie begnügen sich allenfalls mit den eßbaren Erdgewächsen, die ohne menschliche Hülfe ihnen zuwachsen, wohin vorzüglich gehören Kartoffeln (Solanum tuberosum) und Pastinake (Pastinaca sativa), woraus sie eine Art von Brod backen.

Ihre Feldfrüchte verwahren sie in runden Löchern, die sie in einiger Entfernung von den Häusern in die Erde graben, mit trockenem Laube oder Gras auslegen, und mit Gras und Erde bedecken. Solche Vorräthe suchen sie sehr geheim zu halten, weil sie wissen, daß sie dem, der Mangel leidet, und von ihrem Vorrath weiß, so lange geben müssen, als etwas davon übrig ist. Daraus entsteht aber nicht selten Hungersnoth. Denn viele unter ihnen sind so träge, daß sie selbst nichts pflanzen, sondern sich gänzlich darauf verlassen, daß sich andere nicht weigern dürfen, ihren

Vorrath mit ihnen zu theilen. Da auf diese Art die Fleißigern von ihrer Arbeit nicht mehr genießen, als die Müßiggänger, so pflanzen sie von Zeit zu Zeit immer weniger. Fällt nun ein harter Winter ein, da sie wegen des tiefen Schnees nicht auf die Jagd gehen können, so entsteht leicht eine allgemeine Hungersnoth, wobey öfters viele Menschen umkommen. Die Noth lehrt sie dann Graswurzeln und die innere Rinde der Bäume, besonders der jungen Eichen, zu ihrer Nahrung zurichten.

Mit fruchtbringenden Pflanzen, Sträuchern und Bäumen ist das Land reichlich versehen.

Erdbeeren, (Fragaria vesca) die vorzüglich groß und wohlschmeckend sind, wachsen so häufig, daß ganze Fluren damit so bedeckt sind, als wenn sie mit rothem Tuche überzogen wären. Wilde Stachelbeeren, (Ribes grossularia) schwarze Johannisbeeren, (Rubus fruticosus) Brombeeren, (R. Idæus) Himbeeren und Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus) wachsen ebenfalls in Menge, letztere vorzüglich auf Anhöhen. Rothe Johannisbeeren werden in den Gärten gezogen. Von Kranichbeeren gibt es 2 Sorten: die eine wächst an nassen Orten auf ganz kleinen Sträuchen, die nicht einmal so hoch sind, als Heidelbeersträuche, die andere aber auf kleinen Bäumchen.

Der Stickbeerenstrauch (Ribes nigrum pensylvanicum) trägt eine schwarze Beere, deren Saft so herbe ist, daß man davon ersticken könnte; und das hat dem Strauche seinen Namen gegeben.

Die Maulbeerbäume (Morus rubra) werden dort sehr hoch, und tragen braune Beeren, von welchen sich die wilden türkischen Hühner nähren; im Winter auch wol von den abgefallenen Blättern.

Weinstöcke (Vitis vinifera) sind sehr häufig, und werden in den niedrigen Gegenden ungemein dick und lang.

Oft

Oft sieht man Ranken, die sich um die höchsten Bäume bis zum Gipfel geschlungen haben, von da wieder herunter laufen, und mit ihren Spitzen auf der Erde liegen. Ihre Trauben sind aber ziemlich sauer. Auf dem hohen Lande bleiben die Ranken dünn und klein, weil sie oftmals vom Buschfeuer angegriffen werden; aber die Trauben sind eßbarer, und es läßt sich Wein daraus bereiten. Die Bären besuchen die Weinstöcke gar fleißig, und wissen sich immer die besten Trauben auszusuchen.

Unter den Kirschbäumen (Prunus padus) ist der schwarze ungemein fruchtbar. Seine Kirschen sind ungefähr so groß, wie Johannisbeeren, und wachsen in Form der Trauben. Sie sind nicht eßbar, geben aber dem Brannteweín einen lieblichen Geschmack und eine schöne rothe Farbe. Das Holz dieses Baums schickt sich zu feiner Tischlerarbeit. Der rothe Kirschbaum (Prunus canadensis) wird nicht über 8 bis 10 Schuh hoch, ist gleichfalls sehr fruchtbar, und seine Kirschen wachsen eben auch traubenweise, wie die schwarzen. Sie werden aber wenig gegessen, weil sie nach Alaun schmecken. Die Sandkirschen (Prunus cerasus) wachsen blos im Sande, auf einem etwa 4 Schuh hohen Strauche, in so grosser Menge, daß die Zweige bis auf den Sand herunter gebogen werden. Sie haben einen vorzüglich angenehmen Geruch, und sind nicht grösser, als eine kleine Flintenkugel. Man hält sie zum Einmachen in Brannteweín für tauglicher, als alle andere Kirschen. Noch eine Sorte wohlschmeckender Kirschen wächst dort, sonderlich am Muskingum häufig, auf hohen dicken Bäumen, die ein rothes Holz haben, das zu feiner Schreinerarbeit dienlich ist.

Wilde Pflaumen (Prunus domestica) gibt es in Menge. Die Indianer schätzen vorzüglich die röthliche und die grüne, welche beyde einen guten Geschmack und angenehmen Geruch haben.

Pfirschbäume (Amygdalus Persica) sieht man hie und da sehr häufig; deßgleichen wilde Citronen oder Mayäpfel (Podophyllum peltatum) diese wachsen auf einem Stengel, der nicht über einen Schuh hoch ist, und haben einen angenehmen säuerlichsüßen Geschmack. Die Wurzel aber ist ein starkes Gift, das in wenig Stunden tödtet.

Holzäpfel (Malus sylvestris) wachsen in großem Ueberfluß, und weil die Indianer scharfe und saure Früchte lieben, so werden sie von ihnen gesucht und häufig gegessen.

Den Papawbaum (Carica Papaya) haben unsere Mißionarien nirgends, als am Ohio gesehen; er trägt eine schöne gelbschaalige Frucht, von der Gestalt und Größe einer mittelmäßigen Gurke, die einen angenehmen Geruch und Geschmack, und 2 bis 3 Kerne hat, die wie Mandeln aussehen.

Von gemeinen Kastanien (Fagus castanea) findet man ganze Wälder. Ihre Frucht ist etwas kleiner, als die Europäische, aber süßer und schmackhafter. Wenn die Kastanien reif sind, so geben sich die Indianer die Mühe nicht, sie ordentlich zu sammlen, sondern finden es bequemer, den Baum umzuhacken. Die Kastanien lassen sich roh essen, gewöhnlich aber werden sie gekocht, da sie eine sehr fette Brühe geben. Man kann sie auch wie Kaffeebohnen rösten, und einen Trank daraus bereiten, der dem Kaffee im Geschmack nahe kommt, und zugleich gelinde abführt. Eine andre Art von Kastanien ist größer, aber nicht eßbar.

Pinkepink (Fagus pumila) ist ein Strauch, der ungefähr eine Klafter hoch wächst, die Blüthe ist der Kastanienblüthe ähnlich, nur etwas kleiner. Die Frucht ist ganz von Kastanienart, länglich rund, an beyden Enden spitzig, hat eine schwarzbraune Schaale, und schmeckt wie eine recht süße Haselnuß.

Der

Der gemeine Wallnußbaum (Juglans regia) wächst vornehmlich in Thälern, die fetten Boden haben, wird hoch und dick, und breitet seine Aeste weit aus. Die Nüsse haben eine dünne Schaale, und der Kern läßt sich gut essen. Außer diesem gibt es dort noch zweyerley Wallnußbäume, weiße (Juglans alba) und schwarze (cinerea) nach ihrem Holze so genannt, welches, den weißen gleichwol nicht ganz weiß, sondern grau aussieht. Die letztern aber haben ein dunkelbraunes Holz, das bisweilen ins Violette fällt. Dieses wird von den Schreinern zu Tischen, Schränken und dergleichen viel gebraucht. Die Nüsse haben eine harte Schaale, sind aber sehr ölich, und werden nur selten gegessen. Eine andere Art von Wallnußbäumen, ist der schon obengedachte Hickorybaum, (Juglans alba). Der mit der rauhen Rinde hat ein weißes Holz, einen zarten Faden, und ungemein viel Saft. Seine Nuß liegt in einer dicken harten Schaale und schmeckt süß. Der Hickery mit der glatten Rinde aber trägt eine bittere Nuß, die ein nützliches zum Abführen dienendes Oel ausgibt. Die süßen Hickerynüsse, die manches Jahr überaus häufig wachsen, werden von den Indianern in großer Menge gesammlet; und nicht nur roh gegessen, sondern es wird auch eine Nußmilch davon gemacht, welche angenehm und nahrhaft ist. Auch bereiten manche aus dieser Frucht ein gutes Oel. Sie rösten nemlich die Nüsse mit der Schaale in heißer Asche, stampfen sie hernach fein, und kochen sie im Wasser, da denn das Oel oben schwimmt, welches sie abschöpfen, und zum Anmachen ihrer Speisen gebrauchen.

Der Butter- oder Oelnußbaum (Juglans nigra) wächst vornemlich auf Wiesen, in einem warmen Boden. Sein Stamm wird selten über 3 Schuh im Umkreise dick, hat viele Aeste, und seine Blätter sind wie Wallnußblätter. Auch die Nuß hat eine Schaale, wie die Wallnuß, nur

etwas

etwas weicher, und ist dabey viel länger und dicker, hat also auch einen weit grössern Kern, der sehr viel Oel enthält, welches ungemein angenehm riecht. Die innere Rinde dieses Baums färbt schön purpur, soll aber bald dunkler, bald heller seyn, wobey es auf den Monat ankommt, in welchem sie abgeschält wird.

Die dortigen Haselnüsse (Corylus avellana) sind den Europäischen ganz gleich.

Obstgärten findet man bey den Delawaren, die ihre Wohnplätze sehr oft verändern, gar nicht, wol aber bey den Dörfern der Irokesen. Von Blumengärten wissen sie sämmtlich zur Zeit noch nichts.

Angenehmer als alle Fruchtbäume, ist den Indianern der Ahornbaum,(Acer saccharinum) aus dessen Saft sie ihren Zucker bereiten. Es gibt deren 2 Arten, die harte und die weiche. Der Saft des harten Ahorns ist vorzüglich süß. Sein Holz hat schöne Adern und wird zu Schreinerarbeit gebraucht. Er wächst gewöhnlich auf Anhöhen, sonderlich wo Wasserquellen sind, und blühet roth. Der weiche Ahorn gibt mehr, aber nicht so süssen Saft. Sein Holz hat auch den bunten Kern nicht, den man bey jenem antrifft. Er wächst meistens auf Wiesen und in Thälern, die fetten Boden haben, hat weisse Blüthe, einen geraden Stamm und weniger Aeste als der harte; seine Blätter sind weit grösser und fallen mehr ins dunkelgrüne; auch läßt er sich leichter spalten, obgleich sein Holz ebenfalls hart und zähe ist. Die stärksten Ahornbäume, von beyden Sorten, haben 2 Fuß und darüber im Durchmesser. Die mittelmäßigen aber, die noch jung und im Wachsen sind, geben den meisten und besten Saft. Um der Härte des Holzes willen heißt er bey den Delawaren Steinbaum, bey den Irokesen Zuckerbaum. Im Frühjahr, wenn der Schnee weggeht, das ist am Muskingum und Ohio gemeiniglich im

Februar, in den Gegenden aber, die mehr nach Norden liegen, erst im Merz, wird der Ahorn, wie die Birke, voll Saft. Alsdann nimmt das Zuckerkochen gewöhnlich seinen Anfang, wiewol es am Muskingum auch im Herbst und selbst im Winter, bey gelinder Witterung, bisweilen im Nothfall, geschieht. Das Verfahren dabey ist folgendes.

Jede Familie versieht sich zuvorderst mit messingenen Kesseln, den Zucker zu kochen, und mit einer Anzahl kleiner und grösserer hölzerner Tröge oder Schüsseln von Baumrinde, um den Saft aufzufangen. Ist dieses alles in Bereitschaft, so wird in den Ahornbaum schräg herunterwärts eine Narbe gehauen, welche während der Flußzeit zwey bis dreymal wieder aufgefrischt werden muß, und am untern Ende derselben ein 3 bis 4 Finger breiter dünner Keil eingeschlagen, oder ein Trichter von Baumrinde eingepaßt, woran der Saft in die untergesetzten hölzernen Tröge oder Schüsseln fließt.

Am häufigsten fließt der Saft, wenn es des Nachts friert oder reift, und am Tage die Sonne scheint. In der Nacht hört der Ausfluß gemeiniglich auf, auch wenn warmes, oder Regen-Wetter einfällt, oder es nur ein paar Nächte nicht friert. Je nachdem die Witterung günstig ist, währt die Flußzeit einen oder zwey Monate. Gegen das Ende dieser Zeit pflegt der Saft ein oder zweymal sehr stark, und zwar Tag und Nacht zu laufen. Was nachher noch kommt, ist nicht mehr so gut, und wird gewöhnlich zu Syrop versotten. Der Saft, welcher eine bräunliche Farbe hat, wird, ohne irgend einen Zusatz, in messingenen Kesseln bey gelindem Feuer Anfangs gekocht bis zur Honigdicke, und dann in grössern Quantitäten eingekocht, wobey er immer brauner wird. Aus den Kesseln wird er sogleich in hölzerne, breite, bis 2 Zoll tiefe Gefäße gegos-

sen,

sen, und darin gerühret, bis er kalt ist, wodurch der Zucker so fein und körnicht wird, als der Westindische. In Ermangelung solcher Geschirre, lassen sie den eingekochten Saft in den Kesseln abkühlen, und machen Kuchen oder Brode daraus, die nach dem Erkalten sehr hart werden.

Dieser Zucker, den die Indianer theils zu Bereitung ihrer Speisen anwenden, theils wie Brod essen, ist gesünder und süßer, als der sogenannte Thomaszucker.

Das Zuckerkochen ist hauptsächlich die Arbeit der Weiber, wobey gewöhnlich ihre Mühe reichlich belohnt wird. In einem Kessel von 60 bis 70 Dresdner Kannen, nebst ein paar kleinen zum Auffüllen, können in einem Frühjahr leicht ein paar hundert Pfund Zucker und über das eine beträchtliche Menge Syrop gesotten werden. An Saft fehlt es ihnen nicht leicht, da die Ahornbäume außerordentlich reich daran sind. Man hat Exempel, daß ein einiger Baum mehr als 300 Kannen guten Zuckersaft, und hernach wol noch eben so viel Syropwasser ausgegeben hat. Zu einem Pfunde Zucker werden 35 bis 40 Kannen Saft erfordert; folglich kann man aus einem solchen Baume bis 8 Pfund Zucker und noch viel Syrop erhalten. Gewöhnlich kann ein Baum 8 bis 9 Jahre benutzt werden, und giebt noch Saft, wenn er auch rings herum zerhackt ist.

Der Taback, (Nicotiana Tabacum) ein ursprünglich Americanisches Gewächs, welches die Europäer erst im Jahr 1584 kennen lernten, wird bey allen Indianern unter die unentbehrlichen Bedürfnisse des männlichen Lebens gerechnet. Bey den Delawaren und Irokesen ist der gemeinste derjenige, der in Europa Brasilien-Taback, dort aber Indianertaback genennt wird. Sie rauchen ihn, seiner Stärke wegen nicht allein, sondern vermengen ihn mit den getrockneten Blättern des Sumach, (Rhus glabrum) oder mit einer gewissen Pflanze, die sie Degokimak nennen, deren

blätter den Lorbeerblättern ähnlich sind, oder auch mit der rothen Rinde einer gewissen Weide, die Rothholz genennet wird.

Das gewöhnliche Getränke der Indianer bey der Mahlzeit ist die Brühe von ihren Speisen. Außerdem trinken sie Wasser. Sehr angenehm ist ihnen auch ein Trank, der aus getrockneten Heidelbeeren mit Zucker und Wasser bereitet wird.

Nach starken Getränken sind sie unersättlich lüstern, und in deren Genuß unmäßig. Der Branntewein, und sonderlich der Rum, womit die Europäer sie leider! bekannt gemacht haben, reibt unter ihnen mehr Menschen auf, als alle ihre Kriege.

Die Viehzucht der Indianer ist von noch geringerem Belange, als ihr Ackerbau. Der Indianer jagt lieber im Walde dem Wilde nach, als daß er zu Hause das Vieh abwarten sollte. Zwar haben einige, um der Milch und Butter willen, Rindvieh zu halten angefangen; die mehresten aber haben kein anderes Vieh, als Hunde, Schweine und Pferde.

Ihre Hunde, besonders die Delawarischen, haben etwas von der Wolfsart; wenn sie böse sind, weisen sie gleich die Zähne; packen aber keinen Wolf an, wenn sie gleich angehetzt werden. Die Schweine sind von den Europäischen nicht verschieden.

Von Pferden sind die Indianer große Liebhaber, brauchen sie aber nicht zur Arbeit, sondern blos zum Reiten, und wenden wenig auf ihre Unterhaltung. Gemeiniglich hängen sie ihnen Schellen an, und lassen sie ihr Futter auf den Wiesen oder im Walde suchen; von wo sie nur bisweilen des Nachts zu den Häusern kommen, um die durch den Urin salzig gewordene Erde zu lecken. Wollen sie die Pferde brauchen, so suchen sie dieselben erst im Walde

de auf. Ein jeder kennt seine Schelle ziemlich genau, und geht ihrem Klange nach, ruft dem Pferde zu, und lockt es mit Korn, bis es sich greifen läßt.

Im Frühling, Sommer und Herbst ist, sowol in den Wäldern, als auf den Flächen, Gras in Ueberfluß vorhanden. Auf den fetten Ebenen wird es manchmal so hoch, daß ein Mann zu Pferde die Spitze desselben mit der Hand nicht erreichen kann. Wenn es dürre ist, wird es von den Indianern angesteckt, um mit der Asche das Land zu düngen, dem Vieh frische Weide zu verschaffen, und das Aufkommen des jungen Holzes auf den Ebenen zu verhindern. Auch Schwämme von allerley Art, die in Menge wachsen, sind dem Vieh ein angenehmes Futter, welchem es so begierig nachgeht, daß man es oft nicht beysammen erhalten kann. Viele Quellen führen etwas Kochsalz oder auch Salpeter bey sich, und werden von den Pferden, wie vom Rindvieh sehr gesucht.

Außer den großen und kleinen Bremsen, sind auch die sogenannten Holzböcke eine große Plage des Viehes. Letztere hängen sich auch gern an Menschen, fressen sich in die Haut, und saugen sich voll, wovon sie so dick werden, wie eine kleine Haselnuß, alsdann aber von selbst abfallen.

Um Winterfutter für das Vieh sind die Indianer wenig besorgt, weil nicht leicht tiefer Schnee fällt, und das Wetter fast immer gelinde ist. Es kann sich das Vieh zur Noth schon durchbringen, besonders in den Niedrigungen, wo das Gras im Winter unten immer grün bleibt, und gegen das Ende des Merz oder zu Anfang des Aprils wieder in völligem Wachsthum steht. Außerdem wächst hie und da an den Quellen Wintergras, das dem Vieh ebenfalls zur Nahrung dient. In waldichten Gegenden aber finden die Pferde im Winter nichts anders zu ihrer Nahrung, als die dünnen Aeste von jungen Bäumen, vornem-

lich

lich von Sassafras, (Laurus Sassafras) das man dort in Menge antrifft, desgleichen ein gewisses grünes Moos, das auf einigen Bäumen wächst, und fast wie Heu aussiehet.

Siebenter Abschnitt.

Jagd und Fischerey der Indianer.

Die Jagd ist die vornehmste und nöthigste Beschäftigung der Indianer, wird auch bey ihnen für die rühmlichste nach dem Kriege gehalten. Daher findet man unter ihnen, und vorzüglich unter den Delawaren, sehr viele geschickte und erfahrne Jäger.

Schon als Knaben lernen sie auf Bäume klettern, um etwas zu fangen, oder nur sich umzusehen und ihr Gesicht zu schärfen. Daher können sie so gut in die Ferne sehen, welches ihnen auf der Jagd besonders zu statten kommt. Auch wissen sie das Wild, fast besser als abgerichtete Spürhunde, auszufinden und gerades Weges mit Gewißheit zu verfolgen. Weil sie sich von Jugend auf im Laufen üben, so erlangen sie darin eine solche Fertigkeit, daß sie einem Hirsche, der auf den ersten Schuß nicht fällt, sogleich nachsetzen und ihn gemeiniglich einholen, sonderlich wenn sie ihre Blänket abgelegt haben.

Sie sind mit unzähligen Kunstgriffen, das Wild in ihre Gewalt zu bringen, bekannt. Denn darauf sind sie von Jugend auf bedacht, und manche halten sich deßwegen fast das ganze Jahr im Busche auf.

Ehemals brauchten die Indianer zur Jagd nichts als Bogen und Pfeile, deren Spitze ein längliches scharfes und spitziges Dreyeck von Feuerstein war. Auch jezt noch bedienen sich ganze Indianische Nationen in West- und Nordwest keines andern Gewehrs zur Jagd. Es ist der Vortheil

theil dabey, daß das Wild dadurch nicht so scheu gemacht wird, als durch das Feuergewehr. Die Delawaren und Irokesen aber brauchen jezt gezogene Büchsen zur Jagd mit vieler Geschicklichkeit. Auch außer der Jagd üben sich die Delawaren damit, nach dem Ziele zu schießen. Bogen und Pfeile brauchen sie nur, wenn sie an unbeträchtliches Wild keinen Flintenschuß wenden wollen. Der rechte Jäger kauft sich kein anderes, als auserlesen gutes Schießpulver, und die beste gezogene Büchse.

Ehe der Indianer auf eine lange Jagd ausgeht, schießt er manchmal erst einen oder etliche Hirsche, und stellt davon eine Opfermahlzeit an, wozu er alte Männer einladet, damit sie ihm Glück zur Jagd erbeten sollen. Manche baden und bemahlen sich vor ihrem Jagdzuge, und wer es recht gut machen will, fastet vorher, und wiederholt es wol auch im Busche. Beym Fasten enthalten sie sich durchaus alles Essens und Trinkens, ohne dabey finster und mißvergnügt zu seyn. Sie fasten, wie sie sagen, eigentlich um desto besser träumen zu können, wozu, wie sie glauben, ein leerer Magen beförderlich seyn soll. Träume aber halten sie für nöthig, um zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey, und zugleich die besten Mittel kennen zu lernen, den Zorn der bösen Geister während der Jagd abzuwenden. Sieht er im Traum etwa einen längst verstorbenen Indianer, der zu ihm spricht, wenn du mir opferst, so sollst du Hirsche genug schießen, so macht er unverzüglich zum Opfer Anstalt, und verbrennt ihm zu Ehren einen ganzen Hirsch oder einen Theil davon.

Die mehresten Jäger aber wollen überdieß noch ein Jagd-Beson haben, welchem sie ein Vermögen zuschreiben, ihnen eine glückliche Jagd zu verschaffen. Es wird von alten Männern, die nicht mehr jagen können, aus Wurzeln, Kräutern, oder gewissen Samen verfertigt und theuer verkauft.

kauft. Es ist von verschiedener Güte, und jeder sucht die beste Sorte zu bekommen, wenn es ihm auch einen großen Theil seines Vermögens kostet.

Eine besondere Art Beson als Arzney innerlich genommen, verursacht starkes Erbrechen, ist aber nicht sehr gemein. Nach der Meynung der Jäger soll es, wenn nicht alle Ceremonien pünktlich dabey beobachtet werden, statt des gehofften Glücks nur Unglück bringen. Schießt ein Jäger, der es besitzt, in etlichen Tagen nichts, so nimmt er des Morgens nüchtern eine Dosis davon ein, und beobachtet dabey die ihm vorgeschriebenen Regeln aufs genaueste. Ist der Tag nicht glücklich, so läßt er darum doch den Glauben an sein Beson nicht fahren, sondern schreibt den Mangel des Glücks lieber einer andern Ursach zu; z. B. der Gegenwart eines Missionarius. Andere geben gar vor, die Kunst zu verstehen, den Hirschen den Geruch zu benehmen, und überhaupt jedes Wild zu nöthigen, ihnen in den Schuß zu kommen.

Eine Gesellschaft, die auf die Jagd geht, wählt den Geschicktesten zum Anführer, besonders, wenn er ein Mitglied des Raths ist. Dieser hat über der Beobachtung der Jagdgebräuche zu halten; daß z. B. kein Jäger die Gesellschaft verlasse, bis der Jagdzug zu Ende ist. Hat einer ein Stück Wild verwundet, und ein anderer tödtet oder findet es todt: so gehört das Fell dem, der es zuerst angeschossen hat; dem andern das Fleisch zur Hälfte, oder ganz. Schießen ihrer etliche zugleich, und sie können nicht genau bestimmen, wer das Thier am ersten oder besten getroffen hat, so geben sie das Fell dem ältesten unter ihnen, wenn er auch nicht mitgeschossen hat; und diesem wird dann die Ehre zugesprochen, daß er das Wild geschossen habe. Wenn daher die Alten mit dem Schießen nicht mehr gut zurecht kommen können, so erhalten sie doch fast immer bey

chen Gelegenheiten [illegible] sie dürfen [illegible] sen, sie mögen treffen oder nicht. Das Fleisch wird aber allemal unter alle getheilt, doch so, daß die Alten vorzüglich damit versorgt werden. Einzelne haben sie, sonderlich die [illegible], die Gewohnheit, daß, wenn ein Jäger einen Hirsch geschossen hat, und es kömmt ein anderer dazu, eher er sehe ihn nur von Ferne, er ihm das ganze Thier schenkt; worauf er sogleich weiter geht, ein anderes Wild aufzusuchen.

Gewöhnlich bleiben die Indianer 3 bis 4 Wochen, oft auch etliche Monate auf der Jagd. Zur Zeit der Ueberschwemmungen kommt das Gewässer oft so schnell, daß sie auf ihren Booten hurtig entfliehen müssen, und in flachen Gegenden eine Menge Wild ersäuft.

Ein Jäger, der sich an keine Jagdgesellschaft anschließen mag, thut seinen Jagdzug entweder ganz allein, oder nimmt seine Frau und Kinder mit sich, und baut auf seinem Standquartier eine Hütte von Baumrinde. Von einem erlegten Hirsch nimmt er die Haut, und so viel Fleisch, als er tragen kann. Das übrige hängt er an einen Baum, für jeden, der sich dessen bedienen will. Das Fleisch, das er mit sich nimmt, wird entweder frisch verzehrt, oder zu künftigem Gebrauch gebraten. Die besten Stücke werden nämlich an kleinen Spießen ans Feuer in die Erde gesteckt, an die Seite, wohin der Rauch geht, und zuweilen umgewendet. Sind die Stücke wohl durchgebraten, so werden sie, wenn sie kalt geworden, in einen Sack gethan, oder an einen Strick angereihet, und in die Luft gehangen.

Die beste Jagdzeit der Indianer ist der Herbst von September bis Januar, da ist das Wild fett, und die Felle sind gut. Ihre vornehmste Jagd ist die Hirschjagd.

Die Nordamerikanischen Hirsche (Cervus Elaphus) sind vom May bis in den September roth; dann fallen die rothen

rothen Haare ab, dagegen bekommen sie graue und sehr dichte zum Winterpelz. Sie haben bekanntlich eine feine Witterung, und werfen ihr Geweih im Januar ab. Ihren Schwanz, der etwa einen Schuh lang ist, halten sie beym Laufen in die Höhe, und weil er auf der inwendigen Seite weiß ist, kann man sie sehr weit sehen. Ihre Jungen, deren sie jährlich eins oder zwey haben, fallen gemeiniglich im Junius.

Selten sieht man dort auch einen weissen Hirsch, der aber doch im Sommer etliche rothe, und im Winter graue Flecken hat. Die Indianer halten ihn für den König der Hirsche, zu dem sich die andern hinziehen, und ihm nachfolgen.

Weiter nach Norden, z. B. in der Gegend von Onondago und an den grossen Landseen sind die Hirsche viel grösser, als am Muskingum; und etwa 40 Meilen weiter nach Südwest um ein merkliches kleiner.

Vorzeiten schossen die Indianer nur so viel Wild, als sie zu ihrer Nahrung und Kleidung nöthig hatten, indem Manns- und Weibsleute sich sonst mit Fellen kleideten. Das Wild war alsdamals in grosser Menge. Jezt, da eine grosse Hirschbockshaut gewöhnlich einen spanischen Thaler gilt, wird diesen Thieren auch um des Handels willen nachgestellt. Ein geschickter Jäger schießt in einem Herbste 30 bis 150 Hirsche; und so muß natürlicher Weise das Wild sehr abnehmen.

Zu dieser Jagd ziehen die Indianer am liebsten in grossen Gesellschaften aus. Sie umstellen einen Bezirk, und zünden das trockene Laub und Gras im Umkreis desselben an. Nun weichen die Hirsche dem Feuer nach der Mitte hin, der Feuerkreis wird enger, die Jäger rücken nach; und da sie das Wild eingeschlossen haben, kann ihnen kein Stück entkommen. In diesem Falle, da die Hirsche eigent-

lich um der Felle willen geschossen werden, bleibt das meiste Fleisch im Busche liegen, und dient den Raubthieren zur Nahrung.

Das Nordamerikanische Elenn (Cervus alces) oder Elendthier, ist weit größer, aber auch furchtsamer, als ein Hirsch, und hat fast die Höhe und Dicke eines mittelmäßigen Pferdes. Am Ohio und Muskingum trifft man sie nicht an, aber weiter nach Norden sollen sie sich in Menge befinden. Die Elendthiere, die im Lande der Irokesen dann und wann gesehen werden, kommen aus Canada herüber.

Das Musethier ist von dem Elendthiere nicht verschieden, nur seine Beine sind länger und der Schwanz kürzer. Die Delawaren und Irokesen stellen den Elennen und Musethieren, so wenig nach als den Büffeln. (Bos Bison.)

Diese sind größer als gemeine Ochsen, haben dicke kurze schwarze Hörner, und einen langen Bart. Der Kopf ist dick, und mit Haaren besetzt, die über die Augen herunterfallen, und dem Thier ein fürchterliches Ansehen geben. Auf dem Rücken hat es einen Höcker, der wie der ganze übrige Körper, mit langen Haaren, oder vielmehr mit einer feinen braunen oder mausefarbigen Wolle, die mit Haaren untermischt ist, bedeckt wird. Seine Beine sind sehr kurz. Vor Menschen ist er scheu, und ein einziger Hund kann ihrer viele verjagen; aber verwundet, geht er wol auch wüthend auf den Jäger los. Wird eine Büffelkuh geschossen, so bleibt ihr Kalb bey derselben ruhig stehen, bis ihr der Jäger die Haut abgezogen hat, folgt ihm dann in seine Jagdhütte nach, und verläßt ihn nicht mehr. Das Büffelfleisch ist übrigens gut zu essen; die Haut wird aber von den Indianern wenig geachtet.

Ehedem waren diese Thiere am Muskingum in großer Anzahl; sobald aber eine Gegend bewohnt wird, ziehen sie sich weg, daher man sie jezt nur noch an der Mündung dieses

ses Flusses antrifft. Am Siota aber und weiter hinunter sollen sie Heerdenweise gesehen werden.

Auf die Hirschjagd folgt, zu Anfang des Januars bis in den May, die Bärenjagd.

Der dortige gemeine Bär (Ursus arctos niger) ist ganz schwarz, hat kurze Ohren, einen ziemlich dicken Kopf, ein spitziges Maul, und einen sehr kurzen Schwanz; aber große starke Klauen. Er klettert auf die höchsten Bäume, um Weintrauben, Kastanien und Eicheln herunter zu holen. Auch liebt er den Honig. Dieses Futter macht sein Fleisch ungemein saftig und wohlschmeckend.

Es gibt dort aber auch, wiewol selten, eine Art schwarzer Bären, die viel größer als die gewöhnlichen sind, an den Beinen viele, sonst aber am ganzen Leibe wenig Haare haben, und ganz glatt zu seyn scheinen. Die Indianer nennen einen solchen Bär den Bärenkönig, weil ihm die andern Bären gern nachfolgen.

Die dortigen Bären fressen alle Fleisch, und suchen es begierig auf. Das Wild, das die Indianer an Bäume aufhängen, ist ihnen ein gefundenes Essen. Die großen Bären sind vorzüglich gefräßig, und fallen im Irokesenlande, wo sie gemeiner sind, Weiber und Kinder, auch wehrlose Mannsleute an.

Gegen das Ende des Decembers pflegen die Bären, nachdem sie sich gut gemästet haben, in ihr Winterlager zu gehen. Das bereiten sie entweder in stehenden hohlen Bäumen, oder in Felsenlöchern, oder im dicksten Gebüsche. Die mehresten verlassen es gleich beym Eintritt des Frühlings wieder; die aber Junge haben, nicht leicht vor dem May. In dieser Zeit nehmen sie keine Nahrung zu sich, sondern zehren, wie man sagt, von ihrem Fette.

Während der Hirschjagd schießen die Indianer keinen Bär, erst wenn die vorbey ist, gehn sie auf die Bärenjagd.

Sie sind überaus geschickt, die Bären in ihren Löchern auszuspüren. Will der Bär nicht aus dem hohlen Baume heraus, so hauen sie den Baum um, und tödten den Bär gemeiniglich mit dem ersten Schuß. Bären, die sich in den wilden Schwämmen aufhalten, werden von den Irokesen in hölzernen Fallen gefangen.

Diese Thiere sind den Indianern nützlich durch ihr saftiges, wohlschmeckendes Fleisch und durch ihr Fett, das nur spät ranzig wird. Die Bärenhäute verhandeln sie selten, weil sie keinen sonderlichen Werth haben, und brauchen sie lieber zu ihren Lagerstätten, wozu sie wegen ihrer dichten Haare sehr gut sind. Weiße Leute kaufen gern die Speckseiten der Bären, und brauchen sie statt Butter und Oel zum Salat.

Die Biberjagd ist wegen des hohen Preises der Biberfelle unstreitig die einträglichste für die Indianer. Sie stellen deswegen diesen Thieren zu allen Jahreszeiten nach. Im Lande der Irokesen wird diese Jagd am stärksten getrieben, die Hirschjagd hingegen auf dem Delaware-Lande.

Die dortigen Biber (Castor Fiber) haben eine schwarzbraune Farbe, und sind übrigens von den Europäischen nicht verschieden. Da die bewundernswürdige Geschicklichkeit dieser Thiere in dem Bau ihrer Wohnungen, ihre Haushaltung und Lebensart, auch die Nutzbarkeit ihrer Haare bekannt ist; so würde es überflüssig seyn, dergleichen Nachrichten hier zu wiederholen. Die Biber werden in Schlingen, Netzen und eisernen Fallen gefangen, oder mit Prügeln todtgeschlagen. In die Fallen werden sie durch ein wohlriechendes Oel gelockt, das die Indianer zu verfertigen verstehen. Ehedem hielten sich die Biber am Muskingum in grosser Menge auf; seitdem aber jährlich so viele weggefangen werden, hat ihre Anzahl sehr abgenommen. Ob nun gleich diese Thiere eigentlich um ihrer Felle willen

so

so häufig verfolgt werden, so dient doch auch ihr Fleisch den Indianern manchmal zur Nahrung, vorzüglich der fischartige Schwanz. Manche Indianer lassen ihren Hunden nicht zu, die Knochen der Biber zu benagen; weil sie befürchten, die Geister der Biber möchten dadurch erzürnt werden, und ihnen die künftige Jagd verderben.

Manchem Leser wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, auch von den übrigen dort befindlichen Thieren hier einige Nachricht zu finden. Viele derselben werden von den Indianern ebenfalls gefangen oder verfolgt, einige, weil sie ihnen nützlich, andere, weil sie ihnen schädlich sind.

Vierfüßige säugende Thiere.

Der [illegible] Panther (Felis discolor. Schreb. Tab. CIV, 3.) ist so groß, wie ein starker Bauerhund, etwa 4 Fuß lang, hat kleine abgestutzte Ohren, einen dicken katzenartigen Kopf, kurze Beine und scharfe Klauen, einen langen Schwanz, und einen grauen mit röthlichen Haaren untermengten Pelz. Sein Geheule ist dem Geschrey eines Kindes ähnlich; ein gewisses Gemecker aber, das hinten drein folgt, verräth den Panther. Wenn er seinen Raub verzehrt, murrt er wie die Katze. Sein Fleisch wird von vielen gegessen, und sein Fell ist eine gute Decke. Er hält sich im dicken Gebüsche auf, steigt auf Bäume, und lauert auf Schweine, Hirsche und andere Thiere. Im Springen hat er eine besondere Geschicklichkeit, und beym Fangen seines Raubes beweist er eine ganz ungemeine Stärke. Mit einem Satz sucht er denselben zu erhaschen; hat er aber einen Fehlsprung gethan, so verfolgt er ihn nicht weiter. Von einem getödteten Thiere verzehrt er nur wenig, und läßt das übrige liegen; wird er wieder hungrig, so sucht er sich ein anderes. Jagt man den Panther, auch nur mit einem kleinen Hunde, so wehrt er sich nie auf der Erde, sondern springt auf einen Baum; von da aber thut er mörderische

Ausfälle, und wenn der Schuß fehl geht, so sieht es um den Jäger gefährlich aus. Gewöhnlich fallen sie keinen Menschen an, kommen aber Jäger oder Reisende an solche Orte, wo ein Panther seine Jungen hat, so sind sie freylich in großer Gefahr. Wer vor ihm flieht, der ist verloren. Vielmehr muß man ihn nicht aus den Augen lassen, und sich allmählig rücklings von ihm entfernen. Hat man einen Fehlschuß nach ihm gethan, so muß man ihm nur so viel schärfer in die Augen sehen. Dazu gehört aber eine Unerschrockenheit, die den Indianern gewöhnlich ist, von denen sich mancher auf diese Weise gerettet hat.

Der schrecklichste Feind der Hirsche, Elenne und Musethiere ist der Kuguar oder Wolfsbär, (Felis concolor. Schreber Tab. CIV.) welcher in der Größe dem Wolf gleich kommt. Er greift entweder unvermuthet aus einem Hinterhalte an, oder klettert auf einen Baum, und lauert, bis eins von gedachten Thieren gegen Hitze oder Kälte darunter Schutz sucht. Dann springt er ihm auf den Nacken, beißt ihm die Kehlader ab, und wirft es zu Boden, wobey er seinen langen Schwanz um den Hals des Thieres schlingt. Der einzige Weg, ihn los zu werden, ist, wenn ein Wasser in der Nähe ist, und das Thier sogleich darauf zueilt, weil der Wolfsbär dieses Element sehr scheut. Auch ist er ein Schrecken der Bären, so gar, wenn er todt ist, und sie ihn nur liegen sehen.

Die Bergkatze (Felis Catus ferus, Schr. T. CVII. A.) hat die Gestalt einer zahmen Katze, ist aber viel größer, und hat röthliches oder oranienfarbenes Haar, mit schwarzen Streiffen. Sie ist überaus wild, und wagt sich an Hirsche, denen sie, wie der Kuguar, auf den Nacken springt, und das Blut aussaugt. Sonderlich stellt sie den Schweinen nach.

Die Nordamerikanischen Wölfe (Canis Lupus) sind etwas kleiner, als in Europa, grau, auch fast ganz schwarz,

und in Menge. Weil ihre Häute im Handel von keinem großen Werth sind, so werden sie von den Indianern nur als schädliche Thiere geschossen. Sie brechen manchmal in ihre Jagdhütten, rauben ihr geschossenes Wild, oder zerreißen ihre Hirschfelle. Menschen greiffen sie selten an. Die Indianer brauchen bisweilen einen zahmen Wolf als Spürhund. Sie sind grausame Feinde der Hirsche, gegen die sie sich oft des Nachts in großen Haufen, mit fürchterlichem Geheule versammlen. Diese finden ihre Rettung in Bächen und Flüssen, wo ihnen die Wölfe nicht nachspüren können.

Unter den wilden Schweinen (Sus Scrofa) gibt es eine Sorte, die man Grundschweine nennt. Sie sind nicht so groß, als die zahmen, übrigens aber ihnen ganz ähnlich, und dienen den Indianern zur Speise.

Von Füchsen (Canis Vulpes) findet man am Ohio und Muskingum rothe, graue und schwarze; am Missisippi aber silberfarbene.

Der Racoon (Ursus Lotor) oder Schupp ist nur halb so groß als eine gemeine Katze; sein Maul geht spitzig zu, seine Vorderfüße braucht er als Hände, womit er die Speise zum Mund bringt. Auch plantschert er damit im Wasser seichter Bäche, und sucht die kleinen Muscheln aus dem Sande hervor, die seine Speise sind, wenn er keine Eicheln oder Kastanien haben kann. Seine Hinterpfoten sind wie beym Bär. Im Herbst und Winter ist er sehr fett, und bringt, wie der Bär, den Winter ohne Nahrung in hohlen Bäumen zu. Doch bleibt er in seinem Winterlager nur etwa 2 Monate, wenn der Winter hart ist; sonst aber nur 4 Wochen. Sein Fleisch läßt sich essen und schmeckt wie Bärenfleisch; aus seinem Haar werden gute Hüte gemacht.

Der Fischotter, (Mustela Lutra canadensis Schreber T. CXXVI. B.) den man dort häufig antrifft, greift, wenn

er

er hitzig verfolgt wird, Hunde und Menschen an. Er nährt sich im Sommer von Fischen, im Winter mit Baumrinde und Feldgewächsen. Sein Fleisch ist ungesund, und wird nur in Hungersnoth gegessen. Er zieht bisweilen weit über Land aus einem Bach in den andern.

Der Sumpfotter (Mustela Lutria, Schr. T. CXXVIII.) führt dieselbe Lebensart, hat aber das unterscheidende, daß sein Fell schwärzer ist, als irgend eines andern Thieres, daher es in Nord-Amerika zum Sprüchwort geworden ist: „so schwarz, wie ein Sumpfotter.“ Sein Schwanz ist rund, und völlig kahl. Er hält sich am liebsten bey den Quellen von Flüssen auf, und riecht nach Moschus.

Stachelschweine (Hystrix cristata, Schr. T. CLXVII.) sieht man am Muskingum gar nicht, am Ohio nur selten, am meisten im Lande der Irokesen. Ihre Wohnung ist gewöhnlich in hohlen Bäumen, die sie ganz gut hinanklettern können. Sie werden von den Indianern begierig gegessen, denn ihr Fleisch schmeckt wie Schweinefleisch, und ist gemeiniglich fett. Es unterscheidet sich aber das Amerikanische Stachelschwein von den Stachelschweinen anderer Gegenden durch seinen Bau und die Länge seiner Stacheln. Es kommt in der Größe einem mittelmäßigen Hunde, und in der Gestalt dem Fuchse nahe, nur der Kopf hat mehr Ähnliches mit dem Kaninchen. Seine Stacheln sind dunkelbraun, und die längsten und stärksten von der Dicke eines Strohhalms, womit es sich geschickt zu vertheidigen weiß. Da es nicht schnell laufen kann, kehrt es seinem Feinde beständig den mit Stacheln besetzten Rücken entgegen, und der Hund, der es anzupacken wagt, büßt jämmerlich für seine Verwegenheit.

Der Opossum (Didelphis Opossum, Schr. T. CXLVI.) ist etwa einen Fuß lang, weißgrau und nährt sich sehr gern von Fleisch. Findet er einen todten Hirsch, so kriecht er

in den Körper und verzehrt ihn. Er klettert auf Bäume, und wenn er schlafen will, hängt er sich mit seinem haarlosen Schwanz an einen Ast. Kommt man ihm plötzlich nahe, so versucht ers nicht zu entfliehen, sondern liegt als todt da, rührt sich auch nicht, wenn man ihn angreift und umdreht. Entfernt man sich aber, so macht er sich sachte davon, wenn er sieht, daß man weit genug von ihm weg ist. Das Weibchen hat einen Sack unterm Bauch, worin es seine Jungen so lange mit sich herum trägt, bis ihnen das Behältniß zu enge wird, da sie denn anfangen, der Mutter nachzulaufen. Liegt ihr ein umgefallener Baumstamm im Wege, so führt sie entweder ihre Jungen drum herum, oder hebt eines nach dem andern hinüber, und setzt dann ihren Weg weiter fort. Wird der Opossum von einem Thiere verfolgt, so flüchtet er auf einen Baum, und hält sich an das dünne Ende eines Astes, wohin ihm sein Feind nicht nachzukommen wagt. Sein Fleisch ist dem Schweinefleisch ähnlich, und wird von manchen weißen Leuten, aber nicht leicht von Indianern, gegessen.

Der Coati (Viverra Nasua, Schr. T.CXVIII.) ist etwas kleiner als ein Biber, und hat eben solche Beine, mit dem Leibe aber gleicht er einem Dachs, und mit dem Kopfe dem Fuchs; nur daß seine Ohren kürzer, rund und kahl sind. Er klettert auf Bäume, um Früchte zu seiner Nahrung herunter zu holen, sonderlich Nüsse. Seine Vorderpfoten gebraucht er beym Essen, wie Hände. In der Nußzeit finden die Indianer sein Fleisch am schmackhaftesten.

Der Grunddachs (Ursus Meles, Schr. T. CXLI.) hat seine Wohnung in der Erde, nährt sich von Gras, Wassermelonen und Kürbissen. Er käuet wieder, und wenn er verfolgt wird, und seine Höhle nicht erreichen kann, so klettert er auf einen Baum. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, und wird von den Indianern gegessen.

Die

Die wilden Katzen (Felis Catus ferus) haben einen grauen Pelz, nähren sich vom Raube, besuchen gern die Jagdhütten der Indianer, und holen sich da manches Stück Fleisch.

Das Stinkthier, (Viverra Putorius) auch die Pißkatze genannt, ist etwas kleiner, als ein gemeiner Iltis, und hat fast die Gestalt einer zahmen Katze. Sein Fell ist glänzend, und die Farbe schmutzigweiß, mit verschiedenen schwarzen Stellen. Sein Schwanz ist lang und buschig, wie beym Fuchs. Es hält sich vorzüglich in Gebüschen auf, sieht freundlich aus, weicht aber niemand aus, und wer ihm zu nahe kommt, wird übel bezahlt. Denn sobald es sich in Gefahr zu seyn glaubt oder böse wird, sprützt es von hinten auf 3 Klaftern weit, eine seine außerordentlich stinkende Feuchtigkeit, wovon die Luft auf 100 Schritte ganz eingenommen wird, daß kein Mensch da nur eine Minute aushalten kann, indem diese Feuchtigkeit alles, was das Thierreich stinkendes hervorbringt, weit übertrifft. Wird ein Kleid auch nur mit einem Tropfen besprützt, so muß es auf einige Zeit in die Erde vergraben werden, wenn es den unausstehlichen Gestank verlieren soll; sich selbst aber muß man baden, ehe man wieder in eine Gesellschaft kommen darf. In den Augen erregt diese Feuchtigkeit sehr empfindliche Schmerzen, und wol gar Blindheit. Ein Hund, der vom Stinkthier besprützt worden, läuft herum, schreyt, als ob er gepeitscht würde, und wälzt sich vor Unmuth ein mal übers andere. Wenn das Behältniß dieser Feuchtigkeit sorgfältig heraus genommen wird, so ist das Fleisch des Stinkthieres gut, und schmackhaft; verschüttet man aber nur einen Tropfen davon, so erfüllt der Gestank desselben das ganze Haus und durchzieht alle darin befindliche Eßwaaren. Das beschwerlichste ist, daß das Stinkthier die Keller und Vorrathskammern gern besucht. Denn niemand

wagt

wagt es, den unsaubern Guß mit Gewalt herauszujagen, weil sonst sein Gestank unerträglicher seyn würde, als der Schade, den es auf andre Weise anrichten könnte.

Im Irokesen-Lande gibt es ein kleines wildes Thier, welches die Engländer Marder (Mustela Martes) nennen, das aber vermuthlich eine Zobel-Art (Mustela Zibellina) ist. Die Felle dieser Thierchen sind in sehr großem Werth, daher sie von den Indianern in hölzernen Fallen häufig gefangen, und an die weißen Leute verhandelt werden.

Die dortigen Hasen (Lepus timidus) sind klein, und nicht häufig, weil sie von den Raubvögeln und andern wilden Thieren nicht aufkommen können. In den mehr nördlich liegenden Gegenden kommen sie in der Größe den Europäischen gleich. Dort gibt es auch ganz weiße Hasen.

Unter den Nordamerikanischen Eichhörnchen sind die grauen (Sciurus niger, cinereus, vulgaris) die größesten, die rothen die kleinsten; beyde Arten aber selten, die schwarzen hingegen häufig. Sie haben alle ein zartes Fleisch; daher die Indianer sie öfters für Kranke schießen, sonst aber außer dem Nothfall, sie nicht essen. Die Grundeichhörnchen (Sciurus Glis) haben ihre Wohnung in der Erde, und sind etwas kleiner als gemeine Ratzen. Sie thun viel Schaden auf den Feldern an Welschkorn, an Kürbissen und Wassermelonen. Wenn das Welschkorn reif ist, pflegen sie sich damit, auch mit Nüssen, Castanien, Eicheln, auf den Winter reichlich zu versorgen. Zuweilen findet man, daß sie in ihren Vorrathskammern zu jeder Frucht ein besonderes Behältniß haben. Das fliegende Eichhörnchen (Sciurus volans) hat wol keine eigentliche Flügel, aber eine dünne lose Haut, welche die Vorderfüße mit den Hinterfüßen verbindet, diese gibt ihm das Vermögen von einem Baume zum andern gleichsam zu fliegen, wenn sie nicht zu weit von einander entfernt sind. Von der Erde aber kann es nicht auffliegen.

Der

Der Ondathra (Castor Zibethicus), der auch Muskusratze heißt, wegen des vielen Moschus, den er bey sich führet, ist nicht viel grösser, als eine grosse Ratze. Er heißt auch Biberratze, weil er Biber im kleinen zu seyn scheint. Nur der Schwanz ist nicht so breit, wie der Biberschwanz, sondern größtentheils [illegible]. Uebrigens baut der Ondathra fast eben so künstlich als der Biber, und hat seinen Wohnplatz am Wasser, kann aber auf dem Lande allein leben. Im Winter nähret er sich von Blättern und Wurzeln, im Sommer von Erdbeeren, Himbeeren und andern Früchten. Den Mühldämmen sind diese Thiere schädlich, weil sie ihre Gänge hineingraben.

Schlangen sind im Lande der Delawaren und Irokesen in grosser Menge und von verschiedener Art.

Die gefährlichsten sind die Rassel- oder Klapperschlangen, (Crotalus horridus) deren es schwarze und gelbe giebt, Letztere sind die grössesten: fast 6 Schuh lang, wenn sie vollwüchsig sind etwa 9 Zoll im Umfange, wo sie am dicksten sind. Ihre Haut ist sehr schön gezeichnet, der obere Theil des Körpers ist braun mit rothgelb untermischt, und mit vielen dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die in eine Goldfarbe spielen. Der Bauch ist hellblau. Die schwarzen haben mit den gelben einerley Farben, nur in einer andern Mischung. Jede Art hat vorne im obern Theil des Mauls zu beyden Seiten 2 schmale sehr scharfe Zähne, die sie schnell ausstrecken und einziehen kann, und an deren Wurzel ein Bläschen, aus welchem, wenn sie beißt, eine giftige Feuchtigkeit in die Wunde dringt. Die Rasseln am Ende des Schwanzes, wovon diese Schlange den Namen hat, sind hornartige, wie eine Kette in einander geschlungene Ringe, deren sie jährlich einen mehr und so bis auf 20 bekommt. Diese machen, wenn sie sich bewegt, ein Geklapper, das sie verräth, wenn sie auch nicht gesehen wird.

Sie greift niemand an, (welches aber nicht leicht, wenn man gegen sie kommt,) sondern hält sich stille; sieht sie Gefahr, so rasselt sie, zieht sich in Gestalt einer Schnecke zusammen, streckt den Kopf in die Höhe, und schießt auf den, der ihr nahe genug kommt, mit großer Wuth los, und das wiederholt sie zwey bis dreymal. Ihr Biß verursacht gleich einen fieberhaften Frost, und bey der Wunde entsteht eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet. In heißen Sommertagen ist ihr Biß oft auf der Stelle tödlich; die Indianer aber sind mit den Mitteln gegen dessen Wirkungen so bekannt, daß man kein Exempel hat, daß einer von den Folgen des Klapperschlangenbisses gestorben sey. Ein gebissener Mensch kann in 24 Stunden außer Gefahr seyn, wenn die rechten Mittel gebraucht werden. Außerdem ist sein Tod unvermeidlich. Nur den Schweinen können diese Schlangen nicht schaden, und werden sogar häufig von ihnen gefressen. Wird dieses Thier zornig gemacht, und kann es sich nicht rächen, so beißt es sich selbst, und in wenig Stunden ist es todt. Eine sonderbare Eigenschaft der Klapperschlange ist, daß sie mit ihrem Blick einen Vogel oder ein Eichhörnchen so bezaubern und so an sich ziehen kann, daß das arme Thierchen, wie sehr es auch dagegen kämpft, vom Baume herunter kommen und endlich der Schlange in den Rachen springen muß, die es hernach beleckt und mit ihrem Speichel schlüpfrig macht, damit es beym Verschlingen glatt hinunter gehe. In feuchten, bergichten, sonderlich unbewohnten Gegenden, sind diese Schlangen am häufigsten, und vermehren sich außerordentlich. Gegen das Ende des Jahres verkriechen sie sich in ihre Löcher, wo sie haufenweise über einander liegen, und wenig Leben haben. Wenn sie im Frühjahr wieder hervorkommen, sterben ihrer viele. Manchmal sind große Haufen derselben todt über einander gesehen worden, die die

Luft mit ihrem Gestank erfüllen. Eine ganz kleine Art Rasselschlangen, die kaum einen Schuh lang sind, haben unsre Missionarien am Muskingum angetroffen. Ueberhaupt sind keine Schlangen dort häufiger als die Rasselschlangen.

Außer diesen gibt es mehrere andere Arten Schlangen, von verschiedener Größe, Farbe und Eigenschaften. Schwarze, gelbe, kupferfarbige, grüne, scheckichte. Einige haben das Vermögen auf Bäume zu klettern, und, wie die Klapperschlange, Vögel und Eichhörnchen, wie man sagt, zu bezaubern. Eine Art schadet durch ihren giftigen Hauch, vielleicht liegt die Zauberkraft der Klapperschlange eben darin. Andere haben Stärke genug, große Raubvögel, wenn sie von denselben angegriffen werden, schnell zu umschlingen und zu erdrücken. Einige leben im Wasser und nähren sich von Fischen. Nicht alle sind giftig, vielleicht nur wenige, bey denen der Mangel an Stärke durch Gift ersetzt ist. Die meisten haben die Gewohnheit, ihren Raub erst mit ihrem Speichel zu feuchten, und alsdann ganz, aber langsam und mit Mühe zu verschlucken.

Alle Schlangen legen im Frühjahr ihre Haut ab, und erscheinen alsdenn mit der neuen in ihrer größten Schönheit. Die neue Haut der großen schwarzen Schlangen ist ganz dunkel und glänzt.

Eydexen (Lacerta) gibt es dort nur wenige. Hingegen gibt es 7 bis 8 Arten Landschildkröten (Testudo coriacea) von mannigfaltigen Farben. Die kleinsten unter ihnen sind die schönsten, ihr Biß aber wird für giftig gehalten.

Die größesten Amerikanischen Frösche sind die sogenannten Ochsenköpfe, (Bullfrock, Rana boans) die sich in Flüssen und großen Bächen aufhalten. Sie sind wol sechsmal so groß, als die gemeinen Frösche, und haben ihren Namen von ihrem Geschrey, welches dem Gebrülle eines Ochsen

sen

sen gleich kommt, nur noch viel durchdringender ist. Es können daher etliche wenige derselben einen fast unausstehlichen Lärm, besonders in der Nacht, verursachen.

Die gemeinen Frösche (Rana pipiens, Naturforscher St. 18. S. 185.) sind braun, und quacken nicht, sondern geben einen Laut von sich, der wie ein kurzer Pfiff klingt. Im Frühjahr währet dieses Pfeiffen die ganze Nacht durch. Die Irokesen fangen sie des Nachts bey Fackellicht, und essen sie frisch oder getrocknet. Grüne Frösche sind dort selten, und nur in Flüssen und Bächen.

Die Baumkröte, die sich auf Bäumen, theils an der Rinde, theils in Spalten aufhält, ist einer gemeinen Kröte ähnlich, und kommt mit der Farbe des Baums, an welchem sie klebt, so überein, daß man sie kaum davon unterscheiden kann. Im Sommer sind sie in manchen Gegenden in solcher Menge, daß man durch ihr Gequacke von allen Seiten, wie betäubt wird.

Vögel.

Der dortige gemeine Adler (Falco leucocephalus) mit weißem Kopf und Schwanz, baut sein Nest gern in die Gabel eines hohen dicken Baums, wozu er den Grund mit einer großen Last Reisig legt, und es nicht leicht wieder verläßt, sondern nur alle Frühjahr ausbessert. Er besitzt eine außerordentliche Stärke und Muth. Frühe geht er auf den Raub aus, und bringt seinen Jungen Vögel, Eichhörnchen, Schlangen und Fische. Mit letztern aber ist er manchmal unglücklich, und wird von großen Fischen, aus denen er seine Klauen nicht geschwind genug los machen kann, unters Wasser gezogen und ersäuft. Vorzüglich geht er dem jungen Wilde nach, behilft sich aber auch mit Muscheln, die er hoch aus der Luft auf einen Felsen fallen läßt, um sie zu öffnen. Diese Adler sind bisweilen sehr zahlreich. Es gibt aber noch eine Art Adler, die unsere Missionarien sonst nirgends als

am Muskingum und Ohio gesehen haben. Die Indianer nennen ihn den zweyzinkigten Adler, (Falco furcatus) weil sein Schwanz gabelförmig ist. Er erhebt sich oftmals zu einer erstaunlichen Höhe. Läßt er sich aber in der Nähe sehen, so halten es die Indianer für eine Anzeige von veränderlichem Wetter oder Regen. Er nährt sich von Schlangen und andern Thieren, wie der weißköpfige Adler, aber im Fluge, ohne sich dazu zu setzen. Sein Nest macht er auf Bäumen, aber sehr versteckt.

Der Kranich (Ardea Grus) hält sich gern auf Ebenen und an Flüssen auf. Wenn er angeschossen wird, so stellt er sich gegen den Jäger zur Wehre, und hat in seinen Flügeln eine große Stärke. Sein Fleisch wird von den Indianern selten gegessen.

Wilde Schwäne (Anas Cygnus) gibt es am Ohio und Muskingum. Ihr Fleisch schmeckt nach dem Zeugniß der Indianer wie Bärenfleisch, und ist oft sehr fett. In der Gegend der großen Landseen findet man eine größere Art Schwäne, die Trompeter genannt werden, weil ihr Geschrey dem Schall der Trompete etwas ähnlich ist.

Die Kropfgans oder der Pelikan (Pelicanus Onocrotalus) hat an dem Unterkiefer einen großen Sack; aus welchem er seine Jungen mit Fischen speiset. Da nun diese etwa blutig sind, so mag daher die Fabel entstanden seyn, daß er seine Jungen mit dem Blute aus seiner Brust nähre.

Die wilden Gänse (Anas Anser ferus) zeigen sich dort im Frühjahr und Herbst und halten sich eine gute Weile im Lande auf. Einige bleiben auch wol den ganzen Winter da, und andere den ganzen Sommer. Die mehresten aber ziehen gegen den Winter weiter nach Süden, und gegen den Sommer nach Norden, wo sie vornemlich auf den Landseen sich aufhalten und mit ihren Jungen im Herbst zurückkommen.

Wilde welsche Hühner (Maleagris Gallopavo) halten sich dort im Herbst bey Hunderten zusammen, zerstreuen sich aber gegen das Frühjahr im Busche. Sie sind größer als die zahmen, und sitzen gewöhnlich so hoch auf den Bäumen, daß sie nur mit Kugeln geschossen werden können. Im Winter sind ihre Federn glänzend schwarz, im Sommer bräunlich, mit weißen Flecken auf den Flügeln. Ihre Eyer werden von den Indianern fleißig aufgesucht und gespeist. Es gibt auch eine Art wilder welscher Hühner, die nicht eßbar sind, weil ihr Fleisch einen gar widerlichen Geschmack hat.

Von Eulen sind da verschiedene Arten, große und kleine, die sich des Nachts im Busche zur Genüge hören lassen. Die große weiße Eule (Strix Nyctea) und die kleine Falkeneule (Strix passerina) verfolgen ihren Raub auch bey hellem Sonnenschein.

Der Fischhabicht (Falco Haliætus) weiß seine Nahrung sehr behende aus dem Wasser heraufzuholen. Er soll, wenn er dicht über dem Wasser schwebt, eine Kraft besitzen, die Fische an sich zu ziehen, und diese soll von einem Oel herkommen, das er in einem kleinen Sack in sich hat. Soviel ist gewiß, daß, wenn man die Lockspeise am Angel, nur mit einem Tropfen dieses Oels befeuchtet, die Fische so begierig anbeißen, als wenn sie demselben nicht widerstehen könnten.

Der Fischreiger (Ardea americana) hat lange Beine, große Flügel, und ist äußerst mager.

Es gibt dort noch 2 Arten Raubvögel, die von Fischen leben, die ich aber nicht nennen kann. Der eine übertrifft den Adler an Größe; der andere ist klein; und macht sein Nest in die Erde, an steilen Ufern, darein er tiefe Gänge arbeitet, die gerade so weit sind, daß er hinein kriechen kann.

Der Nachthabicht, (Caprimulgus europæus) auch Nachtschwalbe genannt, ist kleiner, als der gemeine Habicht, fliegt überaus schnell, und zeigt sich selten anders, als in der Dämmerung, da er dem Wanderer gern muthwillig um den Kopf herumschwärmt. Vor einem Gewitter sieht man diese Art Vögel hoch in der Luft haufenweise beysammen. Bey einbrechender Nacht ziehen sie sich in die Nähe der Häuser, und setzen ihren traurigen Gesang bis Mitternacht fort. Läßt sich aber einer auf ein Haus nieder, so sieht es der Aberglaube der Indianer als Vorbedeutung eines Unglücks an. Richtiger schließen sie, daß der Frost vorbey sey, wenn sich im Frühling dieser Vogel hören läßt.

Der Steinfalk, der Wiedehopf, der Rabe, die Krähe, der Taubenstößer sind da einheimisch.

Die Fasanen (Phasianus Colchicus) werden von den Indianern wenig geachtet, und wenn sie nicht an den vielen Raubvögeln so gefräßige Feinde hätten, so würden die dortigen Wälder damit erfüllt seyn. Sie vermehren sich sehr stark, indem eine Henne 20 und mehr Junge auf einmal ausbrütet. Im Winter verbergen sie sich vor den Raubvögeln in dem Schnee, und gehn oft unter demselben eine gute Strecke fort.

Die dortigen Haselhühner (Tetrao Phasianellus) sind etwas größer, als die Fasanen.

Die wilden Enten (Anas ferus) ziehen zwar, wie die wilden Gänse; doch gibt es etliche Sorten, die auch im Sommer in dortigen Gegenden bleiben; z. B. die Baumenten, die gern in hohlen über das Wasser hängenden Bäumen nisten, und ihre ausgeheckten Jungen eins nach dem andern ins Wasser werfen und sodann fortführen.

Der Lum, (Colymbus) ein Wasservogel, etwas grösser als eine Ente, ist nicht eßbar, und wegen seiner Behendigkeit im Untertauchen schwer zu schießen. Seine Haut

Haut wird von manchen Indianern zur Tasche gebraucht, worin sie Pfeiffe, Taback, Feuerzeug, Messer rc. mit sich tragen.

Die dortigen Rebhühner (Tetrao Perdix) sind klein, und halten sich gern in bewohnten Gegenden auf. Ihr Fleisch ist sehr zart, und wohlschmeckend.

Im Sommer kommen grüne Papageyen (Psittacus) in dortige Gegenden, doch nicht in großer Anzahl; etwas weiter nach Süden aber sind sie in Menge.

Auch weiße Meeven (Larus) halten sich dort an den Flüssen auf.

Die wilden Tauben (Columba migratoria) sind aschfarbig; das Männlein unterscheidet sich durch eine rothe Brust. Sie ziehen gemeiniglich im Frühjahr nach Norden, und im Herbst nach Süden zurück. Manches Jahr kommen sie in die dortigen Gegenden in solcher Menge, daß sie die Luft verfinstern. Wo sich ihr Schwarm niederläßt, richten sie, eben wie die Heuschrecken, unter den Bäumen und Früchten eine schreckliche Verwüstung an. Dabey machen sie einen solchen Lärm, daß Menschen daselbst einander weder hören, noch verstehen können. Im Jahr 1778 war ihr Schwarm so groß, daß an den Orten, wo sie des Nachts sich gelagert hatten, ihr Auswurf eine Elle hoch lag. Die Indianer schlugen sie in der Nacht mit Stöcken todt, und trugen täglich viele Ladungen nach Hause.

Diese Taubenjagd ist ihnen sehr angenehm, und zugleich austräglich. Der Indianer schießt deren wol 30 mit einem Schuß vom Baum herunter. Bisweilen gehen mehrere Indianer zugleich auf ihren Fang gegen die Nacht mit Stroh- und Holzfackeln aus, die sie aber erst anzünden, wenn sie mitten unter den Tauben sind, davon werden die Tauben geblendet und von den Indianern mit Stöcken todtgeschlagen. Auf einer solchen Jagd bekam eine nicht zahlreiche

Gesellschaft von Indianern, in einer Nacht über 1800 Stück. Ihr Fleisch ist schmackhaft und wird von den Indianern frisch, oder geräuchert und getrocknet gegessen. Wenn die Irokesen merken, daß die jungen Tauben flick sind, so hauen sie die Bäume um, auf welchen ihre Nester sich befinden, und treffen oft auf einem Baum wol 100 Paar junge Tauben an. Die Turteltauben sind kleiner, und man sieht sie immer paarweise.

Der Mückenhabicht, der sich von Mücken und Fliegen nährt, die er im Fluge fängt, ist so groß, als eine Turteltaube, und hat in beyden Flügeln einen weißen runden Fleck, welcher, wenn er fliegt, einen Schein gibt, als ob er durchsichtig wäre.

Der Scharfsäger, der zu den Gugucken gehört, macht in Wäldern ein Geräusch, als wenn eine Säge hin und her gezogen würde.

Der Spottvogel, (Turdus polyglottus) etwas größer als eine Amsel, ist dort sehr häufig. Sein Gesang hat viel von der Nachtigall, die man in Amerika selten sieht. Er macht aber auch die Stimmen anderer Vögel, ja so gar der Katzen und Hunde nach.

Der Wipperwill ist grau, etwas kleiner als eine Turteltaube, und hält sich gern im Korn auf. So wie sein Name lautet, schreyt er die ganze Nacht hindurch.

Der Blauvogel, der seinen Namen von seiner schönen himmelblauen Farbe hat, läßt sich im Frühjahr vor allen andern Vögeln zuerst sehen und hören.

Ein Vogel, den manche Indianer den Vogel des großen Geistes nennen, scheint eine Art der Paradiesvögel zu seyn, hat eine vorzüglich schöne Gestalt, ist so groß als eine Schwalbe, am Halse hellgrün schattirt, hat 4 oder 5 Schwanzfedern, die dreymal so lang sind als sein Leib und schön mit grün und purpur spielen.

Es

Es gibt da ferner Schnepfen, Spechte von verschiedenen Arten und Farben, Amseln mit rothem Bauch, Schwalben, Kibitze, Staare, Katzenvögel, Finken, Meisen, Zaunkönige.

Der Colibri (Trochilus mellisugus) ist der schönste unter allen dortigen Vögeln und merklich kleiner, als der Zaunkönig. Seine Federn sind über alle Beschreibung schön. Eine Art derselben hat auf dem Kopfe ein Büschel von glänzender Achatfarbe, ist an der Brust roth, am Bauch weiß; der Rücken aber, die Flügel und der Schwanz sind von dem prächtigsten Hellgrün, mit kleinen goldfarbigen Flecken über den ganzen Körper. Weil er wie eine Biene um die Blumen herumschwärmt, und ohne sich darauf zu setzen, den Honigsaft, der seine ganze Nahrung ausmacht, herauszieht, nennt man ihn auch das Honigvögelchen. Er ist überaus schnell im Fluge, wobey er ein Gesause macht, davon er auch bisweilen Summvogel heißt.

Fischerey.

Nun komme ich auf die Fischerey, die nach der Jagd die liebste Beschäftigung der Indianer ist. Kleine Knaben sieht man schon mit Bogen und Pfeil in seichten Bächen waten und Fische schießen.

Die Indianer haben zwar immer auf der Jagd und auf Reisen Angel oder Harpune zum fischen bey sich; aber zu gewissen Zeiten gehen sie eigentlich zum Fischfang aus, entweder einzeln, oder in Gesellschaft. Sie bedienen sich dabey ihrer von Birkenrinde, zum Theil sehr sauber gemachten Kanoes oder leichten Boote, die oben schon erwähnt worden. Sie befahren damit nicht nur große Flüsse, sondern auch die großen Landseen, und weil sie leicht sind, so schlagen die Wellen weniger hinein, als in Europäische Boote. Mit der harzigen Rinde von einer gewissen Art Rüstern, die sie zerklopfen und anfeuchten, machen sie diese Fahrzeuge

wasserdicht. Sie verfertigen aber auch Kanoes aus dicken Baumstämmen, die ein leichtes Holz haben, vorzüglich aus Cypressen. Das Aushohlen geschieht größtentheils durchs Feuer, die übrige Arbeit macher sie mit dem Beil fertig. Solche Boote haben das Ansehen langer Tröge, und sind von verschiedener Größe.

Die sogenannte Buschnetzfischerey wird gesellschaftlich vorgenommen, weil dabey viele Hände nöthig sind, und geschieht folgendermaßen: Wenn im Frühjahr die Schädfische (Clupea alosa) in die Flüsse steigen, so bauen die Indianer in dem Flusse, wo er nicht allzu tief ist, einen Damm von Steinen, aber nicht in gerader Linie von einem Ufer zum andern, sondern aus 2 Stücken, die sich gegen einander neigen. In der Mitte, wo die 2 Stücke sich einander nähern, bleibt eine Oeffnung zum Abzug des Wassers, wo sie einen großen offnen Kasten mit durchlöchertem Boden anbringen. An ein aus wilden Weinranken gemachtes Seil, das von einem Ufer bis ans andere reicht, befestigen sie etwa 6 Schuh lange Sträucher, ungefähr 2 Klaftern aus einander. Damit geht eine Gesellschaft Indianer etwa ¼ Meile oberhalb dem gemachten Steindamme, und theilt sich daselbst so, daß etliche auf dieser Seite des Flusses, andere auf jener die Enden des Seils halten. Eine dritte Parthey befindet sich in etlichen Booten auf dem Flusse und hält das Seil mit hölzernen Gabeln in die Höhe, damit es von der Schwere nicht sinke, doch so, daß die daran befindlichen Sträucher ins Wasser reichen. So gehn sie allmählig nach dem Steindamme zu. Die Fische fliehen also den Strom hinunter bis an den Damm, wo sie von den auf beyden Schenkeln des Dammes stehenden Indianern mit Stangen und großem Geschrey genöthiget werden, durch die Oeffnung des Dammes gerade in den Kasten zu fallen, in welchem sie trocken liegen bleiben, weil das Wasser sogleich durch die Löcher im Boden

weg-

wegfällt. Auf beyden Seiten des Kastens sind wieder Leute in Booten, welche die gefangenen Fische schlachten, und in die Boote werfen. Auf solche Weise fangen die Indianer manchmal in einem halben Tage mehr als 1000 Schädfische, und andere. In Carolina bedienen sich die Indianer zuweilen des Feuers zum Fischfange. Eine gewisse Sorte Fische springt von selbst in die Boote, in welchen das Feuer unterhalten wird.

Unter den Fischen, womit die Flüsse und Landseen im Lande der Irokesen und Delawaren ungemein reichlich gesegnet sind, will ich nur folgende besonders anmerken.

Der Adlerfisch ist ohne Schuppen und eßbar. Im Muskingum sieht man nur kleine von dieser Art, im Ohio aber ungemein große. Ein anderer Fisch, (Lophius?) der übrigens wie der Adlerfisch gestaltet ist, den ich aber nicht nennen kann, hat einen Auswuchs vorne am Kopfe, der einem Gänseschnabel ähnlich, aber breiter und fast 6 Zoll lang ist, womit er im Sande oder Schlamm wühlt, um seine Nahrung zu suchen. Das Maul aber hat er unter dem Kopfe.

Noch gibt es dort einen Fisch, (Lophius Vespertilio) der 4 kurze Füße, übrigens das Ansehen eines kleinen Adlerfisches hat. Seine Flossen sind kurz, das Maul weit, und seine Länge beträgt höchstens anderthalb Fuß.

Der Büffelfisch wird sowol von den Indianern, als von den weißen Leuten so genannt, weil man ihn im Wasser bisweilen brummen hört; er ist anderthalb, höchstens 2 Fuß lang, und 5 bis 6 Zoll breit, hat einen krummen Rücken, stachlichte Flossen, ein enges Maul, einen kleinen Kopf, und darin 2 weiße Steine, die auf einer Seite platt, auf der andern etwas erhaben sind. Er ist zahnlos, hat aber am Eingange des Halses 2 flache starke eingekerbte Knochen, die auf einander passen, womit

er

er die harten Muscheln zerquetscht, die seine Nahrung ausmachen, und womit man ihn auch am Angel zu fangen pflegt; die Indianer aber stechen ihn gemeiniglich mit eisernen Stechern, die sie meistentheils selbst verfertigen. Einen Finger, den man ihm in den Mund steckt, kann er zerquetschen, auch alsdenn noch, wenn er schon halbtodt zu seyn scheint.

Im Muskingum ist der Stöhr (Acipenser Sturio) der grösseste Fisch, 3 bis 4 Fuß lang.

Der Salm oder Lachs (Salmo Salar) ist dort der beste und vornehmste Fisch, auch zum Theil sehr groß; er hat rothe Flecken, wie die Forellen. Im Herbst, da die Lachse die Bäche hinauf gehen, sind sie am leichtesten zu fangen, wiewol der Lachsfang auch den ganzen Sommer hindurch währt. Forellen (Salmo Fario) findet man in den frischen Bächen in großer Menge. Im Ober-See sollen sie vorzüglich schön seyn, und ein Stück bisweilen über 50 Pfund wiegen. Im Winter trocknet man sie in der Luft, und in einer einzigen Nacht frieren sie so hart, daß sie sich eben so gut halten, als wenn sie eingesalzen wären.

Aale (Muræna Anguilla) sind am Muskingum und Ohio selten; in den Landseen aber werden sie von den Indianern in Körben, manchmal zu Tausenden in einer Nacht, gefangen und getrocknet. Sie sind sehr fett.

Der Zitteraal (Gymnotus electricus) hat dieses besondere an sich, daß wer ihn, oder auch nur das Wasser, das ihn umgibt, berührt, eine heftige elektrische Erschütterung empfindet; aber mit seidenen Netzen, oder Angelschnüren kann man ihn sicher fangen. Kein anderer Fisch kommt ihm gern nahe, nur einige Gattungen Krebse können dieses ohne Schaden thun.

Der Katerwels (Silurus Catus) ist ungefähr 18 Zoll lang, bräunlich, ohne Schuppen, und hat einen großen

runden

er den Kopf, wie ein Kater. An verschiedenen Stellen desselben ragen 3 bis 4 scharfe, starke etwa 2 Zoll lange Hörner heraus. Seine Flossen sind knochenartig und sehr hart. Er wiegt 5 bis 6 Pfund. Sein Fleisch ist ungemein fett und schmeckt wie Aal.

Der schon erwähnte Schäd- oder Mayfisch (Clupea alosa) wird auch Wels genannt, wiegt etwa 4 Pfund, und kommt, wenn er eingesalzen ist, im Geschmack dem Heringe gleich.

Die Rock- oder Steinfische, deren mancher über 10 Pfund schwer ist, haben starke Gräten und ein weißes wohlschmeckendes Fleisch.

Hechte (Esox Lucius) gibt es im Ohio von ungemeiner Größe. Auch werden hie und da Karpfen (Cyprinus Carpio) gefangen.

Der schwarze Fisch, wie ihn die Indianer nennen, hat große, bräunliche Schuppen, einen kleinen Kopf, ein kleines, rundes, sehr weiches Maul, und keine Zähne, ist nicht breit, sondern rund, und einer von den besten Fischen zum Essen.

Der Schnabelfisch hat einen schmalen Schnabel, voll scharfer Zähne, auch Schuppen, und wird von den Indianern nicht leicht gegessen.

Die Fluß-Schildkröten sind dort von einer andern Art, als man sie in Pensylvanien sieht, wo sie eine harte Schaale haben; hier ist ihre Schaale ganz weich, und der Kopf klein und spitzig, wie bey den See-Schildkröten. Die Indianer schießen sie, weil sie anders nicht wohl zu fangen sind, indem sie nur selten aus dem Wasser ans Ufer kommen.

Krebse.

In den großen Flüssen, die Ebbe und Fluth haben, gibt es große Krebse. Die Indianer fangen sie, indem sie ein Stück Fleisch an einen Strick von Bast befestigt, in den Strom legen, da sie sich denn an das Fleisch anhängen,

und

und so herausgezogen werden. Auch trifft man eine Art Taschenkrebse an, die nicht größer sind, als ein sächsischer Gulden.

Es ereignete sich im Frühjahr 1705, daß bey Wajomik 2 Seehunde (Phoca vitulina) in der Susquehanna 70 bis 80 Meilen von der See, von den Indianern geschossen wurden. Ihr Erstaunen über diese ihnen ganz unbekannten Thiere, war überaus groß. Endlich hielten sie Rath, was sie damit machen, und ob sie sie essen sollten oder nicht. Ein alter Indianer that den Ausspruch, weil Gott ihnen diese Thiere zugeschicket habe, so müßten sie auch eßbar seyn. Sie gaben ihm Beyfall, stellten eine Mahlzeit an, und fanden das Fleisch schmackhaft.

Achter Abschnitt.

Handel der Indianer. Ihre Art zu reisen. Tänze und Spiele der Wilden.

Die Waaren, welche die Europäer den Indianern zuführen, bestehen hauptsächlich in folgenden Artikeln: Tuch, Leinwand, fertige Hemden, wollene Decken, Cattune, Kalmanke, Zwirn, wollenes und seidenes Band, Pulver und Bley, gezogene Büchsen, Wampom, Messer, Farben, Drath, messingene Kessel, silberne Hemdeknöpfe, Schnallen, Armspangen, Fingerhüte, Nehnadeln, Ringe, Spiegel, Kämme, Aexte und andere Werkzeuge. Diese vertauschen dagegen Felle von Hirschen, Bibern, Fischottern, Racoon, Füchsen, wilden Katzen rc. Da bey den Delawaren die Jagd am stärksten getrieben wird, so haben sie auch mit den Europäern, welche in Friedenszeiten ihre Waaren häufig in die Dörfer der Indianer bringen, einen weit beträchtlichern Handel, als die Irokesen und andere Nationen.

Die

Die meisten Waaren haben zwar ihren bestimmten Preis; oft aber verleitet die Begierde nach einer Waare den Indianer, sie übermäßig zu bezahlen. Dagegen ist es Sitte, daß er, wenn ihn der Kauf in kurzem gereut, die Waare zurückgeben und den Kaufpreis wieder fordern kann.

Im Handel die Weißen zu übervortheilen, ist den Indianern nicht leicht möglich; gelingt es ihnen aber, sie zu bestehlen, oder auf eine andere Art um das Ihrige zu bringen, so haben sie darüber eine große Freude. Sie nehmen gern auf Credit, und versprechen, nach ihrer Zurückkunft von der Jagd zu bezahlen. Wenn sie aber mit ihren Fellen nach Hause kommen, und es sind andere Handelsleute in derselben Gegend, so handeln sie mit diesen, und bekümmern sich nicht weiter um diejenigen, denen sie Bezahlung schuldig sind. Werden sie gemahnt, so halten sie sich für beleidigt; denn alte Schulden zu bezahlen kommt ihnen eben so vor, als müßten sie ihre Waaren umsonst hingeben.

Wenn die Indianer einen Krieg vermuthen, welches sie aber sorgfältig verschweigen, so nehmen sie auf Credit, was sie nur bekommen können; denn so bald der Krieg ausbricht, ist alles bezahlt, und alsdann sind die Handelsleute, die sich unter ihnen befinden, am ersten in Gefahr, nicht allein ihr ganzes Vermögen, sondern auch ihr Leben zu verlieren. Auch dürfen sie nach Endigung eines Indianer-Krieges sich mit ihren Waaren nicht zu früh unter sie wagen. Im vorletzten Indianer-Kriege, ums Jahr 1763, da es einmal schien, als ob der Krieg zu Ende wäre, begab sich eine zahlreiche Gesellschaft Kaufleute mit einer Menge Waaren zu den Huronen auf den Weg. Diese erhielten Nachricht davon, und schickten ihnen eine Anzahl Krieger entgegen; als selbige aber sahen, daß die Kaufleute für sie zu stark waren, suchten sie dieselben durch Betrug in ihre Gewalt zu bekommen, und sagten ihnen: der Krieg sey wieder angegangen; man

sey von ihrer Ankunft benachrichtigt worden, und eine große Parthey Krieger habe sich auf den Weg gemacht, sie alle umzubringen; sie aber hätten Mitleiden mit ihnen, wären jenen daher zuvorgekommen, und wollten ihnen einen guten Rath geben, wie sie ihr Leben retten könnten: sie sollten sich nemlich sogleich ihnen als Gefangene übergeben, und sich binden lassen. Wenn dann jene, die schon in der Nähe wären, kämen und sähen, daß sie schon gefangen wären, würden sie ihnen kein Leid zufügen dürfen. Alsdann wollten sie sie sicher in ihre Dörfer bringen, und sorgen, daß sie auch von ihrer Waare nichts verlören. Die Kaufleute waren so thöricht, ihnen zu glauben. Sie ließen sich fesseln, und halfen so gar einander binden, um nur recht geschwind der Gefahr zu entkommen; wurden aber alle auf der Stelle ermordet. Die Huronen machten dabey reiche Beute, und rühmten sich hernach überall ihrer Geschicklichkeit, die weißen Leute zu hintergehen.

Der verderblichste Handel für die Indianer ist der schon mehr erwehnte Rumhandel. Zu Friedenszeiten, und sonderlich, wenn die Indianer ihre Opferfeste begehen, findet man fast immer Europäische Rumhändler unter ihnen, die aus schändlicher Gewinnsucht die Thorheit der Indianer mißbrauchen. Denn wenn dieselben einmal ins Saufen kommen, so ist ihnen alles feil, und nichts so lieb, das sie nicht für Rum weggeben sollten. Ein Missionarius sahe davon in Schomoko an der Susquehanna ein auffallendes Beyspiel. Ein Indianischer Rumhändler stellte sich mit einem Fäßchen Rum, in welches er einen Strohhalm gesteckt hatte, auf einen Platz, wo viele Indianer beysammen waren, und rief aus, daß jedermann unentgeldlich durch den Strohhalm kosten könne. Es kam ein Indianer mit nachdenkender Miene und mit langsamen Schritten auf das Rumfaß zugegangen; plötzlich aber wandte er sich um, und lief eilends

zurück.

zurück. Nach einer Weile kam er wieder, und wiederholte den vorigen Auftritt. Da er aber zum drittenmal wieder kam, ließ er sich von dem Verkäufer bereden, und zog ganz schüchtern durch den Strohhalm etwas von dem Rum. Kaum hatte er ihn gekostet, so kaufte er für die Wampom, die er bey sich hatte, ein kleines Glas voll Rum; und nun hörte er nicht auf, bis er die wollene Decke, die er auf dem Leibe hatte, seine gezogene Büchse, und was er sonst noch besaß, hingegeben hatte.

Schmerz und Reue über den Verlust ihrer unentbehrlichsten Sachen, hat sie schon mehrmals bewogen, die Landesregierung der Europäer feyerlich zu ersuchen, daß den Rumhändlern verboten werden möchte, Rum in ihr Land zu bringen. Aber solche Verbote fruchten wenig; denn wenn auch die Europäischen Rumhändler eine Zeitlang wegbleiben, so suchen die Indianer sie auf, und viele von ihnen, sonderlich Weibsleute, treiben selbst einen Rumhandel.

Eben so wenig haben die oft wiederholten Beschlüsse ihrer Oberhäupter und Rathsmänner, daß niemand mehr starkes Getränk in ihre Dörfer bringen solle, dem Uebel Einhalt thun können. Gemeiniglich sündigen die Gesetzgeber selbst zuerst dawider, oder es fehlt doch den übrigen nicht an listigen Ränken, sich Rum zu verschaffen. Sie stellen z. B. ein Rumopfer an, wozu nichts als Rum genommen werden darf, und weil es als eine gottesdienstliche Handlung angesehen wird, so müssen die Oberhäupter es zulassen, daß Rum geholt wird.

Im Handel unter einander machen sie sich kein Bedenken, einander aufs gröbste zu vervortheilen. Der Verkäufer fordert nach Gutdünken, weil er weiß, daß seine Landsleute, wenn sie nicht in Noth oder auf die Waare sehr ersessen wären, sich gewiß nicht an ihn, sondern lieber an die weißen Leute wenden würden. Bey diesem Handel vertre-

ten die Wampom die Stelle des Geldes, indem diese Muscheln bey ihnen eben so hoch geschätzt werden, als bey den Europäern Gold, Silber und Edelgesteine. Die Cherokeesen, die seit einiger Zeit bey den Delawaren viel ab- und zugehen, bringen gemeiniglich aus ihrem Lande schwarze, leichte und sehr sauber gearbeitete Tabackspfeiffen zum Verkauf.

Wenn die Indianer eine Reise vor sich haben, so thun sie, als ob es ihnen völlig einerley wäre, ob das Wetter heiter oder trübe ist. Indessen kömmt doch in ihren Gebeten die Bitte um einen schönen, klaren Himmel oftmals mit vor. Ihr Proviant, den sie auf Reisen mit nehmen, besteht in Welschkornmehl, das sie entweder trocken essen, oder mit Zucker und Wasser vermischt, zu einem kühlenden, und zugleich nahrhaften Trank bereiten, oder auch mit Wasser zu einer Art von Suppe kochen.

Welschkornbrod nehmen sie auf weiten Reisen nicht mit, denn im Sommer wird es in 3 bis 4 Tagen faul, und ungenießbar. Fleisch finden sie überall im Busche, weil es allenthalben Wild gibt. Vorzeiten trugen sie immer Feuer mit sich, wozu ihnen Baumschwämme dienten, welche sie vom Morgen bis an den Abend glimmend erhielten. Jezt führen die mehresten Europäisches Feuerzeug bey sich.

Auf ihren Reisen pflegen sie nicht zu eilen, denn sie sind im Busche überall wie zu Hause. Selten verlassen sie ihr Nachtlager sehr früh; sie müssen erst mit Muße gut gegessen haben; alsdann untersuchen sie ihre Kleidung, deren Ausbesserung sie manchmal lang aufhält. Dieses ist für Europäer, die in ihrer Gesellschaft reisen müssen, etwas sehr unangenehmes, zumal wenn sie zu einer bestimmten Zeit an Ort und Stelle seyn wollen. Gleichwol ist das beste, sich nach ihnen zu bequemen, damit man sie nicht unwillig mache, weil man ihrer Hülfe nicht entbehren kann,

indem man im Indianer-Lande ohne Indianische Wegweiser nicht fortkommt. Haben sie sich aber einmal auf den Weg begeben, so gehts gemeiniglich in einem fort, bis die Sonne untergeht, da sie denn an einem schicklichen Platze ihr Lager aufschlagen. Ist Regenwetter, so schälen sie Rinde von den Bäumen, und bauen in der Geschwindigkeit eine Hütte, d. i. sie setzen auf 4 Pfählen ein Dach, worunter sie trocken liegen können.

Daß sie im Busche, wo weder Weg noch Steg zu sehen ist, viele Tage hinter einander fortgehen können, ohne sich zu verirren, ist oben schon angemerkt worden. Durch Schwierigkeiten lassen sie sich auf Reisen nicht leicht aufhalten. Oft sind die Bäche und Flüsse so angelaufen, daß ein Europäer ohne Hülfe der Indianer nicht fortkommen würde. Diese wissen sich aber so gut zu helfen, und sind so geübte Schwimmer, daß sie auch über den reißendsten Strom ganz leicht wegkommen.

Gehen sie in Gesellschaft auf die Reise, so leben sie gemeinschaftlich. Insgemein ist alsdann einer gleichsam der Anführer, und die jungen Mannsleute jagen unterwegens. Haben sie ein Wild geschossen, und ins Nachtlager gebracht, so legen sie es bey dem Feuer des Anführers nieder, und erwarten von ihm, daß er das Fleisch unter alle vertheile. Wenn die Oberhäupter des Volks eine Reise zu thun haben, so nehmen sie gern einige von den jungen Leuten mit, die für sie jagen müssen.

Die bekannte Beinwinde, die hie und da häufig angetroffen wird, und in deren weit ausgebreiteten Ranken sich die Füße des Wanderers leicht verwickeln, macht oft das Reisen sehr beschwerlich. So sind auch die häufigen Mücken in den Wäldern eine grosse Plage. Gegen diese schützen sich aber die Indianer beym Nachtlager durch Feuer.

In verschiedenen Gegenden halten sich Indianische Räuberbanden auf, welche die Reisenden anfallen und ausplündern, auch selbst ihre Landsleute nicht verschonen. Sie bestehen aus Leuten, die um äusserst grober Verbrechen willen von ihren Stämmen sind verstoßen worden. Im Irokesen-Lande, und andern mehr nördlich gelegenen Ländern, wo der Winter hart zu seyn pflegt, sind die Indianer mit Schneeschuhen versehen, womit sie über den tiefsten Schnee weggehen. Diese Schuhe bestehen aus einem hölzernen Reifen, der so gebogen wird, daß er vorne rund, und ganz schmal, hinten spitzig, und in der Mitte weit ist. Die Sohlen werden aus Riemen von Hirschleder, wie ein grobes Sieb geflochten, damit der Schnee durchfalle. Nach vorne zu, nicht ganz in der Mitte, liegt ein Querholz mit kleinen Löchern an beyden Enden, wodurch Riemen gezogen sind; auf dieses Holz wird der Fuß gesetzt, und mit den Riemen angebunden, so daß der gröseste Theil des Schuhes hinten nachgeschleift wird. Am Muskingum aber, wo fast niemals tiefer Schnee liegt, haben sie solche Schuhe nicht nöthig, daher auch die Delawaren nicht für so geschickte Winterwanderer gehalten werden, als die Irokesen. Die Indianischen Schlitten bestehen aus 2 dünnen Brettern, die zusammen etwa 2 Fuß breit und 6 Fuß lang sind. Sie stehen vorne in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen.

Wenn einzelne Indianer über Wasser fahren wollen, so machen sie geschwind ein Boot, aus einem einzigen langen und breiten Stück Baumrinde, welches sie mit dünnen, krumm gebogenen Stöcken ausspannen und in die gehörige Form bringen. Sind der Personen aber mehrere, oder ist die zu führende Last groß, so bedienen sie sich der oben beschriebenen Fahrzeuge, die aus behutsam abgeschälten Stücken Baumrinde zusammen genähet werden. Die recht grossen

Die Boote dieser Art kippen nicht leicht um, weil sie sehr breit sind, und tragen grosse Lasten, dauren aber selten länger als ein Jahr. Vor diesem waren sie allgemein im Gebrauch, jezt bedient man sich ihrer nur im Nothfall, weil die Indianer nunmehr mit Werkzeugen versehen sind, womit sie ohne viele Mühe hölzerne Boote verfertigen können. Wenn die Wasserreisen lange währen, so pflegen manche Indianer die Stücke, die sie zu ihren Nachthütten nöthig haben, mit sich zu führen, nemlich etliche biegsame Stangen, und von Schilf geflochtene Matten oder Birkenrinde.

Sind die Mannsleute zu Hause, so vertreiben sie sich die Zeit, die sie nicht verschlafen, oder verprassen, mit allerhand Lustbarkeiten; und die Frauensleute nehmen Theil daran, so viel ihre Arbeit ihnen erlaubt.

Der Ta[illegible] eine von ihren liebsten Leibesübungen. Jede feyerliche Zusammenkunft ist mit einem Tanze verbunden, ja es vergeht fast keine Nacht, da nicht ein Tanz gehalten würde, wozu vornemlich das junge Volk beyderley Geschlechts begierig sich einfindet.

Die Delawaren und Irokesen haben verschiedene Arten von Tänzen. Den alltäglichen halten sie entweder in einem grossen Hause, oder auf einem freyen Platze um ein Feuer herum. Sie tanzen im Kreise, und haben allemal einen Vortänzer, nach welchem die übrigen sich richten. Die Mannsleute sind voran, und die Weibsleute schliessen den Kreis. Diese tanzen mit vielem Anstand, als wenn es die ernsthafteste Handlung wäre; sie lachen nicht, reden nicht mit den Mannsleuten, noch weniger scherzen sie mit ihnen; denn das würde ihnen keinen guten Namen machen. Sie hüpfen und springen auch nicht, sondern schlagen nur mit einem Fuß um den andern wechselsweise ein wenig vor- und dann wieder rückwärts, doch so, daß sie immer etwas vorwärts kommen. Auf diese Art glitschen sie mit grosser Leichtigkeit bis

zu einer gewissen Stelle, und wieder zurück. Dabey halten sie sich sehr gerade, und lassen die Arme dicht am Leibe herunter hangen. Die Mannsleute hingegen hüpfen und stampfen, daß der Boden zittert, und jauchzen überlaut. Dabey kann man recht sehen, wie gelenk und wie leicht sie auf den Beinen sind. Ihre ganze Musik besteht gewöhnlich in einer Trommel. Die besteht in einem Faß oder Kessel, oder aus dem untern Ende eines hohlen Baums; worüber ein dünnes Hirschfell gespannt ist, das mit einem einzelnen Stocke geschlagen wird. Ihr Ton ist schlecht, und dient blos, den Takt anzugeben, welchen die Indianer, wenn ihrer auch noch so viele zusammen tanzen, sehr genau beobachten. Ist ein Tanzgang zu Ende, so ruhen sie ein wenig aus; der Trommelschläger aber singt fort, bis ein anderer Gang anfängt. Ein solcher Tanz währt insgemein bis nach Mitternacht.

Bey einem andern Tanze, der nur für die Mannsleute ist, stehen sie nach der Reihe dazu auf, und jeder tanzt für sich, mit großer Leichtigkeit und Kühnheit. Er besingt dabey seine eigene oder seiner Vorfahren Thaten, und die Gesellschaft, die auf dem Boden in einem Kreise um ihn herum sitzt, gibt ihm durch einen sehr rauhen Ton, den sie alle zugleich mit großer Heftigkeit ausstoßen, den Takt an.

Von diesen gewöhnlichen Tänzen sind diejenigen verschieden, die nur bey besondern Gelegenheiten gehalten werden. Darunter ist der Friedenstanz, welcher auch der Kalumet, oder Pfeiffentanz genennet wird, weil das Kalumet oder die Friedenspfeiffe in einem solchen Tanze überreicht wird, der vornehmste. Auch für den Zuschauer ist er angenehm, weil es dabey weniger wild zugeht, als bey den übrigen. Die Tänzer geben einander die Hände, und hüpfen in einem geschlossenen Kreise eine Weile herum. Plötzlich läßt der Vortänzer die Hand eines seiner Nachbarn los, den an-

andern aber hält er fest, hüpft auf einem Fleck, dreht sich im Kreise, und zieht auf diese Weise die ganze Reihe an sich, daß sie sich gleichsam um ihn herum wickelt, und endlich alle auf einem Klumpen beysammen sind. Schnell aber fahren sie wieder aus einander in ihre vorige Ordnung, und halten bey allen diesen Wendungen und Veränderungen einander immer an den Händen fest. Das soll die Kette der Freundschaft vorstellen. Dabey wird auch ein Gesang angestimmt, der lediglich für diese Feyerlichkeit gemacht ist.

Der Kriegstanz hingegen, den sie immer halten, wenn sie zum Kriege ausziehen, oder aus demselben zurückkommen, ist fürchterlich. Niemand nimmt Theil daran, als die wirklichen Krieger. Diese bewafnen sich dazu, als sollten sie sogleich zu Felde ziehen. Der eine trägt eine Flinte oder das Kriegsbeil, der andere ein langes Messer, der dritte eine Kriegskeule, der vierte einen großen Prügel und dergleichen mehr, oder sie erscheinen alle mit der Kriegskeule. Damit schlagen sie um sich, und geben dadurch zu erkennen, wie sie mit ihren Feinden umgehen wollen oder umgegangen sind. Dabey stellen sie sich so gräßlich wild und böse, daß es recht schauerhaft anzusehen ist. Ein Anführer fängt den Tanz an, und besingt dabey seine und seiner Vorfahren Heldenthaten. Wenn er mit der Erzählung einer merkwürdigen That fertig ist, schlägt er mit seiner Kriegskeule aus allen Kräften gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise dazu in die Erde gesetzt ist. So tanzt hernach ein jeder, wie die Reihe an ihn kommt, besingt die Thaten seiner Familie, und beschließt mit einem Schlage an den Pfahl. Zum Schluß tanzen sie alle zugleich, welches der fürchterlichste Auftritt ist. Denn da nehmen sie die schrecklichsten und gräßlichen Stellungen an; und drohen einander zu erschlagen, zu zerhauen, zu durchstoßen. Sie wissen aber mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße oder Schlage

auszuweichen. Um den ganzen Auftritt noch gräßlicher zu machen, erheben sie ein eben so wildes Geschrey, als sie in ihren Schlachten zu thun pflegen; so daß man sie für einen Haufen rasender Leute halten sollte. Bey diesem Tanze brauchen sie zuweilen auch eine Art Pfeiffen von Rohr, die einen durchdringenden widrigen Laut von sich geben.

Die Irokesen stellen den Kriegstanz auch oft zu Friedenszeiten an, um ihrer Heldenthaten von Zeit zu Zeit feyerlich zu gedenken. Der Opfertanz wird bey den Opferfesten und andern öffentlichen Freudensbezeugungen gehalten.

Der Spielsucht sind die Indianer so ausschweifend ergeben, daß sie oft ihre Waffen, Hausrath, Kleidung und alle Haabseligkeiten verspielen. Das vornehmste Spiel der Irokesen und Delawaren ist das Würfelspiel, ein ursprünglich Indianisches Spiel. Die Würfel sind von Pflaumenkernen gemacht, ovalrund, und etwas platt, auf der einen Seite schwarz, auf der andern gelb gefärbt. Damit spielen immer nur 2 Personen auf einmal. Die Schüssel, worin die Würfel liegen, wird von den Spielern wechselsweise aufgehoben, und auf den Tisch oder Boden hart niedergesetzt, da denn die Würfel jedesmal anders fallen. Wer nun bey seinem Wurf die grösseste Anzahl von der Preisfarbe hat, der zählt fünf, und wem dieses achtmal glückt, der hat das Spiel gewonnen.

Während des Spiels sind die Zuschauer in großer Bewegung, und erheben bey jedem Wurfe, der etwas entscheidet, ein gewaltiges Geschrey. Die Spieler selbst aber verzerren das Gesicht auf eine gräßliche Weise, und murren immer über die Würfel und über die bösen Geister, die ihren Gegnern das Glück zuwenden.

Zuweilen spielen ganze Dörfer, ja wol ganze Stämme gegen einander. Ein Missionarius war einmal Augenzeuge, daß 2 Irokesische Dörfer viele Waaren, als Blänkets,

Tuch, Hemden, Leinwand und dergleichen zusammen brachten, und mit einander darum spielten. Dieses währte 8 Tage lang. Täglich kamen sie zusammen, und jeder Einwohner dieser beyden Dörfer mußte die Schüssel einmal aufheben und niedersetzen. Wenn das geschehen und eines jeden Wurf angemerkt worden war, gingen sie für den Tag wieder aus einander. Des Abends versammlete sich jede Parthey für sich, und opferte, damit sie gewinnen möchte. Es ging nemlich einer von ihnen singend ums Feuer herum, und streuete Taback darauf, und dann wurde getanzt. Als die zum Spiel bestimmte Zeit zu Ende war, wurden die Würfe gegen einander gehalten, und das Dorf welches gewonnen hatte, zog mit den Waaren triumphirend nach Hause. Das Karten- Kegel- und Ballspiel haben sie von den Europäern gelernt.

Neunter Abschnitt.

Krankheiten der Indianer und ihre Mittel dagegen. Begräbnißart der Wilden und ihre Trauer.

Diejenigen Indianer, von welchen hier die Rede ist, sind fast mehr Arten von Krankheiten unterworfen, als die Europäer, wozu ihre Lebensart, sonderlich die Jagd, vieles beyträgt. Denn auf der Jagd schleichen sie nicht etwa nur im Busche herum, das Wild unvermerkt zu erhaschen; sondern laufen so schnell hinter demselben her, daß sie oftmals die Hirsche ermüden, und so anhaltend, daß sie sich manchmal über 2 Meilen weit von ihrer Jagdhütte entfernen. Auch wissen sie alsdann beym Heben und Tragen weder Maaß noch Ziel zu halten. Einen Hirsch von 100 bis 150 Pfund ein großes Stück Weges aus dem Busch nach Hause zu schleppen, hält der Indianer für etwas leichtes,

tes, und thut wenigstens nicht, als ob es ihm schwer würde; wenn man gleich sieht, daß er darunter erliegen möchte. Dabey hungern sie oft von früh bis in die Nacht. Dazu kommt noch der oftmalige schnelle Uebergang aus dem äußersten Mangel in den reichsten Ueberfluß, dabey sie ihrem Appetit keine Schranken setzen. Die Folgen davon zeigen sich gemeiniglich im Alter aufs empfindlichste.

Die Weibsleute tragen alles mit dem Kopfe, an einem Tragbande, das um die Stirne herum befestigt ist. Daran hängt die ganze Last, die auf ihrem Rücken ruht und nicht selten über einen Centner beträgt. Daher kann es kommen, daß sie bey zunehmenden Jahren oft mit Reißen und Steifigkeit im Nacken und Rücken beschwert sind.

Die gewöhnlichsten Krankheiten der Indianer sind Seitenstechen, Schwäche und Schmerzen des Magens und der Brust, Schwindsucht, Gliederreißen, die rothe und weiße Ruhr, kalte und hitzige Fieber. Die Epilepsie und Raserey ist selten. Unter den Weibsleuten ist der Blutfluß sehr gemein, auch bey alten.

Die Blattern wurden ihnen von den Europäern zugebracht, und das ist eine der vornehmsten Ursachen, warum sie den Europäern nicht gut sind. Denn diese Krankheit ist ihnen überaus eckelhaft und fürchterlich, und man sieht sie fast nie so muth- und rathlos, als wenn sie sich unter ihnen äußert. Ihre nächsten Blutsfreunde, die damit befallen werden, können sie im Busche einsam liegen lassen, nur daß sie ihnen etwas Speise und Trank hinsetzen. Die Kranken selbst scheinen sogleich voll Verzweiflung zu seyn, und wissen nicht, was sie vor Unmuth angeben sollen. Die meisten sterben, ehe die Blattern recht zum Vorschein kommen.

Seit einiger Zeit ist auch die venerische Seuche unter ihnen eingerissen, und verbreitet sich immer mehr. Auch die Einführung dieses Uebels schreiben sie den Europäern zu.

Durch-

Durchgängig sind die Indianer elende Krankenwärter. So lange jemand noch essen kann, halten sie ihn nicht für krank; erst wenn er alle Eßlust verloren hat, wird sein Zustand als gefährlich angesehen. Hat er sich wund gelegen, und kann er sich nicht mehr rühren, so wird er neben dem Feuer auf Gras oder Heu gelegt, und unter ihm ein Loch in die Erde gemacht, wo hinein er seine Nothdurft verrichtet. Eine dünne Suppe von gestoßenem Welschkorn, ohne Butter und Salz, ist die gewöhnliche Speise der Kranken, die sich aber nicht immer dieser Diät untergeben, sondern manche essen und trinken auch in kranken Tagen, was sie gelüstet.

Ihr allgemeines und erstes Hülfsmittel gegen alle große und kleine Krankheiten, ist das Schwitzen. Daher findet man bey jedem Dorfe einen von den Wohnungen etwas abgelegenen Schwitzofen, der entweder von Pfählen und Bretern gemacht, und mit Erde zugedeckt ist, oder in einem Loche bestehe, das in einen Hügel gegraben ist. Wenn sie nun schwitzen wollen, so kriechen sie nackt hinein, und lassen einige heißgemachte Steine hineinlegen. Alsdann wird das Thürchen des Ofens fest zugemacht, und so gerathen sie in einen Schweiß, der ihnen tropfenweise vom Leibe fließt. Sobald es ihnen aber zu heiß wird, kriechen sie heraus, springen in das nahe fließende Wasser, darin sie doch nicht leicht über eine halbe Minute bleiben. Aus dem kalten Wasser kriechen sie geschwind wieder in den Ofen, und wiederholen dieses drey bis viermal. Hernach rauchen sie ihre Pfeiffe mit Wohlgefallen, und verlieren alle Müdigkeit. Die Weibsleute haben entweder ihren besondern Schwitzofen; oder sie bedienen sich dieser Kur gar nicht.

Hier und da trifft man größere Schwitzöfen an, darin mehrere Personen Platz haben. Manche begießen die glühenden Steine von Zeit zu Zeit mit Wasser, um den Dampf zu vermehren, und den Schweiß zu befördern.

Viele

Viele Indianer haben auch in gesunden Tagen die Gewohnheit, daß sie wöchentlich ein paarmal in den Schwitzofen kriechen, blos um sich zu erfrischen. Einige bereiten sich dadurch zu einem Geschäfte, das viel Ueberlegung und List erfordert.

Will das Schwitzen gegen den Anfall einer Krankheit nicht hinlänglich seyn, so versuchen sie andere Mittel. Die meisten glauben, daß nur diejenigen Mittel helfen, die ihnen von Aerzten gegeben werden, deren es unter ihnen sehr viele aus beyden Geschlechtern gibt.

Diese haben ihre Kunst entweder durch Unterricht von andern, oder sie haben selbst mit verschiedenen Arzneyen Proben gemacht, und dadurch einige Erfahrung erlangt. Besonders legen sich alte Indianer, die mit Jagen nichts mehr erwerben können, sehr gern auf die Arzneykunst; weil sie dabey ihr Durchkommen reichlich finden können. Einer hat von den Kräften einiger Wurzeln und Kräuter gute Kenntnisse, der andere von Baumrinden; nur wissen sie nicht, wo und wie sie dieselben sicher anwenden sollen. Daher gar viele Kranke Opfer ihrer Unwissenheit werden. Ihre Kenntnisse halten sie gewöhnlich sehr geheim, so daß sie mit ihrem Tode gemeiniglich verloren gehen. Einige aber theilen sie kurz vor ihrem Tode einem ihrer Kinder oder guten Freunden, als ein Vermächtniß mit.

Die Indianischen Aerzte lassen es nie bey dem blosen Gebrauch der Arzneyen bewenden, sondern nehmen immer besondere geheimnißvolle Ceremonien mit zu Hülfe, um ihren Kuren das Ansehen zu geben, als ob etwas mehr als natürliches dahinter wäre. Das scheint ihnen darum nöthig zu seyn, weil ihre Patienten glauben, daß in allen Krankheiten etwas übernatürliches sey. Die Aerzte sammlen also die Wurzeln und Kräuter mit wunderlichen Ceremonien, und bereiten sie zu Arzneyen unter Anrufung des großen

Geistes, mit welchem sie in besonderer Gemeinschaft zu stehen vorgeben. Auch die Anweisung, die sie den Kranken über den Gebrauch derselben geben, erfolgt unter allerhand gaukelhaften Bewegungen und Aeusserungen. Sie behaupten, daß sie den bösen Geist, der die Leute krank mache, in die Wildniß treiben und da fest binden können. Um so vielmehr aber verlangen sie auch von ihren Patienten den pünktlichsten Gehorsam, und versichern oft mit großem Nachdruck, daß derjenige, der sie verachte und ihre Mittel nicht brauchen wolle, nothwendig sterben müsse. Ihren Beruf zur Ausübung der Arzneykunst beweisen sie allenfalls aus sonderbaren Träumen, die sie in ihrer Jugend gehabt haben, wodurch ihnen eine besondere Macht ertheilt worden, Kranke gesund zu machen. Dieser Kunstgriff dient ihnen nicht selten, ihr wankendes Ansehen wieder zu befestigen. Dabey lassen sie sich durchgehends sehr gut bezahlen. Will ein Kranker einen Arzt haben, so muß die Bezahlung schon bereit liegen, wenn derselbe ins Haus kommt, und sie muß ansehnlich seyn. Ist sie gering, so können die Patienten darauf rechnen, daß auch weniger Umstände und Ceremonien mit ihnen gemacht, und die Mittel nach ihren Gedanken nichts helfen werden. Wenn daher ein Kranker so arm ist, daß er die Bezahlung nicht aufzubringen weiß, so treten die Verwandten bisweilen zusammen, und geben so viel her, daß der Arzt bezahlt werden kann. Hat dieser Punkt seine Richtigkeit, so fängt er an als Arzt zu handeln, bezeigt sich überaus wichtig, und sagt mit großer Zuversicht, was für eine Krankheit es sey, woher sie entstanden, und ob der Kranke wieder gesund werden könne. Dabey schreibt er ihm umständlich vor, wie er im Essen und Trinken sich zu verhalten habe, auch wol, was für ein Opfer er thun müsse, und hierauf folgen die Arzneyen. Wird der Patient besser, so schreibt er es der Geschicklichkeit sei-

nes

nes Arztes zu. Erfolgt das Gegentheil, so wendet er sich an einen andern, und von diesem zum dritten, worüber er in die bitterste Armuth gerathen kann.

In weiblichen Krankheiten wissen die weiblichen Aerzte verschiedene Mittel, die ihre Wirkung sehr geschwind thun. Bey einer schweren Niederkunft, dergleichen zwar nicht oft, aber doch bisweilen vorkommt, sind sie im Stande, sehr geschwind zu helfen. Wenn Mütter ihre Kinder aus Mangel der Milch nicht säugen können, so wissen sie durch einen Trank diesem Mangel gar bald abzuhelfen. Sie thun aber auch mit ihrer Wissenschaft äusserst geheim.

Die Ceremonien, deren die Indianischen Aerzte sich bey ihren Kuren bedienen, sind verschieden. Mancher bläst zuerst den Kranken an, denn ihr Othem soll, ihrer Einbildung nach, heilsam seyn. Dann besprützt er ihn über den ganzen Leib mit einem Kräutertrank aus seinem Munde, geberdet sich gräßlich, und macht ein fürchterliches Geschrey. Manchmal kriecht der Arzt in den Schwitzofen, wo er gewaltig schwitzt, heult und lärmt, und von Zeit zu Zeit den Kranken, der vor dem Ofen liegt, mit schrecklichen Geberden ansieht, und ihm nach dem Pulse fühlt. Dann spricht er ihm sein Urtheil, entweder daß er bald besser werden soll, oder daß ihm nicht zu helfen sey. Ein Missionarius sahe einen Indianischen Arzt, der sich in ein Bärenfell so eingekleidet hatte, daß seine Arme in den Vorderfüßen, seine Beine aber in den Hinterfüßen, und der Kopf in der Haut des Bärenkopfs steckten, in welchen er große Glasaugen gesetzt hatte. So kam er mit einem Kalabasch in der Hand, unter Begleitung einer großen Menge Volks, singend und tanzend in die Hütte des Kranken, griff mit der Hand in die heiße Asche, warf sie mit gräßlichem Geschrey in die Luft, kam darauf zu dem Kranken, und machte mit

einigen kleinern Hölzern allerhand Gaukeleyen, die dem Patienten zur Gesundheit verhelfen sollten.

Viele gemeine Indianer glauben, die Aerzte könnten durch das Geklapper mit dem Kalabasch von den Geistern die Ursach der Krankheit erfahren, auch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt habe, vereiteln. Wenn auch Indianer von der Betrügerey ihrer Aerzte überzeugt sind, so bedienen sie sich ihrer doch, weil sie sich sonst vor ihrer tödlichen geheimen Kunst fürchten müßten. Daher werden fast bey allen äußerlichen und innerlichen Zufällen die Aerzte gebraucht. Indessen ist doch mancher Patient, nachdem viele Aerzte ihre Kunst vergeblich an ihm versucht hatten, durch den guten Rath eines andern, der kein Arzt war, gerettet worden.

Mancher Indianer wird gezwungen, gegen seinen Willen einen Arzt abzugeben. Denn wenn ein Kranker ein besonderes Vertrauen zu ihm bezeigt, und seine Hülfe unabläßig verlangt: so muß er, aus Furcht, daß jener ihn für seine Weigerung einmal übel belohnen könnte, sich dazu entschliessen. Weiß er sich nun geschickt und toll genug dazu anzustellen, so wird er eben so reichlich belohnt, als wenn er der beste Arzt wäre.

In großer Gefahr behandeln die Aerzte ihre Kranken oft auf eine äußerst kühne und heftige Art, weil heftige Krankheiten auch heftige Mittel erforderten. In hitzigen Fiebern wissen sie manche gute Mittel, bey deren Gebrauch sie ziemlich bald voraussehen können, ob der Kranke genesen oder sterben werde. Denn wenn er die Arzney wieder wegbricht, so halten sie es für ein Kennzeichen, daß er schwerlich davon kommen werde, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es mehrentheils zugetroffen hat.

Bey innerlichen Krankheiten, auf deren Kur sich die Indianischen Aerzte am wenigsten verstehen, brauchen die

Pa-

Patienten gern Europäische Aerzte, vor welchen sie große Achtung haben. Selbst die Indianischen Aerzte suchen bey aller Gelegenheit denselben etwas abzulernen. Z. B. Als im Jahr 1756 die Indianer mit den Franzosen gegen die Engländer zu Felde gingen, kam die venerische Seuche unter sie, dagegen sie keinen Rath wußten. Nachdem aber etliche solcher Patienten durch Europäische Aerzte unter ihren Augen waren kurirt worden, machten sie ähnliche Versuche, die ihnen endlich auch gelungen seyn sollen.

Ein Hauptfehler ihrer Aerzte ist, daß sie beym Gebrauch innerer Arzneyen das rechte Maaß nicht zu halten wissen, und oftmals die Naturen zu stark angreiffen. Aeusserliche Schäden verstehen sie besser und leichter zu heilen. Quetschungen und Wunden behandeln sie mehrentheils recht gut; auch können sie Splitter, Stücke Eisen und dergleichen so geschickt herausziehen, daß die Wunde dadurch nicht größer wird. Mit Arm- und Beinbrüchen wissen sie vortreflich umzugehen, auch verrenkte Glieder wieder in Ordnung zu bringen. Ersteres kommt selten, letzteres hingegen sehr oft vor. Ein Indianer, der ganz allein im Busche, sich den Fuß oder das Knie verrenkt hat, hilft sich selbst damit, daß er zum nächsten Baume kriecht, an welchem er das eine Ende seines Tragbandes, welches er immer bey sich hat, und das andere an dem verrenkten Fuß befestigt; hierauf sich auf den Rücken legt und zieht, bis das Glied wieder in Ordnung ist.

Ein Dekokt von Buchenblättern dient den Aerzten bey Brandschäden und Frostbeulen als ein sicheres und geschwind wirkendes Mittel. Auf andere Beulen und Blutschwären, die man häufig bey den Indianern findet, legen sie warmen Brey von Welschkornmehl, erweichen sie damit, und schneiden sie hernach auf. Zum Aderlassen brauchen sie ein Stückchen Feuerstein oder Glas, binden es an ein

Stöck-

Stöckchen, setzen es auf die Ader, und schlagen darauf, bis Blut kommt. Zum Zahnausziehen ist ihnen fast jede Zange gut genug. Wer unter der plumpen Operation klagt und schreyt, wird vom Arzt und den Umstehenden nur ausgelacht.

Das Gliederreissen behandeln die meisten Aerzte als einen blos äusserlichen Schaden, lassen dabey innerlich nichts gebrauchen, sondern schröpfen denjenigen Theil des Leibes, wo die Schmerzen am heftigsten empfunden werden. Sie ritzen nemlich die Haut mit einem Messer, setzen einer kleinen Kalabasch auf, und anstatt einer Lampe brennen sie dabey Birkenrinde. Einige aber nehmen auch innerliche Mittel zu Hülfe, wodurch das Uebel aus dem Grunde gehoben wird. Können sie mit zwey oder dreyerley Wurzeln ihren Zweck nicht erreichen, so brauchen sie wol zwanzigerley auf einmal. Das Baden und Schwitzen ist dabey allemal eine Hauptsache. Manche legen in Gliederschmerzen die Weißwallnußrinde (Juglans alba) äusserlich auf. Dadurch treiben sie den Schmerz von einem Fleck zum andern, bis die Materie, die ihn verursacht, irgendwo ausbricht. Diese Rinde ist sehr feurig: wenn sie eine Weile gelegen hat, verursacht sie einen beissenden Schmerz, und die Haut wird, als ob sie verbrannt wäre. Bey Kopfschmerzen legen sie ein Stückchen davon auf die Schläfe, bey Zahnschmerzen aber auf den Backen, wo sich der schadhafte Zahn befindet. Gedachte Rinde fein gestoßen, zu einer scharfen Lauge gekocht und warm auf frische Wunden gelegt, stillt das Blut vortreflich, und läßt keine Geschwulst aufkommen. Nachdem sie aber ein oder zwey Tage gebraucht worden, muß etwas anders aufgelegt werden, z. B. die Sarsaparillen-Wurzel, (Smilax Sarsap.) die so heilsam ist, daß die Wunde gar bald zugeht.

Vorzüglich verstehen sie sich auf die Kur der Schlangenbisse, und haben gegen den Biß einer jeden giftigen Schlangenart

gerade eine besondere Arzney. Z. B. den Klapperschlangen-Wegerich, (Polygala Senega) dessen Blätter sich gegen den Biß der Rasselschlange ungemein wirksam beweisen. Dieses Mittel hat Gott reichlich verliehen, indem es überall, wo dergleichen Schlangen sich aufhalten, häufig gefunden wird. Es ist merkwürdig, daß gerade um die Zeit, da der Biß dieser Thiere am gefährlichsten ist, auch dieses Kraut seine größeste Vollkommenheit erreicht hat. Die Indianer sind von der untrüglichen Kraft dieses Gegengiftes so überzeugt, daß mancher sich für etwas Branntewein von der Rasselschlange beißen läßt. Man kaut die Blätter, legt sie sogleich auf die Wunde, und läßt den Kranken etwas von dem Safte, oder auch Fett oder Butter innerlich nehmen, bey entstehendem Durst aber versagt man ihm alles Trinken. Die gekaute Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria) ist ebenfalls zum Auflegen dienlich. Ein Dekokt von den Knospen oder der Rinde der weißen Esche (Fraxinus carolin.) innerlich gebraucht, soll gleichfalls die schädlichen Wirkungen dieses Giftes verhindern. Salz ist ein neu entdecktes Mittel. Legt man es gleich auf die Wunde, oder wäscht sie mit Sohle aus, so soll keine Gefahr weiter zu befürchten seyn. Auch das Fett der Schlange selbst, wenn es in die Wunde eingerieben wird, soll gute Wirkung thun.

Wer durch diese Mittel gerettet worden, pflegt doch jährlich einmal eine kleine Anwandlung von den fürchterlichen Zufällen zu haben, die er empfand, als er gebissen wurde. Wird aber die Kur nachläßig behandelt, so sind die Folgen traurig. In Pensylvanien wurde ein am Bein gebissener Knabe nicht gründlich geheilt; es währte nicht lange, so bekam sein ganzes Bein die Farben der Klapperschlange, das Fleisch faulte, fiel stückweise ab, und er kam jämmerlich ums Leben. Das getrocknete Fleisch der Rasselschlange in Suppen gekocht, soll nahrhafter als Viperfleisch,

fleisch, und in der Schwindsucht dienlich seyn; auch ihre Galle wird als Arzney gebraucht. Wird ein Stück Vieh gebissen, so brauchen die Indianer eben dieselben Mittel, und die gute Wirkung zeigt sich noch weit geschwinder als bey Menschen.

Die Haut, welche die Schlangen jährlich abwerfen, trocknen die Indianer, stoßen sie fein, und brauchen sie innerlich in vielen Fällen. Steinbirkenrinde (Betula?) fein gestoßen, und in Wasser gethan, halten sie für ein gutes Reinigungsmittel. Die Rinde und Wurzel der stachlichten Esche (Aralia spinosa) brauchen sie ebenfalls zur Blutreinigung, indem sie ein Dekokt davon bereiten. Ein jeder medicinischer Trank aber macht bey ihnen einen ziemlich großen Kessel voll aus. Denn alle Mittel, die ihnen helfen sollen, müssen in die Augen fallen; und weil ein solcher Trank nicht sehr stark ist, so können sie auch viel davon vertragen.

Ich will hier noch einige ihrer officinellen Pflanzen anführen: Der Zahnwehbaum (Zanthoxylum Clava Herculis) hat eine Aehnlichkeit mit der Esche, und heißt so, weil die Indianer das Holz als ein Mittel gegen die Zahnschmerzen brauchen.

Der Tulpenbaum, (Liriodendron tulipifera) welcher auch in Pensylvanien und allen südlichen Provinzen angetroffen wird, gehört unter die allerhöchsten und stärksten Bäume. Sein Stamm hat oft über 20 Fuß im Umfange, und wird zu Brettern, Booten, Schüsseln, Löffeln und allerley Tischlerarbeit gebraucht. Die Blüthe ist sehr prächtig, eigentlich aber ist nur die Frucht einer geschlossenen Tulpe ähnlich. Manche Indianer halten letztere, wie auch die Schaale der Wurzel, für ein sicheres Mittel gegen das Fieber.

Hundeholz (Cornus florida) sieht man dort auch; doch wächst es nicht hoch, und wird nicht dick. Von der Rinde glau-

glauben viele, daß sie mit der Chinarinde einerley Kraft habe.

Wilde Lorbeeren (Laurus aestivalis) wachsen in den fetten Niedrigungen gar häufig; sie sind kleiner, als die gemeinen Lorbeeren, schmecken aber fast eben so. Sie wachsen auf Sträuchern, und das Holz hat einen starken würzhaften Geruch und Geschmack. Von letzterem bereiten die Indianer einen medicinischen Trank.

Von Sassafras (Laurus Sassafras) findet man zuweilen Stämme, die über 30 Fuß hoch sind; gemeiniglich aber, und sonderlich in den nördlichen Gegenden erreicht der Stamm nur die Höhe eines Strauches. Die Rinde und Wurzeln wären dem Holze vielleicht vorzuziehen. Die Blumen werden von vielen wie Thee gebraucht, und die Indianer bedienen sich auch der Beeren.

Der Fieberbusch (Sambucus canadensis) hat das Ansehen von spanischem Flieder, und trägt eine röthliche Beere, die einen gewürzhaften Geruch hat. Ein Dekokt von dem Holze oder den Knospen ist ein vortrefliches Mittel gegen das kalte Fieber, und die Indianer brauchen es auch gegen alle Arten von Entzündungen.

Der giftige Fliederbaum (Rhus Vernix) hat die besondere Eigenschaft, daß er manchen Leuten giftig wird, selbst wenn sie ihm nur auf etliche Schritte nahe kommen, und der Wind die Ausdünstung davon auf sie zuwehet; dahingegen andere seine Rinde und Blätter ohne den geringsten Nachtheil berühren, sogar kauen können. Sein Gift ist zwar nicht tödtlich; der ganze Körper aber schwillt davon auf, und wird mit einem Ausschlage bedeckt, der, wenn er seine Reife erlangt hat, zusammenfließenden Blattern ähnlich ist. Die Indianer brauchen dagegen den Sassafras-Thee, auch eine Salbe aus Sane und Eibisch. (Althaea offic.)

Win-

Wintergrün (Pyrola umbellata) ist eine Art von Myrtenstrauch, und hat weisse Blüthen. Die Beeren sind roth, so groß als Schlehen, glatt und rund, und erreichen ihre Reife im Winter, durch die Wärme des Schnees. Die Indianer essen diese Beeren zur Stärkung des Magens.

Eine Art Steinflechte (Lichen islandicus?) wird von ihnen für ein gutes Mittel gegen die Auszehrung gehalten.

Narden wächst dort an Bächen, auf felsichten Stellen, und wird etwa 18 Zoll hoch. Diese Pflanze trägt Büschel von schwarzen Beeren, die etwas grösser sind als Holunderbeeren, und eine balsamische Eigenschaft haben, daß wenn Branntewein darauf gegossen wird, solches ein angenehmes Mittel zur Stärkung abgibt.

Gargit, (Phytolacca decandra?) ein grosses Kraut, hat Blätter, die etwa 6 Zoll lang und über 2 Zoll breit sind, und trägt rothe Beeren, die man Taubenbeeren nennt, weil die Tauben sie vorzüglich lieben. Legt man einem Fieberkranken die Wurzel an die Hände und Füße, so zieht sie die Feuchtigkeiten stark an sich.

Die Jalappa, (Convolvulus Jalappa) die im Indianerlande häufig wächst, verordnen die Aerzte zum Abführen; auch wenn jemand Reissen in den Beinen hat, braten sie manchmal die Wurzel, schneiden sie von einander und binden sie dem Kranken so warm als er es leiden kann, unter die Fußsohle.

Der Ipecacuanha (Viola Ipecacuanha) bedienen sie sich nicht nur als eines Brechmittels, sondern auch gegen den Schlangenbiß.

Die Sarsaparille, (Smilax Sarsaparilla) wovon die Rinde der Wurzel in der Medicin gebraucht wird, wächst sonderlich im Lande der Irokesen in grosser Menge. Ihre vortrefliche Wirkung ist allgemein bekannt.

Sanickel (Sanicula canadensis) hat eine Wurzel, die, wenn Brannteweit darauf gegossen wird, ein gutes Heilungsmittel bey Verwundungen abgibt.

Goldfaden (Fibra aurea) ist eine Pflanze, die nur an sumpfichten Orten wächst. Ihre Wurzeln sehen einem grossen verwickelten Knaul Zwirn von einer glänzenden Goldfarbe ähnlich. Die Indianer brauchen sie sonderlich bey Verletzungen im Munde. Ihr Geschmack ist ungemein bitter.

Weißwurz (Convallaria verticillata) wird wegen ihrer blutreinigenden Eigenschaft von den Indianern geschätzt.

Von einer Art Scabiosen, (Scabiosa succisa) Teufelsabbiß genannt, glauben manche Indianer, sie sey ehedem ein allgemeines Mittel gegen alle nur mögliche Krankheiten der Menschen gewesen; der böse Geist aber habe sie wegen des Besitzes dieser herrlichen Arzney beneidet, und ihr einen grossen Theil ihrer Kräfte durch seinen Biß geraubt.

Blutwurz (Sanguinaria canadensis) ist eine Art von Wegerich. Wenn man die Wurzel bricht, so läßt sie etliche Tropfen Saft fallen, die wie Blut aussehen. Dieser Saft ist ein starkes und gefährliches Brechmittel.

Zehrwurz (Arum maculatum) hat eine Wurzel, wie eine kleine Rübe, und diese hat das besondere, daß, wenn man dran leckt, die Zunge dadurch entzündet, wundt und hart wird, und eine Weile so bleibt, ohne daß ein anderer Theil des Mundes dabey leidet. Trocknet man sie, so verliert sie diese Kraft, und wird zu einer guten Arzney, vornemlich in Krankheiten der Eingeweide.

Die Virginische Schlangenwurzel (Aristolochia Serpentaria) ist ungemein bitter, und wird von den Indianern als ein schweißtreibendes und magenstärkendes Mittel häufig gebraucht.

Ein-

Ginseng, (Panax quinquefolium) eine Pflanze, deren Wurzel zuerst aus Korea über Japan nach Europa gebracht wurde, wächst in Nord-Amerika wild. Die Wurzel wird in China und andern Asiatischen Ländern als ein Universalmittel angesehen, wozu jedermann in allen Krankheiten seine Zuflucht nimmt. Gekäuet soll sie den Magen ungemein stärken. Ehedem war sie überaus theuer. In Holland galt Ein Loth, 25 Gulden. Vor etwa 30 Jahren aber bekam ein Kaufmann in Nord-Amerika den Auftrag, eine Quantität von dieser Wurzel nach London zu schicken, und trug einigen Indianern auf, ihm davon so viel zu verschaffen, als sie konnten, und bezahlte es ihnen theuer genug. Seit dieser Zeit ist der Preis der Wurzel sehr merklich gefallen, weil man nun sahe, daß sie so häufig zu haben war.

Eine unter den Indianern vorzüglich beliebte Arzney ist das Oel, welches aus der Erde, gemeiniglich mit Wasser zugleich, hervorquillt. Ein Indianer, der die Blattern hatte, legte sich in einen Morast, um sich abzukühlen; und ward gesund. Bey dieser Gelegenheit wurde eine Oelquelle in dem Moraste entdeckt. Seitdem hat man im Lande der Delawaren und Irokesen verschiedene Oelquellen gefunden. Sie sind entweder in fließendem oder stehendem Wasser. In diesem sammlet sich das Oel auf der Oberfläche, und wird abgeschöpft; in jenem fließt es mit dem Wasser fort, wie dem es zugleich aus der Erde hervorquillt. Auch mitten in Bächen und Flüssen werden dergleichen Oelquellen wahrgenommen; wie denn einige Missionarien 2 dergleichen im Ohio entdeckt haben. Sie sind leicht auszufinden; ihr starker Geruch verräth sie. Selbst das Fluß- und Bach-Oel, kann man in einer Entfernung von 4 bis 500 Schritten riechen. Das Erdreich in der Nähe der Oelquellen ist schlecht, gemeiniglich kalt, leimicht und mit Sand bedeckt. Es wächst in der Nähe auch weder gutes Gras noch Holz; höchstens eini-

einige kleine und verkrüppelte Eichen. Von Steinkohlen scheint es nicht herzukommen; denn wo Oelquellen sind, hat man noch keine Spur von Steinkohlen wahrgenommen, sondern nur Sandsteine; und in den Gegenden, wo es Steinkohlen in Menge gibt, z. B. am Muskingum, sind keine Oelquellen zu finden, obgleich die Indianer fleißig darnach gesucht haben. Die Farbe dieses Oels ist braun, und im Geruch hat es eine kleine Aehnlichkeit mit dem Theer. Wenn die Indianer das Oel von stehenden Wassern sammlen, so nehmen sie erst das alte ab, und gießen es weg, weil es einen stärkern Geruch hat, als das frische. Alsdann setzen sie das Wasser durch Umrühren in starke Bewegung; weil der Zufluß des Oels mit der Bewegung wächst. Wenn sich das Wasser wieder gesetzt hat, schöpfen sie das Oel in Kessel; und reinigen es von dem beygemischten Wasser durch Kochen. Sie brauchen es mehrentheils äußerlich, und schmieren die schmerzhaften Theile damit, z. B. bey Zahn- und Kopfschmerzen, Geschwulst, Gliederreißen, Verrenkung, und dergleichen mehr. Manche nehmen es auch innerlich, und es hat wenigstens noch niemanden geschadet. Es kann auch in Lampen gebrannt werden. Die Indianer lassen sich von weißen Leuten die Kanne manchmal mit 4 Guineen, das ist 24 Reichsthaler bezahlen.

Eine der traurigsten Ursachen der schmerzlichsten Krankheiten und plötzlichen Todesfälle unter den Indianern ist die Giftmischerey. Dazu fehlt es ihnen nicht an giftigen Gewächsen, deren Wirkung sehr verschieden ist. Eine Art ihres Giftes wirkt nach und nach, in 3 bis 4 Monaten, aber unfehlbar. Eine andere verursacht ebenfalls einen gewissen, aber noch langsamern Tod, erst in Jahr und Tag, und alle Mittel helfen dagegen nichts. Eine gewisse Art Gift wirkt schneller; aber seine Wirkung ist nicht so unwiderstehlich. Durch Brechmittel, wenn sie bald gebraucht wer-

werden, ist die Rettung des Vergifteten möglich. Ohne diese erfolgt der Tod in wenig Stunden. Dieses Giftes bedienen sich auch die Indianischen Selbstmörder.

Eine besondere Art von Gift ist den Irokesen und Delawaren durch die Nantikoks bekannt worden, womit sie Krankheiten und Tod über ganze Dörfer und Gegenden verbreiten können, daß die Leute wie an der Pest wegsterben. Die Nantikoks, die unseligen Erfinder dieses mörderischen Mittels, haben sich selbst schon größtentheils dadurch aufgerieben. Es soll aber nur in dem Falle wirken, wenn etliche solche Bösewichter eins werden, dasselbe zu brauchen. Vergeblich haben sich die Delawaren seit verschiedenen Jahren ernstlich bemüht, diese gefährliche Giftmischerey unter sich zu vertilgen. Sie sind daher immer in Furcht, vergiftet zu werden.

An gewissen seltsamen Krankheiten sollen die Zauberer Schuld seyn. Die rechten Meister in der Zauberkunst sollen, nach dem Vorgeben der Indianer, ohne Gift, bloß durch ihre böse Kunst, einen Menschen in Zeit von 24 Stunden, oder in ein paar Tagen, tödten können, wenn er auch 100 und mehr Meilen von ihnen entfernt ist. Andere sollen einem Menschen eine Krankheit anzaubern können, woran er viele Jahre zu leiden hat. Glauben die Aerzte, daß eine Krankheit Wirkung der Zauberey sey, so wissen sie weiter keinen Rath. Wenn sie aber auch einsehen, daß es bey dem Kranken, der sich für bezaubert hält, nur Einbildung ist, so lassen sie ihn gern in dem Wahn, damit sie, wenn die Kur gelingt, die Ehre haben, daß sie auch über die Zauberey Meister werden.

Auf die weißen Leute, sagen die Indianer, habe ihr Gift und ihre Zauberey, wegen des vielen Salzes, das sie an ihre Speisen [illegible] keine Wirkung. Dadurch suchen sie doch nur die Europäer sicher zu machen. Es fehlt aber gar

gar nicht an Beyspielen, daß auch Europäer Opfer ihrer Giftmischerey geworden.

Sobald ein Indianer gestorben ist, wird die Leiche ganz neu gekleidet, das Gesicht und Haar roth bemahlt, und auf eine Matte oder ein Fell mitten in seine Hütte gelegt. Neben derselben werden die Waffen, und alles, was der Verstorbene hinterlassen hat, auf einen Haufen zusammen gethan. Abends, nach Untergang der Sonne, und Morgens, ehe sie aufgeht, versammlen sich die weiblichen Verwandten um die Leiche, und beweinen den Verstorbenen. Ihr Heulen ist stärker oder schwächer, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger geliebt, oder vornehm, oder die Art seines Todes mehr oder weniger traurig war. Dieses wiederholen sie täglich, bis er begraben ist.

Die Begräbnißplätze der Indianer sind von ihren Dörfern etwas abgelegen. Das Grab wird gemeiniglich von ältlichen Weibern gemacht; denn das junge Volk scheut diese Arbeit. Ehe sie noch Beile und dergleichen Werkzeug hatten, pflegten sie die Gräber inwendig mit Baumrinde auszufüttern, und wenn die Leiche hineingesenkt war, so legten sie queer über das Grab etliche Stücke Holz, hierauf wieder Rinde, und dann erst über das alles einen grossen Haufen Erde. Jezt setzen sie gemeiniglich 3 Bretter, ohne sie an einander zu nageln, im Grabe dergestalt zusammen, daß der Leichnam darin liegen kann, und mit dem vierten decken sie ihn zu. Auch eigentliche Särge sind jezt unter ihnen nicht ungewöhnlich.

Vorzeiten gaben sie dem Verstorbenen seinen Tabacksbeutel mit Messer, Feuerzeug, Taback und Pfeiffe, Bogen und Pfeile, oder Flinte, Pulver und Bley, Felle und Zeug zu Kleidern, Farbe, sich zu bemahlen, ein Säckchen mit Welschkorn oder getrockneten Heidelbeeren, auch wol seinen Kessel, sein Beil und andern Hausrath mehr, mit ins Grab; in

in der Meynung, daß die Seelen der Verstorbenen im Lande der Geister eben die Bedürfnisse und Beschäftigungen hätten, wie in diesem Leben. Dieser Gebrauch aber ist unter den Irokesen und Delawaren fast ganz abgekommen.

Ist für die Leiche ein Sarg gemacht, so wird beym Begräbniß dieser erst ins Grab gesetzt; alsdann der Todte in einem ganz neuen leinenen Tuche, doch aufgedeckt, damit sein Putz noch recht gesehen werde, nebst seiner ganzen Verlassenschaft, unter dem möglich größten Gefolge, feyerlich herausgetragen, in den Sarg hinunter gelassen, mit dem leinenen Tuche zugedeckt, dann der Sarg vernagelt, und das Grab mit Erde zugeschüttet. Mit dem Einsenken der Leiche erheben die Weiber ein schreckliches Geheule; indeß es die Mannsleute für Schande halten zu weinen. Nur in der Stille und unbemerkt entfallen ihnen Thränen, deren sie sich nicht erwehren können.

Beym Kopfe der Leiche, der immer nach Osten zu liegen kommt, wird ein langer Pfosten aufgerichtet, woran zu sehen ist, wer da begraben liegt. Ist es ein Chief, das ist, ein Oberhaupt der Nation oder eines Stammes, so wird der Pfosten nur sauber ausgearbeitet, aber nichts daran gemahlt. Ist es aber ein Capitain, das ist, ein Anführer der Kriegsleute, so ist der Pfosten roth angestrichen, und sein Kopf nebst seinen Heldenthaten daran gemahlt. Ist es sonst ein tapferer Kriegsmann gewesen, so werden seine Thaten eben auch mit rother Farbe an den Pfosten gemahlt. Bey einem Arzt hängen sie die kleine Schildkrötenschaale oder den Kalabasch an den Pfahl, deren er sich bey der Ausübung seiner Kunst bedient hat.

Nach dem Begräbniß wird der größte Theil der Nachlassenschaft des Verstorbenen unter diejenigen, so beym Begräbniß geholfen haben, dazu niemals Verwandte des Verstorbenen genommen werden, vertheilt; und das übrige un-

ter

ter die Freunden, die mit zu Grabe gegangen sind, so daß jeder etwas bekommt. Bey Kindern, und wo nichts hinterlassen worden, fällt solches von selbst weg.

Nach diesem geht des Verstorbenen Mutter, Großmutter, oder eine andere nächste Blutsfreundin Abends und Morgens zum Grabe und weint. Dieses wiederholt sie eine Weile täglich, setzt auch manchmal etwas zu essen aufs Grab, damit der Verstorbene nicht Hunger leiden möge. Nach einiger Zeit aber geht sie seltener, und endlich unterläßt sie es gar.

Der erste Grad der Trauer einer Witwe besteht insgemein darin, daß sie sich in die Asche ans Feuer setzt, und erbärmlich weint. Bald aber läuft sie zum Grabe, wo sie ihren Verlust mit vielen Thränen laut beweint, und dann wieder zu ihrer Asche zurück kehrt. Sie ißt nicht ordentlich, trinkt nicht, schläft nicht, und läßt sich vors erste von niemand trösten. Nach einer Weile aber läßt sie sich bereden, aufzustehen, Rum zu trinken und Trost anzunehmen. Inzwischen muß sie den zweyten Grad der Trauer ein ganzes Jahr lang fortsetzen, nemlich sich ohne allen Schmuck schlecht kleiden, und selten waschen. Sobald sie sich nur ein wenig reinlich hält, sich ordentlich kämmt oder salbt, so wird das gleich so ausgelegt, als wollte sie gern wieder heirathen.

Bey den Mannsleuten geht während der Trauer keine Veränderung vor, weder im Anzuge noch in der Lebensart.

Die Nantikoks haben die besondere Gewohnheit, daß sie 3, 4 und wol mehr Monate nach dem Begräbniß die Leiche wieder ausgraben, die Gebeine reinigen, trocknen, in reine neue Tücher wickeln und dann wieder begraben. Dabey wird gemeiniglich ein Fest angestellt, und das beste, so sie auftreiben können, darauf verwendet. Wenn einer von den vornehmen Indianern gestorben ist, so schicken oft

sehr

sehr weit entfernte Indianer an die Hinterlassenen feyerliche Botschaften ab, sie über ihren Verlust zu trösten, welches diese Boten mit vielen Ceremonien anbringen, und ihnen mit Geschenken die Thränen abwischen. Wenn ein Chief Trauer hat, so kann niemand etwas bey ihm anbringen, oder über irgend ein Anliegen mit ihm zu Rathe gehen, ja selbst die feyerlichste Botschaft einer andern Nation kann nicht an ihn gelangen, bevor die Trauer von ihm genommen, und er getröstet worden. Das geschieht gewöhnlich durch einen String oder ein paar Klafter Wampom, unter einer Rede, worin unter andern gesagt wird: Wir begraben die Gebeine des Verstorbenen, und überdecken das Grab mit Rinde, damit weder Thau des Himmels noch Regen auf sie falle; wir wischen die Thränen von deinen Augen, und nehmen die Betrübniß von deinem Herzen hinweg; wir legen dein Herz zurecht, und machen es fröhlich, u. s. w. Damit ist die Trauer zu Ende, und er verrichtet sein Amt wie vorher. Wenn aber vermögende Europäer einen Chief trösten wollen, so lassen sie es nicht bey einem String of Wampom bewenden; sondern sie wickeln die Gebeine des Verstorbenen in ein grosses Stück feine Leinwand; mit einem andern Stücke bedecken sie das Grab, und mit einigen seidenen Tüchern werden dem Trauernden die Thränen abgewischt. Das heißt, sie geben ihm diese Stücke zum Geschenk.

Ist ein Chief gestorben, so wird der ganzen Nation die Theilnehmung an ihrem Verluste auf eine feyerliche Weise bezeigt. Ein Beyspiel davon: Als die Cherokeesen eine zahlreiche Gesandtschaft an die Delawaren in Goschachküng schickten, ihr Bündniß mit denselben zu erneuren, war gerade das vornehmste Oberhaupt der letztern, Namens Netawatwees, gestorben. Die Gesandten blieben deßwegen etwa eine halbe Meile vom Dorfe der Delawaren, und

ließen

liessen sich nur anmelden. Darauf wurden sie des folgenden Tages von etlichen Hauptleuten der Delawaren bewillkommt, und ihnen die Freude über ihre Ankunft bezeigt. Sie druckten sich darüber in der Rede, unter andern folgendermaßen aus: "Wir ziehen die Dornen, die ihr auf der Reise in eure Füße bekommen habt, heraus; den Sand und „die kleinen Steinchen, die sich zwischen eure Zähen fest „gesetzt haben, nehmen wir sorgfältig heraus, und wo sie „von den Dornen und Hecken zerkraßt worden, salben wir „sie mit dem heilsamsten Oele; wir wischen den Schweiß „von euren Angesichtern, den Staub aus euren Augen, und „reinigen eure Ohren, eure Kehle und euer Herz von allem „Bösen, so ihr auf eurer Reise gesehen oder gehört, und „sich etwa in euer Herz eingedrungen hat." Nachdem diese Rede durch einen String of Wampom bekräftigt worden, zogen die Hauptleute mit den Gesandten, unter Begleitung einer großen Anzahl Indianer, ins Dorf. Beym Einzuge grüßten die Cherokeesen die Einwohner mit einer Salve aus ihrem Gewehr; welche von den Einwohnern erwiedert wurde. Nun fing der erste Gesandte einen Gesang an, unter welchem die Gesellschaft ins Rathhaus ging, wo alles auf ihre Ankunft zurecht gemacht war. Nachdem sie sich gesetzt hatten, bezeugte der Cherokeesische Abgesandte sein Leidwesen über den Tod des Delawarischen Chiefs, und seine Theilnehmung an dem Schmerz der Nation über den Verlust desselben, indem er sagte: er wickele dessen Gebeine in ein Tuch, begrabe sie, und bedecke das Grab mit Rinde. Der traurenden Nation aber wische er die Thränen von ihren Augen, reinige ihre Ohren und ihre Kehle, und nehme alle Traurigkeit von ihren Herzen weg. Zum Schluß seiner Rede übergab er einen String of Wampom zur Bekräftigung. Hierauf wurde die Tabackspfeiffe von den vornehmsten Gesandten der Cherokeesen und eben so viel Haupt-

leuten

[illegible] der Delawaren die Reihe herum ausgeraucht, und diese Unterhandlung mit einer Mahlzeit geschlossen. Erst am folgenden Tag wurde zu der Hauptsache geschritten, um welcher willen die Gesandten eigentlich gekommen waren.

Zehnter Abschnitt.

Geschichte der Indianer seit der Ankunft der Europäer. Politische Verfassung der Delawaren und Irokesen.

Die mehresten Indianer-Nationen, unter welche unsre Missionarien gekommen sind, bewohnten vorzeiten einen Theil der östlichen Küste des ehemaligen Brittischen Amerika, jezt der 13 vereinigten Staaten; durch die Europäer aber wurden sie nach und nach von da verdrängt. Ehe diese ins Land kamen, standen etliche Indianer, die eine besondere Offenbarung vorgaben, unter ihren Landsleuten auf, und verkündigten ihnen zu wiederholtenmalen, daß Jemand über das große Wasser zu ihnen kommen würde: sie bestimmten sogar den Tag, an welchem sie ankommen sollten. Als sie an demselben, nach der Indianer Erzählung, ein Schiff erblickten, riefen sie ihren Landsleuten zu: Sehet, nun kommen die Götter, uns zu besuchen. Sobald die weißen Leute ans Land traten, wurden sie von den Indianern angebetet; diese aber von ihnen mit Messern, Beilen, Flinten und dergleichen Waaren beschenkt. Damit wußten die Indianer anfänglich nichts zu machen; hoben sie aber sorgfältig auf, hingen sie bey ihren Festen zum Staat an den Hals, beteten sie sogar an und opferten ihnen.

Im Anfange schien es, als ob die Europäer und Indianer neben und unter einander ruhig und friedlich würden leben können. Noch im Jahr 1781 lebten am Muskingum ver-

verschiedene sehr alte Indianer, die beym Bau der ersten Häuser von Philadelphia gegenwärtig waren. Diese bezeugten, daß damals die weißen Leute mit den Indianern aufs freundschaftlichste umgegangen seyn; so daß sie Ein Volk mit ihnen zu seyn schienen. Als sich aber die Europäer an der See und den schiffbaren Flüssen in immer stärkerer Anzahl niederließen, auch ihren Ackerbau, Handel und übriges Wesen von Zeit zu Zeit weiter ausbreiteten, so wichen die Hirsche aus diesen Gegenden in die Wälder, wohin ihnen viele Indianer folgten. Endlich fingen die Europäer gar an, die noch zurück gebliebenen Indianer in ihren Wohnplätzen anzugreiffen, und sie aus denselben mit Gewalt zu vertreiben.

Die Ankunft der Europäer gab also Veranlassung zu Wanderungen ganzer Völkerschaften. Eine verdrängte Nation vertrieb die andere, zerstreute sie oder schränkte ihr Gebiet ein. Bey dieser grossen Veränderung blieben die Irokesen im Besitz ihres Landes, welches sie noch bewohnen.

Die Delawaren wohnten ehedem in der Gegend von Philadelphia, und weiter hin nach der See zu, desgleichen in den Jerseys, wo jetzt Trenton, Braunschweig, Amboy und andre Orte liegen. Von da aus thaten sie, nach ihrer eigenen Erzählung, oftmals Einfälle in die Dörfer der Cherokeesen, die damals am Ohio und dessen Armen wohnten, und tödteten viele derselben. Bisweilen mischten sie sich unerkannt in die nächtlichen Tänze der Cherokeesen, und ermordeten während derselben plötzlich ihrer viele.

Heftiger und älter waren die Kriege der Delawaren mit den Irokesen. Nach dem Vorgeben der Delawaren waren sie den Irokesen immer überlegen, so daß diese endlich einsahen, daß bey längerer Fortsetzung des Krieges ihr völliger Untergang die unausbleibliche Folge seyn müßte. Sie hätten also Gesandte an die Delawaren mit folgender Botschaft geschickt: "Es ist nicht gut, daß alle Nationen Krieg

„füh-

„führen; denn das wird endlich den Untergang der India„ner nach sich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel „gedacht, diesem Uebel vorzubeugen, solange es noch Zeit „ist. Es soll nemlich eine Nation die Frau seyn. Die „wollen wir in die Mitte nehmen; die andern Kriegführen„den Nationen aber sollen die Männer seyn, und um die „Frau herum wohnen. Niemand soll die Frau antasten, „noch ihr etwas zu Leide thun; und wenn es jemand thäte, „so wollen wir ihn gleich anreden, und zu ihm sagen: war„um schlägst du die Frau? Dann sollen alle Männer über „den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die Frau „soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel möglich den „Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die Männer um „sie herum sich einmal mit einander schlagen, und der „Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben, „selbige anzureden, und zu ihnen zu sagen: Ihr Män„ner! was macht ihr, daß ihr euch so herum schlagt? es „wird uns fast bange. Bedenkt doch, daß eure Weiber „und Kinder umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört! „Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen? Und „die Männer sollen alsdann auf die Frau hören, und ihr „gehorchen." Die Delawaren geben vor, sie hätten die Absicht der Irokesen nicht sogleich gemerkt, und sichs eben gefallen lassen, die Frau zu werden. Nun stellten die Irokesen eine große Feyerlichkeit an, luden die Delawar-Nation dazu ein, und hielten an die Bevollmächtigten derselben eine nachdrückliche Rede, die aus 3 Hauptsätzen bestand. In dem ersten erklärten sie die Delawar-Nation für die Frau, welches sie durch die Redensarten: "Wir ziehen „euch einen langen Weiberrock an, der bis auf die Füße „reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen," ausdruckten, und ihnen damit zu verstehen gaben, daß sie von nun an sich mit den Waffen nicht weiter abgeben sollten. Der

 zweyte

zweyte Satz war so gefaßt: "Wir hängen euch einen Kalabasch mit Oel und mit Medicin an den Arm. Mit dem Oel „sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit „sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören; die Medicin „aber bey solchen Völkern brauchen, die schon auf thörichte „Wege gerathen sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen, und ihr Herz zum Frieden wenden." Der dritte Satz, darin sie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beschäftigung und Lebensart anwiesen, war so ausgedruckt: "Wir geben euch hiemit einen Welschkornstengel „und eine Hacke in die Hand." Jeder Satz wurde mit einem Belt of Wampom bekräftigt. Diese Belte sind bisher sorgfältig aufgehoben, und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit wiederholt worden.

Seit diesem sonderbaren Friedensschlusse sind die Delawaren von den Irokesen Cousins, das ist: Schwester-Kinder, betitelt worden. Die 3 Delawar-Stämme aber heissen einander Mitgespielinnen. Diese Titel aber werden nur in ihren Rathsversammlungen, und wenn sie einander etwas erhebliches zu sagen haben, gebraucht.

Dagegen behaupten die Irokesen, daß sie die Ueberwinder der Delawaren gewesen, und diese nur aus Noth, um nicht gar vertilgt zu werden, sich den wehrlosen Stand eines Weibes hätten müssen gefallen lassen. Dem sey, wie ihm wolle, so ist die Delawar-Nation von besagter Zeit an die Friedensbewahrerin gewesen, der der grosse Friedens-Belt in Verwahrung gegeben, und die Kette der Freundschaft anvertraut ist. Sie hat darüber zu wachen, daß dieselbe unverletzt erhalten werde. Nach der Vorstellung der Indianer, liegt die Mitte der Kette auf ihrer Schulter und wird von ihr fest gehalten; die übrigen Indianer-Nationen aber fassen das eine Ende derselben, und die Europäer das andere an.

Da-

Dabey ist es geblieben, bis im Jahr 1755 ein Indianer-Krieg mit den weissen Leuten ausbrach, in welchen die Delawaren von den Irokesen mit verflochten wurden. Dazu gehörte aber ein neuer Traktat, wodurch, nach dem Ausdruck der Indianer, der Weiberrock der Delawar-Nation etwas kürzer gemacht wurde, daß er ihnen nur bis an die Knie ging; auch wurde ihnen ein Beil in die Hand gegeben, um sich selbst zu vertheidigen. Die Irokesen suchten sie gar zu bewegen, sich als Hülfsvölker gegen die weissen Leute gebrauchen zu lassen. Daher thaten sie ihnen einmal in Pittsburg den Vorschlag, daß sie ihnen den Weiberrock lieber ganz ausziehen, und sie wieder als Männer kleiden wollten. Weil die Delawaren aber keine Lust hatten, in dem Kriege ein angreiffender Theil zu seyn, auch gut merkten, daß die Irokesen nicht nur ihre Hülfe, sondern auch ihren Untergang zum Zwecke hatten; so verwarfen sie diesen Verschlag, worüber sich einer ihrer Chiefs im Namen der übrigen also erklärte: "Warum wollt ihr der Frau ihren Rock wegneh-„men? Ich sage euch, wo ihr es thut, so sollt ihr wissen, „daß Kreaturen darin sind, die euch beißen werden. „Habt ihr aber Lust, so wollen wir es wieder mit einander „versuchen, und sehen, wer gewinnen wird." Diese trotzige Herausforderung beschwiegen die Irokesen vors erste, wurden aber dadurch aufs äusserste erbittert, und fielen nachher auf Anstiftung der Engländer über sie her, nahmen ihrer viele, besonders von den Monsys, gefangen, lieferten sie den Engländern aus, zerstörten ihre Dörfer an der Susquehanna, und brachten ihr Vieh um. Diese grausame Falschheit haben ihnen die Delawaren bisher nicht vergeben; und es liegt nicht im Charakter der Indianer, daß es künftig geschehen werde. Schon in dem letzten Kriege haben sie sich an diesen Treulosen tapfer zu rächen gesucht.

An den Ohio kam die Delawar-Nation vor ungefähr 80 Jahren, da sie zum Theil von den Europäern schon ein großes Stück die Delaware hinauf gedrängt worden war. Einen Ueberfall der Cherokeesen zu rächen, gingen etliche 100 Delawaren, ihre Feinde in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Diese waren vor ihrer Ankunft geflohen, und nun fanden die Delawaren ihre Gegend am Ohio so angenehm, und die Jagd der Biber an der Biberbach so ergiebig, daß sie sich da niederließen, und von Zeit zu Zeit Zuwachs erhielten. Dieses Land wurde ihnen auch von den Huronen, die die Eigenthümer davon waren, förmlich abgetreten. Auch haben ihnen die Kikapus zu ihrer Jagd einen Distrikt an der Wabach geschenkt, der an ihr Land grenzt. Nun nennen die Delawaren die ganze Gegend, so weit die Gewässer reichen, die in den Ohio fallen, Alligewinengk, welches so viel bedeutet, als das Land, in welches sie sich aus weit entfernten Orten begeben haben. Hier haben sie bis 1773 ruhig gewohnt. Nachdem aber die Irokesen einen großen Strich Landes auf der Ostseite des Ohio an die Europäer verkauft haben, so sind viele Delawaren genöthigt worden, an den Muskingum zu ziehen.

Die kriegerischen Schawanosen haben ehedem in Florida gewohnt, wo sie durch lange Kriege mit der Nation der Mosko bis auf wenige aufgerieben wurden. Ihre Ueberbleibsel zogen theils an den Ohio, theils an die Susquehanna, ohne eine bleibende Stätte zu haben. Endlich erhielten sie auf ihre Bitte von den Delawaren Erlaubniß, auf ihrem Lande und unter ihrem Schutze zu wohnen, und wurden von diesen für ihre Enkel erklärt, eben so wie es die Mahikander auch sind. Seitdem wird die Delawar-Nation auch von den Schawanosen Großvater genennt. Dem Bunde, welchen die Delawaren mit den Schawanosen machten, traten die übrigen Nationen, die mit den Delawaren

lawaren in Freundschaft lebten, bey, wodurch die Schawanosen so sicher gestellt worden sind, daß nicht leicht eine Indianer-Nation sich unterstehen wird, sie anzugreiffen. Sie wohnten hierauf eine Zeitlang in den Forks of Delaware, hernach an der Susquehanna, in Wajomik, wo sie sich ziemlich stark vermehrten. Nach einiger Zeit zogen sie an den westlichen Arm des gedachten Flusses, und endlich über Großeiland an den Ohio.

Nun machte ihnen ihre vermehrte Anzahl und das Bündniß mit den Delawaren wieder Muth, ihrer kriegerischen Neigung zu folgen; und sie zogen gegen die Cherokeesen zu Felde. Diese behielten denn manchmal die Oberhand, und verfolgten die Schawanosen auch in das Gebiet der Delawaren am Ohio, von denen sie sogar einige tödteten. Das veranlaßte einen neuen Krieg zwischen den Delawaren und Cherokeesen. Letztere waren zwar von jeher sehr stark, hatten aber unter den übrigen Nationen viele Feinde, unter denen doch die Delawaren die furchtbarsten waren. Darum suchten sie endlich ihre Freundschaft am ersten und vorzüglich, machten Friede mit ihnen, erkannten sie für ihren Großvater, und durch ihre Vermittelung erhielten sie hernach auch Friede mit den Sechs Nationen. Dieses geschahe im Jahr 1768. Nun blieben die Schawanosen noch eine Weile am Ohio; zogen von da in die Gegend von Logstown, und endlich an den Fluß Sioto. Von hier aber wurden sie im Jahr 1780 durch die Truppen des Congresses vertrieben, und ihre Ortschaften gänzlich zerstört, weil sie in die Niederlassungen der weißen Leute öftere Einfälle gethan, und viele Mordthaten verübt hatten. Sie mußten also noch weiter nach Westen flüchten.

Wie stark diese und andere Indianer-Nationen sind, kann man nicht genau erfahren. Denn die Indianer wissen es entweder selbst nicht, oder wollen wenigstens nicht gern über

diesen Punkt gefragt seyn. Ihnen ist daran gelegen, daß sie von den Europäern für sehr zahlreich gehalten werden.

Ehe die Europäer ins Land kamen, waren sie weit zahlreicher als heut zu Tage, da man Nationen unter ihnen findet, die wenige hundert Menschen ausmachen. Weil sie sich aber in der Sprache von andern unterscheiden, so muß man sie schon für besondere Völkerschaften gelten lassen. Eine Nation, die 1000 Mann ins Feld stellen kann, wird unter den Indianern schon für groß geachtet. Die Cherokesen, die man auf 19000 Mann schätzt, sind die größte.

Die Ursachen ihrer Abnahme sind in der Unmäßigkeit im Genuß starker Getränke, in der Giftmischerey, der Unordnung in ihren Ehen, und den vielen Kriegen, die sie mit den Europäern und zuweilen durch deren Verleitung unter sich selbst geführt haben, leicht zu finden. Auch mögen die Blattern nicht wenig dazu beygetragen haben.

So klein aber auch die Indianischen Völkerschaften sind, so bleibt doch jede für sich, ohne sich mit andern zu vermischen, und jede sucht sich auf alle mögliche Weise von andern zu unterscheiden, wie unter andern durch die Bauart ihrer Hütten, so daß sie blos aus der Richtung eines Pfahls, der in der Erde stecken geblieben, bestimmen können, von welcher Nation der Bewohner derselben gewesen sey.

Jede Indianische Völkerschaft ist gemeiniglich noch in Stämme abgetheilt, deren jeder einen kleinen Staat für sich ausmacht. Der erste Stamm der Delawar-Nation heißt die große Schildkröte; der zweyte der welsche Hahn, und der dritte der Wolf.

Das Land, welches die Indianischen Völkerschaften bewohnen, haben sie nicht förmlich unter sich getheilt. Der Strich Landes, wo sich eine Nation niederließ, ward ihr Eigenthum, weil niemand es ihr streitig machte. Hat aber eine Nation die andere vertrieben, so sieht die siegende Parthey

sey das eroberte Land als ihr Eigenthum an, auch wenn sie es nicht in Besitz nimmt. So bewohnen z. B. die Moschkos das Land der Schawanosen in Florida nicht, woraus sie selbige vertrieben haben, und rechnen es doch zu ihrem Eigenthum.

Uebrigens kennt eine jede Völkerschaft sehr genau die Grenzen ihres Landes, und hält sonderlich um der Jagd willen, aufs ernstlichste darüber. Aber sehr gern nehmen sie vertriebene Nationen in ihre geräumige Ländereyen auf, weil ihre Stärke dadurch zunimmt. Aus diesem Grunde ist es ihnen nicht lieb, wenn durch Auswanderungen ihre Anzahl vermindert wird.

Einzelne Indianische Familien, die sich unter den weissen Leuten an Flüssen aufhalten, und deswegen River- oder Fluß-Indianer genennt werden, sind gemeiniglich schlechtes Gesindel, fast wie die Zigeuner. Sie machen Körbe, Besen, hölzerne Löffel, Schüsseln, und dergleichen; und verkaufen sie den weissen Leuten gegen Nahrungsmittel und Kleidungsstücke.

Die Indianer-Nationen, und namentlich die Delawaren und Irokesen haben keine eigentliche bürgerliche Verfassung. Sie sind ohne Obrigkeit, ohne Gesetze und ohne Zwang. Das nennen sie Freyheit, und nichts in der Welt ist ihnen wichtiger. Ein jeder kann hinziehen und seine Wohnung aufschlagen, wo er will. Manchmal begibt sich eine Familie an einen etwas abgelegenen Ort, um vor den Betrunkenen Ruhe zu haben. Andere wohnen gern für sich allein, um den einträglichen Rumhandel ruhiger treiben zu können. Nicht auf Befehl eines Oberhaupts oder einer Rathsversammlung, sondern aus freyem Einverständniß etlicher Familien, die einander im Hausbau, in der Feldarbeit u. s. w. gegenseitige Hülfe versprechen, entsteht ein Dorf.

Jede Nation macht denn doch eine geschlossene Gesellschaft aus, und hat als eine solche eine Art von Regiment unter sich.

Alle Indianer-Nationen haben ihre Oberhäupter, die von Europäern manchmal mit Unrecht für Könige sind ausgegeben worden. Ein solches Oberhaupt, oder Chief aber, ist weiter nichts als der erste Mann unter seines gleichen. Ich brauche den Englischen Namen Chief, weil er allgemein bekannt und lange im Gebrauch ist.

Die Delawaren haben, nach der Anzahl ihrer Stämme, 3 Hauptchiefs; unter welchen der Chief des Unami-Stammes der vornehmste, und folglich der erste Mann der ganzen Nation ist. Jeder Chief hat wieder seine Räthe, die theils versuchte Kriegsmänner, theils andere alte und erfahrne Hausväter sind. Sie machen mit ihm die Rathsversammlung aus, die für die Wohlfahrt ihres Stammes zu sorgen hat. In Angelegenheiten, die alle 3 Stämme angehen, treten die 3 Chiefs und ihre Räthe durch Abgeordnete zusammen.

Ein Chief muß allemal ein Mitglied desselben Stammes seyn, dem er vorstehen soll; wird aber nicht von dem Stamme selbst erwählt, sondern von den Chiefs der andern 2 Stämme. Diese mit ihren Rathsleuten und ihrem ganzen Stamme vereinigen sich mit einander an einem verabredeten Orte, von wo aus sie in Procession singend in das Dorf ziehen, wo die Wahl vor sich gehen soll. Nachdem sich die 2 Chiefs im Rathhause, in welches sie auf der Ostseite hinein gehen, neben die 2 oder 3 Feuer gesetzt haben, werden sie von den Einwohnern des Dorfs bewillkommt. Sodann meldet einer von den Chiefs den Zweck ihrer Zusammenkunft, ernennt den neuen Chief, wischt ihm, wie er sich ausdrückt, die Thränen von seinen Augen, reinigt seine Ohren und seine Kehle, nimmt alle Betrübniß über den Tod des verstorbenen Chiefs von seinem Herzen hinweg und tröstet

ser ihn darlegen. Alles dieses trägt er singend vor. Hierauf erklärt er ihn nochmals feyerlich zum Chief und setzt ihn an die Stelle des Verstorbenen. Dann ermahnt er das junge Volk, ihrem neuen Oberhaupte gehorsam und behülflich zu seyn, wo er ihrer bedürfte. Worauf er seine Rede mit 2 Belten bestätigt, und von den jungen Le[illegible] das Versprechen erhält, daß sie alle ihre Pflichten [illegible] erfüllen wollen. Eben so ermahnt er die Frau [illegible] Chiefs, die mit noch etlichen Weibsleuten zugegen [illegible] sie mit ihrem ganzen Geschlechte dem neuen Oberhaup[te geh]orsam und unterthänig seyn solle; welches diese im Namen des weiblichen Geschlechts verspricht. Endlich stellt er auch dem neuen Chief seine Obliegenheiten vor, über den Frieden zu halten, und ihn wieder herzustellen; sich nicht mit Kriegssachen abzugeben, auch sein Volk davon abzuhalten; allezeit für das Beste seines Volks zu sorgen, und sichs auch gefallen zu lassen, Erinnerungen von demselben anzunehmen, wenn er irgendwo fehlen sollte. Worauf dieser feyerlich verspricht, seine Pflichten genau zu beobachten. Alle diese Reden werden abgesungen, und mit Belten bestätigt. So tritt der neue Chief, nachdem die ganze Nation seine Wahl genehmigt hat, in sein Amt ein.

Wer auf eine andere Weise in dieses Amt kommt, der gilt bey seinem Volke nichts. Nach dem Tode des berühmten Delawar-Chiefs Netawatwees wurde ein Indianer, dem etliche vornehme und vermögende weiße Leute in Pittsburg wohl wollten, zu dieser Stelle befördert, aber er hatte nicht nur die andern Chiefs, sondern auch seinen eigenen Rath und den ganzen Stamm gegen sich. In diesem Falle ist also kein Regent im Volke, und jeder thut und läßt, was ihn gut dünkt.

Ein rechtmäßig erwählter und feyerlich eingesetzter Chief wird geliebt und geehrt von seinem Volke, das sich

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0

6"

unter ihm stehen zu seyn dünkt. Hat er Verstand und Geschick, sich bey dem Volke und den Capitains beliebt zu machen, so unterstützen ihn diese bey dem Volke und gehen ihm mit Rath und That zur Hand. Ein guter Capitain ist des Chiefs rechte Hand. Jedes Geschäfte, das ihm vom Chief aufgetragen wird, muß er übernehmen, wenn es auch mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbunden ist. Deswegen ist er Capitain. Wird er aber auch in feindlichen Aufträgen beleidigt oder gar getödtet; so wird es von der ganzen Nation gerächt.

Vor allen Dingen aber muß der Chief seine Rathsmänner auf seiner Seite zu erhalten wissen, weil er ohne sie nichts ausrichten kann. Der Chief Netawatwees hatte die Gewohnheit, alle Nationalangelegenheiten erst seinen Rathsmännern zur Ueberlegung zu geben, ohne ihnen seine Gedanken zu sagen. Brachten sie ihm ihr Gutachten, so genehmigte oder verbesserte er es, wobey er ihnen allezeit den Grund angab, warum dieses oder jenes geändert werden müßte. So erhielt er sie in Thätigkeit, und sich in Hochachtung.

Wohlhabende Indianer sind ebenfalls als Stützen der Chiefs anzusehen, indem sie ihnen, so oft es nöthig ist, mit Wampom aushelfen. Bey außerordentlichen Fällen aber werden vom ganzen Volke freywillig Wampom gesteuert. Sonst wird gewöhnlich aus der Rathslade das erforderliche genommen, als welche nie leer werden darf; und dafür hat der Chief, der sie gleichsam als das Rathsarchiv in seiner Verwahrung hat, zu sorgen.

Ein Chief ist allerdings berechtigt und verpflichtet, unter dem Beystande seiner Rathsmänner, bey seinem Stamme über Ordnung zu halten, und Händel und Uneinigkeiten zu schlichten: aber er darf sich nicht einfallen lassen, zu befehlen, oder Schärfe, Zwang und Strafen zu brauchen.

In dem Falle würde er sich sogleich von allen verlassen sehen. Alles, was das Ansehen eines ausdrücklichen Befehls hat, wird von dem auf seine Freyheit eifersüchtigen Indianer sogleich mit Verachtung verworfen. Blos durch gründliche Vorstellungen und freundliches Zureden muß der Chief sein Volk zu regieren suchen. Oft kann er auch die beste Absicht auf diesem Wege nicht erreichen, und muß List brauchen. Selbst seinem Rathe darf er gewisse Sachen nicht ganz anvertrauen. Daher geht er vorsichtig, und sucht nach und nach gleichsam stückweise zu erhalten, was er auf einmal nicht erlangen kann. Die Chiefs sind insgemein freundlich, gütig, gastfrey, gesprächig, gehen mit jedermann liebreich um, und ihr Haus steht jedem Indianer offen. Sogar Fremde, wenn sie Verrichtungen halber kommen, kehren da ein und werden aufs beste bewirthet. Vorzüglich werden die Gesandten einer andern Nation vom Chief aufgenommen; sind ihrer aber zu viele, so wird ihnen ein besonderes Haus eingeräumt, und sie werden auf Unkosten des ganzen Dorfes bewirthet.

Den Unordnungen, welche der Gebrauch starker Getränke anrichtet, ist der Chief befugt, zu steuren und es zu verbieten. Aber nur selten sind die Chiefs exemplarisch und entschlossen genug, hierin ihrer Pflicht genug zu thun.

Der Chief soll auch sein Volk möglichst zusammen halten, daß es sich nicht ohne Noth zerstreue. Ist er aber nicht beliebt und in Ansehen, so sind die Indianer wie ein Bienenschwarm ohne Weisel.

Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und dergleichen zu bestrafen, kommt nicht dem Chief, sondern der beleidigten Familie zu. Er hat auch das Begnadigungsrecht nicht.

Für seinen Unterhalt muß er selbst sorgen. Denn niemand ist verpflichtet, ihm etwas zu geben. Weil aber in seinem Hause so viele Gäste bewirthet werden, und grosse

Auf-

abwesend ist: so helfen ihm seine Freunde und andere Indianer freywillig mit Wildpret aus; und die Freundinnen seiner Frau gehen ihr beym Pflanzen an die Hand.

Will er bey einem andern Chief einen Besuch abstatten, so schickt er ihm ein Stück Taback, und läßt ihm sagen: Rauche davon, und schaue dabey hieherwärts, so wirst du mich um die und die Zeit ankommen sehen.

Des ersten Chiefs der Delawaren vornehmste Pflicht ist, die Freundschaft und Bündnisse mit den Indianer-Nationen und den Europäern zu unterhalten. Daher er mit ihnen eine Art von Correspondenz führt, um immer zu wissen, wie sie gegen seine Nation gesinnt sind. Auch Botschaften sendet er ab, wo es nöthig ist, doch gewöhnlich mit Vorwissen und Genehmigung der 2 andern Chiefs.

Kommt ein mißfälliger Antrag von Europäern oder Indianern an die Chiefs, den sie nicht füglich von der Hand weisen können, so geben sie eine zweydeutige Antwort, über welche eine nähere Erklärung zu fordern unhöflich, und sie zu geben gegen ihre Grundsätze ist.

Ueber kleine Fehler wird ein Chief von seinem Volke erinnert; über einen Hauptfehler aber, worunter das gemeine Wesen leidet, wenn er z. B. das junge Volk hat Ausschweifungen, Mordthaten und dergleichen mehr, begehen lassen, die der ganzen Nation zur Last gelegt werden, und wodurch ein Krieg veranlaßt werden kann, ohne ihnen abgewehrt zu haben, bekommt er von den 2 andern Chiefs einen öffentlichen Verweis, unter eben solchen Feyerlichkeiten und Ceremonien, als bey seiner Einsetzung ins Amt vorkamen; und er muß versprechen, künftig seines Amtes besser wahrzunehmen. Erfolgt dieses nicht, und er macht sich überhaupt des Zutrauens seines Volks unwürdig, so wird er von demselben verlassen, und damit hört seine Regierung auf.

Die

Die Strings und Belte of Wampom, die ein Chief kraft seines Amtes besitzt, werden nach seinem Tode nebst dem Rathssiegel vom Rathe aufgehoben, bis ein neuer Chief an seine Stelle kommt.

Die Söhne eines Chiefs können ihm in seiner Würde nicht nachfolgen, weil sie ihrer Mutter wegen als Fremde angesehen werden; aber beym Enkel, Urenkel oder Neffen fällt dieser Grund weg. Der Nachfolger eines Chiefs ist gemeiniglich eine Person, die bey dessen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit den Amtssachen bekannt ist; und nach den Rechten der Delawaren muß es so seyn.

Jede Sache von einigem Belange wird im Rathe abgehandelt, und ohne dessen Beyfall kann kein Vorschlag ausgeführt werden. Das Rathhaus ist entweder das Haus des Chiefs, welches gemeiniglich groß und geräumig ist, oder ein eigenes dazu aufgeführtes Gebäude. Die Rathsmänner werden durch einen Diener zusammen gerufen, die bringen ihre Pfeiffe und Taback mit, und setzen sich in einem Kreise auf den Boden um ein grosses Feuer. Weibsleute haben zu den Rathsversammlungen keinen Zutritt. Nur etliche werden bestellt, das Essen aufzutragen, und das Feuer zu unterhalten; welches für eine nicht geringe Ehre angesehen wird. Speise muß immer im Ueberfluß im Rathhause seyn; denn Berathschlagungen und Essen wechseln mit einander ab. Vor allen Dingen müssen die nöthigen Strinde und Belte of Wampom bereit liegen, weil alles, was ohne dieselben gesprochen wird, als in den Wind geredet, angesehen wird. Sie sind so an den Gebrauch der Stringe of Wampom gewöhnt, daß, wenn sie z. B. den Inhalt einer Botschaft einander privatim erzählen, sie nothwendig dabey etwas in der Hand haben müssen, einen Riemen, oder Band, oder Grashalm.

Im Rathe wird erst gedacht, und denn geredet. Der Hauptchief eröffnet die Rathsversammlung durch eine Rede, worin er die Materien, über welche gerathschlagt werden soll, deutlich und bestimmt vorträgt, gewöhnlich in sehr starken Ausdrücken, bisweilen aber in dunklen Redensarten. Allemal sind solche Reden voll Bilder und Gleichnisse. Wollen sie z. B. die Gründung oder Herstellung des guten Vernehmens zweyer Nationen ausdrucken, so sagen sie: "Wir legen eine Straße an, die sich auf 100 Meilen durch „den Busch erstreckt; wir hacken die Dornen und Hecken „weg, räumen alle Bäume, Felsen und Steine aus dem „Wege, versetzen die Berge, bestreuen den Weg mit weis„sem Sande, und machen alles so klar und helle, daß eine „Nation zu der andern ungehindert hinsehen kann." Jeder Rathsmann hat die Freyheit, seine Gedanken zu sagen, und wenn er fertig ist, setzt er sich wieder. In den feyerlichen Reden der Delawaren herrscht viel Feuer, und sie fließen mit Lebhaftigkeit und Anmuth. Der Anstand der Redner ist der Hochachtung für die Versammlung und der Wichtigkeit der Materien angemessen. Niemand fällt ihnen in die Rede, alles ist aufmerksam und so stille, wie bey einer gottesdienstlichen Handlung. Ohne eine Anwandlung von Ehrfurcht kann niemand in eine solche Versammlung treten.

Wenn alle ausgeredet haben, wird einem aus ihnen aufgetragen, alle die verschiedenen Meynungen und Vorschläge in eine Rede kurz zusammen zu fassen. Das geschieht auf der Stelle, worauf denn noch die nöthigen Verbesserungen angebracht werden, und überhaupt darauf gesehen wird, daß das, was sie sagen wollen, mit den wenigsten Worten ausgedrückt werde.

Zu Verhandlungen, aus deren frühzeitigen Bekanntmachung bedenkliche Folgen entstehen könnten, werden keine

Zuhörer zuzulassen; in andern Fällen darf jedermann zuhören; Weibsleute aber nur außen vor dem Hause.

Wenn der Chief in der Rathsversammlung nicht sagen darf, woher er diese oder jene Botschaft erhalten hat, so spricht er, es sey jemand des Nachts, als er bey seinem Feuer gesessen, neben ihm aus der Erde hervorgekommen, habe ihm einen String oder Belt of Wampum gegeben und dieß und das ins Ohr gesagt, worauf er wieder in die Erde zurück gekehret sey.

Gewöhnlich spricht der Chief nicht selbst im Rathe, wenn etwas vorzutragen ist, sondern er hat seinen Sprecher, dem er seinen Sinn vorher sagt, und ihm die Ausführung überläßt. Gemeiniglich wird dem Sprecher wenig oder gar keine Zeit gelassen, sich auf seine Rede vorzubereiten. Es werden ihm nur die Hauptpunkte kürzlich angezeigt, oder man läßt ihn auch nur zuhören, wenn die Chiefs sich unterreden. Da muß er im Stande seyn, alles gehörig zu fassen, und in einer zusammenhängenden Rede, in der rechten Form, und ohne zu stammlen, vorzutragen. Dazu gehört ein klarer offener Verstand, ein treues Gedächtniß, Uebung und Bekanntschaft mit der Staatssprache, oder den besondern Redensarten und Wendungen, deren sie sich bey ihren Staatssachen bedienen.

Die Indianischen Sprecher befleißigen sich in ihren öffentlichen Reden einer gewissen Wohlredenheit, dabey sie sich doch mehr nach dem alten Herkommen, als nach den Regeln der Kunst richten müssen. Diejenigen, die zu Sprechern zugezogen werden, haben Erlaubniß, den Rathsversammlungen stille beyzuwohnen, und des nahen Umgangs der Chiefs zu genießen, die sichs zur Angelegenheit machen, sie zu unterrichten. Solche Männer werden erst zu Botschaften gebraucht, wobey sie Gelegenheit haben, sich im Reden zu üben; bis sie zu der Ehre gelangen,

gen, als Sprecher im versammleten Rathe ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Ob nun gleich ohne Zustimmung des Raths nichts unternommen werden darf, das den ganzen Stamm oder die ganze Delawar Nation betrifft; so kann derselbe doch bey dem Volke nicht das geringste mit Gewalt durchsetzen. Denn wenn der Rath auch etwas ausmacht, das für den Stamm oder die Nation offenbar vortheilhaft ist; so behält doch ein jeder seine völlige Freyheit, zu dessen Ausführung etwas beyzutragen oder nicht.

Uebrigens ist die Delawar-Nation wegen ihrer Tapferkeit, ihrer Neigung zum Frieden, und wegen ihres grossen Anhanges berühmt. Denn fast alle um sie herum wohnende Indianer-Nationen sind mit ihr verbunden, namentlich die Mahikander, die Schawanosen, die Cherokesen, die Twichtwees, die Wawiachtanos, die Kikapus, die Moschkos, die Tukachschas, die Chipaways, die Ottawas, die Putewoatamen, und die Karhaski. Und diese alle nennen die Delawar-Nation ihren Großvater. Mit allen diesen Nationen haben die Delawaren nie Krieg geführt, ausgenommen mit den Cherokeesen, wie oben angemerkt worden. Auch mit den streitbaren Huronen sind sie immer gute Freunde geblieben. Ihre Staatsklugheit besteht eigentlich darin, die Gunst und Freundschaft anderer Völker zu gewinnen und zu erhalten. Fremden Indianern, die zum Besuch zu ihnen kommen, beweisen sie alle Ehre und bewirthen sie aufs beste, damit sie zu Hause viel rühmliches von ihnen zu erzählen haben. In den letztern Zeiten ist diese Nation, sonderlich durch den mehrerwähnten Chief Netawatwees, mehr als jemals in Aufnahme gekommen. Dieser kluge Mann ließ sichs aus allen Kräften angelegen seyn, sich der Freundschaft aller übrigen Völker zu versichern; schickte auch öfters Botschaften an seine Enkel, erhielt sie bey fried-

fertis

fertigen Gesinnungen, und bewies sich wirklich als ihr Grosvater. In dem Kriege der Krone England mit ihren Kolonien blieben sie neutral. Das hatte die Folge, daß es auch alle mit ihnen verbundene Nationen blieben, die unruhigen und unartigen Schawanosen ausgenommen, die sich von ihrem Grosvater nach und nach vermuthlich ganz losreissen werden. Soviel von den Delawaren. Nun noch etwas von den Irokesen, oder den Sechs verbundenen Nationen.

Der Irokese hat von seiner Wichtigkeit und Freyheit einen so hohen Begriff, daß er nur den König von England für seines gleichen ansieht; weil nur dieser unabhängig ist, alle Engländer aber Unterthanen sind. Die Englischen Statthalter aber pflegen sich bey öffentlichen Verhandlungen mit den Hauptleuten der Irokesen manchmal so auszudrücken: "Wir und ihr sind Brüder, aber der König von „England ist unser und euer Vater." Das haben dann die mehresten so gelten lassen.

Die Hauptneigung der Irokesen geht auf den Krieg, wozu sie sich von Jugend auf anschicken. Unter den Indianer Nationen, deren Wohnsitze nicht zu entfernt sind, werden wenige seyn, mit denen sie nicht heftige und zum Theil langwierige Kriege geführt haben. Auch gegen die Franzosen sind sie vom Jahre 1600 an oft zu Felde gezogen.

Die politische Verfassung dieser Sechs mit einander verbundenen Nationen hat eine Aehnlichkeit mit der Republikanischen. Jede derselben ist für sich unabhängig, oder hat, nach ihrem Ausdruck, ihr eigenes Feuer, bey welchem ihre Chiefs, Haupt- und Rathsleute die besondern Nationalangelegenheiten überlegen. Alle aber haben ein gemeinschaftliches großes Feuer, oder allgemeinen immerwährenden Rath in Onondago, der aus den Abgeordneten der

Sechs Nationen bestehe, in welchem die Angelegenheiten aller verbundenen Nationen behandelt werden.

Der Bischof Spangenberg hielt sich im Jahr 1745 etliche Wochen in Onondago auf, und wohnte dem grossen Rathe oftmals bey. Das Rathhaus war, wie andere, von Baumrinde gebaut. An jeder Seite desselben aber waren 6 Sitze, jeder für 6 Personen. Niemand wurde zugelassen, als wer zu dem grossen Rathe gehörte oder Ehren halber dabey seyn durfte. Wenn einer redete, so schwiegen alle die andern, und rauchten ihre Pfeiffen. Was der Redner sagte, wurde nicht im gewöhnlichen Redeton ausgesprochen, sondern singend, dabey sich die Stimme am Schlusse eines jeden Satzes erhob. Alles, was dem Rath gefiel, wurde von der ganzen Versammlung mit einem Ney, das ist: Ja! beantwortet; und am Ende eines Vortrags gaben alle mit einem lauten Hoho ihre Zustimmung. Als es Mittagszeit war, wurde ein Kessel mit Essen von 2 Männern an einer Stange in die Versammlung getragen, den sie zuerst ihren Gästen vorsetzten. In demselben hing ein hölzerner Löffel, der so breit und tief wie eine Schüssel war, und einen Haken hatte. Damit konnte man auf einmal so viel heraus nehmen, daß man genug hatte. Als die Gäste mit Essen fertig waren, ersuchten sie die Rathsmänner, gleichfalls Speise zu sich zu nehmen. Dabey ging alles sehr ordentlich und manierlich zu; nur legte sich bald dieser bald jener auf den Rücken, und ruhete ein wenig aus. Mit unter wurden sie auch lustig, und lachten viel.

Wer bey den Irokesen ein Geschäfte hat, muß es nothwendig bey ihrem grossen Feuer in Onondago, bey dem dort versammleten Rathe anbringen. Sich nur mit einzelnen Mitgliedern desselben besonders verstehen, und sie etwa durch Geschenke auf seine Seite bringen, ist für den, der die Geschenke gibt, und für die, so sie nehmen, gefährlich.

Das

Das erregt Eifersucht bey den übrigen Rathsgliedern. Was an Geschenken einkommt, muß unpartheyisch unter alle vertheilt werden. Das ist unverbrüchliche Bundesregel, deren Verletzung ihren Bund schwächt. Weil sie wissen, daß ihre Stärke blos in der Einigkeit besteht; so ahnden sie alles, was Uneinigkeit unter ihnen veranlassen könnte, aufs schärfste. Daher mit heimlichen Bestechungen bey ihnen so wenig auszurichten ist, als mit offenbaren Drohungen. Im ganze ist ihre Regierung streng, aber nach guten Grundsätzen eingerichtet. Sie halten auch, zu Wahrnehmung ihres Interesse, bey vielen Nationen ihre Agenten aus ihrem Mittel.

Die Irokesen haben sich bey den Engländern und Franzosen in solche Achtung gesetzt, daß diese um die Wette ihre Freundschaft suchten, oder sie zur Erneurung derselben einluden. Die Handlung der Freundschaftserneuerung und Bestätigung, drucken die Indianer durch die figürlichen Redensarten aus, die Kette der Freundschaft poliren, den Rost davon abreiben, und sie recht helle und glänzend machen. Von beyden Nationen wurden sie, feyerlich und prächtig aufgenommen, wenn sie zu einer öffentlichen Unterhandlung zu ihnen kamen, und reichlich beschenkt. Bey solchen Gelegenheiten kauften ihnen die Engländer oftmals ein Stück Land ab, worüber ein Kaufbrief ausgefertigt, und von den Hauptleuten der Irokesen auf Indianische Art unterschrieben wurde. Diese Verhandlungen wurden insgemein öffentlich gehalten, so daß jedermann zuhören konnte. Wenn der Statthalter etwas vortrug, worauf sich die Indianer zu erklären hatten, so war ihre Antwort gemeiniglich: Wir haben verstanden, was uns unser Bruder, der Statthalter, gesagt hat; wir wollen es nun mit einander überlegen, und wenn wir unsre Antwort fertig haben, es dem Statthalter wissen lassen, damit wir wieder zusammen kom-

[illegible] können. War die Verhandlung geschlossen, so ward ihnen die Bezahlung gegen den Kaufbrief überliefert. Diese bestand gewöhnlich in einer bestimmten Summe Spanischer Thaler, über welche ihnen noch viele Geschenke an wollenen Decken, Flinten, Pulver, Bley, Kugeln, Messern, Spiegeln, Farben, und dergleichen mehr, gegeben wurden. Dieses alles wurde von den Abgeordneten der Irokesen so vertheilt, daß jede der Sechs verbundenen Nationen ihren gewissen Antheil bekam, der hernach von ihren eignen Hauptleuten wieder unter das Volk vertheilt wurde.

Weil die Irokesen auf Erziehung junger Leute zur Bedienung ihrer Staatsgeschäfte sorgfältig bedacht sind; so ist gewöhnlich bey den wichtigsten Verhandlungen ein junger Knabe, etwa des vornehmsten Chiefs Schwester Sohn, zugegen, der auch mit zu der darauf folgenden feyerlichen Mahlzeit, auch wol selbst an die Tafel des Englischen Statthalters, gezogen wird.

Unter den Irokesen hat auch jedes der Sechs Bundesvölker seinen Haupt-Chief, und jeder Stamm seinen besondern. Von einem solchen Chief erwarten die Irokesen, daß er ein guter, wo nicht der beste Jäger unter ihnen sey, und seinem Volke auch etwas von seiner Jagd zu gute kommen lasse. Auch muß er als ein guter Arzt den Kranken mit Rath und That beystehen können. Ferner will man, daß er sich der verwayseten Kinder, und der besuchenden Fremden bestens annehme, und über die eingeführte Ordnung in allen Stücken halte. Da er eben so wenig Macht hat als ein Delaware-Chief, so muß er sich durch Klugheit und Gefälligkeit in Ansehen setzen.

Die meisten Nationen, die hinter den ehemaligen Englischen Provinzen wohnen, haben einen gewissen Zusammenhang mit den Irokesen. Einige werden von ihnen für Brüder angesehen, z. B. die mit ihnen verbundenen Huronen; an-

andere als ihre Cousins, womit sie einen Begriff von Unterthänigkeit verbinden. Von letztern erwarten sie zu gewissen Zeiten einen Tribut, der in einer Anzahl von Wampum bestehet, weisen ihnen auch an, wo sie sich niederlassen sollen, und disponiren willkührlich über ihr Land. So verkauften sie z. B. ein Stück Land, das sonst den Delawaren gehört hatte. Diese hatten aber noch nie zugegeben, daß sie von den Irokesen überwältigt worden, und wollten daher von dem Verkauf nichts wissen, auch von besagtem Lande nicht weichen. Die Irokesen aber droheten ihnen den Tod, wenn sie nicht abziehen würden; worauf jene nachgeben mußten. Solche Cousins lassen sie gern auf ihrem Lande, und mitten unter ihnen wohnen; aber niemals werden sie zu Mitgliedern des grossen oder eines kleinen Raths erwählt. Geht einer von den Sechs Nationen in den Krieg, und er kommt zu einem Cousin, so muß ihm dieser sein Bündel tragen. Daher sind sie von andern Völkern mehr gefürchtet, als geliebt.

Inzwischen haben doch im Jahr 1756 10 Nationen, die, von Philadelphia ausgerechnet, nach Westen zu wohnen, sich mit einander gegen die Irokesen verbunden, und wurden von den Franzosen, die damals mit den Engländern Krieg hatten, unterstützt. Es hatte den Schein, als ob die 10 verbundene Völker gegen die Engländer angingen, aber die Irokesen merkten bald, daß es auf sie hauptsächlich abgesehen war. Als England mit Frankreich im Jahr 1763 Friede machte, blieb dieses Bündniß in voller Kraft; wodurch wahrscheinlich der Zweck erreicht worden, der Macht der Irokesen Schranken zu setzen.

Die politische Verfassung der übrigen oftgenannten Völker, der Mahikander, der Schawanosen, der Cherokeesen, der Huronen, u. s. w. hat mit der Verfassung der Delawaren das mehreste gemein.

In dem letzten Kriege zwischen England und dessen Colonien haben die mehresten Indianer die Parthey des Königs von England gehalten. Das hatte die Folge, daß die Sechs Nationen durch die Truppen des Congresses im Jahr 1779 von ihrem Lande gänzlich vertrieben, und alle ihre Dörfer zerstört wurden; ein Schicksal, dergleichen sie vorher nie erfahren hatten. Wie jezt, nachdem den vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit durch den Frieden zugesichert worden, alles wieder in Ordnung kommen, und was in dem politischen Zusammenhang der Indianer-Nationen unter einander und mit den weissen Leuten geändert werden wird, muß die Zeit lehren.

Eilfter Abschnitt.

Kriegsgebräuche der Indianer, und Feyerlichkeiten bey Friedensschlüssen.

Nach dem zuverläßigen Zeugniß der ältesten Indianer waren ihre Kriege vorzeiten weit anhaltender und heftiger als heutiges Tages; und bey einigen Nationen gleichsam erblich. Hin und wieder, wo sonst Dörfer gestanden haben, sieht man jezt noch Hügel, die deutliche Merkmaale haben, daß sie von Menschenhänden gemacht sind. Dieselben hatten oben eine Höhle, wohin die Indianer ihre Weiber und Kinder vor dem nahen Feinde in Sicherheit brachten, und sich zu ihrer Vertheidigung um dieselbe herum stellten. Dazu hatten sie allezeit oben auf diesen Hügeln ringsherum grosse Blöcke und Steine in Bereitschaft, die sie unter die stürmenden Feinde herabstürzten. Gemeiniglich hatten dabey beyde Theile viele Todte, die nicht einzeln, sondern eine Menge zusammen begraben und mit einem grossen Haufen Erde bedeckt wurden. Dergleichen

gleichen Gräber sind hie und da noch zu sehen. Ihr hohes Alter ist aus den großen Bäumen zu erkennen, die jezt darauf stehen.

Die Waffen der Indianer waren Bogen, Pfeile und Keulen. Diese waren aus dem härtesten Holze gemacht, nicht ganz eines Armes lang, und an einem Ende mit einer runden Kolbe versehen, und sehr schwer. Zur Vertheidigung brauchten sie Schilde von hartem Büffelleder, die auf der äußern Seite, womit sie die Pfeile des Feindes abhielten, gewölbt, auf der andern hohl waren, und jezt unter den Irokesen und Delawaren außer Gebrauch sind. Aber der Bogen und Pfeile und der Kriegskeulen bedienen sie sich noch. Leztere beschlagen sie jezt an der Kolbe mit Kugeln und scharfen Eisenstücken. Flinten brauchten sie Anfangs nur an besondern Festtagen, zur Lust; jezt aber wissen sie sich derselben im Kriege und auf der Jagd vortreflich zu bedienen. Haben sie mit dem Feinde zu thun, so nehmen sie etliche Kugeln in den Mund, um schnell wieder laden zu können; oder haben sie in einer Tasche am Halse hängen. Außer der Flinte brauchen sie noch das Hatschet oder Beil, und das große Messer.

Die Kriegsmacht der Delawaren und Irokesen besteht aus allen ihren jungen Mannsleuten; unter denen aber auch funfzigjährige Männer sind. Diese Kriegsleute stehen beständig unter dem Befehl der Capitains, vorzüglich aber zu Kriegszeiten, da sie nichts ohne deren Willen vornehmen dürfen, z. B. nicht von ihrer Compagnie weg, nicht auf die Jagd gehen, und dergleichen. Weil sie wissen, daß ihr Leben und Ruhm großentheils von der klugen Anführung ihrer Capitains abhängt; so bequemen sie sich auch willig zum Gehorsam.

Ein Capitain ist unter den Indianern, was in Europa ein Oberster oder General ist. Er hat nach der Anzahl seiner

Mannschaft, mehr oder weniger Unteranführer unter sich. Die Capitains erhalten ihren Rang weder durch Wahl, noch durch Geburt. Gemeiniglich gibt ein Traum, den einer etwa in seiner Jugend gehabt, und den er und andere so auslegen, daß er bestimmt sey, ein Capitain zu werden, die Veranlassung dazu. Er trägt es also drauf an, die Eigenschaften eines Capitains zu erwerben, und sie durch Thaten an den Tag zu legen. Zu den Eigenschaften eines Capitains rechnen die Indianer Klugheit, List, Entschlossenheit, Tapferkeit, Unerschrockenheit und vorzüglich Glück, daß alles, was er unternimmt, wohl gelinge. Hat ein Anführer, der noch nicht Capitain ist, sechs- bis siebenmal im Kriege keinen Mann von seiner Compagnie verloren, dagegen aber Gefangene oder Siegeszeichen eingebracht; so wird er ohne weiteres, für einen Capitain erkannt. Verliert er aber Leute, und kann ihre Stellen nicht durch eben so viel Gefangene ersetzen; so ist sein Ansehen zu Ende, und er darf sichs nicht einfallen lassen, Capitain zu werden. Wenn ein Indianer seinen Sohn, oder einen seiner Verwandten im Kriege verloren hat, den er ungern vermißt, so gibt er etwa einem Anführer, der gern Capitain werden möchte, einen Belt of Wampom, und ersucht ihn, ihm einen Gefangenen an des Verlornen Stelle zu verschaffen, der den Verlust der traurenden Familie ersetzen könne. Ist dieser in der Ausführung glücklich, so hängt er dem Gefangenen den erhaltenen Belt sogleich um den Hals, zum Zeichen, daß er bestimmt ist, in eine Familie aufgenommen zu werden. Ueberliefert er ihn nun dem, der ihn aussandte; so nimmt er den Belt zu sich, als eine Belohnung, oder zur Erinnerung an seine Tapferkeit, die ihm den Weg bahnte, Capitain zu werden. Ist er aber in der Ausführung unglücklich, so wird sein Unternehmen für Verwegenheit eines Ungeschickten gehalten, und die Hoffnung,

Capitain zu werden, fällt weg. Da zur Erlangung der Capitainswürde das mehreste aufs Glück ankommt, so sind ihrer auch nicht viele; doch in jedem Stamme immer etliche.

Krieg anfangen, heißt bey den Indianern: das Beil aufheben. Die Ursachen dazu halten sie allemal für sehr wichtig und gerecht. Der gewöhnlichste Bewegungsgrund ist Rache wegen erlittener Beleidigung; wozu noch der Trieb kommt, den Ruhm großer Krieger zu erlangen. Dieser ist bey den Irokesen herrschend, und sie kennen kein grösseres Verdienst, als viele Feinde erschlagen, oder gefangen nehmen. Diese beyden Triebfedern wissen die Anführer mit aller Stärke ihrer kriegerischen Beredsamkeit anzuspannen: „Die Knochen eurer getödteten Landsleute — sagen sie — „liegen unbedeckt: sie fordern uns auf, sie zu rächen, und „es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister „schreyen uns an, und wir müssen sie besänftigen. Höhere „Geister, die Wächter unsrer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder unsrer Brüder aufzusuchen. Laßt „uns gehn, und sie verschlingen! Sitzt nicht länger unthätig! Folgt dem Triebe eurer angebornen Tapferkeit! „Salbt euer Haar! Bemahlt euer Antlitz! Füllt eure „Köcher! Laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen! Tröstet die Geister der Getödteten, und verschafft „ihnen Rache!" und dergleichen mehr. Begeistert durch solche Aufmunterungen, ergreiffen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen, und handeln dann gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, als wenn nur eine Seele sie belebte.

Betrifft ein anzufangender Krieg die ganze Nation, so sind ihre vorhergehenden Berathschlagungen darüber umständlich und langsam, und sie überlegen die Beschaffenheit

des vorgeschlagenen Unternehmens nach ihrer Art sehr reiflich; indem sie alle Vortheile und Nachtheile gegen einander halten, die daraus erwachsen könnten.

Nie steht es in der Macht eines Chiefs, Krieg anzufangen, solange die Capitains nicht drein willigen. Er darf auch einen Kriegsbelt nur unter der Bedingung annehmen, ihn seinen Capitains zur Ueberlegung zu geben. Er muß, solange als es möglich ist, über den Frieden halten. Sieht er aber, daß alle seine Capitains und ihre Krieger für den Krieg sind, so ist er genöthigt, ihnen die Sache des Volks zu übergeben, und die Regierung für die Zeit gleichsam niederzulegen, welche jezt die Capitains übernehmen. Gleichwol können die Chiefs viel dazu beytragen, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern oder zu befördern. Denn die Indianer glauben durchgängig, daß ein Krieg nicht glücklich gehen kann, der ohne der Chiefs Einwilligung angefangen worden. Aber auch die Capitains suchen mit ihren Chiefs beständig in gutem Vernehmen zu stehen.

Ist ein Krieg beschlossen, und sie wollen sich dabey des Beystandes eines mit ihnen verbundenen Volkes versichern, so wird dieses entweder durch Uebersendung eines Stücks Taback, oder durch eine Gesandtschaft versucht. Durch ersteres geben sie zu verstehen, daß die Capitains beym Rauchen überlegen sollen, ob sie an dem Feldzuge Theil nehmen wollen, oder nicht? Beym andern erhält einer ihrer Hauptleute den Auftrag mit einem Belt of Wampom, worauf die Absicht der Gesandtschaft mit Figuren ausgedrückt ist, und einer am Stiel roth bemahlten Axt, sich zu dem verbundenen Volke zu begeben. Hat er da vorläufig dem Chief der Nation Nachricht von dem Zweck seiner Gesandtschaft gegeben; so thut er es auch in dem versammleten Rathe. Das geschieht, indem er erst die Axt auf den Boden legt, und mit dem Belt of Wampom in der

Hand

Hand eine umständliche Rede hält. Zuletzt bittet er sie, die Axt aufzunehmen, und überreicht den Belt of Wampom. Wird dieser angenommen, und die Axt von der Erde aufgehoben, so ist das so gut, als eine feyerliche Zusage der verlangten Hülfe. Erfolgt aber weder das eine noch das andere, so schließt der Gesandte daraus, daß diese Nation neutral bleiben wolle, oder gar feindlich gesinnt sey, und eilt nach Hause zurück.

Die Kriegserklärung besteht bey einigen Indianer-Nationen darin, daß sie dem Volke, welches sie angreiffen wollen, eine roth bemahlte Axt zuschicken, welches für den Ueberbringer äusserst gefährlich ist, und ihm nicht selten das Leben kostet. Oft wird ein solches Volk dadurch augenblicklich in Wuth gesetzt, daß sich sogleich ein kleiner Trupp, ohne erst bey den Obern um Erlaubniß anzufragen, auf den Weg macht, um von der angreiffenden Nation dem ersten, der ihnen aufstößt, eben so eine Axt, als ihnen überschickt ward, oder einen rothen Spieß oder Pfeil, ins Herz zu stoßen. Wollen sie ihre Feinde noch mehr erbittern, so verstümmeln sie den Körper des Erschlagenen auf eine Weise, wodurch sie anzeigen wollen, daß sie ihre Feinde nicht für Männer halten. Bey den Irokesen und Delawaren aber und den mit ihnen verbundenen Völkerschaften ist die Kriegserklärung durch eine Gesandtschaft nicht gewöhnlich. Anstatt dessen gehen einige Krieger aus, und erschlagen von der feindlichen Parthey den ersten besten, und scalpen ihn, das ist: sie ziehen ihm die Haut mit den Haaren vom Kopfe ab, hauen ein Beil in denselben und lassen es stecken, oder legen eine hölzerne roth gemahlte Keule auf den Getödteten. Dadurch wird die andere Nation herausgefordert, von welcher auch bald ein Capitain das hingelegte Mordgewehr aufnimmt, damit in der Feinde Land eilt, und ihnen gleiches mit gleichem zu vergelten sucht. Bringt er zum Beweise eines

glücklichen Erfolgs einen Scalp mit nach Hause; so glaubt er, seiner Nation Recht geschafft zu haben.

Die Zurüstung zum Feldzuge kostet den Indianern wenig Zeit. Viel Gepäcke haben sie nicht, und ein Beutel mit dem obengedachten Cinnamonum, das ist: gestoßen Welschkorn mit Zucker vermengt, macht den Proviant aus, den jeder Krieger mit sich trägt. Ueberdieß versehen sich die Kriegsleute, sonderlich die Capitains sehr gern mit einem Beson, das sie gegen Stich und Schuß sicher stellen soll. In dieser Absicht ließen die Schawanosen während der Schlacht, die sie im Jahr 1774 den weißen Leuten lieferten, ihr Krieger-Beson auf einer Stange unter sich herum tragen, damit die Kugeln sie nicht treffen möchten. Es wurde aber der Träger selbst niedergeschossen, und die ganze Indianer-Armee geschlagen, wobey ihr Beson in die Hände ihrer Feinde kam.

Eine der wichtigsten Vorbereitungen ist, daß jeder Kriegsmann sich mit rother und schwarzer Farbe bemahlt. Wer sich dabey das gräßlichste Ansehen geben kann, hält seinen Schmuck für den besten. Manche Capitains fasten auch vorher, und haben Acht auf ihre Träume, aus welchen sie einen Schluß auf den Ausgang des Krieges machen. Die Nacht vorher, ehe sämmtliche Kriegsmänner ausziehen, wird eine große Mahlzeit gehalten, welcher auch die Chiefs beywohnen. Dazu wird gewöhnlich ein Schwein geschlachtet, bisweilen auch ein paar Hunde. Durch das Hundefleisch glauben sie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiste mehr erfüllt zu werden. Man hat gesehen, daß auch viele Weibsleute der Kriegsmahlzeit mit beygewohnt, und von dem Hundefleisch recht mit Appetit gegessen haben. Will jemand seinen kriegerischen Muth dabey recht feyerlich erklären, so nimmt er ein Stück Fleisch, zeigt es den Anwesenden, und verzehrt es mit den Worten: "So will ich

„meine

„keine Hunde treffen." Nach dem Essen hält der Capitain mit seiner Mannschaft den oben beschriebenen Kriegstanz, wobey sie sich bis zum Anbruch des Tages heiser schreyen und ermüden. Insgemein singt da einer um den andern mit dem Schwammkopf in der Hand; die meiste Zeit aber die ganze Gesellschaft zusammen. Auch andere dürfen dabey zusehen, oder wol gar mit tanzen. Nach diesem gehen die Krieger unter Anführung des Capitains einzeln hinter einander aus dem Dorfe, bey dessen letzten Häusern sie ihr Gewehr abfeuern, und der Capitain den Kriegsgesang singt. Weil sie von vielen Freunden und Verwandten, auch wol Weibern, bis zum ersten Nachtlager begleitet werden, so schlagen sie dasselbe etwa eine halbe Meile vom Dorfe auf, halten daselbst nochmals den Kriegstanz und den folgenden Tag treten sie ihren eigentlichen Marsch an.

Da sie gemeiniglich einen weiten Weg vor sich haben, ehe sie in des Feindes Land kommen, so reichen sie mit ihrem Proviant nicht aus, und müssen die Jagd zu Hülfe nehmen, wozu sie einen oder ein paar Tage anwenden. Ihr Lager schlagen sie ohne die geringste Ordnung auf, und stellen ihre Zelte gerade auf die Stelle, die sie für die bequemste halten. In Gegenden, wo sie nichts zu befürchten haben, sind sie wenig auf ihrer Hut. Die meisten zerstreuen sich auf der Jagd, finden sich aber zur bestimmten Zeit auf dem Sammelplatze pünktlich wieder ein. Während des Marsches hat keiner etwas voraus, auch der oberste Capitain nicht. Ihren Proviant theilen sie, so viel möglich immer in gleiche Theile, und sollte auch auf jeden Mann nur ein Bissen Brod oder Fleisch kommen.

Manchmal gehen sie nur in Partheyen von 10 bis 20 Mann aus, um wegen der Lebensmittel weniger in Noth zu kommen. Der Capitain ist dabey um jeden Mann seiner

Com-

Compagnie überaus besorgt, weil er hasse stehen muß. Um eines oder etlicher Ermüdeten willen, läßt er Halte machen, bis sie wieder mit fortkommen können.

Die vorzüglichste Eigenschaft eines Anführers besteht darin, daß er einen Angriff geschickt zu ordnen, und viele Feinde ohne Verlust auf seiner Seite zu erlegen verstehe. Sie beweisen dabey eine unglaubliche Standhaftigkeit und Geduld, wagen sich manchmal zum Erstaunen, und behelfen sich sehr kümmerlich. Denn sobald sie in der Feinde Land eintreten, dürfen sie zu ihrem Unterhalt nicht mehr jagen, weil sie sich dadurch verrathen würden. Sie versehen sich zwar vorher mit Lebensmitteln auf etliche Tage; da sie aber oftmals viele Wochen im Gebüsche verborgen liegen, ehe sie ihren Feinden beykommen können; so leiden sie sehr vom Hunger und Durst und anderm Ungemach.

Ihre erste Sorge ist alsdann, alles aufs genaueste auszukundschaften, ehe sie einen Angriff thun. Zu dem Ende machen sie gern nahe bey dem Orte, den sie überfallen wollen, etwa an einem mit Holz bewachsenen Hügel, Höhlen in die Erde, die sie mit Reisig, Rasen und dergleichen, bedecken, und nur Kohlenfeuer darin unterhalten. Daraus beobachten sie alles, was aus dem feindlichen Orte aus- und eingeht, ohne entdeckt zu werden. Ist es ihnen blos um einen Gefangenen oder um einen Scalp zu thun, so wagen sie manchmal, ihr Vorhaben am Tage auszuführen. Sie lauren hinter dicken Bäumen, und wissen sich um dieselben so herum zu drehen, daß sie von einem vorbeykommenden Feinde nicht entdeckt werden, und erlegen ihn mit einem Schuß, wenn er vorbey ist; oder sie kommen ihm plötzlich auf den Leib, und hauen ihm das Beil in den Kopf. Sie besitzen auch eine solche Fertigkeit, das Beil zu werfen, daß sie selten ihr Ziel verfehlen. Nach einer solchen That machen sie sich schnell davon, und dünken sich, auch durch

einen einzigen Scalp für alle ihre Mühe, Noth und Gefahr reichlich belohnt zu seyn.

Aber zum Angriff einer ganzen Familie, oder eines Dorfs, wählen sie am liebsten die Nacht, wenn ihre Feinde im tiefsten Schlafe sind. Den Tag über sind sie alsdenn äusserst vorsichtig, und sprechen zuweilen nicht einmal leise mit einander, sondern nur durch Zeichen und Mienen, und kriechen auf Händen und Füßen, um nähere Kenntniß zu erhalten. Beym Einbruch der Nacht, die zum Ueberfall bestimmt ist, legen sie sich platt auf die Erde, und halten sich ganz stille, bis der Anführer ein Zeichen gibt. Alsdenn nähern sie sich ihren Feinden kriechend, bis auf einen Flintenschuß. Auf ein abermaliges Zeichen, springen sie alle zugleich auf, geben Feuer, stürzen mit Aexten und Keulen über die Feinde her; tödten, skalpen, fangen, was sie von Menschen finden; stecken die Häuser in Brand und verweilen sich nicht mit Beute machen. Kaum haben sie ihren Zweck erreicht, so ergreiffen sie die Flucht, dazu sie den nächsten Weg im Walde schon vorher ausgezeichnet haben, und ruhen nicht eher, als bis sie in Sicherheit zu seyn glauben. Vermuthen sie, daß man ihnen nachsetzen werde; so suchen sie ihren Verfolgern zu entgehen, indem sie ihre Fußtapfen unkenntlich machen, welche die Indianer so leicht ausspüren. Werden sie dem ungeachtet eingeholt, so tödten sie ihre Gefangenen, skalpen sie, und zerstreuen sich, um einzeln desto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Dabey stehen sie gemeiniglich von Hunger und Mühseligkeit sehr viel aus, und behelfen sich mit Baumrinde, wilden Kräutern und Wurzeln.

Auch in einem erklärten Kriege, da sie gegen ihre Feinde zu Felde ziehen, halten sie es für rühmlicher, denselben durch List, als durch einen freyen Angriff zu schaden. Sie ziehen von dem Zustande desselben Kundschaft ein; und finden

den ist, daß er im Vortheil nicht angegriffen oder überfal-
len werden kann, so ziehen sie sich zurück. Finden sie aber
den Angriff thunlich, so verstecken sie sich hinter Bäume,
Hügel, oder Felsen, treten nur zum Feuern hervor, und
verstecken sich sogleich wieder. Die Europäer, welche diese
Indianische Art zu fechten nicht kannten, haben sehr viel
dadurch gelitten.

Wenn die Indianer den Sieg erhalten, so kennt ihre
Grausamkeit keine Grenzen, und sie ziehen, wenn sie ihre
Mordlust gestillt haben, aufs allerfertigste in ihr Land zurück.

Für die Verwundeten haben sie immer sehr heilsame
Mittel bey sich und ihre Kuren schlagen nicht leicht fehl.
Die schwer Verwundeten werden von ihren Kameraden mit
vieler Willigkeit weggetragen; keiner wird im Stiche gelas-
sen, der nur irgend fortzubringen ist. Auch die Todten tra-
gen sie weg, oder wenigstens ihre Kopfhaut, damit die
Feinde sie nicht in ihre Gewalt bekommen. Daher man
nicht leicht wissen kann, wie viel Indianer geblieben sind.

Alle erlegte Feinde werden, wenn es nur möglich ist,
gescalpt, welches sie auf folgende Art verrichten. Sie wer-
fen den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den
Hals, ergreiffen ihn mit der linken Hand bey den Haaren,
spannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneiden
sie mit ihrem scharfen Messer rund herum, und reißen sie
vom Kopfe ab. Dazu braucht ein geschickter Indianer kaum
eine Minute Zeit. Wird die feine Haut, womit der Hirn-
schädel unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist
diese Operation auf der Stelle tödlich. Außerdem hat die
Erfahrung gelehrt, daß ein gescalpter Mensch beym Leben
bleiben kann. Eine solche abgezogene Kopfhaut, oder
Scalp, mahlen die Indianer gewöhnlich roth, stecken sie
als ein Siegeszeichen auf eine rothe Stange, und machen
damit den Ihrigen immer eine große Freude. Sorgfältig
heben

heben sie diese Beweise ihrer Tapferkeit und der an ihren Feinden ausgeübten Rache auf.

Ihre Gefangene nehmen sie gern lebendig mit sich, aber gebunden, bis sie vor dem nachsetzenden Feinde sicher sind. Des Nachts werden sie auf der Erde liegend mit den Armen, Beinen und dem Halse an feste Pfähle gebunden, und überdieß wird jeder durch einen Strick mit einem freyen Indianer in Verbindung gebracht, der sogleich aufwachen muß, wenn jener sich stark bewegt. Gleichwol entkommen sie bisweilen. Den gefangenen weißen Mannsleuten werden gleich die Köpfe nach Indianischer Weise geschoren, und sammt dem Gesichte roth gemahlt, daß man sie von den Indianern kaum unterscheiden kann. Ein Gefangener, über den 2 Krieger streiten, weß er seyn soll, wird erschlagen, um dem Streit ein schleuniges Ende zu machen.

Die Gefangenen werden nicht schlecht behandelt, so lange sie in den Händen der Krieger sind, und haben es in der Kost eben so gut, als ihre Gebieter. Desto härter wird ihnen in den Dörfern des siegenden Volkes begegnet. In der Nähe eines solchen Dorfes rufen die Kriegsleute das Todtengeschrey so vielmahl aus, als sie Siegeszeichen, Scalpe oder Gefangene mit sich bringen. Auf dieses Zeichen eilen Männer, Weiber und Kinder den Ankommenden entgegen, und stellen sich in 2 Reihen. In diese treten nun die Krieger mit ihren Gefangenen, und Stangen mit Scalpen stolz hinein, und nöthigen die Gefangenen zum Vergnügen der Zuschauer zu tanzen. Darauf wird ihnen im Dorfe ein Haus angewiesen, darein sie sich begeben sollen. Sobald sie aber anfangen zu gehen, so schlagen alle in den 2 Reihen stehende Einwohner des Dorfes mit Ruthen, Prügeln, Beilen und Fäusten erbost auf sie zu. Kommen sie aber, wiewol allemal blutig und verwundet, nun ins Haus, so sind sie vollkommen sicher. Indianische Gefangene, die

mit diesem barbarischen Gebrauche bekannt sind, wissen durch starkes Laufen nach dem angewiesenen Hause der grausamen Behandlung zu entgehen.

Weibliche Gefangene können durch die Weiber des Dorfes von den Schlägen gerettet werden, wenn sie dieselben zwischen sich nehmen und ins Dorf führen, welches auch oft geschiehet.

Nun nehmen die Krieger sich ihrer Gefangenen wieder an, waschen ihre Wunden, verbinden sie, und sobald ihnen Essen ins Haus gebracht wird, geben sie den Gefangenen zuerst; aber nicht aus Mitleiden, sondern sie bey gutem Aussehen zu erhalten, daß sie dem Triumphe Ehre machen, in welchem sie durch alle Dörfer bis in ihre Heimath aufgeführet werden sollen.

Vor der Abreise der Krieger, belustigen sich noch die Einwohner des Dorfes mit den Gefangenen. Einem aus denselben binden sie Schellen oder eine Schnure mit Hirschklauen um die Beine, damit es beym Tanze recht rasseln möge, und geben ihm ein Bündel kurze Stöckchen. Davon nimmt er so viel als ihm beliebt; die übrigen giebt er zurück. So viel Stöckchen er behält, so viel kurze Tänze hat er zu machen; und gemeiniglich thut er es mit vieler Lebhaftigkeit nach dem Takte, der mit einem Kalabasch, darin kleine Steine sind, durch Rasseln gegeben wird. Nach jedem erzählt er kürzlich eine seiner kriegerischen Thaten, und giebt alsdann ein Stöckchen ab. So fähret er mit Tanzen und Erzählen fort, bis die Stöckchen alle sind. Verstehen die Zuschauer gleich seine Sprache nicht, so schließen sie doch aus seinen Geberden und ganzem Betragen sehr treffend auf den Sinn seiner Worte. Manchmal werden auch die Gefangenen genöthiget, den Todtengesang zu singen, welcher folgenden Inhalt hat: „Ich gehe zum Tode, und werde viel „leiden müssen, aber ich will die ärgsten Qualen, die meine

„Fein-

„Feinde wie anthun können, mit gehöriger Standhaftig-
„keit ertragen. Ich will als ein tapferer Mann sterben,
„und zu den Helden gehen, die auf ähnliche Art starben."
So wird den Gefangenen in allen Dörfern, durch welche
ihr Weg sie führt, begegnet. Sind sie endlich an den be-
stimmten Ort gebracht, so werden ihrer viele an die Stelle
derer, die im Kriege geblieben, oder sonst gestorben sind,
in Familien aufgenommen, und von der Stunde an völlig
als Mitglieder des Volks angesehen, zu welchem sie nun
gehören. Ohne diese Gewohnheit wären die Indianerstäm-
me schon längst ganz vertilgt. Aber eben diese Ursach hat
auch ihren Charakter merklich verändert.

Ein solcher Begnadigter wird sogleich aufs beste besorgt,
seine Wunden werden gewaschen; er wird gekleidet; er be-
kommt von dem besten Essen, das im Hause zu haben ist;
und alles bemüht sich, ihn zu trösten und zu ermuntern.
Die gefangenen Frauenspersonen werden gemeiniglich Män-
nern zu Theil, und gut gehalten, Knaben und Mädchen
aber in Häuser aufgenommen, wo man sie als Dienstboten
braucht, oder zuweilen auch an Europäer verkauft. Wenn
sich solche in Familien aufgenommene Gefangene gut auf-
führen, so haben sie über nichts zu klagen: es wird ihnen
nicht allzuviel Arbeit zugemuthet, weil die Indianer über-
haupt von der Arbeit wenig halten. Entlaufen sie und wer-
den wieder erhascht, so kann es sie das Leben kosten. Aber
selbst von ihrer Nation werden solche Undankbare nicht alle-
zeit wieder angenommen; bisweilen mit Verachtung zurück-
gewiesen, da sie sich denn gemeiniglich zu den Landstreichern
gesellen. Weißen Gefangenen, die in Indianische Familien
aufgenommen werden, gibt man auch Indianische Namen,
vorzüglich von geliebten verstorbenen Personen, um deren
Andenken zu erhalten. Viele derselben finden mit der Zeit
die Indianische Lebensart so angenehm, daß sie bey der

Auslieferung der Gefangenen, nicht wieder zu den übrigen zurückkehren wollen. Verliert aber so ein Begnadigter z. B. die Gunst der Witwe, die ihn aufgenommen hat; so läßt sie ihn ohne viele Umstände hinrichten, um im Lande der Geister ihres ersten Mannes Diener zu werden.

Diejenigen Gefangenen aber, die förmlich zum Tode verdammt werden, haben über kurz oder lang insgemein eine martervolle Hinrichtung zu erwarten. Dazu versammlen sich die Indianer oft von weit entfernten Orten, als zu einem Feste, um ihre Grausamkeit und Rachbegierde an einem solchen Unglücklichen recht zu sättigen. Der Verurtheilte wird nackend und bisweilen schwarz bemahlt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann reißt ihm einer die Nägel von den Fingern; ein anderer beißt ihm einen Finger ab, und steckt ihn in seine Pfeiffe, die er wol gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andre queeschen seine Finger und Zähen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühenden Eisen oder Feuerbränden; andre zerfleischen ihn mit Messern und schneiden Riemen aus seinem Leibe, und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird sie oft unterbrochen, so daß sie bisweilen 3 bis 4 Tage währt. Bisweilen muß er, so zerfleischt und halb verbrannt er schon ist, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herum laufen. Gibt er durch Schreyen seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen Peinigern verachtet und verspottet; bleibt er aber standhaft, so rühmen sie ihn, als einen braven Mann. Sehen sie endlich, daß wenig Gefühl mehr in ihm ist, so schlagen sie ihn vollends todt, und verbrennen den zerfetzten Körper.

Diese unmenschliche Art, mit den verurtheilten Gefangenen zu verfahren, ist besonders bey den Irokesen und Scha-

Schawanosen sehr gemein; und auch in neuern Zeiten haben sie gar viele schauervolle Beyspiele davon gegeben. Gewöhnlich halten die Indianischen Kriegsleute einen solchen langsamen und martervollen Tod mit unbegreiflicher Standhaftigkeit aus, und singen dabey noch stolz ihre Heldenthaten umständlich ab. Dadurch sucht mancher zugleich seine Peiniger aufzubringen; die dann bisweilen aus Wuth seinen Tod beschleunigen.*)

Manchmal kann ein zum Tode verdammter noch losgekauft werden. Vor einigen Jahren wurde ein junger Schawanose von den Cherokeesen gefangen und zum Tode verurtheilt. Er war schon an den Pfahl gebunden, und alles zu seiner Hinrichtung fertig: als eine Cherokeesische Frau, mit einer Ladung Waare ankam, die sie zu den Füßen dessen warf, dem der Gefangene gehörte, und ihn bat, er möchte ihr als einer kinderlosen Witwe diesen Menschen zukommen lassen, sie wolle ihn für ihren Sohn erkennen. Sie wurde ihrer Bitte gewährt, der Schawanose los gemacht, und ihr übergeben; worauf er noch denselben Tag aufs beste gekleidet im Dorfe herum ging. Seine Erretterin setzte in der Folge ein so vollkommenes Vertrauen auf seine Treue und Ergebenheit, daß sie ihm erlaubte, sein Volk und seine Familie zu besuchen. Er erwiederte dieses Vertrauen, und ließ sich durch alles Zureden seiner Verwandten nicht bewegen, seine Wohlthäterin zu verlassen. Ein andermal aber ist kein Lösegeld groß genug, einen verurtheilten Gefangenen dem Grimm der Indianer zu entreißen. So boten Englische Kaufleute den Huronen im Jahr 1779 für einen gefangenen weißen Mann etliche 100 Thaler Waaren zum Lösegeld an, ohne ihren Zweck zu erreichen.

*) Herr Carver beschreibt eine solche Hinrichtung eines Indianers, der er zusahe. Travel's through North-Amer. p. 338. seqq.

Man hat sonst vorgegeben, daß die Indianer ihre Feinde zu fressen pflegten. Etwas dergleichen mag wol ehedem hie und da geschehen seyn, und unsern Missionarien haben etliche Indianer von sich bekannt, daß sie solches selbst gethan hätten; aber allgemeine Gewohnheit ist es nicht. Sonderlich hat es bey den Delawaren und Irokesen gar nicht statt. Ehedem sollen sie wol in der Wuth einem Feinde das Herz aus dem Leibe herausgerissen und roh verzehrt haben: das kommt aber zu jetzigen Zeiten selten vor.

Wenn eine Indianer-Nation die andere zum Kriege gegen eine dritte oder gegen die weissen Leute reitzen will, so schicken sie manchmal derselben einen oder mehr Gefangene zu, und lassen ihr dabey sagen: "Wir senden euch diese Ge„fangenen blos dazu, daß ihr euch ein wenig Suppe davon „kochen sollt;" damit erreichen sie oft ihren Zweck. Solche Gefangene werden darum nicht gegessen; aber ihre Hinrichtung ist unvermeidlich.

Seitdem die Irokesen und Delawaren, und die mit ihnen verbundenen Völker es gewagt haben, gegen die weissen Leute Krieg zu führen, sind ihre Kriege unter einander seltener geworden. In den Kriegen mit jenen finden sie mehr Vortheil; sie erhalten mehr Gefangene, mehr Scalpe, und können leichter Frieden machen, als in den Kriegen mit ihres gleichen.

In einen Krieg, der mit den Weissen entsteht, werden nun fast alle Indianer-Nationen mehr und weniger verwickelt. Will auch eine Nation keinen Theil daran nehmen; so kann sie doch nicht hindern, daß nicht einige Unbändige aus ihrer Mitte sich zu einer Parthey schlagen. Das war der Fall in dem Kriege zwischen England und dessen Kolonien. Die Delawar-Chiefs hatten sich gleich beym Ausbruche desselben vorgenommen, neutral zu bleiben, und hatten ihr Volk täglich ermahnt, sich nicht bereden zu lassen,

daran Theil zu nehmen. Bey diesem Entschluß ist auch die Nation ins ganze standhaft geblieben, und hat sich weder durch Verheissungen noch Drohungen, womit den Chiefs manchmal hart genug zugesetzt wurde, bewegen lassen, von ihrem Vorsatz abzugehen. Gleichwol sind viele Delawaren mit zu Felde gezogen.

Zu einem Kriege mit den Weißen brauchen die Indianer nicht viel Veranlassung; eine Kleinigkeit ist dazu hinlänglich. Oft ist der Krieg lange schon beschlossen, und sie warten nur auf eine scheinbare Ursach, ihn anzufangen. Diese verstehen sie zu einer Zeit zu veranlassen, die ihnen die bequemste ist. Man hat sich darüber gewundert, daß die Irokesen bey ihrer tief liegenden Furcht, die Europäer möchten ihnen zu mächtig werden, dennoch einen Strich Landes nach dem andern an sie verkauft haben. Viele dachten, sie thäten es, blos um die Geschenke zu bekommen, die von den Käufern bey diesen Gelegenheiten pflegen gegeben zu werden. Aber die Erfahrung lehrte, daß dieser Länderverkauf ihnen zum Vorwand ihrer Kriege diente. Denn wenn das verkaufte Land ziemlich von Weißen bewohnt war, so trieben sie dieselben wieder davon. Oftmals sind sie auch während der Friedensunterhandlungen mit den Weißen in den Feindseligkeiten fortgefahren, oder haben dieselben bald wieder angefangen. Zu solchen kritischen Zeiten können die weißen Leute gegen die Indianer, vornemlich gegen die Irokesen, nicht genug auf ihrer Hut seyn. Diese können einem weißen Manne, der von ihren feindseligen Absichten nichts weiß, aufs freundlichste begegnen, ihm zu essen und zu trinken geben, und hacken ihm denn doch das Beil unversehens in den Kopf. Vor einigen Jahren, noch vor dem Ausbruch des Krieges zwischen England und dessen Kolonien, da die Schawanosen schon allerley Unruhen angefangen hatten, mußten etliche weiße Leute, die unter ihnen waren, die

Flucht ergreiffen. Einer derselben trennte sich von der Gesellschaft, und kam, im Gesichte eines Delawar-Dorfs etlichen Irokesen in die Hände, die ihm erst zu essen gaben, und ihn dann ermordeten. Im Charakter der Delawaren aber, ist diese Falschheit nicht. Geben sie einem weißen Manne die Hand und grüßen ihn: so kann er sicher auf ihr Wohlwollen rechnen.

Zur Kriegszeit überfallen die Indianer am liebsten die wehrlosen Bewohner einzelner Pflanzorte, und verbreiten dadurch Schrecken über alle andere, deren Bewohner alsdann Haus und Hof, Vieh und Mobilien verlassen, um ihr Leben davon zu bringen. Weil die Indianer zwischen den verschiedenen Europäischen Nationen zu solcher Zeit keinen Unterschied machen, und ohne Rücksicht auf Unschuld, Alter oder Geschlecht ihre Grausamkeiten ausüben: so wird alsdann der Schrecken allgemein. Hatten sie, z. B. mit den Engländern Krieg; so war alles, was eine weiße Haut hat, ihr Feind. In der Person eines Botschafters, der ihnen Friedensvorschläge thun sollte, achteten sie das Völkerrecht nicht, nach welchem solche Personen unverletzlich sind. Ein solches Geschäfte war mit Lebensgefahr verbunden. Sehr selten schenkten sie einem Menschen das Leben, der sein Gewehr niederlegte und sich ergab. Einmal eroberten sie mit Sturm eine kleine Festung, darin sie, ohne selbst einen Mann zu verlieren, 40 bis 50 Weiße, Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen bekamen. Die Leichtigkeit dieses Sieges hätte sie zur Gelindigkeit gegen ihre Gefangene bewegen sollen. Aber statt dessen ermordeten sie alle, wenige ausgenommen, mit kaltem Blute. Selbst die Kinder zerschlugen sie gegen die Bäume. So barbarisch handeln vorzüglich die Irokesen.

Zum Frieden entschließen sich die Indianer nicht eher, als bis sie durch die Noth dazu gezwungen werden. Wenn aber

der Friedensunterhandlungen angefangen werden, so legen die Capitains ihr Regiment, das sie während des Krieges hatten, nieder, und übergeben es wieder in die Hände der Chiefs. Ein Capitain kann eben so wenig einen Frieden schließen, als ein Chief Krieg anfangen kann. Wird einem Capitain Friede angeboten, so kann er keine andere Antwort geben, als daß er den Antrag seinem Chief hinterbringen wolle; er, als Kriegsmann, könne keinen Frieden machen. Hat der Chief Neigung zum Frieden, so wird er in seinem Amte wieder thätig, nimmt seinem Capitain das Beil aus der Hand, und befiehlt ihm, sich niederzusetzen, das ist: Waffenstillstand zu machen. Nun darf der Capitain nicht mehr Feindseligkeiten ausüben, und muß mit seinen Untergebenen ruhig seyn. Da aber der Chief weiß, daß diese Unthätigkeit dem Capitain mißfällig ist; so wählt er ihn gemeiniglich zum Abgesandten beym Friedensgeschäfte. Das nimmt der Capitain herzlich gern an, denn er erhält dadurch einen Zuwachs an Ehre und Achtung.

Zu einer Friedensunterhandlung wird, so wie zu jeder Gesandschaft an ein anderes Volk, nie nur ein Mann angestellt. Es müssen ihrer wenigstens zwey, es können aber auch mehrere seyn. Oft besteht eine Gesandtschaft aus 15 bis 20 Personen, nach der Macht der Völker, die mit einander in Unterhandlungen stehen. Einer aber ist das Haupt der Botschaft, dem das Geschäfte eigentlich aufgetragen und der der Sprecher ist, der die Stringe und Belte of Wampom zu überliefern hat. Die übrigen Gesandten hören nur aufmerksam zu, und erinnern ihn, wenn er etwas zu sagen vergißt.

Ein solcher Botschafter muß nicht nur ein verständiger und in öffentlicher Achtung stehender Mann seyn; er muß auch Leibesstärke besitzen, um die Mühseligkeiten zu ertragen, die oft mit seinem Auftrage verbunden sind.

Bey der Abfertigung der Gesandten, die im versammelten Rathe geschieht, wird ihnen alles, was sie anbringen sollen, mehr als einmal vorgesagt, welches der Sprecher auch mehr als einmal in derselben Ordnung wiederholen muß, bis er alles ohne Anstoß hersagen kann. Ist ein baldiger Friedensschluß nothwendig, so müssen die Gesandten manchmal Tag und Nacht reisen, welches ihnen in Absicht des Weges nicht schwer ist. Denn sie wissen ihn im Finstern zu finden, wenn es auch nur ein wenig betretener Fußpfad ist, den ein Europäer bey Tage kaum entdecken kann.

Eine solche Gesandtschaft trägt die Friedenspfeiffe vor sich her, die bey den Indianern das ist, was in Europa die weiße Fahne. Die Achtung gegen dieselbe geht so weit, daß eine Beleidigung dessen, der sie trägt, für ein Verbrechen gehalten wird, das der große Geist nicht ungestraft lassen kann. Sie wird aber auch nur bey Schließung eines Friedens oder Bündnisses gebraucht. Diese Pfeiffe, die von den Franzosen Calumet genannt wird, hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Marmor. Weil aber die rothe Farbe ein Blutzeichen ist, das sich zur Friedensunterhandlung nicht schickt; so wird er mit weißem Thon oder Kreide überzogen. Ein solcher Pfeiffenkopf ist 6 bis 8 Zoll weit, und 3 Zoll hoch. Die Röhre ist von harten Holze, schwarz, wol 4 Fuß lang, und mit einem schönen Bande umwickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt ist, woran die Weibsleute ihre Kunst zu zeigen suchen. Manchmal ist sie auch mit Stachelschweinkielen und grünen, gelben und weißen Federn gezieret.

Nahe bey dem Dorfe oder Lager der Gegenparthey fangen die Gesandten ihre Gesänge und Tänze an, und werden darauf in die Wohnung des Haupt-Chiefs eingeladen, wo ihnen alle Bequemlichkeit verschafft wird, solange die Friedensunterhandlung währt.

Die Eröffnung derselben geschieht, wenn der Haupt-Chief oder Präsident die Versammlung aus der angezündeten Friedenspfeiffe einige Züge thut, nachdem sie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und die Erde gekehrt worden. Diese Ceremonie ist wesentlich, und kein Europäischer Gesandter oder Statthalter, der mit den Indianern Frieden machen will, kann sich ihrer entschlagen.

Nachher geht die Pfeiffe bey den Abgesandten und allen Mitgliedern der Versammlung herum; jeder hält sie sehr behutsam, und thut einige Züge daraus.

Nach dieser Ceremonie thut der erste Abgesandte oder Sprecher seinen Vortrag, gemeiniglich mit Indianischem Stolz, und läßt keine Neigung zum Nachgeben blicken, wenn gleich seine Nation in der äussersten Noth ist. Dagegen wendet er seine Beredsamkeit an, der Gegenparthey zu zeigen, daß ihr eigner Vortheil erfordere, nicht nur einen Waffenstillstand, sondern einen dauerhaften Frieden zu wünschen. Der Sprecher muß mit allem, was sein eigenes Volk sowol, als was die andern Nationen betrifft, gut bekannt seyn, auch jeder ihren gehörigen Namen oder Titel zu geben wissen. Der Eingang seiner Rede wird mit Ueberreichung eines Strings oder Belts gemacht, und lautet gewöhnlich so: "Bruder, (Enkel, Vater,) hier bringe ich einen String of „Wampom, damit will ich deine Augen reinigen, daß „sie scharf sehen; ich will damit deine Ohren putzen, „daß sie recht hören; ich will dir damit deinen Hals „glatt machen, daß meine Worte geschmeidig hinunter „gehen, denn ich komme nicht umsonst," u. s. w. Darauf folgt denn das, was er zu sagen hat, in lauter kurzen Sätzen, deren jeden er mit einem String oder Belt bestätiget. Hat er alle Punkte seiner Botschaft vorgetragen, so spricht er: "Nun bin ich fertig!"

Wer-

Werden nun die Strings und Belte in der Versammlung herum gegeben und besehen, so ist es ein Zeichen, daß die Botschaft gut aufgenommen wird. Die Beantwortung derselben geschieht eben so feyerlich. Nachdem die Gesandten abgetreten sind, wird über ihre Worte gerathschlagt, jeder String und Belt erwogen, die ihnen zu ertheilende Antwort verabredet, und die zur Bekräftigung nöthigen Strings und Belte werden zurecht gelegt. Hierauf werden die Gesandten wieder eingeladen, und der Präsident der Versammlung, oder ein anderer dazu bestellter Sprecher redet sie, indem er einen String of Wampom in der Hand hält, ungefähr mit folgenden Worten an: "Bruder, (Cousin, Großvater,) dieser String „of Wampom soll dich willkommen heissen. Ich will dir „mit ihm die Dornen aus deinen Füßen ziehen, die dir etwa „möchten hinein gefahren seyn: ich will damit die Unreinigkeit wegnehmen, die sich an deine Füße angehängt „hat; ich will damit die Müdigkeit, die dich auf der „Reise befallen hat, wegschaffen, daß deine Knie wieder „stark und munter werden," u. s. w.; worauf denn die eigentliche Antwort folgt, die ebenfalls satzweise mit Stringen und Belten versiegelt wird, welche dem vornehmsten Gesandten überreicht werden. Ist die Unterhandlung zu beyderseitiger Zufriedenheit geendigt, so wird ein roth bemahltes Kriegsbeil, oder eine Keule in die Erde verscharrt, zum Zeichen, daß alle Feindseligkeit zwischen beyden Völkern aufgehoben ist.

Ueber die Dauer des geschlossenen Friedens, pflegen sie sich so zu erklären, daß sie auf das Beil, oder auf die Keule einen Baum pflanzen wollen, der bis in den Himmel hinein wachsen soll, und dergleichen. Zum Schlusse werden die Stringe und Belte of Wampom auf beyden Seiten sorgfältig aufbewahrt.

Fin-

Findet aber eine Friedensbotschaft keinen Beyfall, so nimmt der vorsitzende Chef die Bestätigungsperlen nicht an, und wenn der Gesandte sie gleichwol auf den Boden vor ihn hinlegt, so schiebt er sie mit einem Stocke von sich, da sie denn niemand anrühren darf, als derjenige, der sie gebracht hat; welches für ihn höchst schimpflich ist. Auf eben die Weise wird die Aufforderung zu einem Kriege, darein die Nation sich nicht verwickeln will, oder sonst etwas unangenehmes von der Hand gewiesen.

Kommt eine solche abgewiesene Gesandschaft wieder nach Hause, so ist bey den Delawaren die Gewohnheit, daß der mit dem Stocke weggestoßene String oder Belt im Rathhause auf den Boden geworfen wird; und liegen bleibt, bis ihn etwa eine alte Frau aufnimmt.

Wird ein Bündniß zwischen 2 Indianer-Nationen geschlossen, so schicken sie einander insgemein eine Friedenspfeiffe zu, die alsdann die Bundespfeiffe heißt. Sie wird sorgfältig aufgehoben und gewöhnlich im versammleten Rathe angezündet, wenn eine die verbundene Nation betreffende Materie vorkommt, und jedes Mitglied des Raths thut wenigstens einen Zug daraus. Dabey werden sie noch ausdrücklich an den Bund erinnert, und an die Zeit, da er geschlossen worden.

Bey Erneuerung eines Bündnisses ist die Hauptsache, daß die Freundschaftsbelte, deren Anzahl auf 20 bis 30 und mehrere steigen kann, gegen einander ausgewechselt werden. Der Hauptbelt ist weiß, mit 2 schwarzen Reihen eingefaßt, und hat an jedem Ende einen schwarzen Fleck. Durch diese werden die 2 Nationen vorgestellt, und der ganz weiße Streif soll anzeigen, daß die Straße von der einen Nation zur andern von Sträuchern, Bäumen und Steinen gereinigt und aller Anstoß weggeräumt

und

auf die [illegible] und Beweisen [illegible] sey.
Dergleichen Feyerlichkeiten sind immer mit Sängen begleitet, und währen oft [illegible] bey vielen Völkern, hatten jeder mit einem [illegible] begleitet wird, etliche Tage. Zum Schlusse bedienen sich die [illegible] insgemein des Ausdrucks, daß die Freundschaft dauren soll, solange Sonne und Mond scheinen, und auf- und untergehen, solange die Sterne am Himmel stehen, und die Flüsse mit Wasser fließen.

Geschichte

der Mission unter den Nord-Amerikanischen Indianern.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Anfang einer Brüder-Mission unter die Indianer in Nord-Amerika.

Unter heidnische Nationen, und insonderheit unter vorbeschriebene Völker das Evangelium zu bringen, ihnen den Rath GOttes von ihrer Seligkeit zu verkündigen, und damit eine bleibende Frucht unter ihnen zu schaffen, war kein geringes Unternehmen. Jedoch wurde in der evangelischen Brüder-Unität schon im Jahr 1727, und also bald nach ihrer Erneuerung, an die Bekehrung der Heiden ins ganze ernstlich gedacht; denn die Brüder glaubten einmüthig, daß sie von GOtt mit dazu berufen wären, den heidnischen Völkern, und vornemlich solchen, um deren Heil sich für die Zeit sonst niemand bekümmerte, das Evangelium von JEsu Christo zu verkündigen.

Nach vielfältigen und angelegentlichen Ueberlegungen wurden im Jahr 1732 die ersten Heidenboten aus der Brüder-Unität nach der Dänisch-Westindischen Insel S. Thomas, und im folgenden Jahre etliche Missionarien nach Grönland abgesendet, deren Bemühungen GOtt, wie aus der Geschichte derselben bekannt ist, mit reichem Segen gekrönet hat.

Nicht lange hernach fand sich auch eine Veranlassung auf eine Mission unter die Indianer in Nord-Amerika anzutra-

zutragen. Denn als den bekannten Schwenkfeldern auf hohen Befehl, die Räumung der Chursächsischen Lande angedeutet werden sollte, so entschlossen sich diejenigen, die seit dem Jahre 1725 in Berthelsdorf, einem dem Herrn Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf zuständigen Landgute in der Oberlausitz, aufgenommen worden, nach Georgien in Nord-Amerika zu ziehen, und der Herr Graf bemühete sich sogleich, ihnen in London bey den Vorstehern der Georgischen Kolonie freye Ueberfahrt und gute Aufnahme auszuwirken. Darauf reisten sie im Jahr 1734 aus der Oberlausitz ab. Als sie aber nach Holland kamen, wurden sie anderes Sinnes, und gingen nach Pensylvanien. Die Vorsteher der Georgischen Kolonie, welche die Unterhandlung mit dem Grafen von Zinzendorf deswegen nicht abbrechen wollten, erboten sich, ihm ein Stück Landes in Georgien einzuräumen, um es durch Brüder anbauen zu lassen. Das wurde angenommen, weil man sich die Hoffnung machte, durch dieses Mittel unter die dortigen Indianer, sonderlich die Creeks, die Chikasaws, und die Cherokeesen zu kommen, und so entschlossen sich auch einige Brüder, dahin zu gehen. Die erste Gesellschaft ging unter der Anführung der Brüder Johann Töltschig und Anton Seyffart, im November 1734 von Herrnhut ab, nachdem sie von der Gemeine herzlich gesegnet worden, und von gedachtem Herrn Grafen eine schriftliche Instruction bekommen hatten, worin er ihnen vornemlich empfahl, sich der weisen Leitung GOttes in allem kindlich zu überlassen, übrigens über ihrer Gewissensfreyheit fest zu halten, sich aber vor allem Disputiren über Religionssachen sorgfältig zu hüten, immer vor Augen zu haben, daß sie von GOtt in ihrem Herzen Trieb und Beruf bekommen, mit dem Evangelio Christi unter die Heiden zu gehen, und dabey so viel möglich von ihrer Hände Arbeit zu leben. Wenn sie sich

dann

dann in Georgien etwas eingerichtet hätten, so sollte ihnen ein ordinirter Prediger nachgeschickt werden.

In London fanden sie den zeitherigen Theologum Adjunctum bey der Facultät in Halle, Herrn August Gottlieb Spangenberg, welcher wegen ein und anderer Irrungen und Mißverständnisse, die zwischen ihm und seinen Collegen entstanden waren, beynahe auf eben die Weise, wie vor ihm der Hofrath Wolf, von Halle war entlassen worden. Dieser hatte sich nach seiner erhaltenen Dimission nach Herrnhut gewendet, und war nicht nur ein Mitglied der Brüdergemeine daselbst, sondern auch ein Gehülfe in Bedienung derselben. Jezt aber hatte er den Auftrag, in London mit den Vorstehern der Georgischen Kolonie und dem General Oglethorpe, damaligen Gouverneur dieser Provinz, wegen ihrer Ueberfahrt und dortigen Einrichtung das nöthige zu reguliren. Der würdige General verschaffte ihnen den Vorschuß, dessen sie zur Reise und andern Ausgaben bedurften, von den Vorstehern aber wurden ihnen Wohnungen in der Stadt Savannah, und etwas Land dabey zugestanden, bis sie mit Aufräumung einer bestimmten Gegend am Fluß Ogeeche so weit kämen, daß sie sich daselbst nieder lassen könnten; und Spangenberg begleitete sie. Im Frühjahr 1735 langte diese erste Kolonie glücklich in Georgien an, und im Sommer folgte derselben eine ansehnliche Verstärkung unter David Nitschmanns Anführung. Diese Brüder bauten sich nun in der Stadt Savannah an, und GOtt segnete ihren Fleiß dermaßen, daß sie in kurzer Zeit nicht nur für sich selbst bestehen, und das ihnen in London vorgeschossene Geld mit Dank zurückzahlen, sondern auch ihren Nachbarn liebreich dienen konnten. Bey den Vorstehern von Georgien standen sie als ruhige, ordentliche und gottesfürchtige Leute, die keine äußerliche Vortheile, sondern die Errettung der Heiden zum Augenmerk hatten, in gutem

Credit. Man sahe auch wohl ein, daß es zum Besten des Staats viel beytragen müßte, wenn die dortigen Indianer, als die eigentlichen Bewohner des Landes, durch das Evangelium zu JEsu Christo bekehret würden, und war daher geneigt, solche menschenfreundliche Absichten zu befördern und zu unterstützen. Das erste, so die Brüder zur Erreichung ihrer Absicht unter denen in der Nähe wohnenden und zu den Creeks gehörigen Indianern, vornahmen, war die Errichtung eines Schulhauses für die Kinder der Indianer, auf der Insel Irene im Savannah-Flusse, etwa eine Deutsche Meile oberhalb der Stadt. Weil da viele Indianer beysammen wohnten, so bekamen die Brüder dadurch zugleich Gelegenheit den armen Heiden die grosse Botschaft zu bringen, daß sie einen Heiland haben, der sie erlöst und ihnen Freyheit von Sünden und ewige Seligkeit erworben hat. Denn die Indianer, deren viele Englisch verstunden, besuchten sie daselbst gern, und brachten manchmal ihren so genannten König oder Chief Tomo Tschatschi mit, um, wie sie sich ausdrückten, das grosse Wort von ihnen zu hören. Auch sprachen sie den Brüdern in der Stadt Savannah zuweilen freundschaftlich zu, und aus dem Berichte, welchen Spangenberg im Jahr 1736 von dieser Kolonie erstattete, ersahe man, daß die dortigen Indianer ins ganze den Brüdern nicht abgeneigt waren, und zwischen ihnen und andern weissen Leuten, die nur das Ihre suchten, oder unordentlich wandelten, einen genauen Unterschied zu machen wußten.

Es ließ sich also mit dieser kleinen Kolonie recht gut an, sowol in Ansehung ihres Anbaues, als auch in Absicht auf die Heidenbekehrung. Im Schulhause wohnten damals der Br. Peter Rose mit seiner Ehefrau, der Br. Anton Seyffart, Riemer und noch einige Brüder, lebten also mitten unter den Indianern, machten sich viel mit ihnen zu thun, und mit der Erlernung ihrer Sprache ging es nach Wunsch,

Wunsch, wobey ihnen dieses mit zu statten kam, daß Herr Benjamin Ingham, ein Englischer Prediger, welcher mit der zweyten Kolonie nach Georgien gekommen war, und auf der Reise die Brüder besonders lieb gewonnen hatte, sich hier eine Zeitlang bey ihnen aufhielt, und die Schule einrichten und bedienen half.

Im Jahr 1737 wurde der Candidatus Theologiæ Petrus Böhler durch die Vorsteher der Brüdergemeine in Herrnhut von der Universität Jena zum Prediger der Brüderkolonie in Georgien vocirt, und dazu gehörig ordinirt. Er langte im folgenden Jahre daselbst an, der Br. Johann Tölschig aber kam mit oberwähntem Englischen Prediger Ingham nach Europa wieder zurück.

Inzwischen war Spangenberg, nachdem er in Georgien die Brüder eingeleitet, nach Pensylvanien gereiset, ging von da zur Visitation nach S. Thomas, und von hier wieder nach Pensylvanien, wo er sich bis 1739 aufhielt. Durch ihn wurde die Brüdergemeine nun auch auf die heidnischen Völker der dortigen Gegenden, sonderlich die Irokesen oder sogenannten Sechs Nationen aufmerksam gemacht. Seine ersten Nachrichten von denselben hatte er dem Herrn Conrad Weißer, Friedensrichter und ordentlichen Gouvernementsdollmetscher in Pensylvanien, zu danken. Dieser Mann wurde im Winter 1736 von dem Gouverneur und Proprietor von Pensylvanien abgeschickt, mit den Irokesen wegen eines Krieges, der sich zwischen ihnen und den Virginischen Indianern entspinnen wollte, mündlich zu handeln und den Streit beyzulegen. Auf dieser Reise von beynahe 100 Deutschen Meilen hatte er unglaublich viel Ungemach auszustehen, indem er sich bey hartem Winterwetter durch tiefen Schnee, viele Bäche und Flüsse, entsetzliche Wildnisse, größtentheils zu Fuße mit Provision für etliche Wochen auf dem Rücken, durcharbeiten mußte. Zwey India-

ner, die mit ihm unterwegens zusammen trafen und an ihm wahrnahmen, daß er durch die Schwirrigkeiten der Reise niedergeschlagen war, ermahnten ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, denn, sagten sie, durch das, was der Mensch an seinem Leibe leidet, würden seine Sünden abgewaschen. Das Wort griff ihm ans Herz, und er ermannte sich, seufzete zu GOtt und wurde auch gestärkt.

Spangenberg, dem er solches hernach erzählte, berichtete es nach Herrnhut, woselbst diese Aeusserung der Indianer den Wunsch erregte, diesen noch blinden aber doch nachdenkenden Heiden bald sagen zu können, welches das alleinige Mittel sey, wodurch die Menschen von ihren Sünden können abgewaschen werden.

Mittlerweile war die Brüderkolonie in Georgien unvermuthet in ihrem hoffnungsvollen Gange gestört worden. Die benachbarten Spanier suchten die Engländer aus Georgien zu vertreiben. Da nun von letztern auch die Brüder aufgefordert wurden, gegen die Spanier zu Felde zu ziehen, so lehnten sie solches von sich ab, indem sie sich schon in London erklärt hatten, daß sie keine Kriegsdienste thun könnten noch würden. In Bezug auf diese Erklärung thaten sie bey den Vorstehern in London wegen der ihnen geschehenen Zumuthung geziemende Vorstellungen, und wurden auch hierauf von den persönlichen Kriegsdiensten frey gesprochen. Weil aber das Volk über dieser Ausnahme gegen sie aufgebracht wurde, so verliessen einige Brüder, nachdem sie alle ihnen geschehene Vorschüsse baar bezahlt hatten, im Jahr 1738 ihre blühenden Plantagen, und gingen nach Pensylvanien. Die zurückbleibenden ließ man eine Weile in Ruhe; als man sie aber im Jahr 1739, da die Kriegsnoth wieder anging, von neuem wegen der Kriegsdienste beunruhigte, wollten sie nicht abermals klagen, sondern gingen nebst ihrem Prediger Böhler, im Frühjahr 1740 zu ihren Brü-

dern

dern nach Pensylvanien. Hiemit war die Mission in Georgien unter den Indianern, die einen so guten Anfang gehabt hatte, aufgehoben.

Um aber den einmal erlangten Eingang unter die dortigen Heiden, wo möglich zu erhalten, wurde das Ansuchen des Englischen Predigers Whitefield, welcher in den Anstalten, die er in Georgien zu errichten vorhatte, gern einen Bruder zur Hülfe haben wollte, von der Brüdergemeine angenommen, und der Bruder Johann Hagen im Jahr 1740 dahin abgesandt, wobey zugleich die Absicht war, daß er nicht nur die Bekanntschaft mit den Creek-Indianern erneuern und unterhalten, sondern auch mit der Zeit suchen sollte unter die Cherokeesen zu kommen, ihre Sprache zu lernen, und ihnen mit dem Evangelio zu dienen.

Hagen, dem sein Beruf sehr wichtig war, verwendete die Zeit, welche Whitefields Geschäfte ihm übrig ließen, mit aller Treue auf die Indianer-Sache, und suchte erst die Creeks wieder auf, bey welchen die Brüder gewohnt hatten, fand aber niemand zu Hause als Weibsleute; die Männer waren alle mit dem General Oglethorpe gegen die Spanier zu Felde gegangen, und Tomo Tschatschi, ihr König, war todt. Hier war also für die Zeit nichts für ihn zu thun. Desto mehr lagen ihm nun die Cherokeesen am Herzen. Von diesen bekam er aber um Savannah herum keinen zu sehen, denn ihre Wohnungen waren 70 bis 80 Deutsche Meilen von da entlegen, und er konnte sich nicht dahin begeben, ohne Whitefields Dienste zu verlassen, welches gegen seine Anweisung gewesen wäre. Dazu kam die Nachricht, daß die Blattern unter die Cherokeesen gekommen, und in kurzer Zeit einen grossen Theil der Nation weggerafft hätten. Dadurch war das übriggebliebene arme Volk sehr niedergeschlagen worden, und da sie glaubten, die Blattern wären darum über sie gekommen, weil sie sich von den

den weissen Leuten zum Branntweintrinken hätten verführen lassen, so wurden ihnen diese Leute äusserst verhaßt. Unter solchen Umständen wär also der Br. Hagen bey ihnen weder willkommen, noch auch im Stande gewesen, seine Absicht auf einige Weise zu erreichen. Von den 160 Cherokesen aber, die mit gegen die Spanier gezogen, waren viele todtkrank nach Savannah gebracht worden. Diese bediente er eine Zeitlang in ihrer Krankheit, und denen, die Englisch verstunden, predigte er das Evangelium, lernte auch zu dem Ende etwas von ihrer Sprache. Er fand aber ihre Herzen und Ohren verschlossen, und als er sahe, daß alle seine Arbeit vergebens war, verließ er sie.

Zu gleicher Zeit verbreitete sich unter den Europäern Furcht und Schrecken, weil man vernahm, daß die Indianer für einen jeden, der aus ihrer Nation gestorben wäre, einen Europäer tödten und das Land von den weißen Leuten wieder säubern wollten, womit sie auch wirklich auf einer Plantage einen mörderischen Anfang machten. Da nun überdem Herr Whitefield nicht gern sahe, daß Hagen sich so viel mit den Indianern beschäftigte, ihn auch nicht mehr zum Gehülfen bey seinen Erweckten brauchen mochte, weil er der Lehre von der Reprobation, die Whitefield zu predigen anfing, widersprach, so machte er sich auf, und ging ebenfalls nach Pensylvanien.

Inzwischen war Spangenberg im Jahr 1739 aus Pensylvanien nach Deutschland zurück gekommen, und durch sein oben erwähntes Schreiben von dem kläglichen Zustande der Wilden in Nord-America waren sonderlich viele ledige Brüder in Herrnhut aufgeregt worden, ihr Leben dran zu wagen, um diese Heiden durch das Evangelium mit ihrem GOtt und Schöpfer bekannt zu machen. Zwölfe derselben wurden zu Candidaten in der Missionssache ernannt, und einer, Namens Christian Heinrich Rauch, noch im Jahr 1739

von

von Marienborn aus nach Neuyork abgefertigt, um zu sehen, ob und wo er eine offene Thür zu den Indianern finden könnte.

Man trug es dabey auf nichts grosses an, sondern die Anweisung, die der Graf von Zinzendorf als Vorsteher der Brüdergemeinen, mit zu geben pflegte, bestand hauptsächlich darin, daß sie in der Stille Acht haben sollten, ob etwa unter den Heiden einer wäre, den GOtt selbst durch seine Gnade schon zubereitet hätte, ein Wort des Lebens anzuhören und anzunehmen; mit dem möchten sie reden, denn GOtt müsse den Heiden erst Ohren geben, das Evangelium zu hören, und ein Herz es anzunehmen, sonst sey alle Mühe und Arbeit verloren, die man auf sie verwende. Zugleich empfahl er ihnen, sich eigentlich nur mit solchen Heiden einzulassen, die sonst niemand mit dem Evangelio bediente, denn unser Beruf sey nicht, auf fremden Grund zu bauen, oder jemand in seiner Arbeit zu stören, sondern uns der Elenden und Verlassenen anzunehmen. Am 16ten July 1740 kam besagter Missionarius in der Stadt Neuyork an. Ohne einige Kenntniß von dem Volke, dem er das Evangelium predigen sollte, und ohne einmal zu wissen, wo und wie er es aufzusuchen hätte, seines Berufs aber völlig gewiß, hatte er zu GOtt das feste Vertrauen, daß er ihm beystehen, und ihn zu den Heiden führen würde, zu denen er gesendet war. Da er nun in Neuyork gar keinen Bekannten hatte, und bey seiner Ankunft nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, so war es ihm eine ungemein grosse Freude, den Missionarium Friedrich Martin von S. Thomas unvermuthet daselbst zu finden, der ihn bald mit einigen frommen Leuten bekannt machte. Diesen entdeckte er sein Vorhaben, aber anstatt ihn zur Ausführung desselben aufzumuntern, stellten sie ihm vor, daß schon verschiedener evangelischer Prediger oftmalige kostspielige Versuche, die

Indianer zu Christen zu machen, bisher ohne Wirkung gewesen. Sie hätten zwar an einem gewissen Orte eine Kirche, wo ihnen von Zeit zu Zeit gepredigt würde, und einen Schulmeister zum Unterricht ihrer Kinder, sie blieben aber nach wie vor in ihren alten Sünden, und wären insonderheit dem Laster der Trunkenheit eben so sehr ergeben, als jemals. Daher auch ein Europäer, der sich unter ihnen aufhalten wollte, seines Lebens nicht sicher wäre.

Der Missionarius hörte sie, mit Dankbarkeit für ihre treue Meynung, geduldig an, ließ sich aber dadurch keinesweges abschrecken. Voll Zuversicht zu dem, der gesagt hat, daß sein Wort nicht leer zurück kommen, sondern alles ausrichten soll, wozu er es sendet, nahm er seine Zuflucht zum Gebet, und flehete zu GOtt, daß er selbst ihn leiten und führen möchte. Nach einigen Tagen erfuhr er, daß Abgeordnete der Indianer sich in Neuyork befänden, um mit dem Gouverneur Unterhandlungen zu pflegen. Er suchte sie alsbald auf, und hatte die unerwartete Freude, daß er sogleich zur Noth mit ihnen sprechen konnte, indem sie sich in der Holländischen Sprache verständlich zu machen wußten.

Das waren die ersten Heiden, die er jemals gesehen hatte; sie gehörten zu der Mahikander-Nation, sahen wild aus, und waren noch dazu betrunken. Nachdem sie nüchtern worden, suchte er sie wieder auf, unterhielt sich sonderlich mit zweyen von ihnen, Namens Tschoop und Schabasch, und fragte sie gerade zu: Ob sie wol einen Lehrer haben möchten, der ihnen den Weg zur Seligkeit zeigte? Tschoop sagte: ja! er fände bey sich oft eine Neigung zu etwas besserm, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen, und sie lehren wollte, so würde er es gern sehen; sie wären aber arme und auch böse Menschen, doch dächte er, es würde wol

gehen,

gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte. Schabasch sagte ein gleiches. Auf diese Erklärung, die er als einen gnädigen Wink des HErrn ansahe, versprach er ihnen auf der Stelle mit Freuden, daß er mit ihnen reisen, und sie und ihr Volk besuchen wollte; worauf sie ihn mit Indianischer Gravität zum Prediger ihres Volks vocirten. Nach etlichen Tagen aber fand er sie wieder so betrunken, daß sie weder reden noch gehen konnten. Bey einem dritten Besuch traf er sie wieder nüchtern an, und nahm mit ihnen Abrede, daß er vor ihnen abreisen wollte, und sie ihn bey einem gewissen Herrn Martin Hofmann am North-River abholen sollten. Nachdem er aber daselbst einige Tage vergeblich auf seine Begleiter gewartet hatte, ging er in einen benachbarten Indianer-Ort, um sie aufzusuchen, und so verfehlten sie ihn und gingen weiter. Inzwischen erfuhr er, daß sie etwa 5 Deutsche Meilen ostwärts vom North-River an den Grenzen von Connecticut, einer Provinz von Neu-england, an dem Stißiker Berge, in einem sogenannten Indianer-Orte, Namens Schekomeko, wohnten, und machte sich sogleich dahin auf. Ehe er noch hinkam, hatten Tschoop und Schabasch ihn daselbst schon angemeldet, als einen Mann, den sie zu ihrem Lehrer berufen hätten.

Bey seiner Ankunft am 16ten August, nahmen sie ihn dann nach Indianischer Art mit vieler Freundschaft auf. Er hingegen zeigte ihnen gleich den Zweck seines Besuchs ungefähr mit diesen Worten an: Ich bin aus Liebe zu euch über das große Weltmeer gekommen, um euch die Nachricht zu bringen, daß GOtt, unser Schöpfer, uns zu Liebe ein Mensch geworden, etliche 30 Jahre in der Welt gelebt, den Menschen viel Gutes gethan, und sich endlich um unserer Sünden willen ans Kreuz hat nageln lassen, an welchem er sein Blut für uns vergossen hat und gestorben ist, damit wir von unsern Sünden erlöset, durch sein Verdienst selig, und

Erben

Sohne des ewigen Gottes worden; welcher nun ist bald her-nach wieder von den Todten auferstanden und gen Himmel gefahren, und sitzt auf dem Throne seiner Herrlichkeit; aber er ist dennoch immer bey uns, obgleich wir ihn mit leiblichen Augen nicht sehen können, und sucht nichts anders, als uns Liebe zu beweisen etc. Diesem Vortrag hörten sie mit vieler Aufmerksamkeit zu, und wie es schien, mit Eindruck [illegible]

Wie er aber den andern Tage wieder mit ihnen davon reden wollte, so mußte er zu seiner Wehmuth bemerken, daß es seinen Zuhörern lächerlich vorkam; ja zuletzt verlachten und verspotteten sie ihn ins Angesicht. Er blieb aber auch standhaft, und besuchte die Indianer alle Tage in ihren Hütten, hielt ihnen unermüdet die gänzliche Verdorbenheit ihres Herzens und ihre Blindheit in geistlichen Dingen nachdrücklich vor, und pries ihnen die Gnade GOttes in Christo JEsu, und den Glauben an sein Versöhnungsopfer, als den alleinigen Weg an, auf welchem ihnen könne geholfen werden. Doch schien es im Anfang, nach seinem eigenen Ausdruck, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte. Der Erfolg aller bisherigen Bemühungen anderer Prediger, sowol von der Englischen als auch von der Römischkatholischen Kirche, bestätigte nur zu sehr die ihm von den Mennonistischen Freunden ertheilte Nachricht. Ein Englischer Prediger in Sharon ließ sichs sogar nicht verdrießen, ihnen sowol auf Englisch, als auf Indianisch zu predigen: es war aber greulich anzusehen, wie das Saufen, nebst andern Lastern bey seinen Leuten im Schwange blieb, und Mord und Todschlag häufig vorkam. Dabey wollten sie von Christo durchaus nichts hören, sondern lachten und spotteten seiner. So war es unter den Mahikandern, und nicht besser sahe es unter den Irokesen aus, deren viele sich

mit

mit Rosenkränzen und Kreuzen schleppten, und dieselben bloß als eine Zugabe zu ihrem heidnischen Putz behandelten.

Zu diesen traurigen Bedrückungen kam bey unserm Missionario noch äußere Dürftigkeit und Noth. Auf seinen Reisen von einem Indianer-Orte zum andern, die er zu Fuße machte, weil er kein Geld hatte, ein Reitpferd oder ein Fahrzeug zu bezahlen, mußte er oft im dicken Gebüsche so große Hitze ausstehen, daß er schier verschmachten mögen. Niegends wollte man ihn beherbergen, und es ging ihm, wie er selbst sagt, als einem, der etwas sucht und nicht findet.

Doch alles dieses und anderes Leiden vergaß er ganz, als er nach einiger Zeit gewahr wurde, daß das Wort vom Kreuz seine mächtige Kraft zu beweisen anfing. Tschoop, der allerärgste Säufer, wurde zuerst durch die Gnade JEsu Christi angefaßt, und fragte ihn, was doch das Blut des am Kreuze geschlachteten Sohnes GOttes für eine Wirkung habe? Das kostbarste Geschenk hätte dem Missionario damals nicht angenehmer seyn können, als diese aus einem bekümmerten Gemüthe entstandene Frage, bey welcher sein Herz entbrannte und sein Mund von der Kraft des Blutes JEsu übergieng. Bald hernach wurde auch Schabasch erweckt, und der heilige Geist arbeitete kräftig an den Seelen dieser 2 wilden Männer, denen die Thränen von den Wangen rollten, so oft er von JEsu Tod und Leiden mit ihnen redete. Sie bejammerten dabey oftmals ihre Blindheit, daß sie zuvor den Götzen gedient, und vom Heilande nichts gewußt hätten, der sie doch so lieb gehabt habe, daß er für sie gestorben sey.

Diese Beweise der Kraft GOttes wurden ruchtbar. Auch christliche Nachbarn von Schekomeko, sonderlich viele Einwohner von Reinbeck kamen darüber in Bewegung. Sie wurden so begierig, das lautere Evangelium zu hören,

daß

daß ihnen die Missionarius einmal in einer Scheune eine Predigt halten mußten, wovon verschiedene einen bleibenden Segen hatten. So fuhr er ein ganzes Jahr lang fort, und suchte auf alle Weise die armen Heiden zu Christo zu locken und zu ziehen.

Einige weiße Leute aber, denen mit Bekehrung der Indianer nicht gedient seyn mochte, wußten sie so auf den Bruder Rauch, als auf einen Menschen, der sie nur zu betrügen und zu verführen suchte, zu erbittern, daß sie ihn wirklich zu erschießen drohten, wenn er nicht ginge. Er hielt daher für rathsam, sich auf einige Zeit zu entfernen. Ein benachbarter Bauer, Namens Rau, bey dem er Sicherheit suchte, machte ihm anfänglich viele Einwendungen gegen sein Vorhaben, diese wilden Menschen, die wie lebendige Teufel wären, zu Christen zu machen. Als ihm aber unser Bruder sein auf die Kraft des auch für die Wilden vergossenen Blutes JEsu Christi gegründetes Vertrauen bezeugte, und wie er mit seiner Hände Arbeit und dem wenigen, so er von der Medicin verstünde, hier sein Brod zu verdienen gedächte, so gefiel das diesem guten Bauer dermaßen, daß er ihm Wohnung und Kost anbot, wenn er bey ihm bleiben und seine Kinder unterrichten wollte, denn, thät er hinzu, die weißen Leute und wir selbst sind so böse und unwissend, als die Heiden. Der Missionarius nahm dieses als eine Vorsorge GOttes mit Dank an, und war nun Schulmeister. Bey der Treue aber, mit welcher er dieses Geschäfte verrichtete, unterließ er nicht, die Indianer in Schekomeko, täglich zu besuchen, obgleich mit augenscheinlicher Lebensgefahr. Denn die weißen Leute in der Gegend fuhren fort, die Indianer durch allerley böse Nachreden und Lügen immer von neuem gegen ihn aufzuhetzen, und machten ihnen bange, daß er einmal ihre jungen Leute übers Meer führen, und zu Sklaven verkaufen würde, wodurch

durch denn endlich auch Tschoop und Schabasch ganz irre gemacht und gegen ihn eingenommen worden. Etliche Indianer, denen man weiß machte, sie kämen zum Teufel, wenn sie ihn anhöreten, liefen aus Angst davon. So war, wie er selber schreibt, nicht nur Verachtung, Spott und Hohn gleichsam sein tägliches Brod, sondern verschiedene weiße Leute versuchten, ihn mit Schlägen zu mißhandeln, denen er aber mit Gelassenheit auswich. Einige hatten sich vorgenommen, ihn im Busche an einem Baume aufzuhenken; andere bemüheten sich, die Indianer trunken zu machen, damit sie ihn in der Besoffenheit todt schlügen. Und wirklich verfolgte ihn einmal ein Indianer in großer Wuth mit einem Beil, fiel aber darüber ins Wasser, und das war des Missionarii Rettung. Sogar sein lieber Tschoop war gegen ihn so aufgebracht, daß er in der ersten Hitze ihn erschießen wollte. Schabasch verfolgte ihn zwar nicht, suchte aber eine lange Zeit, ihm überall aus dem Wege zu gehen. Indessen ging er doch diesen beyden immer mit besonderer Liebe nach, betete für sie, und säete überhaupt das Wort GOttes mit Thränen, war dabey vorsichtig, ließ sich aber doch in dem herzlichen Vertrauen zu seinem allmächtigen Beschützer durch nichts stören, und handelte mit einem guten Gewissen, freymüthig und getrost, wie man dieses auch aus einem Briefe von ihm sehen kann, worin er sich unter andern so ausdrückt: "Ich bin das unwürdigste Glied der Brüdergemeine, weiß auch, daß unser Heiland mich nicht nöthig hat, und doch würdigt er mich, sein Diener zu seyn. Ich fühle mich dabey so schwach, wie ein Wurm, und schäme mich oft vor dem Heilande über meine Armuth und Untüchtigkeit; stünde er mir nicht täglich und stündlich bey, so würde ich bey dem starken Widerstande des Satans schon längst stecken geblieben seyn. Der HErr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freylich muß ich

glau-

glauben, was jezt unmöglich zu seyn scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe GOttes werden sollte, siehet man noch gar nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des HErrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für JEsum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des HErrn Wort, troz allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können, u. s. w.

In dieser kindlichen Zuversicht ward er auch nicht beschämt. Nach und nach kamen die Indianer durch seine anhaltende Unerschrockenheit und sein liebreiches herablassendes Wesen auf andere Gedanken. Oft war er halbe Tage in ihren Hütten, aß und trank mit ihnen, und zuweilen schlief er mitten unter ihnen in gröster Gemüthsruhe recht sanft ein. Dieser leztere Umstand sonderlich, machte einen grossen Eindruck auf den mehrerwähnten Tschoop. Als derselbe ihn einmal in seiner Hütte so sanft schlafen sahe, konnte er sich, wie er es nachher selbst bezeugte, des Gedankens nicht erwehren: "Der Mann ist gewiß kein böser Mann, er fürchtet ja kein Uebel, sogar von uns nicht, die wir doch so wild sind, sondern da schläft er in aller Ruhe, und setzt sein Leben so in unsre Hände." Durch weiteres Nachdenken ward er endlich völlig überzeugt, daß alle bisher durch die weissen Leute von diesem Manne verbreiteten Nachrichten schlechterdings Verleumdungen seyn müßten. Diese seine Ueberzeugung brachte er denn auch seinen Landsleuten bey, und nun währte es nicht lange, so war das Vertrauen zwischen ihnen auf beyden Seiten völlig wieder hergestellt. Sie hörten auch wieder mit Begierde zu, wenn er von der Liebe JEsu zu armen Sündern redete, und fingen an, am Evangelio Geschmack zu bekommen.

Der

Der Missionarius hatte also das Vergnügen, zu sehen, daß seine Arbeit in dem HErrn nicht vergeblich war; verschiedene wurden durch sein Wort kräftig gerührt, und Tschoop war nun auch wieder der erste, der ihm die Thränen abwischte, indem er ihm zu seiner innigsten Freude mit vielem Kummer bezeugte, wie er die Kraft des Blutes JEsu an seinem Herzen zu erfahren wünschte. Man kann denken, wie willkommen dem Bruder Rauch diese Eröffnung war, und mit welchem Nachdruck er diesem bekümmerten Sünder das Wort der Versöhnung wird verkündigt haben, welches sich denn auch bald mit einer solchen Kraft an ihm bewies, daß er in der Folge nicht nur an JEsum gläubig, sondern auch ein gesegneter Zeuge unter seiner Nation wurde.

Die Veränderung, die mit diesem Manne vorging, war sehr auffallend, denn er hatte vorher jederzeit bey allen Zusammenkünften den wildesten abgegeben, und sich durch seine Ausschweifungen sogar zum Krüppel gemacht. Er selbst erzählte nachher einmal in einer Gesellschaft die Veranlassung zu seiner Erweckung mit folgenden Worten: "Brüder! ich bin ein Heide gewesen, und bin unter den Heiden alt worden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweisen, daß ein GOtt sey. Da sagten wir: Ey! meynest du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo du her gekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger, und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, sagte er, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr! denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als deine eigne Leute? Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte,

und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des HErrn des Himmels und der Erde: der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen, und aus dem Elende reißen will, in dem du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch worden, hat sein Leben für die Menschen gegeben, und sein Blut für sie vergossen, u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Bret, und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: Ey! was ist das für ein Mann? Er liegt da, und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen, und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: das ist etwas anders, und verdollmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns, durch GOttes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder! predigt den Heiden Christum, und sein Blut, und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen. Nachdem nun Tschoop dem Evangelio gehorsam worden, so wurde auch Schabasch wieder ganz gewonnen. Die Kräfte der Finsterniß waren zwar noch immer überaus geschäftig, die Indianer überhaupt im Dienste der Sünde zu erhalten, und besonders den Tschopp und Schabasch von dem guten Wege wieder abzubringen, aber die Gnade JEsu behielt doch die Oberhand, so daß sich in kurzer Zeit ein hübsches Häuflein von solchen sammlete, die ihren unseligen Zustand einsahen, und sich herzlich sehnten, aus demselben errettet zu werden. Und das waren nicht blos gute Rührungen, sondern sowol in Schekomeko, als auch in Wachquatnach, Pachgatgoch und andern benachbarten Indianer-

Orten

Orten wurden gar viele von der Wahrheit der Evangelischen Lehre in ihren Herzen kräftig überzeugt. Sie kamen fleißig zu den Versammlungen, und bey verschiedenen hatte es die Wirkung, daß sie ihr böses Leben änderten.

Auch bemühete sich der Missionarius, Indianische Kinder, Jünglinge und Männer mit der Holländischen Sprache noch bekannter zu machen, und sie im Lesen zu unterrichten, damit sie seine Worte desto richtiger fassen und ihren Landsleuten verdollmetschen könnten. Im Junio 1741 that er seinen ersten Besuch bey den Brüdern in Pensylvanien; wo unterdessen die Brüder und Schwestern, welche, wie oben gemeldet worden, Georgien verlassen hatten, glücklich angekommen waren, und sich, auf Ersuchen des obgedachten Englischen Methodisten-Predigers Whitefield, eine Zeitlang auf dem Lande aufhielte[illegible]ches er erkauft hatte, um eine Schule für die Neger[illegible]ichten. Das zu erbauende Haus, zu welchem er den Grund wirklich legte, nannte er Nazareth, wovon die ganze Baronie noch jezt ihren Namen hat. Die Brüder aber sollten nach seinem Wunsche den Bau vollends besorgen, welches sie auch übernahmen, ob es gleich mit großer Gefahr verknüpft war, denn die Indianer, die von dem gekauften Lande nicht weichen wollten, trachteten den Brüdern nach dem Leben. Herr Whitefield that indessen eine Reise nach Georgien, kam gegen das Ende des Jahres 1740 mit solcher Widrigkeit gegen die Brüder zurück, daß er sie nöthigte wegzuziehen.

GOtt aber hatte schon anders für sie gesorgt. Ein angesehener Kaufmann bot ihnen ein Stück Landes zu Kauf an, welches etwa 2 Deutsche Meilen von Nazareth nach Süden zu, in den sogenannten Forks of Delaware, an der Lecha, einem Arme des Delawar-Flusses, gelegen ist. Da nun eben der Bischof David Nitschmann mit einer Gesellschaft aus Europa im December 1740 bey ihnen angekommen

nien war, so faßten sie den einmüthigen Entschluß, gedachtes Stück Land zu kaufen, und sich daselbst anzubauen.

Die Gegend war wüst und waldicht, 15 Deutsche Meilen von der nächsten Stadt abgelegen, und hatte nur 2 einzelne von Europäern bewohnte Häuser, ein paar Englische Meilen über dem Fluß, zu Nachbarn, sonst traf man weit und breit nichts an, als zerstreuete Hütten der Wilden.

Hier nun wurde nach und nach durch den anhaltenden Fleiß der Brüder, die man von Zeit zu Zeit aus Europa verstärkte, der Gemeinort Bethlehem erbauet.

Nach einiger Zeit bot Herr Whitefield seine Baronie Nazareth den Brüdern an, die sie auch kauften, und das Haus vollends ausbaueten, worauf auch hier eine Brüderkolonie sich niederließ, und mit der Zeit Nazareth ebenfalls zu einem lieblichen Gemeinorte machte. Die Irrungen, welche mit den Indianern wegen des Besitzes dieser Baronie entstanden waren, und die weit aussehend zu seyn schienen, wurden endlich theils durch Nachgeben der Brüder, um sich den Zugang zu den Herzen der Indianer nicht zu verderben, theils durch eine Unterhandlung mit den Irokesen und deren Vermittelung in der Güte beygelegt, wie aus David Cranz Brüderhistorie und August Gottlieb Spangenbergs Leben des seligen Herrn Grafen von Zinzendorf, und den Büdingischen Sammlungen des mehrern zu ersehen ist. Ich habe des Entstehens dieser beyden Gemeinorte hier nur darum mit wenigem gedacht, weil nicht nur das Aeltestencollegium dieser Gemeinen auch die Mission unter den Indianern bis daher zu berathen, zu unterstützen und in aller Absicht zu besorgen gehabt hat, sondern auch diese Gemeinen selbst von ihrem Anfange an mit den Indianer-Gemeinen und ihrem Gange in der genauesten Verbindung gestanden, und an ihrem Ergehen den allernächsten Antheil genommen haben.

Zu der Zeit, da unser Missionarius in Bethlehem besuchte, d. i. im Sommer 1741, waren noch viele Indianer von der Delawar-Nation in derselbigen Gegend, die sich gegen die Brüder nicht sehr freundlich bezeigten. Diese aber ergriffen alle Gelegenheit, ihnen Liebes und Gutes zu erzeigen, und einige Brüder machten es zu ihrer Sache, ihnen den Heiland bekannt zu machen, insonderheit machte sich Christian Frölich mit ihrem sogenannten Capitain Jan, der etwas Englisch konnte, viel zu thun. Dieser gewann ihn so lieb, daß er ihm seinen elfjährigen Sohn schenken wollte. Auch bat er ihn einmal zu einem großen Gastmahl, wo es ziemlich wie bey einer in dem ersten Theil dieser Geschichte beschriebenen Opfermahlzeit zugieng. Nach dem Essen, welches mit vollstimmigem Indianer-Gesang geendigt wurde, fragte der Capitain den Bruder Frölich, wie es ihm gefallen hätte? Frölich antwortete: wenn ihr den Sohn GOttes kennetet, von welchem ich dir gestern etwas gesagt habe, da würdet ihr eine ganz andere Liebe und Freude empfinden. — Sogleich erzählte der Capitain seinen Gästen in ihrer Sprache, was der Bruder ihm vom Heilande verkündigt hatte. Frölich that noch mehreres hinzu. Sie erstaunten über diese ihnen ganz neue Sache, und es ward eine allgemeine Stille. Endlich sagte Frölich: Ihr habt gebetet und gesungen, erlaubt mir nun auch zum Sohne GOttes zu beten, vielleicht gibt er euch etwas in euren Herzen zu empfinden, wenn ihr gleich meine Worte nicht versteht. — Von Herzen gern, war ihre Antwort, und gleich kehrten sie die Hütte rein. Frölich kniete in der Mitte hin, und flehete zu GOtt unserm Heilande, er möchte sich doch dieses armen Volkes, für welches er auch gestorben sey, erbarmen. — Dabey wurde ihm sein Herz so weich, daß er viele Thränen vergoß, und manche Indianer weinten mit ihm. Einer gab

ihm hernach die Hand und sagte, er habe etwas in seinem Herzen gefühlt.

Ich komme nun wieder auf unsern Missionarius Rauch, welcher, nachdem er sich in Bethlehem mit den Brüdern in der Liebe und im Glauben gestärkt hatte, wieder auf seinen Posten zurück kehrte; der Bischof David Nitschmann, der als Visitator die Heiden-Mission zu einem Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit zu machen hatte, ging mit ihm, um die aufgehende Saat und Gnadenarbeit unter den Indianern selber zu sehen; und er fand viele Ursach, sich über den Segen des Evangelii daselbst zu freuen, bezeigte auch den Brüdern bey seiner Zurückkunft sein herzliches Vergnügen über das, was er in Schekomeko gefunden hatte.

Die Brüdergemeine war inzwischen darauf bedacht, dem Missionario bey diesem hoffnungsvollen Werke Gehülfen zuzugeben. Unter den aus Georgien weggezogenen Brüdern wurde Martin Mack, nachheriger Bischof und Aufseher der Mission unter den Negern auf den Dänisch-westindischen Inseln, dazu bestimmt, und im October 1741 kamen die Brüder Büttner, Pyrläus und Wilhelm Zander zu eben dem Zweck aus Europa in Pensylvanien an.

Indeß setzte der Bruder Rauch seine Arbeit sowol bey den Wilden als auch bey den Kindern seines Hauswirths, treulich fort, und die Aeußerungen der armen Wilden, die über ihren elenden Seelenzustand bekümmert waren, erhielten und stärkten ihm den Muth. Unter andern hatte er die Freude, daß ihm der Indianer Tschoop aus eigner Bewegung einen Brief an die Brüder in Pensylvanien diktirte, wovon folgendes ein Auszug ist: "Ich bin ein armer wilder Heide gewesen, der 40 Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden; und weil ich nichts

von

von dem Heilande gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jezt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereuet. Als ich hörte, daß er auch der Heiden Heiland wäre, und ich ihm mein Herz noch schuldig sey, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder waren meine Feinde, und der gröste Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sey nicht so gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihren Gott glaubte. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie sagte, denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht, wie ein Mann, und mit Wampom ausgestückt; weil sie die älteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir habens gethan, so lange, bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamme sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stünde, und mir predigte. Jezt fühle ich, daß ichs glaube, daß der Erlöser mir helfen kann mit seinem Blute, und kein anderer. Ich glaube, daß er mein GOtt und mein Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuze gestorben ist. Ich wäre gern getauft, und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich bey Wintertagen nicht fort, ich werde aber im April oder May zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor noch lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop.“

Zu Ende des Jahres 1741 kam der Graf von Zinzendorf als Ordinarius der Brüdergemeine nach Pensylvanien, um sowol die dasigen Anstalten der Brüder ins ganze, als auch

insonderheit ihre Arbeit unter den Heiden in Augenschein zu nehmen.

Bald nach seiner Ankunft wurde der Bruder Gottlob Büttner, zu dem Brüder Rauch nach Schekomeko geschickt, ihn zu besuchen, und zu dem Brüder-Synodo, welcher in Oly gehalten werden sollte, einzuladen. Dieser Zuspruch ermunterte denselben gar sehr, und Büttner verbrachte hier 10 Tage mit großem Vergnügen, und mit Erstaunen über den Anfang eines so herrlichen Werkes GOttes unter so wilden Heiden. Am 14ten Januar 1742 hielt Bruder Büttner an 32 Indianer seine erste Predigt über Col. 1, v. 13. Er hat uns errettet von der Obrigkeit der Finsterniß u. s. w.

Als die Wilden hierauf hörten, daß diese beyden Brüder nach Pensylvanien reisen würden, baten Schabasch, Seim und Kiop um Erlaubniß, sie begleiten, und die Brüder in Pensylvanien besuchen zu dürfen, welches ihnen auch zugestanden wurde. Tschoop konnte, weil er lahm war, zu seinem grossen Leidwesen die Reise dasmal nicht mitmachen. Die Brüder gingen also am 22sten Januar mit gedachten 3 Indianern von Schekomeko ab. Weil sie zu Fuße reisten und Indianer bey sich hatten, wollte man sie an verschiedenen Orten nicht herbergen, an andern spottete man ihrer, und ließ sie theuer bezahlen. Indessen half GOtt ihnen überall durch, und am 9ten Februar trafen sie über Philadelphia glücklich in Oly ein.

Hier hatte sich schon der Graf von Zinzendorf mit vielen Lehrern und Arbeitern aus verschiedenen Gesinnungen zu einer Conferenz eingefunden. Auf diese Gesellschaft machte die Erscheinung der 3 Indianischen Gäste, die von Gnade GOttes und von der Liebe JEsu sehr angethan waren, einen ganz eignen Eindruck. Bald nach ihrer Ankunft fanden sich einige Delawaren zu ihnen, denen gedachte

3 In-

3 Indianer alsobald von JEsu Christo, ihrem HErrn und GOtt, predigten, wie derselbe sein Blut zu ihrer Erlösung vergossen habe; gegen die Brüder aber bezeigten sie ein grosses Verlangen, getauft zu werden. Da sie nun das Evangelium von Herzen angenommen, auch in den Heilswahrheiten treuen Unterricht genossen hatten, und sich nach der Gnade im Blute JEsu ernstlich sehnten, so wurden sie fürs erste zu Taufkandidaten erklärt, und bald darauf ward beschlossen, sie nicht lange warten zu lassen, sondern sie in Gegenwart der vorgedachten Versammlung der heiligen Taufe theilhaftig zu machen.

Den 11ten Februar 1742 war der zu dieser Handlung bestimmte und für diese Mission unvergeßliche Tag. Gleich frühe unter dem gemeinschaftlichen Gebete ließ sich das Daseyn GOttes aufs innigste fühlen. Nach demselben aber kamen einige übelgesinnte Leute aus der Nachbarschaft, und machten einen solchen Lärm, daß beynahe alles aus einander gegangen und die bevorstehende wichtige Handlung verhindert worden wäre. Die Ruhe wurde aber wieder hergestellt, und Nachmittags wurden erst der Missionarius Christian Heinrich Rauch und sein ernannter Gehülfe Gottlob Büttner von den beyden Bischöfen der Brüderkirche, dem Bruder David Nitschmann und dem Grafen von Zinzendorf, mit Handauflegung zu Kirchendienern ordinirt. Hierauf machte man, weil in Oly keine Kirche war, in eines gewissen Herrn van Dirks Scheune die nöthigen Anstalten zur Taufhandlung, die der Missionarius Rauch verrichten sollte. Die versammlete Gesellschaft nahm die Täuflinge in ihre Mitte, weihete sie mit herzlichem Gebet und Flehen unserm HErrn JEsu Christo zum ewigen Eigenthum; und so taufte obbenannter Bruder, mit innigster Bewegung seines Herzens, die 3 Erstlinge aus den Nord-Amerikanischen Indianern im Namen des Vaters und des Sohnes

und des heiligen Geistes, und nennte den Schabasch Abraham, den Seim Isaak und den Kiop Jakob.

Die mächtige Gnade GOttes, die bey dieser heiligen Handlung waltete, erfüllte alle Anwesende mit Ehrfurcht und Freude, und die Wirkung, die sie auf die getauften Indianer hatte, war jedermann zum Erstaunen. Ihre Herzen waren davon so voll, daß sie nicht schweigen konnten, sondern allen weissen Leuten, die zu ihnen in ihre Hütte kamen, die ihnen wiederfahrne grosse Wohlthat verkündigten. Sonderlich aber predigten sie einer Gesellschaft Delawaren, die sich in der Gegend aufhielt, und nicht ohne göttliche Fügung gerade damals wieder nach Oly kam, eine ganze Nacht hindurch, so daß, wenn einer aufhörte, der andere wieder anfing, und ihr feuriges Zeugniß von JEsu setzte alle ihre Zuhörer in grosse Verwunderung. Bald hernach zogen die Neugetauften wieder ihre Straße, fröhlich und wohlgemuth, gingen mit dem Bruder Rauch erst nach Bethlehem, waren einige Tage daselbst zu vielem Segen, und kehrten dann, als Brüder, voll Geist und Feuer, mit ihrem geliebten Lehrer nach Hause, woselbst sie unter ihren Verwandten und Landsleuten zu nicht geringem Eindruck von der Gnade zeugten, die GOtt ihnen gethan hatte.

Am 16ten April desselben Jahres war die erste sacramentliche Handlung in Schekomeko, mitten unter den Wilden, da der Missionarius die Freude hatte, seinem lieben Tschoop die heilige Taufe anzudienen, wobey er ihm den Namen Johannes gab. Dieser Mann, welcher ehedem wie ein fürchterlicher Bär aussahe, war nun wie ein Lamm, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne über die gewaltige Kraft von GOttes Wort und Sacrament zu erstaunen. Diese Taufhandlung, das Gerücht davon, und vornemlich die grosse und in allem Betracht merkwürdige Veränderung der 4 Neugetauften erfüllte die Wilden weit und breit mit

Verwunderung, wie sich denn auch in Ansehung des Blicks und ganzen Wesens zwischen den unbekehrten Indianern und den Gläubigen ein in die Augen fallender Unterschied zeigte. Nun griff das Feuer des Evangelii um sich, zündete viele Herzen der Heiden an, und es war eine Lust zu sehen, wie sie 5 bis 6 Deutsche Meilen weit, aus verschiedenen Orten zum Besuch nach Schekomeko kamen, um den Prediger zu hören, welcher von einem GOtt redete, der ein Mensch geworden sey, und die Indianer so lieb gehabt habe, daß er, um sie vom Teufel und der Sünde zu befreyen, sein eigen Leben aufgeopfert habe. So drung unsers Bruders männliches und standhaftes Zeugniß von JEsu Versöhnung, welches die Neugetauften mit dem übrigen immer bekräftigten, überall durch, und es hatte das Ansehen, daß in diesen Gegenden ein reicher Schmerzenslohn für unsern Heiland würde gesammlet werden.

Unter den Getauften war der Wachsthum in der Gnade beym Johannes besonders merklich; auch hatte er eine vorzügliche Gabe, sich einfältig, deutlich und treffend auszudrücken. In einem Schreiben an den Grafen von Zinzendorf äußerte er sich über seinen vorigen Zustand unter andern so: "Das erste Gefühl habe er bey der Predigt von dem Blute JEsu in sein Herz bekommen, und dabey gedacht: "Das muß etwas seyn;" denn sein Herz sey allemal darüber warm geworden. Sein Lehrer habe ihm auch immerfort gesagt, daß niemand, als der gekreuzigte Heiland ihm helfen könne, und auch gern wolle, wenn er sich nur helfen ließe; er habe aber noch viele andere Dinge so lieb gehabt, daß er gedacht habe, es sey nicht möglich, dieselben fahren zu lassen. Er habe sehr fest an der Creatur gehangen, sey voll Eigenliebe, und der Bauch sey sein Gott gewesen; zugleich habe er sich vor den Menschen gefürchtet, bis es ihm offenbar geworden, daß, wenn er sich nicht von

gan=

ganzem Herzen an den Heiland übergäbe, um des Unglaubens willen verdammt werden würde, u. s. w. Einen andern Brief an den Grafen, worin er die Unruhe und Traurigkeit noch umständlicher beschreibt, in welche er über sein ehemaliges schreckliches Leben gerathen, schließt er mit folgenden Worten: "Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm fühlte, so wünschte ich mir sogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch, und dich, und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch, und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsre Brüder immer von seinen Worten etwas bekannt machen; es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau acht, so zu seyn, wie es in der Bibel steht; das ist leicht. Es gibt Menschen, die sagen: Die Bibel ist schwer; aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre, es ist mir alles süß und leicht; drum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll; noch weiß ich nichts, als daß es leicht und süß ist, und ich weiß auch nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle.

Johannes, dein Bruder.

Der Bruder Gottlob Büttner, welcher noch nicht nach Schekomeko ziehen konnte, that indessen doch, was er konnte, um die Ausbreitung des Evangelii unter den Indianern zu befördern, indem er theils von Bethlehem aus einige Besuchreisen ins Land vornahm, theils sich angelegen seyn ließ, die Indianer, welche in Bethlehem besuchten, mit dem Worte GOttes zu bedienen. "Ich denke oft,

schrieb

schrieb er einmal, mit Herzensbewegung an meine lieben Brüder in der Gemeine, und wünsche, daß sie alle ganze Leute werden mögen, weil noch so viele Orte sind, wo der Heiland gar nicht genannt, viel weniger erkannt wird. Wenn hier in Amerika allein noch 200 Boten wären, so würden doch noch viele Plätze übrig bleiben, für die das große Heil auch gehört, u. s. w.

Zweyter Abschnitt.

Reisen des Grafen von Zinzendorf unter die Indianer. Einrichtung der ersten christlichen Indianer-Gemeine.

In eben diesem Jahre 1742 that der Graf von Zinzendorf, der sich mit der Bekehrung der Heiden ernstlich beschäftigte, 3 Besuchreisen unter die Indianer.

Ehe er dieselben antrat, waren die Missionarien Friedrich Martin, Gottlieb Israel und Georg Weber aus S. Thomas mit einem ihrer bekehrten Neger-Sklaven, und der Bruder Rauch von Schekomeko mit seinem lieben Johannes in Bethlehem angekommen. Da war es nun dem Grafen ein ganz besonderes Vergnügen, sich mit diesen sonst blinden Heiden, die nun Liebhaber JEsu und selige Menschen waren, zu unterhalten. Nachdem er sich auch mit erwähnten Heidenboten mehrmalen über die Arbeit unter den Heiden besprochen, so reisete er am 24sten Julii von Bethlehem ab, und nahm, nebst seiner Tochter Benigna, 11 Brüder und 3 Schwestern, die theils Englisch und Holländisch, theils etwas Indianisch sprechen konnten, wie auch einen Indianer zum Boten und Dollmetscher mit. Erst kamen sie nicht weit von Nazareth zu dem Indianer Pateini, einem sittsamen und bescheidenen Mann, der gut Englisch redete,

und

und sich fast wie ein Europäer eingerichtet hatte. Seine Erzählung von einigen Opfergebräuchen der Indianer gab den Brüdern Gelegenheit, ihm das für unsre Sünden geopferte Lamm GOttes anzupreisen, wobey er sehr aufmerksam war, und die heilsamen Ermahnungen des Grafen gut aufnahm.

In Clistowacka besuchten sie einen alten Indianer, der von den Seinigen als ein Priester angesehen, und dessen Enkelchen gerade todtkrank war. Ueber dieses Kind betete der Graf und empfahl es seinem Schöpfer und Erlöser. Der Bruder Wilhelm Zander aber, der mit in der Gesellschaft war, verkündigte dem alten Indianer den Rath GOttes von unsrer Seligkeit, und dieser, der Englisch verstand, wiederholte des Bruder Zanders Worte den bey ihm versammleten Indianern in ihrer Sprache, welches sie auch gern zu hören schienen.

In einem andern Indianer-Orte, wo meist Delawaren wohnten, und wo unsre Reisende von einem starken Gewitter durchaus naß ankamen, bot man ihnen des Capitains Hütte aufs freundlichste zum Uebernachten an, in welcher sie sich beym Feuer trockneten, und die folgenden Tage ihre Reise über die blauen Berge, in Begleitung eines unter den Indianern herumziehenden Kaufmanns, Namens Remberger, fortsetzten.

In Pochapuchkung schlugen sie ihre Zelte bey einem Indianischen Arzte auf, der nicht nur alles, was ihm Zander von JEsu Christo, als dem Erlöser der Menschen, sagte, mit Rührung anhörte, sondern auch seine Worte den 12 vor dem Zelte versammleten Indianern nachdrücklich wiederholte.

Den 30sten July kamen sie über ein entsetzlich hohes und fürchterliches Gebirge, an den Fluß Schuilkill. Der Graf, der auf der andern Seite Indianer erblickte, watete

gleich

gleich durch den 2 bis 3 Schuh tiefen Strom, wurde aber von diesen Leuten so kaltsinnig empfangen, daß er ganz betrübt zurück watete. Ein Indianer kam ihm aber nach, um die Gesellschaft hinüber zu bitten, und so ging der Graf zum drittenmal durchs Wasser, hatte aber nicht Ursach es zu bereuen, denn die Indianer begehrten nun das Wort GOttes zu hören, welches ihnen Zander mit Kraft und Nachdruck predigte. Zuletzt besuchte der Graf noch den Indianer-Ort Meniolagomekah, und kehrte von da wieder nach Bethlehem zurück.

Diese seine erste Reise unter die Wilden schien damals wol nicht viel auszutragen, veranlaßte aber doch mehrere Bekanntschaft und Freundschaft mit den Indianern, und nach etlichen Jahren haben sich, nebst dem Indianer, der als Bote mitgegangen war, die meisten Einwohner von Meniolagomekah zum HErrn bekehrt.

Um diese Zeit herum erhielt man ein Schreiben von dem Indianer Johannes an die Gemeine in Bethlehem, in welchem es unter andern heißt:

Meine lieben Brüder und Schwestern!

Ich habe euch sehr lieb. Wie mein Herz ist, das kann ich nicht aussprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe; aber ich sehe, daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das ist, ein rechter armer Sünder zu seyn, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, so bin ich recht selig. Ich merke das sehr wohl, daß kein Vergnügen ist, als bey meinem lieben Heilande, und ich will auch keins mehr haben, als bey ihm. Ich kann mich nicht genug schämen vor meinem lieben Heilande, wenn ich ansehe, was er an mir gethan hat; denn ich war ein sehr böser Mensch, so kalt, wie ein Stück Eis, so todt wie ein Stein; aber sein Blut hat mich weich und warm gemacht. Und das muß ich auch meinen Freunden,

den

then andern Indianern sagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers sage, so werden sie besser in einer Stunde, als ich in zwey Jahren geworden bin: sie fühlen es auch sehr wohl, daß es so seyn muß, denn sie glauben, daß alle Leute, die noch sündigen, noch nicht an den großen Sohn GOttes glauben. Es ist mir nichts wichtiger, als wenn ich etwas höre von dem Blute des Seligmachers. Ich sehe auch, daß es das einzige ist, das die Herzen kann weich machen; ich bin nun da wie ein Stück Holz in seinen Händen: wenn er mich brauchen will, so will ich mich gern brauchen lassen. Ich bin bereit, alles, was in der Bibel steht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That so, daß man alles kann, wenn einem nur der Heiland gnädig ist.

Ich glaube, daß alles, was mir die Brüder sagen, gut ist, und daß es so in der Bibel steht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es so ist. Denn mein Herz ist ein rechtes Buch. Ich finde auch alles das darin geschrieben, was ich meinen Freunden predigen und sagen soll. Ich sehe, daß es sehr nöthig ist, daß wir auch zu einer Gemeine werden, so wie es in der Bibel vorgeschrieben steht, so wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir sind von einer sehr wilden Art; der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorsame Kinder werden, so wird alles gehen, und dazu wolle er uns mit seinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schwestern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder.

Johannes aus den Heiden.

Dieser einfältige Brief war sowol dem Grafen von Zinzendorf als auch der ganzen Gemeine in Bethlehem sehr erfreulich, weil man die selige Veränderung des Herzens dieses noch vor kurzem so wilden Menschen aufs deutlichste

daraus

daraus ersahe, wenn es ihm gleich hie und da noch an dem rechten Ausdruck fehlte. Als der Graf im August dieses Jahres mit Conrad Weißer nach Tulpehokin reisete, begegnete ihm am 14ten eine große Gesandtschaft der Irokesen, es waren Sachems, oder Oberhäupter der Sechs Nationen, welche von Philadelphia zurück kamen. Eine so gute Gelegenheit, obgleich es äußerst unbändige Menschen waren, die erst desselben Tages einen von ihren eignen Leuten erschossen hatten, wollte der Graf doch nicht ungenutzt lassen, und ließ ihnen durch Conrad Weißer sagen, er habe des HErrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sey, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handlung mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Conrad Weißer that von selbst noch hinzu: "Dieses ist der Mann, den GOtt zu den Indianern sowol als zu den weißen Leuten übers Meer gesandt hat, ihnen seinen Willen kund zu thun;" und gab ihnen nach Indianischer Weise zur Bestätigung seiner Worte ein Stück rothes Tuch zum Geschenk. Die Indianer waren anfänglich nicht bey guter Laune, und es sahe zweifelhaft um die Antwort aus. Indem aber kam des einen Gesandten Frau herein, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, welches, sobald es den Grafen erblickte, vor Freuden auf ihn zuhüpfte, und ihm schön that. Zugleich fiel der Vater des Kindes dem Bruder Zander, den er ehedem gekannt hatte, liebreich um den Hals. Das machte auf die übrigen einen so guten Eindruck, daß sie nun zu Rathe gingen. Nach einer halben Stunde kamen die Gesandten der Onondager und Cajuger zu dem Grafen, und redeten ihn also an: "Bruder, du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir

nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen seyn. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsre Worte Wahrheit sind." Hiemit war zwischen den Brüdern und den Irokesen eine Art eines Bundes errichtet, worüber man damals auch darum froh seyn konnte, weil sonst die Irokesen, wegen ihres starken Einflusses auf die übrigen Nationen, dem Laufe des Evangelii am meisten hätten in den Weg legen können.

Nun sehnte sich der Graf, nach Schekomeko zu dem Missionario Rauch zu kommen, und reisete daher am 21sten August mit seiner Tochter Benigna und dem Bruder Anton Seiffart von Bethlehem ab, ging wieder über die blauen Berge durch Menissing und Sopus, wo noch mehrere Brüder und Schwestern, die ihren Weg über Neuyork genommen hatten, zu ihm stießen. Durch schreckliche Wüsten, Wälder und Moräste, wo sie viel Beschwerden ausstanden, kamen sie am 27sten glücklich in Schekomeko an, wo der Missionarius sie mit Freuden in seine Hütte aufnahm. Tages darauf zogen sie in die für sie bereitete Wohnung von Baumrinden ein; das war dem Grafen, nach seinem eigenen Ausdruck, das lieblichste Haus, welches er noch je bewohnt hatte. Seine Dankbarkeit für alles, was er hier von den Beweisen der Gnade JEsu sahe und hörte, war überaus groß, und sein Herz wurde mit der süßesten Hoffnung auf die Zukunft erfüllt. Sonderlich war es ihm angenehm, sich mit den 4 getauften Indianern zu beschäftigen, die ihm, wie er schrieb, täglich neue Freude machten. Als hier ein durchreisender Pfarrer über die Person des Sohnes GOttes mit dem Grafen streiten wollte, lag eben der Indianer Johannes auf dem Boden, weil er krank war, und seufzete zu JEsu Christo, er möchte doch den Pfarrer

lehren,

lehren, wer er sey. O wie wird sich der einmal schämen, sagte er hernach, wenn er unsern HErrn recht kennen wird.

Uebrigens wurden während des Aufenthalts des Grafen in Schekomeko unter andern folgende Punkte festgesetzt:

1) Da die Bekehrung ganzer Nationen noch zur Zeit wahrscheinlich nicht zu erwarten sey, so haben es die Missionarien nicht auf große Haufen anzutragen, sondern, daß man Erstlinge, und an diesen recht gegründete Leute bekomme.

2) Müßten alsdann diese wenigen recht treulich und sorgfältig gepflegt werden.

3) Die Predigt des Evangelii sey für alle, die Lust zu hören haben; aber taufen sollten sie niemand, bey dem sie nicht ein Leben aus GOtt, und einen Herzensglauben an Christum wahrnähmen.

4) Mit dem heiligen Abendmahl sollten sie noch behutsamer handeln, und niemand dazu nehmen, den sie nicht vorher recht bewährt, und dessen Wandel sie nicht dem Evangelio würdig erfunden hätten.

5) Von den göttlichen Wahrheiten sollten sie ihnen nach der Schrift eine deutliche Erkenntniß beyzubringen suchen, doch aber dabey immer dahin sehen, daß ihr Kopf nicht mehr davon faßte, als ihr Herz fühlte und genösse.

6) Auf dringendes Bitten der Getauften sollte nun in Schekomeko, so viel sich's thun ließe, alles so eingerichtet werden, wie in einer apostolischen Gemeine JEsu, nach der Weisheit, die GOtt dazu schenken würde. Dem zufolge sollten

7) gute Ordnungen festgesetzt, bekannt gemacht, und mit Sanftmuth und Ernst darüber gehalten werden.

8) Die 4 Erstlinge aus den hiesigen Indianern sollten auch die ersten seyn, die von den Missionarien als Gehülfen bey dem Werke des HErrn unter ihren Landsleuten gebraucht

brauch[illegible] würden, nicht weil sie zuerst getauft worden, sondern u[illegible] der Gnade und des Geistes willen, so in und auf ihnen ruhete. Johannes solte Indianischer Lehrer und Dollmetscher, Abraham Aeltester, Jakob Ermahner, und Isaak Saaldiener seyn.

Endlich wurde

9) auch beschlossen, daß abermals 6 Wilde, die sich nach der Abwaschung von ihren Sünden herzlich sehnten, getauft werden sollten.

Diesen Entschlüssen gemäß wurde in Schekomeko der Anfang zu einer christlichen Gemein-Einrichtung gemacht, die nöthigen Ordnungen vorgelegt und angenommen, und vorerwähnte 4 Erstlinge als Gehülfen gehörig vorgestellt und dazu mit Handauflegung eingesegnet. Sie waren nach dem Zeugnisse des Grafen wahre Gottesmänner unter ihren Landsleuten, deren Unterredungen er und seine Gesellschaft oft mit Erstaunen beywohnten. Die heilige Taufe verrichtete auch dießmal der Missionarius Rauch, mit Geist und Gnade, an den 6 dazu bestimmten Personen; der wilde Kanbus wurde Timotheus, Kermelok Jonas, Herries Thomas, Abrahams Frau Sarah, Isaaks Frau Rebecka, und Herries Frau Esther genannt.

Die erste von den Brüdern in Nord-Amerika eingerichtete christliche Indianer-Gemeine bestand also in ihrem Anfange aus 10 Personen, deren Herzlichkeit, Treue und Liebe dem Grafen unaussprechlich wichtig, so wie die Achtung, welche ihnen von andern ganz wilden Indianern bezeigt wurde, zur Verwunderung war.

Am 4ten September machte er einen beweglichen öffentlichen Abschied, sang zuletzt in einem großen Kreise verschiedene Verse in Holländischer Sprache, und reisete im Gefühl der zärtlichsten Liebe auf beyden Seiten mit seiner Gesellschaft nach Bethlehem zurück, wohin ihn ei[illegible] [illegible]

ungetaufte Indianer begleiteten. Zwey derselben wurden kurz darauf, nachdem sie auf die vor der ganzen Gemeine an sie geschehene Fragen getrost und erfreulich geantwortet hatten, von dem Grafen und Gottlob Büttner getauft und David und Josua genannt. Das war die erste Heidentaufe in Bethlehem.

Gegen das Ende des Septembers dieses Jahres trat der Graf von Zinzendorf seine dritte Reise unter die Indianer an, und zwar unter diejenigen, welche damals an der Susquehannah, einem ziemlich großen Flusse, der sich in den Chesapeakbay ergießt, hinauf wohnten. Weil an diesem Strome etliche Orte waren, wo Indianer von verschiedenen Nationen beysammen wohnten, so nahm er, um Dollmetscher zu haben, den Bruder Martin Mack und seine Frau, welche die Mahikander-Sprache fertig reden konnte, und die beyden Indianer Josua und David, die das Holländische verstanden, mit sich. Deßgleichen ließ sich Conrad Weißer, der mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer bekannt war, willig finden mitzugehen. Da die Susquehannah in der Herbstzeit gemeiniglich so niedrig ist, daß man durchwaten kann, so nahmen sie ihren Weg zu Lande, und kamen durch dicke Wälder, tiefe Moräste, über unwegsame sehr steile Gebirge, nach vielen Beschwerlichkeiten, am 28sten September in Schomokin, wo viele Indianer wohnten, glücklich an.

Der Graf hatte sich Hoffnung gemacht, den Indianer Schikellimus, einen der obgedachten Irokesischen Gesandten, zu dem er eine besondere Liebe gefaßt hatte, hier zu finden, Conrad Weißer aber hielt das für unmöglich, indem er benachrichtigt war, daß Schikellimus eine Botschaft nach Onondago zu bringen übernommen hatte. Allein er hatte auf dem Wege dahin seine Botschaft einem andern Capitain der Irokesen mitgegeben, und war nach Schomokin

zurück gekommen. Als nun der Graf mit seiner Gesellschaft hier eintrat, kam Schikellimus, ihm zur Freude und Weissern zur Verwunderung, ihnen entgegen. Zum Willkommen brachte ein Wilder dem Grafen eine schöne Melone, dem er dagegen seine Pelzmütze schenkte; Schikellimus aber drückte ihm die Hand einmal über das andere, und suchte darauf von Conrad Weißern den Zweck seiner Reise heimlich zu vernehmen. Weißer sagte ihm, der Graf sey ein Knecht des lebendigen GOttes der Gnade und Barmherzigkeit predige; und Schikellimus war froh, daß ein solcher Bote zu ihren Völkern käme.

Des folgenden Tages kam er in des Grafen Zelt; dieser setzte sich zwischen ihm und Conrad Weißern, und ließ ihn zuvörderst fragen, ob er ihn anhören wollte; sagte ihm darauf, was ihn bewogen habe, die Reise zu thun, und rühmte ihm die Gnade an, die unser HErr JEsus Christus auch den Heiden zu erzeigen bereit sey. Schikellimus antwortete, daß ihm des Grafen Absicht herzlich lieb sey, und er an seinem Theile alles zu deren Erreichung beytragen wolle. Das that er auch treulich, und suchte den Brüdern gefällig zu seyn, wo er nur konnte. Als der Graf eines Tages mit seiner Gesellschaft die Litaney beten wollte, die Indianer aber eben in einer Lustbarkeit begriffen waren, wobey sie mit Trommeln, Musik und wildem Gesange grossen Lärm machten, so ließ er durch Conrad Weißern dem Schikellimus sagen: Die Brüder hätten jezt mit ihrem GOtt zu reden. Sogleich ward auf seine Veranstaltung alles stille.

Am 30sten September reisete der Graf mit seiner Gesellschaft weiter, ließ aber, weil sein Indianischer Begleiter Josua krank worden war, den Bruder Martin Mack mit seiner Frau in Schomokin zurück, ihn zu pflegen. Nachdem nun die Reisegesellschaft unter Schikellimus Zurechtweisung

weisung durch die Susquehannah geritten war, richtete sie ihren Weg nach Ostonwackin, und verbrachte die Nacht im Walde. Des andern Tages begegnete ihnen ein Indianer, welcher neben verschiedenen Indianischen Sprachen auch Französisch und Englisch verstand. Dieser ritt, als sie nahe bey Ostonwackin waren, ohne jemand etwas zu sagen, voraus, und hat wahrscheinlich veranlaßt, daß die Indianer dieses Ortes die Reisenden nach ihrer Art gar freundlich aufnahmen. Hier wohnten damals nicht nur Indianer von allerhand Nationen, sondern auch Europäer, die die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Unter diesen war die alte Frau Montour, eine Französin, die einen Indianischen Kriegsmann geheirathet, ihn aber in einem Kriege gegen die Catawbas verloren hatte. Bey dieser kehrte der Graf ein, und ruhete ein paar Tage aus.

Von Ostonwackin ging Petrus Böhler nebst den Indianern Josua und David zurück nach Bethlehem, und Weißer Geschäfte halber nach Tulpehokin, versprach aber in einer bestimmten Zeit gewiß wieder bey dem Grafen zu seyn. Dagegen war Martin Mack mit seiner Frau von Schomokin wieder gekommen, und reisete mit dem Grafen und dessen übrigen Gefährten nach Wajomick.

Hier wohnten damals die Schawanosen, ein überaus verderbtes, grausames und gegen die Europäer besonders feindseliges Volk, dem die Irokesen diese Gegend darum eingeräumt hatten, um durch sie die Silberminen, die dorten seyn sollen, vor den Europäern zu bewahren. Bey diesen unfreundlichen Wilden schlug der Graf sein Zelt auf, und blieb daselbst 20 Tage. Es zeigte sich auch sogleich, daß sie wirklich dachten, er wäre, wie es von den Europäern gewöhnlich, weltlicher Geschäfte halber, oder in der Absicht Land von ihnen zu kaufen, hingekommen. Er suchte sie wol bald darüber zu bedeuten, aber es blieb doch immer

einiger Verdacht bey ihnen übrig. Indessen ließ er sich dieses nicht hindern, sowol mit ihren Anführern als auch mit andern von ihnen, sich zuweilen von unserm ewigen Heil zu unterreden; er schöpfte auch bey etlichen unter ihnen gute Hoffnung, daß sie das Evangelium nicht vergeblich hören würden; ins ganze aber fand er doch die Herzen noch nicht aufgethan, und sonderlich war ihr Chief oder König sehr widrig. Gleichwol diente ihm dieser Aufenthalt dazu, die armen Wilden näher kennen zu lernen, und je mehr er ihren jämmerlichen Zustand einsahe, desto eifriger betete er für sie zu GOtt unserm Heilande. Wenn er zu dem Ende gern in seinem Zelte allein seyn wollte, durfte er nur den Vorhang zum Eingange mit einer Stecknadel zustecken; alsdann unterstanden sich die Wilden nicht zu ihm hinein zu gehen.

Inzwischen hatten sie doch den Vorsatz gefaßt, ihn und seine Gesellschaft umzubringen. GOtt aber verhütete es, denn auf einmal wurde dem Conrad Weißer, der davon nichts wußte, noch wissen konnte, an einem Orte, wo er über die gesetzte Zeit war aufgehalten worden, so bange, daß er in aller Eile nach Wajomick ging; und kaum war er daselbst eingetroffen, so wurde der mörderische Anschlag der Heiden entdeckt, und zernichtet.

Die Rückreise des Grafen von Wajomick nach dem bewohnten Theile von Pensylvanien war wegen der rauhen Witterung und hoch angelaufenen Gewässer mühselig und langsam, auch oftmals gefährlich; doch langten sie alle unbeschädigt, froh und dankbar am 9ten November in Bethlehem wieder an.

Von hier war indessen der Missionarius Gottlob Büttner mit seiner Frau zu des Bruder Rauchs großer Freude, am ersten October in Schekomeko angekommen. Diese beyden Friedensboten predigten nun gemeinschaftlich und eifrig,

Englisch

Englisch oder Holländisch, und Johannes, Jonathan und andere getaufte Indianer übersetzten und bekräftigten das Wort öffentlich und besonders, mit grossem Nachdruck. Auch hielten die Missionarien öfters Bibelstunden, um ihre Zuhörer nach und nach mit der heiligen Schrift recht bekannt zu machen, und ein jedes durfte dabey fragen und um Erläuterung bitten, welches zum Wachsthum in der heilsamen Erkenntniß nicht wenig beytrug. Zugleich wurde Schekomeko von den benachbarten Orten immerfort stark besucht, und die Indianer waren mit GOttes Wort kaum zu sättigen. Viele Wilde, die zum Theil wie die Thiere gelebt und den stummen Götzen gedient hatten, blutdürstig, und in allen Schanden und Lastern wie ersoffen gewesen waren, hörten nun das Wort von ihrem Heilande und seiner Versöhnung, und manche wurden in den Versammlungen so bewegt, daß sie nicht aufhören konnten zu weinen; einige fielen auf ihre Angesichte, und gaben auf solche und andere Weise zu erkennen, wie sehr die gehörte Wahrheit ihnen ins Herz drang. Was sie bey den Brüdern gehört hatten, das erzählten sie hernach zu Hause treulich und mit Freuden wieder. Ins ganze war es eine ausgezeichnete Gnadenzeit für diese armen Heiden. Verschiedene brachten den Brüdern sogar ihre Kinder, und baten, sie in ihre Pflege zu nehmen; unter andern schenkte ihnen Thomas und Esther ihre kleine Tochter, weil sie glaubten, sie könnten dieselbe nicht gehörig erziehen. Dieses Kind wurde in der Taufe Martha genannt, und ist nachher ein Mitglied der Gemeine in Bethlehem geworden, und war zuletzt Mädchen-Schulhalterin bey der Brüdergemeine in Litiz.

Nachdem noch mehrere auf ihr sehnliches Verlangen die heilige Taufe empfangen hatten, fand man für gut, wöchentlich eine besondere Versammlung mit den Getauften zu halten, in welcher mit ihnen, als Leuten, denen Gnade wie-

verfahren war, geredet, gesungen, gebetet, und gemeiniglich mit dem Friedenskuß beschlossen wurde.

Diese Versammlung zeichnete sich durch das oft recht hinreissende Gefühl der Gegenwart GOttes gar lieblich aus, und hatte einen sehr seligen Einfluß auf den Wandel der Getauften, so daß auch benachbarte Christen dadurch aufmerksam gemacht wurden. So erzählte unter andern Jonathan, daß ihn der oben gedachte Bauer Johannes Rau gefragt habe, wie es doch käme, daß er nicht mehr so eifrig in der Jagd sey, wie sonsten? worauf er ihm geantwortet habe: "Ja, es ist wahr, ich bin nicht mehr so, und will auch nicht mehr so begierig seyn; meine Begierde soll mehr auf den Seligmacher gehen, ihm gehören alle Dinge, und er gibt sie, wenn und wem er will. Ich dachte ehedem auf der Jagd an nichts als ans todtschießen; nun ist mein Herz bey dem lieben Heilande und seinen Wunden; wenn ich aber einen Hirsch schieße, so danke ich GOtt dafür." Ein Wilder, der das mit anhörte, fragte darauf: ob denn der Teufel den bösen Indianern die Hirsche gebe? Und das gab Gelegenheit, von der allgemeinen Liebe GOttes mit ihm zu reden, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen läßt, und allem Fleische sein Futter gibt.

In gedachten Versammlungen der Getauften wurde, nebst andern nöthigen Ermahnungen, auch darauf gedrungen, daß sie fleißig arbeiten sollten, um aus ihren Schulden heraus zu kommen und ihr eigen Brod zu essen; und wenn jemand von ihnen auf irgend eine Weise anstößig wandelte, so unterließ man nicht, ihn mit Evangelischem Ernste zurecht zu weisen.

Am 6ten December 1742 wurde ein eigner Begräbnißplatz für die Getauften eingerichtet, und das Kind Lazara war das erste Korn, das hier gesäet ward. Sechs Tage

hernach

hernach hatten die Missionarien die Freude, 15 Personen auf einmal in JEsu Tod zu taufen.

Gegen das Ende des Jahres kam der Missionarius Martin Mack mit seiner Frau in Schekomeko an, und Rauch reisete darauf nach Bethlehem. Abraham sagte bey der Gelegenheit, daß er sonst gedacht habe, es sey kein solcher Mensch mehr in der Welt, wie Rauch, nun aber sey er zufrieden, wenn nur immer Brüder bey ihnen wohnten.

Mack gewann die Indianer gleich bey seinem Eintritt unter sie so lieb, daß er, wie er selbst schrieb, mit seinem ganzen Herzen an ihnen hing. Das erkannte er als Gnade vom HErrn, und war nicht weniger dafür dankbar, daß GOtt seiner Frau bey den Indianerinnen einen so erwünschten Eingang schenkte, so daß sie besonders Gesellschaften zu Herzensunterredungen mit ihnen anfangen konnte, auf welchen ein eigner Segen ruhete. Den getauften Indianer Johannes rühmte Mack in einem Schreiben als einen gründlichen und muntern Zeugen JEsu, über den er erstaunen müsse, und den Abraham als einen ehrwürdigen, gesetzten und männlichen Bruder, der mit seinem Wandel predige, und auch Gaben erlangt habe, mit Nachdruck von unserm Heilande zu zeugen.

Zu Ende des Jahres 1742 belief sich die Anzahl der getauften Indianer auf 31 Personen, davon die mehresten in Schekomeko, einige aber in Bethlehem, wohin sie fleißig zum Besuch gingen, diese Gnade empfangen hatten. Sie waren sämmtlich von der Nation der Mahikander, denn die Irokesen schienen damals die Predigt des Evangelii mehr bey andern zu befördern, als es selbst annehmen zu wollen.

Uebrigens bemerkten die Brüder schon dazumal, daß sie bey ihrer Arbeit unter den Indianern behutsam und vorsichtig zu Werke gehen müßten; denn ein Theil dieser Heiden hegte eine große Feindschaft gegen alle Europäer, und war dem-

denselben fürchterlich; daher mußten sich die Brüder hüten, daß sie nicht bey christlichen Obrigkeiten in den Verdacht eines heimlichen politischen Einverständnisses mit solchen Indianern kommen möchten. Ein anderer Theil der Wilden, bey welchen sich Franzosen aufgehalten hatten, oder noch aufhielten, war vornemlich den Engländern abgeneigt, und den Deutschen mehr gewogen, weil diese doch, wie sie sagten, ihren Landsmann, den zu Bethlehem im Lande der Franzosen gebornen HErrn JEsum nicht gekreuzigt hätten, wie die Engländer. Hier war also wiederum auf Seiten der Brüder alle Vorsicht nöthig, um allen Schein einer Partheylichkeit zu vermeiden, und weder bey diesen noch jenen anzustoßen.

Dritter Abschnitt.

Der Graf von Zinzendorf reiset zu Anfang des Jahres 1743 nach Europa zurück. Die Mission in Schekomeko erhält mehrere Arbeiter. Lebensart derselben unter den Indianern. Erster Besuch in Pachgatgoch und Potatik. Erstes Abendmahl in Schekomeko. Einweihung der ersten Kirche und bessere Einrichtung der Versammlungen daselbst. Feindselige Bewegungen gegen die Arbeit der Brüder unter den Indianern. Erster Besuch in Freehold und an mehrern Orten.

Die Begierde, mit welcher die Indianer das Evangelium von JEsu Christo annahmen, ließ vermuthen, daß man zur Bedienung dieser Mission in kurzem mehrere Personen würde anstellen müssen. Damit nun die Brüder einerley Grundsätze bey der Verkündigung des Evangelii an

die Heiden, und bey der Pflege der Getauften befolgen möchten, so machte der Graf von Zinzendorf einen Entwurf zu einem Unterricht für die Heidenboten, wobey die heilige Schrift und die damalige Erfahrung der Brüder zum Grunde geleget wurde.

Nachdem nun dieser würdige Herr, alles, was zu der Bekehrung der Heiden für die Zeit in Nord-Amerika von ihm gethan werden konnte, vollendet, und noch den Bruder Joseph Schaw nach Schekomeko, um sich der dortigen Indianer-Jugend als Schulhalter anzunehmen, abgefertigt hatte, so trat er zu Anfang des Jahres 1743 seine Rückreise nach Europa an. Rauch aber, der in Bethlehem geheirathet hatte, kam mit seiner Frau wieder auf seinen Posten zurück, den er nunmehr mit Büttner und Mack gemeinschaftlich bediente. Nicht lange hernach wurden auch die Brüder Pyrläus und Sensemann mit ihren Frauen bey der Mission angestellt; deßgleichen Friedrich Post, der nachher eine getaufte Indianerin zur Ehe nahm. Büttner und seine Frau hielten sich fast das ganze Jahr 1743 hindurch in Schekomeko auf. Die andern verbrachten die meiste Zeit an andern Indianer-Orten, indem sonderlich die Einwohner von Wachquatnach und Pachgatgoch die Brüder inständigst baten, sich ihrer anzunehmen und sie öfters zu besuchen. Bey der Gelegenheit erzählten diese Indianer, daß einige Hochdeutsche in Freehold ihnen Rum versprochen hätten, wenn sie den Bruder Rauch todtschlagen wollten, und wunderten sich darüber, daß die weißen Leute so böse gegen die Lehre vom Heilande wären, da sie doch sonst allerley wunderliche Dinge lobten. Hieraus sahe man nun wohl, daß der Widerwille gegen das Werk GOttes unter den Heiden sich bey manchen sogenannten Christen noch nicht gelegt hatte; die Brüder aber schwiegen dazu, segneten diejenigen, die ihnen fluchten, und ließen sich dadurch in ihrem Berufe

nicht

nicht stören, sondern widmeten sich mit Verleugnung aller eignen Bequemlichkeit, ganz der Arbeit unter den Heiden.

Ihren Unterhalt verdienten sie mehrentheils mit allerley Arbeit für die Indianer, die aber nicht im Stande waren, ihnen viel dafür zu geben. Dabey lebten sie auf Indianische Art, und gingen auch mehrentheils eben so gekleidet, daher man sie auf Reisen öfters mit Indianern verwechselte. Wenn aber das, was sie sich selbst erwarben, zu ihrem Unterhalt nicht zureichen wollte, so wurden sie von Bethlehem aus nothdürftig unterstützt.

In ihrem Berufe und Geschäfte hatten sie vielen Widerstand und oft außerordentliche Prüfungen zu erfahren. Die List und Macht des bösen Feindes und seiner Werkzeuge trat ihnen allenthalben in den Weg und setzte sie in große Noth und Gefahr. Der HErr unser Heiland unterstützte sie aber mächtig, und schenkte ihnen oft außerordentlichen Muth und Glaubenskraft, die Anschläge des Satans zu vernichten. Durch diese herrlichen Beweise der Macht und Gnade GOttes gestärkt, blieben sie unerschüttert darauf gestellt, in Erkenntniß ihres gänzlichen Unvermögens das Evangelium getrost, und mit kindlichem Vertrauen auf die Hülfe des HErrn fortzutreiben, dem sie alle ihr Anliegen im Gebet mit gewisser Versicherung der Erhörung vortrugen. Büttner z. B. wollte einmal auswärts besuchen, bekam aber unterwegs das Blutspeyen. Da flehete er kindlich zum Heilande, er möchte ihm doch helfen, denn da er heute noch an den Ort müßte, so habe er ja nicht Zeit krank zu seyn; und ihm geschahe nach seinem Glauben.

Die meisten von den auswärtigen erweckten Indianern, die in Schekomeko besuchten, wohnten in Pachgatgoch, etwa 5 Deutsche Meilen von Schekomeko, in der Grafschaft Connektikut. Diese, nachdem sie bey der Obrigkeit vergeblich um einen christlichen Prediger angehalten, wendeten sich

sich nun an die Brüder, und baten, daß jemand zu ihnen geschickt würde, der ihnen das süße Wort von JEsu verkündigte. Der Missionarius Mack kam dann mit seiner Frau am 28sten Januar in dieser Absicht daselbst an, und nahm bey dem Capitain des Ortes, der mit seiner Familie erweckt war, sein Quartier. Die dortigen Wilden empfingen ihn mit vielen Freuden, und sagten, er und seine Frau müßten sie doch sehr lieb haben, da sie bey dem so sehr schlechten Wetter sich hätten entschliessen können, zu ihnen zu kommen. Mack bekräftigte dieses, und machte ihnen darauf die Absicht seines Besuches bekannt.

Während seiner Anwesenheit daselbst kam einer von den Englischen sogenannten New-Lights, und bewies den Wilden in einer 2 Stunden langen Predigt, daß der liebe GOtt sehr böse auf sie sey, und sie in die Hölle werfen werde. Die armen Leute, denen ihr sündliches Verderben nicht mehr unbekannt war, fanden in der Lehre keinen Trost für ihre Seelen, baten daher den Bruder Mack um eine Predigt, und sagten: Jener Mann predigt nicht wie die in Schekomeko; er hat nichts vom Blute JEsu gesagt. Als nun Mack von der Glückseligkeit derer, die an den Heiland glauben, redete, entstand eine große Bewegung unter dem Volke, und einer sagte zum andern: Ach wenn es doch der Heiland hier so machen wollte, wie in Schekomeko. Bey einer andern Unterredung fing eine Frau an bitterlich zu weinen, und sagte: Ich weiß wohl, daß ich ein sehr böses Herz habe, aber ich kann mir nicht helfen. Mack wies sie liebreich zu Christo; und wie er ihnen allen bezeugte, daß die Freyheit von Sünden lediglich durch den Glauben an das Blut JEsu erlangt werden könne, so sagten sie unter einander: "Ja, das ist so, das ist der rechte Weg, der hat uns gefehlt: das sind nicht nur Worte, es kommt den Leuten aus dem Herzen."

Oefters

Oefters gaben sie durch ihre Fragen Gelegenheit ihnen zum Herzen zu reden, und den Weg des Lebens näher auszulegen, welches von solcher Wirkung war, daß Mack damals schrieb: "Es ist unaussprechlich, was die Seelen für ein Gefühl haben, wenn wir vom Lamme GOttes und seinem Blute zeugen; alles fängt an zu leben, wenn davon die Rede ist." Ueberhaupt entzündete das Feuer der Liebe GOttes sehr viele Seelen an diesem Orte.

Von Pachgatgoch aus that Mack einen Besuch in Potatik, etwa 15 Deutsche Meilen weiter im Lande, und zwar auf ausdrückliche Einladung des dortigen Indianer-Capitains, eines sonst erzbösen Mannes, der bisher alle, die ihm etwas von JEsu Christo sagten, hatte wollen todtschlagen oder erschießen lassen. Am 4ten Februar trat Mack mit seiner Frau diese Reise an. Die Pachgatgocher vergossen beym Abschied viele Thränen, und baten herzlich, daß sie doch bald wieder zu ihnen kommen möchten. In Potatik kehrten sie in die erste ihnen aufstoßende Hütte ein. Der Indianer nahm sie sehr liebreich auf, und fragte gleich, ob sie nicht von Schekomeko kämen, er könne es ihnen ansehen, daß sie daher wären. Hierauf erzählte er, daß er nun seit anderthalb Jahren angefangen habe, in die Kirche zu gehen. Auf die Frage: was ihn dazu bewogen habe? antwortete er: seine Tochter habe sich in ihrer Krankheit gefürchtet, verdammt zu werden, und darum einen christlichen Prediger begehrt, dem sie ihre Noth geklagt, und der ihr den Rath gegeben, sie solle ihr Lebetage nicht mehr am Sonntage arbeiten, nicht stehlen, nicht lügen, fleißig in die Kirche gehen und beten, so werde sie GOtt annehmen! Seine Tochter habe darauf zu ihm, dem Vater, gesagt: er sähe wohl, daß es für sie zu spät sey, diesen Rath zu befolgen, sie müsse sterben, er aber solle doch ja nicht solange warten, sonst gehe er auch verloren; sie sey darauf wirklich gestor-

gestorben und er habe sich seitdem der guten Sachen beflis-
sen; es wolle aber damit doch nicht recht gehen; den Sonn-
tag halte er noch am besten, das andere aber übertrete er
einmal um das andere. Der Prediger, den er darüber um
Rath gefragt, habe ihm geantwortet: er gehe noch nicht
fleißig genug in die Kirche. Er finde aber, daß es gleich-
wol immer einerley mit ihm bleibe; kurz, er sey gebunden,
und könne nicht von der Stelle kommen. Mack fragte ihn
hierauf, ob er an JEsum, seinen Erlöser glaube? Ant-
wort: Nein, das kann ich nicht sagen. Das gab Gelegen-
heit, ihm zu bezeugen, daß, wenn er an JEsum Christum,
den ewigen GOtt, der für ihn Mensch worden und ihn mit
seinem Blute vom Satan losgekauft habe, glauben lerne,
so würde er nicht nur vom Stehlen, Fluchen, Saufen und
dergleichen, sondern von dem ganzen Sündendienste frey
werden. Er bezeugte, so etwas noch nie gehört zu haben,
war sehr froh über Macks Ankunft, brachte ihn zu den an-
dern Heiden, und erzählte ihnen, was er mit dem Missio-
nario für ein Gespräch gehabt hatte; unterdessen kamen sehr
viele zusammen, denen Mack den Zweck seines Besuchs
deutlich machte, und sie ersuchte, ihn und seine Frau ein
paar Tage in ihren Hütten wohnen zu lassen. Alle waren
freundlich, und konnten sich nicht genug darüber wundern,
daß sie um ihrentwillen einen so weiten Weg im Busche ge-
gangen waren. Sogleich wurden Boten ausgeschickt, die
übrigen Indianer herbey zu rufen, und Abends waren sie
alle beysammen, thaten viele Fragen, und wunderten sich
über alles, was sie sahen und hörten, sonderlich auch dar-
über, daß ihre Gäste es so getrost wagten, bey ihnen zu
schlafen und zu essen. Von der Gnade, die ihren Lands-
leuten in Schekomeko wiederfahren war, hatten sie schon
gehört, und wußten auch, was dieselben vorher für gott-
lose Leute gewesen waren. Mack sagte hierauf: zu solchen

seligen Leuten will euch der Heiland auch machen, es kommt nur darauf an, daß ihr euch mit eurem ganzen Elende ihm überlasset; er wird euch alsdann eure Sünden vergeben, euch von eurer Sklaverey befreyen, und zu solchen Leuten machen, wie er euch haben will. Diese Botschaft war ihnen überaus wichtig, und die Unterredung währte bis Mitternacht. Wenn Mack stille war, wiederholten sie sich seine Worte, dergleichen sie nie in ihrem Leben gehört hatten. Dabey erzählten sie, daß die Englischen Prediger ihnen versprochen hätten, sie zu taufen, sobald sie würden lesen und die 10 Gebote auswendig hersagen können. Viele dieser Indianer sprachen Holländisch oder Englisch, und bey den übrigen war Macks Frau, die von Kind auf unter den Mahikandern gewesen, ihres Mannes Dollmetscher. Des folgenden Tages gab sich ein Engländer, deren verschiedene da herum wohnten, alle Mühe, den Missionarium zu überreden, sein Quartier bey ihm zu nehmen, weil es gefährlich sey, Tag und Nacht unter den Indianern zu seyn. Mack aber erwiederte, er sey lediglich um dieser Heiden willen hergekommen, und wolle darum auch bey ihnen bleiben. Einige Indianer, die ihre Unterredung angehört hatten, wunderten sich darüber, und sagtens hernach den andern, wie lieb Mack sie habe; so stark habe sie noch kein Mensch geliebt; es müßten wenig solche Menschen in der Welt seyn, und konnten dem Missionario und seiner Frau ihre Dankbarkeit nicht genug bezeigen. Mack aber nahm davon Veranlassung, ihnen zu sagen, wie lieb unser Heiland die Menschen habe, und daß, wenn man seine Liebe im Herzen fühle, man auch seine Mitmenschen auf die rechte Art lieben lerne. Nun kam auch der Capitain des Ortes hervor, und sagte seinen Leuten, wenn sie sich bekehren wollten, so möchten sie sich recht und ganz bekehren. Wenn er einmal anfinge, so wolle ers auch so thun. Des andern Tages kam eine Frau in aller

Frühe zu ihm und sagte, daß sie die ganze Nacht nicht habe schlafen können, weil seine Worte ihr so tief ins Herz gegangen wären; sie sey dadurch ganz unruhig geworden; worauf ihr deutlich gemacht wurde, wie solches ein Zeichen sey, daß unser Heiland sie selig machen wolle.

Hier hatte Mack auch starken Besuch von Europäern, die sämmtlich über seinen ruhigen Aufenthalt mitten unter den Wilden voll Erstaunen waren. Einer derselben, der die Schwester Mackin mit den Indianerinnen reden hörte, und einen Indianer fragte, was er von ihr dächte? bekam zur Antwort: "Sie glaubt, was sie sagt, ich habe in meinem Leben keinen Menschen mit solcher Gewißheit reden hören, wie sie; sie hats im Herzen." Bey einem solchen Besuch trat einmal der obgedachte Capitain herein, und sagte zu den Europäern, "sie sollten sich schämen, daß sie solange unter ihnen gewesen wären, und ihnen das noch nie gesagt hätten, was sie nun von dem Missionario hörten; er sage ihnen, was er in seinem eignen Herzen erfahren habe, führe sie auf ihr Herz, wie es darin aussähe, und träfe es genau; sie hingegen plauderten und läsen aus Büchern, und thäten selbst nicht, was sie sagten; nun wüßten sie doch, wie sie könnten selig werden u. s. w." Die Europäer waren darüber voll Verwunderung, und konnten nichts dagegen sagen. Mack besuchte auch den Englischen Prediger dasiger Gegend, der mit der Brüder Arbeit unter den Wilden wohl zufrieden war, weil er sich keinen Rath mit ihnen wußte.

Als nun Mack an diesem Orte fertig zu seyn glaubte, kamen alle Wilde wieder zusammen, um mit ihren Gästen Abschied zu machen. Auf die Frage, ob sie ihn lieb hätten? konnten sie vor Herzensbewegung kaum antworten. Darauf betete er noch über sie und befahl sie der Gnade GOttes. Sie weinten dabey sehr, und sagten: Wir fühlen, daß

wir arme Sünder sind, und nun gehet ihr weg, und lasset uns allein. Mack tröstete sie, und eilte mit seiner Frau, sehr vergnügt über diesen Besuch, nach Pachgatgoch zurück.

Der Missionarius Büttner traf nebst dem Indianer Jonathan zu gleicher Zeit daselbst ein, und bald darauf wurden 6 von den dasigen Indianern getauft. Es waltete dabey große Gnade vom HErrn unter dem armen Volke, und man konnte nach dem Zeugniß der Missionarien, deutlich sehen, daß der heilige Geist in der Taufe über ihnen ausgegossen worden; denn sie brachten oft halbe Nächte im Gebete zu; und am Tage verkündigten sie den Tod des HErrn bey aller Gelegenheit. Unter diesen Getauften war auch der bisherige Capitain von Pachgatgoch, Namens Maweseman, welcher Gideon genennt wurde, deßgleichen ein Sohn des Bruders Isaak in Schekomeko. Dieser war vor etwa 8 Wochen dahin gekommen, seinen Vater, den er seit 8 Jahren nicht gesehen, zu besuchen; weil er nun das Evangelium noch nicht gern hören wollte, so wurde ihm daselbst bald zu enge, und er lief nach Pachgatgoch. Hier aber war gerade die erste Erweckung, er ward mit angefaßt, seine Unruhe wurde immer größer, und er konnte der Gnade GOttes und der Kraft seines Wortes nicht länger widerstehen, sondern suchte und fand Vergebung der Sünden zu JEsu Füßen.

Diese 6 Getaufte waren also die Erstlinge in Pachgatgoch, und ihr Exempel reizte gar viele Wilde, ihnen nachzufolgen. Bald darauf kamen sie nebst andern Indianern von Pachgatgoch und Potatik, 27 an der Zahl, nach Schekomeko zum Besuch, um die süßen Worte des Lebens zu hören. In diesen Tagen waren die Predigten der Missionarien besonders lebhaft und feurig. An den Aeußerungen der Getauften über unsern Heiland, und an ihrem Betragen gegen einander

konnte

konnte man recht deutlich sehen, was die erste Liebe ist. Gideon bat zugleich, daß doch ein Bruder bey ihnen in Pachgatgoch wohnen möchte, und von Potatik fanden sich auch 4 Deputirte ein, um einen Lehrer zu bitten, das bewog den Bruder Mack abermals eine Besuchreise dahin vorzunehmen, da er denn wiederum alles nach der Predigt des Evangelii begierig fand.

Dißmal hatte er mehr als 20 getaufte Indianer von Schekomeko mitgenommen, die sich zum Theil als treue Gehülfen in der Verkündigung des Wortes GOttes bewiesen.

Besonders that sich der oft erwähnte Johannes darin so hervor, daß alle seine Landsleute voll Verwunderung über ihn waren. Er hatte eine vorzügliche Gabe, das, was er sagen wollte, recht deutlich zu machen; zuweilen auch durch Bilder. Wenn er z. B. das böse Herz beschreiben wollte, so nahm er ein Bret, zeichnete darauf mit einer Kohle ein Herz, aus welchem auf allen Seiten Zacken und Stacheln herausgingen, und sagte: "Sehet, so ist das Herz, wenn der Satan darin wohnt; alles Böse kommt von innen heraus." Das machte einen stärkern Eindruck, als die künstlichste Rede. Auch Josua und Gideon legten recht gesalbte Zeugnisse von der Gnade im Blute JEsu ab: denn sie konnten nicht schweigen von dem, was sie an ihren Herzen erfahren hatten.

Während der Zeit, daß Mack in Potatik besuchte, blieb Gideon in Pachgatgoch zurück. Eines Tages kommt ein Wilder zu ihm, hält ihm eine Flinte vor den Kopf, und sagt: Nun will ich dich erschießen, denn du redest immer vom Heiland; hast du was, so behalt es für dich. Gideon antwortete: Wenn dirs mein Heiland nicht erlaubt, so kannst du mich nicht erschießen. Der Wilde wird dadurch so betroffen, daß er seine Flinte weglegt, und ganz traurig in die Stille geht. Seine Frau wird indessen tödtlich kran-

Mack kommt nach Pachgatgoch zurück, der Wilde eilt zu ihm und bittet ihn, er möchte doch kommen und ihm und seiner Frau etwas von GOtt sagen, ob er gleich erst 2 Tage vorher gedrohet hatte, einen jeden todt zu schießen, der ihm etwas davon sagen würde. Mack geht hin, und findet eine Menge Menschen versammlet, denen er und seine Indianischen Gehülfen Josua und Gideon das Heil GOttes mit solcher Freudigkeit verkündiget, daß der Mann ganz weich wird, und unter den armen Leuten eine gewaltige Bewegung entsteht.

Der dißmalige Abschied mit den Seelen in Pachgatgoch war besonders rührend. Die Wilden kamen alle zusammen, und sagten, daß ob sie gleich 2 Wochen lang so vieles genossen hätten, sie dennoch sehr hungrig wären, und baten angelegentlich um noch eine Predigt. Mack redete also nochmals von der Kraft des Blutes JEsu; wenn er aufhörte, fing Josua an; wenn dieser vor Weinen nicht weiter reden konnte, setzte Samuel die Rede fort, und zuletzt bekräftigte es noch Gideon. Die Zuhörer waren dabey so gerührt, daß der Missionarius bezeugte, dergleichen in seinem Leben nicht beygewohnt zu haben.

Die Aeltestenconferenz in Bethlehem, welche die Aufsicht über die Mission ins ganze hatte, ließ die Indianer-Gemeine zuweilen von einigen Brüdern aus ihrer Mitte besuchen. So hielten sich in diesem Jahre der Bischof Nitschmann und die Brüder Böhler, Anton Seyffart, Hagen und Nathanael Seidel eine Zeitlang in Schekomeko auf, und waren über die mächtigen Beweise des Geistes und der Kraft GOttes unter diesen so gnädig heimgesuchten Heiden voll Erstaunen und Dankbarkeit. Erst vor etlichen Jahren schrieb mir (dem Verfasser) Anton Seyffart: "Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich, als ich im Jahr 1743 in Schekomeko war, mehrmals gesehen habe, daß

ganze Versammlungen von mehr als 100 Personen bey Anhörung des Evangeliums über ihr Sündenelend und um die Vergebung ihrer Sünden geweint haben. Der Ausdruck in einem Liede: "Und wär' er wie ein Bär, er wird zum „Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er würd' zur Flam„me," — wurde da realisirt."

Einige Brüder von Bethlehem besuchten auch die Wilden in andern Gegenden, sonderlich die Delawaren, welche aber damals von dem GOtt der Christen durchaus nichts hören wollten. Auf solchen Reisen, die mit vielen Beschwerlichkeiten, ja oft mit Lebensgefahr verbunden waren, wurden die Brüder durch die täglichen Loosungen der Brüdergemeine manchmal besonders getröstet und ermuntert. Einmal, da ein Paar solche Friedensboten sowol durch Buschfeuer, als auch durch einen hoch angelaufenen Bach durchgehen mußten, hieß gerade die Loosung des Tages: So du durchs Wasser gehest, will ich bey dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Ob nun gleich aus diesen Besuchen für die Zeit nichts herauszukommen schien, so machte doch die Liebe, mit welcher die Brüder den Indianern begegneten, auf sie einen tiefen Eindruck, und blieb nicht ohne Frucht.

In Schekomeko aber nahm die Indianer-Gemeine an der Zahl der Mitglieder und an innerer Gnade merklich zu, nur fehlte ihr noch eine Hauptsache, der Genuß des heiligen Abendmahls, und die Missionarien glaubten nun, unrecht zu thun, wenn sie dieses große, von JEsu Christo seiner ganzen Gemeine vermachte Geschenk, den Gläubigen aus den Indianern noch länger vorenthielten. Sie wählten daher mit großer Ueberlegung 10 Getaufte, die als die ersten des heiligen Abendmahls sollten theilhaftig werden. Man gab ihnen vorher feyerlich einen kurzen, schriftmäßigen Unterricht,

terricht, daß sie im heiligen Abendmahl den Leib und das Blut JEsu, nach seinem Worte, genießen, dadurch im Glauben mit ihm vereinigt werden, und dabey eine kräftige Erneuerung der Vergebung aller ihrer Sünden bekommen würden; worauf man über sie betete, und sie der treuen Pflege GOttes des heiligen Geistes empfahl, sie zu diesem seligen Genusse selbst zu bereiten.

Der 13te Merz dieses Jahres war der große Tag, an welchem die Erstlinge aus den Indianern zu dem erstmaligen Genusse dieses hohen Gutes gelangten. Vorher hatten sämmtliche Getaufte nach apostolischer Weise die Agapen, oder das Liebesmahl, wobey von der Gnade, die ihnen theils schon wiederfahren, theils von unserm Heilande noch zugedacht wäre, gesprochen wurde. Sodann kamen die Abendmahlscandidaten zusammen, und man diente ihnen das Fußwaschen an, segnete sie mit Handauflegung und beschloß diese Handlung mit dem Friedenskuß. Hierauf beging dann dieses kleine Indianer-Gemeinlein das heilige Abendmahl, nach Christi Einsetzung unter einem tiefbeugenden und herzzerschmelzenden Gefühl seiner Gnadengegenwart und unbegreiflichen Sünderliebe. Bey dem darauf folgenden Anbeten, schreibt der Missionarius, zerflossen wir alle in Thränen, und ich werde dieses erste Abendmahl mit den Indianern nicht vergessen.

Bey dem zweyten am 27sten Junii waren 22 Indianer, und darunter einige von Pachgatgoch. Den Tag nachher sagte einer derselben, er hätte nicht gedacht, daß man so selig seyn könnte, wie er es gestern gefühlt habe; aber auszusprechen sey es nicht. Auf ähnliche Art erklärten sich mehrere.

Da es nun den Gläubigen anlag, mit Verleugnung des ganzen heidnischen Wesens, in allen Stücken so zu handeln, wie es sich für eine Gemeine GOttes gezienet, so wurden sie unter sich einig, Statuten, oder Gemeinordnungen, noch

noch mehrere, als der Graf von Zinzendorf ihnen schon empfohlen hatte, an ihrem Orte einzuführen, nach welchen sich jedermann, der bey ihnen wohnen wollte, betragen müßte. Und damit darüber gehörig gehalten würde, so ward der Bruder Cornelius, ein ehemaliger Capitain unter den Wilden, zum Aufseher darüber ernannt. Dieser nahm dann die Einwohner zusammen, machte ihnen die neuen Ordnungen auf eine anständige Weise bekannt, und besorgte hernach sein Amt mit vieler Treue und zu völliger Zufriedenheit der Einwohner. Nach einem Abendmahl aber bat er um die Entlassung von seinem Amte, weil er, wie er sagte, einen solchen Genuß am Heilande im heiligen Abendmahl gehabt habe, daß er sich am liebsten aller äußern Geschäfte entschlagen möchte, um nur mit ihm umgehen zu können. Er ließ sich indessen doch bedeuten, es solange zu behalten, bis man einen andern an seine Stelle finden würde, nur bat er, man möchte ihn nicht Capitain nennen, denn er sey der elendeste unter allen seinen Brüdern.

Im Julio dieses Jahres wurde die neue Kirche in Schekomeko fertig, und bey Anwesenheit einiger Aeltesten der Gemeine zu Bethlehem eingeweihet. Sie war 30 Fuß lang, 20 breit, und ganz von Baumbast gemacht. Von da an machte man in Absicht auf die Versammlungen eine bessere Ordnung. Gewöhnlich war alle Morgen ein Vortrag über einen biblischen Text, und Abends wurde öfters eine Singstunde gehalten. Auch richtete man eine Art von Bet- oder Gemeintage ein, da Nachrichten von andern Theilen des Reiches GOttes gelesen, und Fürbitte, Gebet und Danksagung für alle Menschen gemeinschaftlich vor GOtt gebracht wurde.

Hierüber bezeigten die Indianer eine besondere Freude, auch darum, weil sie daraus vernahmen, daß an so vielen andern Orten, ihrer fleißig im Gebete gedacht worden.

An solchen Tagen, und überhaupt an Sonn- und Festtagen ging es in Schekomeko sehr lebhaft zu, indem man wol mit Recht sagen kann, daß von früh bis in die Nacht des Todes des HErrn gedacht wurde, und von seiner vollgültigen Versöhnung kein Schweigen war. Einmal unter andern, da über 100 Wilde zum Besuch gekommen waren, bemerkte man, daß, wo nur 2 zusammen standen, allemal die Rede von unserm Heilande war, und von seiner Liebe zu den Sündern, die ihm so viele Marter zugezogen. Und der Trieb, von JEsu zu zeugen, war bey den Gläubigen so stark, daß solches gemeiniglich bis nach Mitternacht ohne Aufhören fortging.

Ueberdem fanden die Missionarien täglich Ursache, GOtt zu loben für die selige Gnadenarbeit des heiligen Geistes an einzelnen Seelen. Mit Abraham, Isaak, Jakob und Johannes und ihren Weibern war es durch die Gnade in der Erkenntniß so weit gekommen, daß von der Ehe und dem GOtt wohlgefälligen Gange derselben schriftmäßig mit ihnen gesprochen, und ihnen dazu der Segen des HErrn ertheilt werden konnte. Auch solche, die den Missionarien durch dieses oder jenes eine Betrübniß verursacht hatten, machten ihnen großentheils bald wieder die Freude, daß sie sich auf den rechten Weg zurück bringen ließen. Jonathan z. E. war etliche Tage lang in großer Unruhe. Er hatte sich gegen seine Brüder vergangen, und wollte es zwar dem Heilande abbitten, konnte aber doch noch nicht vergnügt werden, sondern es hieß immer in seinem Herzen: Du mußt es auch mit deinen Brüdern ausmachen. Er that es endlich, und dieser Umstand diente dazu, daß er sich besser kennen lernte. Ein anderer Getaufte hatte sich durch fremde Indianer zum Trunk verleiten lassen. Das that der Gemeine sehr wehe; sie wurde aber in öffentlicher Versammlung gebeten, ihm nicht hart zu begegnen, sondern

ihn

ihn vielmehr, da er es selbst mit grossen Schmerzen bereuete, zum mitleidigen Herzen JEsu hinzuweisen und in ihr Gebet einzuschliessen. Nach einigen Tagen ward er der Vergebung der Gemeine versichert, und wieder angenommen. Ein alter Indianer, Namens Salomo, der im Herzen angefaßt war, aber nicht gern als ein solcher Sünder erscheinen wollte, wie er sich fühlte, zog mit allen den Seinigen aus Unmuth von Schekomeko weg, und versprach, vielleicht in 3 Wochen wieder zu kommen; denselben Abend aber war er schon wieder da, und bezeugte, daß er nicht fort könnte. Das hörten die übrigen gläubigen Indianer, und sagten zu einander: Er wird unserm Heilande nicht entlaufen. Des Jonas noch ungetauftes Weib kam auf den Einfall, ihn zu verlassen. Er fragte die Missionarien, wie er sich dabey verhalten sollte, er wollte ihnen in allem, wie ein kleines Kind, folgen. Es wurde ihm also Rath ertheilt, wie sanftmüthig, liebhabend, und doch standhaft er sich zu betragen habe, und Johannes wurde zu der Frau geschickt, ihr zuzureden, daß sie doch wieder zu ihrem Manne umkehren möchte. Das that eine so gute Wirkung, daß sie ihm antwortete: Das ist wahr, ich habe ein so schlechtes Herz, daß ich immer böses thun muß, wenn ich gleich nicht will. Nachdem aber Johannes ihr mit Nachdruck gesagt hatte, wie sie davon los werden könnte, kehrte sie wieder um, blieb bey ihrem Manne, und bekehrte sich nachher ebenfalls.

Schekomeko war nun für die Zeit hinlänglich besorgt; damit es aber auch den Seelen in Pachgatgoch an der gehörigen Pflege nicht fehlen möchte, zog Martin Mack mit seiner Frau dahin, bauete sich nach Indianischer Art ein Haus von Baumrinde, und gedachte hier, da dieser Ort auf allen Seiten mit Bergen und Felsen umgeben und von denselben ganz eingeschlossen ist, sehr fleißig an das Wort, das die Brüder so oft gesungen hatten: Die Felsen, die

Löcher,

Löcher, das wilde Gesträuch — sind unsre von Alters bestimmete Stellen. Gleichwol war er ungemein gern hier, und ließ sichs mit seiner Frau um des HErrn willen mit Freuden gefallen, in Armuth zu leben und viele Beschwerden zu ertragen.

Die Erweckung in Pachgatgoch machte aber frühzeitig groffes Aufsehen, bey den christlichen Nachbarn der Indianer, deren verschiedene allerhand Mittel versuchten, die Indianer von den Brüdern abwendig zu machen, denn da sie sich des liederlichen Lebens der Heiden zu ihrem Vortheil bedient, und ihnen in der Trunkenheit oft allerley Unrecht gethan hatten, so verdroß es sie nicht wenig, daß die Indianer anfingen, sich in Wahrheit zu bekehren und von solchen Sünden abzulassen, bey welchen sie ihren Gewinn gehabt hatten; sie suchten daher die Heiden durch allerhand böse Nachreden gegen die Brüder einzunehmen, und da dieses nicht sogleich Eingang finden wollte, brachten sie einen Englischen Prediger in dasiger Gegend auf ihre Seite, welcher durch einen Kirchenältesten den Indianern andeuten ließ, daß sie sich einen Prediger und Schulmeister in Neuengland suchen sollten; der Gouverneur würde für die Besoldung derselben sorgen. Die Indianer aber erklärten sich dahin, daß sie schon Lehrer hätten, mit denen sie sehr wohl zufrieden wären; und auf die Einwendung, daß die Brüder nicht die rechte Lehre hätten, antworteten sie: "Ihr laßt ja sonst die Leute ihren Weg gehen, wenn er auch noch so böse ist, so laßt uns nun auch unsern Weg gehen, er mag seyn, wie er will. In euren Städten sind viele Kirchen, ihr habt viele Partheyen unter euch, und jede sagt, daß sie recht hat, und die andern nicht, und doch laßt ihr ihnen ihre Freyheit; eben so laßt uns doch auch glauben, was wir wollen, wenn ihr schon denkt, daß es nicht recht ist." Dadurch aber wurden die Widersacher nur noch mehr aufgebracht,

nacht, sie nannten die Brüder öffentlich Papisten und Landesverräther, und Mack, Schaw und Pyrläus, welcher gerade zum Besuch nach Pachgatgoch gekommen war, wurden als Papisten gefangen genommen, und 3 Tage herumgeschleppt, bis sie von dem Gouverneur in Connektikut verhört und freygesprochen wurden. Sie mußten sich aber gleichwol für 100 Pfund Sterling verbinden, nach den Gesetzen des Landes zu handeln. Da sie nun die Provinzialgesetze nicht genau wußten, so hielten sie es fürs rathsamste, dieser Schlinge auszuweichen, und nach Schekomeko zurück zu gehen. Viele gläubige Indianer zogen ihnen nach, und andere kamen von Zeit zu Zeit dahin zum Besuch. Nach einigen Monaten ging dennoch die Schwester Mackin wieder nach Pachgatgoch, ihre lieben Indianerinnen zu besuchen und erfuhr daselbst, daß sich die Englischen Prediger noch immer viele Mühe gaben, die Indianer von den Brüdern abzubringen, und sie von dem Besuch in Schekomeko abzuhalten. Einer derselben hatte zu ihnen gesagt, sie wären nicht klug, daß sie so weit gingen, und sich müde Beine holten; sie sollten nur in seine Predigten kommen; da würde ihnen auch mit etwas Geld geholfen werden. Gideon aber hatte ihm geantwortet: Um des Geldes willen wolle er seine Worte nicht hören; es sey ihm und seinen Freunden, darum zu thun, ihre Seelen zu retten, und daher sey ihnen Schekomeko nicht zu weit, denn sie hörten da lebendige Worte.

Der Missionarius Rauch hatte indessen in der Gegend von Albany, Schochary und Canatschochary am North-River besuchte, und am 23sten August kam er nach Freehold, wo gerade eine große Menge Indianer sich um einen todtkranken Menschen versammlet hatten. Sobald der Kranke hörte, daß er der Lehrer von Schekomeko sey, ermahnte er seine Landsleute, auf seine Worte zu hören, und

ihm

ihm vermachte er sein Haus, im Fall er sterben sollte, welches auch in derselben Nacht geschahe. Die Indianer, denen der Missionarius die Absicht seines Besuchs bekannt gemacht hatte, brachten ihm, nach gehaltener Berathschlagung die Antwort: daß er bey ihnen wohnen und ihnen sagen sollte, wie sie mit GOtt bekannt werden könnten, indem es schon längst ihr Verlangen gewesen sey, so zu werden, wie die Leute in Schekomeko. Er fing dann sogleich an, ihnen von der Liebe JEsu zu armen Sündern, und von seinem Blute und Tode zu predigen. Einigen war es lächerlich, andere aber waren stille, und schienen sich ernstlich zu wundern. Nach etwa 3 Wochen wurden auch hier die Indianer von weissen Leuten gegen ihn aufgewiegelt, und bekamen Rum in Menge geschenkt, damit sie ihn im Rausche umbringen, oder ihre Hunde auf ihn hetzen möchten. Dazu waren die Wilden doch nicht zu bringen; sie wurden aber schüchtern gegen ihn, weil er ihnen als ein sehr gefährlicher Mann war beschrieben worden. Inzwischen wurden einige von den wildesten unter den dortigen Indianern nach und nach für JEsum gewonnen. Einer derselben verbrannte öffentlich seinen bisherigen Götzen, beklagte dabey in einer Rede an seine Landsleute seine vorige Blindheit, und daß er nichts von dem rechten GOtt gewußt habe, ermahnte sie zugleich, ihre Herzen ebenfalls dem Heilande zu geben, und redete von der Sache so nachdrücklich, daß sie ganz bestürzt, und verschiedene ernstlich um ihr Seelenheil bekümmert wurden. Zu Ende des Jahres waren in Freehold schon viele Seelen von der Gnade GOttes ergriffen; andere, die nicht begreiffen konnten, wie dieses zuging, hatten den Bruder Rauch in Verdacht, daß er ein Zauberer wäre, der ihnen etwas beybrächte, wodurch sie so werden müßten, wie er.

Während dieser Bemühungen der Brüder unter den Mahikandern und Delawaren vergaß man die Irokesen

nicht.

nicht. Um aber ihnen mit dem Evangelio beyzukommen, muste man die Maquaische oder Mohawkische Sprache lernen, zu welchem Ende sich der Prediger Pyrläus erstlich 3 Monate bey Conrad Weißern in Tulpehokin aufhielt, nachher aber, um in der Sprache weiter zu kommen, sich mit seiner Frau in das Land der Irokesen, zu dem Englischen Missionario Barkley nach Junterogu begab.

Conrad Weißer, der sich gedrungen fand, ihm nachzureisen, besuchte bey der Gelegenheit in Schekomeko. Er hatte jederzeit, als ein Mann, der die Indianer genau kannte, an der Möglichkeit ihrer Bekehrung gezweifelt. Wie groß nun seine Verwunderung über das gewesen, was er hier sahe und hörte, ist am besten aus folgendem Briefe zu ersehen, den er nachher an den Missionarium Büttner nach Schekomeko schrieb: "Es that mir letztens sehr wehe, daß ich dich nicht habe zu sehen bekommen, als ich in Schekomeko war, welches ohne Zweifel deine Leibesschwachheit verhindert hat: Ich bin aber doch mit dem allergrößten Vergnügen da gewesen, und hinweggereiset. Der Indianer ihr Glaube an den HErrn JEsum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung der durchs Blut JEsu zuwege gebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade, gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewisheit, daß der HErr mit euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bey einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen Enge des Raums auf dem Grunde mit grosser Gravität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dollmetscher, und hat es aufs allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbet ist. Ich verstehe zwar die Mahikander-Sprache nicht gründlich; doch sind mir ihre Weisen in ihrem

Vor-

Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einigem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es mit unter die grössesten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schekomeko gewesen bin. Der Spruch: JEsus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der Amerikanischen Kirche daherum sitzen sahe, als Zeugen des Versöhnungsopfers unsers HErrn JEsu Christi. Ihr Gebet müsse hinaufkommen ins Gedächtniß vor GOtt, und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestritten werden! Der allmächtige GOtt wolle dir und deinen Gehülfen eine offene Thür geben zu den armen Heiden! Das ist der herzliche Wunsch deines geringen und aufrichtigen Freundes T. W.

Immittelst fand Pyrläus bey Herrn Barkley das nicht, was er gehofft hatte. Dieser Mann, der gegen die Brüder eingenommen war, machte ihm anfänglich viele Schwierigkeiten, und sagte ihm endlich frey heraus, er könne ihm zu seinem Vorhaben nicht beförderlich seyn, ohne sich eine schwere Verantwortung zuzuziehen; er selbst sey s...ter Arbeit unter den Indianern müde; die Sprache sey so schwer, daß er nach vieljähriger Bemühung doch nicht im Stande sey, in derselben zu predigen, sondern er habe nur mit Hülfe eines andern etliche Predigten aufgesetzt, die er den Indianern von Zeit zu Zeit vorläse, fände aber gar keine Veränderung bey ihnen, indem sie nicht einmal das Saufen und das eitele Bemahlen ihrer Gesichter abgestellt hätten. Weil nun Pyrläus überdem an diesem Orte sehr genau beobachtet und von Herrn Barkley nicht gern gesehen wurde, so ging er an einen andern Ort, etwa 6 Deutsche Meilen weiter, wo er zwar bessere Gelegenheit fand, in der Indianischen Sprache seine Absicht zu erreichen, im äußern aber ein überaus beschwerliches Leben hatte. Unter andern

mußte

muste er mit seiner Frau in einem Hause wohnen, wo sie 14 Tage lang auf der blossen Erde ohne Decke schliefen, und Tag und Nacht vom Ungeziefer geplagt wurden. Doch machte die Liebe zu den Indianern, daß sie diese und dergleichen Plagen gern ertrugen. Nach einiger Zeit wurde Pyrläus wieder nach Schekomeko zur Missions-Conferenz berufen. Hernach reisete er mit dem Bruder Anton Seiffart nach Canatschochary, um zu sehen, ob er dorten die Sprache der Indianer noch gründlicher erlernen könnte. Von Bethlehem aus that in diesem Jahre der Bruder Bruce mit seiner Frau eine Besuchreise nach Oestonwackin und kam nach 4 Wochen wieder zurück, nicht ohne Hoffnung, daß auch unter dortigen Indianern das Evangelium Eingang finden würde. Deßgleichen that der Bruder Sensemann von Schekomeko aus eine Reise am North-River hinauf nach Sohekants, und Skathkak, und fand ebenfalls hin und wieder Eingang. Für diese und mehrere dergleichen Bemühungen hielten die Brüder dadurch sich reichlich belohnt, daß die Indianer-Gemeine zu Schekomeko zu Ende des Jahres 1743 aus 63 getauften Mitgliedern bestand, die Pachgatgocher und eine beträchtliche Menge solcher Indianer, die das Wort hörten, und zum Theil schon kräftig gerührt waren, nicht mitgerechnet.

Vierter Abschnitt.

Ernstliche Verfolgung der Missionarien und der Gemeine zu Schekomeko. Deren Betragen dabey.

Bis daher hatte man der Arbeit der Brüder unter den Heiden noch keine Hindernisse in den Weg gelegt, die von nachtheiligen Folgen gewesen wären. Auch in den ersten Monaten dieses Jahrs 1744 hatte die Gemeine noch

Ruhe und bauete sich. In Schekomeko, als dem vornehmsten Sammelplatz der Gläubigen, besuchten die Getauften von Pachgatgoch und Potatik, sehr fleißig, und wurden von den Missionarien und ihren Indianischen Gehülfen wieder besucht. Büttner war vom Januar bis May in Bethlehem, wohin auch Friedrich Post zurück gerufen wurde. Indessen bedienten Mack, Schaw und Senseman die Gemeine in Schekomeko. Das Tagebuch der damaligen Zeit, enthält viele liebliche Beweise von den seligen Wirkungen der Gnade JEsu Christi an den getauften Indianern.

Ein kranker Bruder sagte, daß wenn ihn manchmal eine Ungeduld anwandle, so bitte er nur den Heiland, ihn davon zu befreyen, und er werde immer erhört.

Jonathan begegnete einigen Christen, die so heftig über Taufe und Abendmahl mit einander stritten, daß sie endlich handgemein wurden. Ey! sagte er, diese Leute haben gewiß den Heiland nicht, denn sie reden von ihm, wie Leute, die von einem fremden Lande reden.

Einem Europäer, der den Indianer Abraham überreden wollte, die Brüder wären keine rechtmäßige Lehrer, antwortete dieser: Sie mögen seyn, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben, und was GOtt seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn ihr was können? Vor 4 Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und niemand von euch bekümmerte sich darum, aber die Brüder haben mir das Blut JEsu geprediget, und das hat sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöset bin, darum sind mir meine Lehrer genug.

Im Februar kamen einige Abgeordnete von den Indianern in Westenhuk nach Schekomeko, mit der Anfrage, ob

ob sie mit ihrem neuen Oberhaupte in Freundschaft leben wollten? Die Indianischen Brüder predigten ihnen erst das Wort GOttes und sagten zum Schluß: Wenn wir alle an den Heiland glauben, so brauchen wir keine Gesandtschaften, denn wir sind ohne dieselben alsdann rechte Freunde.

Eben daher kam eine von dortigem Prediger getaufte Indianerin nach Schekomeko, und erzählte, wie sie sich nach ihrer Taufe 2 Jahre des groben Sündigens enthalten und gedacht habe, sie wäre nun ganz bekehrt. Durch dringendes Zureden ihrer Verwandten, die ihr vorstellten, daß das Tanzen keine Sünde sey, weil ihr Prediger selbst gesagt, es stehe in der Bibel: Tanzen hat seine Zeit, habe sie sich bewegen lassen, bey einer Indianischen Lustbarkeit zuzusehen, darauf aber sey sie von der Lust hingerissen worden, und habe seitdem ein schändliches Leben geführt. Darüber sey sie nun erschrocken und hieher gekommen, um zu sehen, ob ihr noch möchte zu helfen seyn. Man wies sie mitleidig und liebreich mit allem ihrem Elende zu JEsu, der ehedem die grosse Sünderin in des Pharisäers Hause so freundlich aufgenommen.

Als der Indianer Daniel auf seinem Krankenlager gefragt wurde, ob er gern stürbe? lächelte er freundlich und sagte: es sey ihm alles recht, was der liebe Heiland mache. In seiner Krankheit predigte er seinen Landsleuten fleißig, und sein seliges Ende verursachte unter ihnen eine mächtige Bewegung. Die ganze Gemeine in Schekomeko begleitete seine Leiche zu Grabe, und nachdem der Missionarius die dabey gewöhnliche Liturgie gehalten hatte, trat der Indianer Johannes auf, und hielt eine Rede von der Freudigkeit eines Gläubigen im Sterben, die grossen Eindruck machte. So sind in diesem Jahre noch mehrere Getaufte entschlafen, deren Ende selig und erbaulich war.

Die Indianer-Gemeine bestand nunmehr aus Communicanten, Getauften, Taufcandidaten und Lehrlingen, und jede dieser vier Classen war nach ihrem Grade vom HErrn begnadigt. Den Communicanten sonderlich war das heilige Abendmahl eine überaus wichtige Sache; sie prüften sich vor dem Genusse desselben mit einer solchen Strenge, daß die Missionarien, die vorher mit einem jeden einzeln darüber zu reden pflegten, gemeiniglich mehr Ursach fanden ihnen Trost und Muth zuzusprechen, als sie von dem Abendmahl zurück zu halten. Ueber dieses hohe Gut drückte sich unter andern Johannes also aus: Er könne alles glauben, was der Heiland gesagt habe, und also glaube er auch, daß er ihm im Abendmahl seinen Leib und sein Blut gebe, darum, weil ers gesagt habe. Ein anderer sagte, er würde oft über sein Sündenelend niedergeschlagen, wenn er aber das heilige Abendmahl genieße, so lebe sein Herz wieder auf. Ein fremder Europäer, der bey einem Abendmahl der Indianer-Gemeine zusahe, sagte nachher, er wäre selbst hundertmal zum Abendmahl gegangen, hätte aber noch nie so etwas gefühlt, wie diesesmal beym Zusehen; das sey wahrhaftig des HErrn Abendmahl gewesen, und er werde es in seinem Leben nicht vergessen.

So war die Gemeine beschaffen, gegen welche sich nun die bitterste Verfolgung erhob. Europäische Nachbarn bemüheten sich noch immerfort die gläubigen Indianer durch allerhand Einstreuungen, ja gar durch Verführung zum Trunk und andern Sünden, von den Brüdern abzuziehen. Das gefährlichste aber war die Beschuldigung, als ob die Brüder bey den damaligen Unruhen in Canada, mit den Franzosen verstanden wären, und bey der ersten Gelegenheit die Indianer gegen die Engländer bewaffnen würden. Dieses mit vieler Dreistigkeit verbreitete Gerücht setzte endlich die ganze Gegend in Furcht und Schrecken, so daß die

Ein-

Einwohner in Sharen (Schären) eine ganze Woche im Gewehr blieben, und einige Familien ihre Plantagen eilend verließen.

Am 1sten März kam der Friedensrichter Hegemann von Filkentown nach Schekomeko, und zeigte dem Bruder Mack an, daß er seiner Pflicht gemäß sich erkundigen müsse, was die Brüder für Leute wären, indem man ihnen die gefährlichsten Lehren und Absichten beymesse. Er selber glaube zwar von alledem nichts, die Mission in Schekomeko erkenne er für ein Werk GOttes, indem durch den Dienst der Brüder aus den wildesten Leuten solche Menschen geworden wären, vor denen er und die meisten übrigen Christen sich schämen müßten. Gleichwol würde es für die Brüder selbst gut seyn, wenn er, um die Gegner zu beruhigen, ihre Sache gründlich untersuchte. Weil aber Büttner dabey gegenwärtig seyn sollte, so bat er, daß man ihn davon benachrichtigen möchte. Er reisete darauf wieder ab, und die Brüder blieben von Seiten der Obrigkeit in Ruhe, bis Büttner im May von Bethlehem zurück kam, welches sie dem Friedensrichter sogleich meldeten. Darauf wurde ihnen am 14ten May durch einen Corporal angesagt, daß sie sich am nächsten Freytag in Pickipsi, 5 Deutsche Meilen von Schekomeko, mit Gewehr zum Exerciren einfinden sollten. Da aber ihre Namen nicht auf der Liste standen, so erschienen sie nicht. Bald hernach aber wurde es ihnen zum zweytenmal angesagt, und weil nun die Brüder Rauch, Büttner und Schaw namentlich angeschrieben waren, so ging Büttner einige Tage vorher zu dem Capitain Herrmann in Reinbeck, und stellte ihm vor, wie sie vermöge ihres Berufs, den Heiden das Evangelium zu verkündigen, von allen Kriegsdiensten billig frey seyn sollten. Worauf der Capitain zu verstehen gab, daß sie die Rechtmäßigkeit ihres Berufs würden beweisen und beschwören müssen. Dabey

blieb es für dießmal. Sie wurden aber am 18ten Junii durch einen Verhaftsbefehl auf den 23sten wieder vorbeschieden. Auch kam des folgenden Tages der Richter von Pikkipsi mit einigen Beamten und etwa 12 Mann nach Schekomeko, und deutete den Missionarien an, daß bereits 2 Compagnien marschfertig gewesen, um sie zu arretiren, er habe es aber verhindert, um die Sache erst selbst zu untersuchen. Er verlange daher von ihnen zu wissen, wer sie geschickt habe und was ihres Thuns sey? Büttner antwortete: Sie wären von der Evangelischen Brüderkirche und ihren Bischöfen hergeschickt worden, und predigten den Heiden das Evangelium. Der Richter bezeugte, daß er zwar die auf sie gebrachte Beschuldigungen in Ansehung der Indianer für ungegründet halte; wenn aber die Brüder Papisten wären, wie es ihm der Englische Prediger von Dover für gewiß geschrieben, so könnten sie nicht länger geduldet werden, und überhaupt müsse ein jeder, der in dem Lande wohnen wolle, 2 Eide schwören, von welchen er den Missionarien sogleich eine Abschrift überreichte. Der erste enthielt: Daß König Georg der rechtmäßige Souverain der Krone sey, und man nichts mit einem Prätendenten derselben zu thun haben wolle. Der andere: Daß man die Transsubstantiation, die Anbetung Mariä, das Fegfeuer und dergleichen, verwerfe. Büttner erklärte hierauf, daß er alles dieses versichern könne, er hoffe aber, daß man ihm und seinen Mitarbeitern das wirkliche Schwören nicht zumuthen werde; denn ob er gleich das rechtmäßige Schwören niemand zur Sünde machen wolle, so wünschte er doch aus guten Gründen, die er auch anzugeben bereit sey, daß man ihn davon befreyen möchte; dabey er sich aber aller auf den Meineid gesetzten Strafe unterwürfe, sobald er etwas thäte, das seiner durch Ja und Nein gegebenen Versicherung entgegen wäre. Damit war der Richter für jezt zufrieden, die Brüder muß-

ten aber bey 40 Pfund Sterling Strafe versprechen, am 16ten October in Pickipsi vor dem Gerichtshofe zu erscheinen. Er besuchte darauf noch die gläubigen Indianer bey ihrer Arbeit auf dem Felde, und nahm höflich Abschied.

Am 22sten Junii begaben sich die Missionarien, dem erhaltenen Befehle gemäß, nach Reinbeck. Johannes sagte zu ihnen beym Abschied: Geht nur Brüder! ich weiß zu wem ihr kommen sollt; aber geht nur, der Heiland ist größer als alles. Hier sollten sie nun vor Gericht beweisen, daß sie rechtmäßige Lehrer wären. Büttner zeigte seinen schriftlichen Beruf, nebst seinem Ordinationsschein, vom Bischof David Nitschmann unterschrieben, mit dem Beyfügen, daß der Erzbischof von Canterbury die Brüderkirche für eine bischöfliche und apostolische Kirche erkannt habe, und sie also gleich andern Protestanten geduldet zu werden hofften. Da aber das alles verworfen wurde, sagte Büttner: Nun, mein Herr! wenn denn unsre Erklärung mit Herz und Mund, wenn unsre schriftliche Documente und unsre Beweise, daß wir einige Jahre her uns als evangelische Lehrer unter den Wilden aufgeführt haben, nicht hinlänglich sind, unsere Kirche ihnen unbekannt ist, und wir die Privilegia der andern protestantischen Kirchen nicht zu genießen haben sollen, so sind wir hier, und sie können uns unsre Strafe dictiren, wir stehen unter der Obrigkeit und können uns nicht gegen sie setzen, ja wenn wirs auch könnten, so mögen wirs nicht. Wir erwählen lieber zu leiden. Diese standhafte Erklärung rührte den Commandant und Richter, Herrn Beckmann, und er versicherte, daß seine Absicht nicht sey, die Brüder zu strafen, sondern ihre Sache sollte untersucht werden, deßwegen würden sie hiemit vor den im October zu haltenden Gerichtshof in Pickipsi, und zwar auf Befehl des Gouverneurs von Neuyork, vorgeladen. Er behielt sie darauf zur Tafel und entließ sie mit vieler Höflichkeit.

Weil aber die Anklagen ihrer Gegner sich immer häuften und eine grosse Bewegung unter dem Volke entstand, so fand die Obrigkeit für gut, die Untersuchung der Sache zu beschleunigen, und die Missionarien mußten sich schon am 14ten Julii vor einem Gerichtshof in Filkentown stellen, wohin sie ihr Freund Johannes Rau begleitete. Erst sollten sie den gewöhnlichen Eid ablegen. Sie blieben aber bey ihrer schon etlichemal gethanen Erklärung. Darauf wurden 3 Zeugen gegen sie verhört. Ihre Aussagen waren aber zum Theil so ungegründet, zum Theil so unbedeutend, daß sie wenig Eindruck auf den Gerichtshof machten. Als endlich Johannes Rau, der die Brüder von Anfang an gekannt hatte, zum Zeugniß aufgefordert wurde, antwortete er: Daß er nichts als Gutes von ihnen sagen könne; er sey oft mit seinem ganzen Hause in ihren Versammlungen gewesen, und habe nie das geringste von den seltsamen Dingen gesehen, die ihnen Schuld gegeben würden. Damit hatte das Verhör ein Ende, und die Brüder bekamen ihre Entlassung.

Unterdessen waren dem Gouverneur in Neuyork, Herrn Clinton, so oft wiederholte Nachrichten von den gefährlichen Anschlägen der Brüder hinterbracht worden, daß er sie vor sich fordern ließ, um die Sache selbst zu untersuchen. Büttner und Sensemann kamen demnach von Schekomeko, und Schaw von Bethlehem nach Neuyork, wo ihre Erscheinung grosses Aufsehen machte, denn alles war durch die vielen üblen Nachreden gegen sie so aufgebracht, daß man schon von Gefängniß, Geißelung und Landesverweisung sprach. Herr Beckmann aber, der die Brüder in Reinbeck verhört hatte und nun eben in Neuyork war, nahm ihre Parthie öffentlich, und behauptete, daß der durch sie gestiftete Nutzen unter den Indianern unleugbar sey. Am 11ten August wurden die 3 Brüder vor dem Gouverneur

und dem bey ihm versammleten Rathe jeder einzeln verhört. Die Fragen waren mit denen, die schon mehrmalen an sie ergangen, meist gleichlautend, und so waren es auch ihre Antworten.

Zuletzt that Büttner folgende Erklärung an den Gouverneur: “Wir stehen unter GOtt und unter der Obrigkeit, der wir uns nie gewaltsam widersetzen, sondern wir leiden lieber. Uebrigens ist unsre Sache GOttes, dem aller Menschen Seelen angehören. Wir sind nur um seinetwillen unter die Wilden gegangen, ihnen das Evangelium von JEsu Christo zu bringen. Geld und Gut, Land und dergleichen ist unser Zweck nicht gewesen, wirds auch nicht werden. Unser Heiland hat uns bisher geholfen, er wird uns auch weiter helfen; denn wir sind in seiner Hand, und hangen ihm so an, daß wir gewiß glauben, es könne uns nichts widerfahren, ohne seine Zulassung. Wir haben auch bey ihm gelernt, der Obrigkeit, die er über uns gesetzt hat, treu und gehorsam zu seyn, nicht aus Politik, sondern um des Gewissens willen. Wir haben bisher unter derselben ein geruhiges Leben in Gottseligkeit führen können, und wünschen es ferner. Inzwischen sind wir entschlossen, lieber alles zu leiden, als gegen unser Gewissen zu handeln; daher wir Euer Excellenz demüthig bitten, unser Gewissen mit dem Schwören nicht zu belästigen, sondern wohl zu überlegen, daß wir als ein armes Volk zwar alles leiden, was man uns anthut, aber doch gewiß unter der Vorsorge GOttes stehen, der HErr über aller Menschen Gewissen ist. Wir bitten dabey aufs herzlichste, uns in dem gesegneten Werke der Bekehrung der armen Wilden nicht zu hindern. Wir versprechen Euer Excellenz allen Gehorsam und Respekt, zu dem wir uns Gewissens wegen verbunden achten.” Hierauf zeigte man den Brüdern an, daß sie in der Stadt bleiben möchten, bis ihnen

der Gouverneur seinen fernern Willen bekannt machen würde.

Den folgenden Tag wurden sie vom Rathe über derselben Sache abermals verhört, und ihnen zum Schluß, Büttners freundlicher Vorstellungen ungeachtet, bekannt gemacht, daß man fürs beste hielte, daß sie das Land räumten. Doch hätten sie erst noch das Endurtheil des Gouverneurs zu erwarten. Dieser ließ ihnen am 21sten August durch einen Secretair melden, daß sie Erlaubniß hätten, nach Hause zu gehen, sie sollten aber von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstehen möchte. Um sie auch gegen allen Auflauf des Pöbels zu sichern, gab ihnen der Secretair noch einen Schein über ihre Entlassung unter seiner eignen Hand. So kamen Büttner und Schaw am 9ten September wieder in Schekomeko an, Senseman aber reisete von Neuyork nach Bethlehem, um dort von allem, was vorgegangen, Bericht zu erstatten.

Büttner mußte hernach noch, vermöge der nicht aufgehobenen Vorladung vor dem Gerichtshofe in Pickipsi im October erscheinen. Er war schon sehr kränklich und man ließ ihn da in sehr rauhem Wetter 2 Tage warten; endlich ward er durch Vorsprache eines gewissen Herrn vorgelassen; weil er aber unterdessen vom Gouverneur selbst eine einstweilige Entlassung bekommen hatte, so wurde er ohne Verhör bis auf weiteres frey gesprochen. Als er nach Hause kam, erzählte ihm Johannes, wie es ihm über dem Verfahren der weißen Leute gewesen, und daß ihm seine Frau gesagt, sie habe im Busche an Bruder Büttner gedacht; da sey ihr Herz so betrübt worden, daß sie geweint und geschrien und gedacht habe: Mein GOtt! warum plagen doch die Menschen den Bruder? warum lassen sie ihn nicht nach Hause gehen? er ist so krank, hat doch nichts Böses

gethan,

gethan, und predigt uns, wie wir können selig werden. Ich habe sie aber darüber bedeutet, und ihr zu Gemüthe geführt, daß es den Jüngern JEsu eben so gegangen sey.

Mack und Sensemann besuchten darauf die Indianer hie und da in Neuengland, und predigten ihnen das Evangelium des Friedens, welches vielen eine fröhliche Botschaft war.

Es war nun wol deutlich genug, daß alle Beschuldigungen gegen die Brüder entweder Mißverstand oder Verleumdung gewesen waren. Viele, und darunter auch angesehene obrigkeitliche Personen erkannten die Redlichkeit ihrer Absichten und den Nutzen ihrer Anstalten, indem die Verkündigung des Evangelii bey den Indianern eine Veränderung hervorgebracht hatte, über die jedermann erstaunte. Es blieb also den Widersachern nichts übrig, als die Sache so einzufädeln, daß sie entweder schwören, oder das Land räumen müßten. Das gelang ihnen. Durch ihren Einfluß passirte im October eine Akte in der Assembly zu Neuyork, worin befohlen ward, allen verdächtigen Personen den Eid der Treue abzufordern, und dieselben, falls sie sich dessen weigern sollten, des Landes zu verweisen. In einer andern Akte wurde den Brüdern ausdrücklich untersagt, die Indianer zu lehren.

Nun konnten die Missionarien nichts anders thun, als gehorsam seyn, und hörten also auf, Versammlungen zu halten. Die Indianer-Brüder setzten aber dieselben selbst unter sich fort, und es bewies sich dabey die Kraft GOttes an der Gemeine auf eine anbetungswürdige Weise.

Am 15ten December kam der Scherif der Grafschaft mit 3 Friedensrichtern nach Schekomeko, verbot den Brüdern im Namen des Gouverneurs und des Raths von Neuyork alle Versammlungen, und befahl den Missionarien, am 17ten dieses Monats in Pickipsi vor Gericht zu erscheinen.

Da

Da Büttner nun schon sehr krank war, so erschienen Rauch und Mack allein, und hörten da die neue Akte an, worin die Prediger von der Brüdergemeine, die unter den Indianern gearbeitet hatten, unter dem Vorwande, als hielten sie es mit den Franzosen, des Landes verwiesen, und unter grossen Strafen gewarnt wurden, sich nicht wieder bey den Indianern finden zu lassen, wenn sie nicht erst den vorgeschriebenen und oben angezeigten Eid abgelegt hätten. Büttner schrieb davon nach Bethlehem: "Wir sollen entweder „wegziehen, oder hart gestraft werden — sie drohen, sie „wollen uns alles nehmen; wir haben wenig, nehmen sie „uns nun das Wenige, so haben wir denn eben so viel, als „unser HErr auf Erden hatte."

Unter diesen Umständen war die Loosung der Brüder: Sey stille, und harre des HErrn! Als daher die Hausväter der gläubigen Indianer in Schekomeko damit umgingen, eine Klage über die Behandlung mit ihren Lehrern und eine Bittschrift an den Gouverneur in Neuyork einzugeben, wurden sie von den Missionarien liebreich bedeutet, und zum stille seyn und Leiden angewiesen.

Mittlerweile war der Bischof Spangenberg, dem die Aufsicht über alle Anstalten der Brüder in Nord-Amerika aufgetragen worden, in Neuyork angekommen, und sein erstes war, die bedrängte Gemeine in Schekomeko zu besuchen. Er traf mit Capitain Garrison am 6ten November daselbst ein, und blieb bis zum 18ten. In einem seiner Berichte an die Brüdergemeine von diesem Besuche sagt er unter andern: "Je näher wir nach Schekomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bey den Leuten gegen das dasige Werk GOttes. Der Friedensrichter von Milsy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin, und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Akte, die gegen sie gemacht

worden,

worden, traktiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder! das müßte ein todter Mensch seyn, der nicht über der Gnade, die diesem Volke wiederfahren ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: Das hat GOtt gethan. Als wir in Schekomeko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemahlt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen von Zinzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch nicht darin; er bewillkommte uns herzlich, und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wol auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeigungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeine zurück, das nicht seine Freude über unsre Ankunft an den Tag legte. Alle miteinander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianer-Brüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: "Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder." Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wieder angenommen seyn, die Brüder trauten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen, und sahe die Brüder recht sünderhaft an. Wir riefen ihn herbey; da setzte er sich in einen Winkel, und sahe sehr beschämt und reuig aus. Es walte

tete

tete große Gnade bey dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer JEsu erlangen, und berief mich auf ihre eigne Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge JEsu, und was alles dabey zu merken ist. Isaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder seyn, und das Blut JEsu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schekomeko, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen, und segneten diese theuer erkauften Seelen, und unsre ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsre Herzen unglaublich erquickt wurden."

Uebrigens erkundigte sich Spangenberg während seines Daseyns aufs genaueste nach den Umständen einer jeden Person, ermahnte sie alle, dem HErrn unserm Heilande treu zu bleiben, und gewiß zu glauben, daß er sie nicht verlassen werde, und fand Ursache, sich über den Gang der Gemeine und die Erklärungen der gläubigen Indianer herzlich zu freuen.

Die Gemeine hatte sich zwar in diesem Jahre nicht so beträchtlich vermehrt, wie in dem vorigen, indem nur 8 erwachsene Personen der heiligen Taufe waren theilhaftig worden. Diejenigen aber, die der Gemeine schon einverleibt waren, hatten an Gnade und Erkenntniß sehr zugenommen, und waren, der vielen Versuchungen ungeachtet, fast alle dem Geiste GOttes treu geblieben. Von 2, die sich auf Irrwege hatten bringen lassen, schrieb Büttner zu Ende des Jahres an Spangenberg: "Freue dich mit mir, denn ich habe mein Schaf funden, das verloren war. Jonathan ist wieder mein Bruder, und nicht nur er, sondern auch Jonas, mit dem es 13 Monate nicht gut gestanden

hatte. Ich schreibe es mit Thränen, und herzlichem Danke gegen den Heiland. Mein Herz war immer bey dem Jonathan, und es war mir, als müßte er aufgesucht werden, ob er gleich 8 Deutsche Meilen von hier auf der Jagd war, u. s. w." Letzteres war auch geschehen; Rauch war zu ihm gereiset, um ihm den Frieden der Brüder wieder anzubieten, wenn er ihn annehmen wollte. Als ihn Jonathan erblickte, erschrack er, als wenn er vom Blitz wäre gerührt worden. Rauch aber war freundlich, und sagte ihm mit vieler Liebe die Absicht seines Besuchs, mit dem Zusatz, daß wenn er auch 50 und mehrere Meilen liefe, die Brüder ihn dennoch aufsuchen würden. Nun konnte Jonathan vor Verwunderung nichts sagen, als: Denkt Büttner noch an mich? Bist du allein um meinetwillen hier? Hast du sonst nichts hier zu thun? Ich bin elend; es steht schlecht mit mir. Rauch merkte nun wohl, daß sein Herz heilsamlich erschüttert und angegriffen war, ließ es aber den Abend dabey bewenden. Den nächsten Morgen wiederholte Jonathan dieselben Fragen, that noch einige von der Art, und dann fing er an bitterlich zu weinen, war recht zerbrochenes Herzens, und konnte es nicht fassen, wie die Brüder einen so schändlichen Menschen noch lieben könnten, da er sie so betrübt hätte. Rauch antwortete ihm: Ja, wir lieben dich gleichwol; aber dein Heiland liebt dich noch viel mehr. Da quollen seine Thränen noch stärker, und er fing an vieles von seinem Herzen zu sagen, wie elend und jämmerlich er sey. Als der Missionarius ihn wieder verließ, bat er sehr, daß die Brüder für ihn beten möchten, und versprach, bald wieder zu ihnen zu kommen. Büttner, dessen Herz ihm entgegen brannte, konnte es kaum erwarten, diesen armen Sünder wieder in seinen Armen zu haben, denn er ging fast Tag und Nacht mit nichts um, als Christo Seelen zuzuführen, sie bey ihm zu erhalten, und die Verirrten

wieder

wieder liebreich herbeyzulocken; darüber vergaß er gern Essen und Trinken und die Schwachheit seines Leibes. Endlich kam sein Jonathan am nächsten Sonnabend mit obgedachtem Jonas in Schekomeko wieder an, sehr schüchtern und furchtsam; Büttner aber nahm ihn sogleich allein, that mit ihm, wie der liebhabende Vater mit dem verlornen Sohne, und Jonathan erholte sich wieder ganz und kam in einen recht lieblichen Herzensgang. Auch an dem Jonas hatte die Gnade JEsu viel gethan; man konnte ihn wieder brüderlich lieb haben, und es ging mit ihm von der Zeit an erwünscht und immer besser.

Fünfter Abschnitt.

Büttner entschläft. Die übrigen Missionarien müssen die Indianer-Gemeine verlassen. Nothdürftige Besorgung derselben von Bethlehem aus. Schicksale der Brüder dabey. Taufe der ersten Delawaren. Etwas von dem innern Gange der Gemeine in Schekomeko. Spangenberg reiset ihretwegen nach Onondago. Bedenklicher Zustand derselben zu Ende des Jahres 1745.

Das war eine von den letzten Freuden, welche der treue Zeuge JEsu unter den Indianern, Gottlob Büttner, hienieden hatte. Schon seit einigen Jahren war er durch Anfälle vom Blutspeyen sehr mitgenommen worden, und die harte Lebensart unter den Indianern, vornemlich aber die Verfolgung, und die deßwegen so häufig vorgefallenen äusserst beschwerlichen Reisen, nebst andern Seele und Leib angreifenden Zufällen, vermehrten seine Schwachheit, und am 23sten Februar 1745 entschlief er sanft und lieblich

in Gegenwart aller Indianischen Gehülfen, die er bis ans Ende zum Treuseyn bey JEsu ermahnte. Sie mußten ihm auf sein Begehren singen: Schließ uns alle in den Schrein deiner heilgen Wunden ein 2c. und verschiedene andere Verse, bis er unter den trostvollen Worten: Deine Augen, deinen Mund, den Leib für uns verwundt, drauf wir so fest vertrauen, das werd' ich alles schauen, verschied, und in seines HErrn Freude einging.

Die Indianer weinten um ihn, wie Kinder um ihre Mutter. Er hatte auch wirklich jederzeit ein mütterliches Herz gegen sie, liebte sie ungemein zärtlich, und widmete sich ihrem Dienste fast 3 Jahre lang so ganz, daß er alle seine Kräfte dabey zusetzte. Sie beschickten daher auch seine Leiche mit großer Ehrerbietung, zogen dieselbe weiß an, und begruben sie unter häufigen Thränen auf dem Gottesacker in Schekomeko. Sein Grab ist auch nachher noch gar oft mit den Thränen der gläubigen Indianer benetzt worden. Auf seinem Grabsteine stehen die Worte: Hier ruhet Gottlob Büttner, der nach dem Befehl seines GOttes am Kreuz, den Heiden die Botschaft brachte, daß ihre Sünden durch das Blut JEsu versöhnt sind, welches sie auch angenommen und sich in den Tod des HErrn haben taufen lassen. Sein letztes Flehen war, daß sie möchten behalten werden, bis auf den Tag JEsu Christi. Er war geboren den 29sten December 1716, und entschlief im HErrn am 23sten Februar 1745.

Nach seinem Begräbniß nahmen die gläubigen Indianer in ernstliche Ueberlegung, ob sie nun nicht von Schekomeko wegziehen sollten, aus Furcht, sie möchten, wenn sie allein blieben, nach und nach wieder in die Sünde gefangen werden: zumal da die Aeltestenconferenz in Bethlehem, durch schon erwähnten obrigkeitlichen Befehl genöthiget war, die Missionarien von Schekomeko abzurufen, damit sie nicht

durch ihr weiteres Verbleiben daselbst zu neuem Argwohn Gelegenheit geben möchten. Der Schmerz dieser treuen Diener JEsu, ihre so zärtlich geliebte Indianer-Gemeine zu verlassen, war unbeschreiblich groß. In der gewissen Hoffnung aber, daß ihre Unschuld einmal an den Tag kommen würde, gaben sie sich denn doch drein, in der Stille das Gewitter abzuwarten, bis es sich nach dem Willen des HErrn wieder verziehen möchte. Die Gemeine in Schekomeko setzte zwar ohne den Dienst ihrer Lehrer ihre Erbauung fort, doch fand man nöthig, von Zeit zu Zeit einen, oder mehrere der Sprache kundige Brüder daselbst besuchen zu lassen. Diese hatten dann einzelne herzliche Unterredungen mit den Gläubigen, und öfters besondere Ueberlegungen mit den Gehülfen aus der Nation: auch wohnten sie den Versammlungen, die von diesen gehalten wurden, mit bey. Die Gnade GOttes, die sich dabey regte, war den Brüdern oft zum Erstaunen. Ein Missionarius schrieb davon: "Ich kam Abends zu Isaaks Hütte: da sahe ich, daß alles voll von Indianern war, und Isaak zeugte recht kräftig vom Heilande und seinem Blute. Ich ging nicht hinein, sondern in den Busch, fiel auf meine Knie, dankte dem Heilande für seine Gnade, und bat ihn, damit fortzufahren."

Die Indianer besuchten auch fleißig in Bethlehem, und es hielt sich öfters eine beträchtliche Anzahl derselben einige Wochen daselbst auf. Hier wurden sie von den Brüdern mit vieler Herzlichkeit aufgenommen, und man bewies ihnen alle Liebe. Mit den zuverläßigsten und bewährtesten Gehülfen besprach man sich ausführlich über den Gang ihrer Gemeine. Dadurch erlangten sie mehrere Einsicht in die Bedienung der ihnen für die Zeit anvertrauten Seelen, und sie gingen allemal mit neuem Muthe angethan wieder nach Hause.

Die unfreundlichen Bewegungen gegen die Brüder ließen aber noch nicht ganz nach, und wurden zuweilen von

neuem

neuem heftig, wobey nicht zu leugnen ist, daß die erweckten Indianer hie und da durch ihren unüberlegten Eifer dazu Gelegenheit gaben, denn sie bestraften die weißen Leute wegen ihrer öffentlichen Sünden, und sagten die Wahrheit, wenn sie gefragt wurden, oft sehr derb. So befragte z. B. der Domine oder Holländische Prediger in Westenhuck einen von ihm getauften Indianer, ob er in Schekomeko gewesen, ob er eine Predigt daselbst gehört, und wie es ihm da gefallen hätte? Der Indianer antwortete: "Er sey allerdings da gewesen, habe auch Worte gehört, und er höre die Leute gern, sie gefielen ihm besser als er, der Domine; denn wenn die Leute redeten, so sey es ihm als ob er die Worte fühlte, wie sie nach seinem Herzen griffen, und es heiße immer dabey in ihm: So ists in Wahrheit; er, der Domine, aber gehe immer um die Wahrheit herum, und komme nie dazu. Er habe auch keine Liebe zu den Seelen; denn wenn er sie nur getauft habe, so lasse er sie gehen, ohne weiter nach ihnen zu fragen; er mache es schlimmer, als einer der Welschkorn pflanze, denn der sehe doch manchmal zu, ob es auch wachse." —

Ein andermal fragte ein weißer Mann den Indianer Johannes: Ob die Brüder Papisten wären? Dieser wollte hierauf erst wissen, was die Papisten für Leute wären! und da er vom Anbeten der Bilder hörte, sagte er: er glaube, das wären die Papisten, die ihre Kühe, Pferde und Plantagen anbeteten, wie sie vor diesem auch gethan hätten. Warum aber, sagte jener, sind denn doch die Menschen den Brüdern so feind? Johannes antwortete: "Warum haben die Menschen den HErrn JEsum gekreuzigt, und Paulum in Ketten und Banden gelegt? —

Dergleichen herzhafte, manchmal aber unzeitige Aeußerungen vermehrten die Feindschaft der Gegner, und diejenigen Brüder, die in Angelegenheiten der Mission Reisen zu

thun hatten, erfuhren dabey mancherley Druck und Verfolgung. Unter andern betraf solches die Brüder Friedrich Post und David Zeisberger. Letzterer war als ein Knabe mit den Brüdern aus Georgien nach Pensylvanien gezogen, wo er sich erst gründlich bekehrte, und hernach den Entschluß faßte, sich dem Dienste des HErrn unter den Heiden gänzlich zu widmen. Er that daher, nachdem er schon im vorigen Jahre einigen Unterricht in der Irokesen-Sprache durch den Prediger Pyrläus bekommen hatte, in der ersten Hälfte dieses Jahres mit gedachtem Bruder Post eine Reise ins Land der Irokesen, deren Betragen die Zeit her allerdings zweydeutig gewesen, und da man sie beschuldigte, daß sie im Sinne hätten, zum Besten der Franzosen an dem Kriege Theil zu nehmen, so war es kein Wunder, daß die Reise dieser 2 Brüder einiges Aufsehen machte. Die Feinde der Mission gaben ihnen dabey verrätherische Absichten Schuld. Daher wurden sie in Albanien unvermuthet angehalten, in Verhaft genommen, und nach verschiedenen Mißhandlungen nach Neuyork ins Gefängniß gebracht. An demselben Tage hieß die Loosung der Brüdergemeine: "Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerley Uebels wider euch, so sie daran lügen. Matth. 5, 11." Nach diesem Wort des HErrn waren die Brüder in ihrer Gefangenschaft munter und getrost, und wendeten ihre Zeit zur Uebung in der Irokesischen Sprache an. Auch hatte GOtt einen Kaufmann in Neuyork, Namens Thomas Noble, erweckt, sich ihrer anzunehmen. Er besuchte sie gleich, besorgte sie aufs liebreichste mit Essen und Trinken und andern Bedürfnissen; und schickte seinen Ladendiener, Heinrich van Vleck, mit der Nachricht von ihrem Schicksal nach Bethlehem. Unter so manchen andern Besuchen, die sie im Gefängniß bekamen, war ihnen sonderlich der Zuspruch eines Neuengländers

länders merkwürdig. Dieser Mann betrachtete sie genau, war eine Weile stille, und brach endlich in die Worte aus: "Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens JEsu willen; ich wundere mich über eure Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sey, um des Namens JEsu willen im Gefängniß zu sitzen, und alle, die den HErrn JEsum lieb haben, müssen ja gehasset und verfolget werden!"

Da man nun die Brüder, nach oftmaligem Verhör, keiner einzigen Vergehung schuldig finden konnte, wurden sie endlich aus dem Gefängniß, in welchem sie 7 Wochen gesessen hatten, entlassen, und kamen wieder nach Bethlehem.

Der Missionarius Mack, der im März mit seiner Frau und der Wittwe Büttnerin, nebst der Frau des Bruders Post und etlichen kleinen Kindern von Schekomeko nach Bethlehem zog, hatte unterwegs in Sopus von einigen aufgebrachten Friedensrichtern viel auszustehen. Weil die Postin eine Indianerin war, so glaubte man, hinlänglichen Grund zu haben, die Gesellschaft als Landesverräther zu behandeln. Das Volk lief zusammen, und es hätte ihnen übel gehen können, wenn nicht, nach vielen öffentlichen Plackereyen, die sie in der Kälte und unter starkem Regen auf der Straße erdulden mußten, zu ihrem Glück der Oberste Löwenstein dazu gekommen wäre, der dem Friedensrichter, welcher sie angehalten hatte, sein Verfahren öffentlich verwies, und sie in Freyheit setzte, worauf sie, wiewol unter vielen Schelt- und Schmähworten, ihre Straße fröhlich weiter zogen. Mack schloß seinen Bericht davon, mit den Worten: Das Wort unsers lieben Heilandes war mir dabey wichtig: Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Bey so manchen Widerwärtigkeiten aber sahen die Brüder zu ihrem Troste auch manche Beweise, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war in dem HErrn.

Im April dieses Jahres hatten sie die Freude, die Erstlinge von den Delawaren in JEsu Tod zu taufen. Bisher hatten sie von ihren öftern Besuchen unter dieser Nation noch wenig Frucht gesehen; die Gläubigen aber aus den Mahikandern, die in Schekomeko wohnten, hatten auf ihren Reisen nach Pensylvanien, die sie durch das Land der Delawaren führten, Bekanntschaft und Umgang mit ihnen bekommen, und da diese beyde Nationen einander zur Noth verstehen können, so wurden die Mahikander die Prediger der Delawaren. Gedachte Erstlinge nun waren ein Mann mit seiner Frau, die eine Zeitlang mit großem Eindruck das Wort von der Versöhnung gehört, aber durch ihre weitläuftige Freundschaft sich immer hatten abhalten lassen, um die Taufe zu bitten. Endlich setzten sie sich über alle Bedenklichkeiten weg, bezeigten ein großes Verlangen nach der Vergebung ihrer Sünden und der heiligen Taufe, welche sie auch in Bethlehem erhielten, und Gottlieb und Maria genannt wurden. Sie waren beyde aus dem sogenannten königlichen Stamme, daher ihre vornehmen Anverwandten ihnen den gethanen Schritt, der nach ihrer Meynung die Familie beschimpfte, sehr übel nahmen, und fürs erste verlangten, daß sie einmal zu ihnen zum Besuch kommen möchten. Sie aber befürchteten Schaden an ihrer Seele zu leiden, und gingen nicht. Darauf beschlossen die Anverwandten, sie mit Gewalt abzuholen, zu welchem Ende 36 von ihnen, worunter viele streitbare Männer waren, nach Bethlehem kamen, und anfänglich sehr wild thaten. Man führte sie aber sogleich in einen großen Saal, wo sie gespeist und getränkt wurden. Gottlieb und Maria aßen mit ihnen, und andere Indianische Brüder und Schwestern, die damals

zum Besuch in Bethlehem waren, bewillkommten sie aufs freundlichste. Spangenberg und andere Diener der Gemeine bezeugten ihnen, wie es den Brüdern lieb sey, daß sie sie einmal besuchen kämen. Ueber diese unerwartete Aufnahme wunderten sie sich sehr, wurden über ihr Vorhaben bedenklich, änderten allmählig ihre Mienen, und wurden gesprächig. Gottlieb und Maria und andere Indianer geleitten sie darauf in das Quartier, das man für sie zurecht gemacht hatte. Hier brachten sie denn doch ihren Spruch an, und sagten zu dem neubekehrten Gottlieb: sie hätten gehört, daß sie sich hätten taufen lassen, und also Sklaven der weissen Leute geworden wären. Weil sie sie nun lieb hätten, so wären sie gekommen, zu hören, wie sich diese Sache verhielte. Gottlieb, dem diese Anrede gerade recht war, erwiederte mit Freymüthigkeit, wie er vor diesem ein gottloser Mensch gewesen und alles Böse geliebt habe, welches ihnen wohl bekannt sey, er habe aber gehört, daß GOtt Mensch geworden, und für die Menschen gestorben sey, und die Sünder mit seinem Blute rein waschen wolle; das habe er nun auch gern erfahren wollen, damit er nicht mehr der Sünde und dem Teufel dienen dürfte. Er sey dadurch kein Sklave worden, sondern noch eben so frey, wie zuvor. Die übrigen Indianer, die zugegen waren, bezeugten ihnen dasselbige, und luden sie ein, an der grossen Gnade JEsu auch Theil zu nehmen. Hierüber aber wurde diesen wilden Männern so bange, daß sie gleich den folgenden Tag in aller Frühe wieder nach Hause reiseten. Nach einiger Zeit schickten sie eine Botschaft an den Gottlieb, mit dem Ersuchen, daß er, weil er so viel von GOtt wüßte, zu ihnen kommen und ihnen auch davon erzählen möchte. Er that es lange nicht; als er endlich doch zu ihnen kam, und sie ihn fragten, warum er nicht eher gekommen wäre? sagte er: Ihr wißt, wenn ein Kind eben geboren ist, so

kann es nicht reden; so ein neugebornes Kind bin ich gewesen, und darum konnte ich euch noch nichts sagen; nun aber bin ich gekommen, um euch etwas zu erzählen. Er predigte ihnen darauf den Heiland, und die Seligkeit, die bey ihm zu finden ist, kam recht getrost und munter wieder zurück, und hatte im September dieses Jahres die Freude zu sehen, daß auch sein leiblicher Bruder mit Namen Joachim getauft wurde.

Ein anderer Delaware war auf dem Wege nach Bethlehem krank liegen geblieben. Er hatte vorher oft daselbst besucht, doch ohne einige Verlegenheit über das Heil seiner Seele zu äußern. Nun aber ließ er den Brüdern sagen, daß, da sie die Indianer so lieb hätten, sie ihn doch auch besuchen möchten. Das geschahe; er entdeckte den Zustand seines Herzens, und empfahl sich in das Andenken und Gebet der Brüder. Bald hernach lief Nachricht ein, daß er gestorben war, und zwar gerade in der Stunde, da die Gemeine in Bethlehem seiner öffentlich im Gebet gedachte. Seinen beyden Weibern hatte er ernstlich befohlen, nach seinem Tode nach Bethlehem zu gehen, und sich zu JEsu zu bekehren; eine derselben that es, und wurde im folgenden Jahre getauft.

In diesem Jahre 1745 sollte zu Bethlehem ein Synodus gehalten werden, und die Gemeine in Schekomeko wurde durch ein Schreiben, welches ihnen die Brüder Rauch und Bischof überbrachten, freundlich ersucht, einen Deputirten dahin zu senden.

Nachdem man ihnen den Zweck eines Synodi deutlich gemacht, kamen die Hausväter zur Wahl des Deputirten zusammen, und man sagte ihnen nochmals, wie ein Bruder, der in ihrem Namen auf dem Synodo erscheine, in ihrem Geiste hingehen, und wie sie ihn mit ihrem Gebete unterstützen müßten; wenn irgend jemand ein Anliegen hätte,

das

das er gern der Gemeine bekannt machen möchte, so könnte er es einem solchen Bruder anvertrauen, und es wäre eben so, als wenn er selbst dabey zugegen wäre; er würde ihnen dann den Segen und die Antwort des Synodi mitbringen, und ihnen von dem, was sein Herz genossen hätte, mittheilen. Ihre Wahl fiel einmüthig auf den Jonathan, mit der Erklärung, daß sie ihm ihr ganzes Herz mitgeben könnten. Bey der Abreise hatten sie denn vielerley Aufträge an die Gemeine mitzugeben. Jakob sagte: er ließe die Gemeine grüssen, und ihr melden: Er finde, daß, wenn sein Herz mit dem Heiland gut stehe, er auch gut mit der Gemeine stehe; wie auch, daß es eine grosse Sünde sey, wenn man nicht aufrichtig gegen die Brüder sey, denn der Heiland kenne doch das Herz, u. s. w. — Auf ähnliche Art erklärten sich noch mehrere, und man sahe daraus, wie lieb sie die Gemeine in Bethlehem hatten, von welcher sie hinwiederum zärtlich geliebt, und dessen durch ihren Deputirten bey seiner Rückkehr vom Synodo, versichert wurden.

Nichts bewies die veränderte Gesinnung der gläubigen Indianer merklicher, als ihr Verlangen, ihre Kinder in Bethlehem erziehen zu lassen, damit sie, so viel möglich, vor aller Verführung bewahrt werden möchten. Denn die Indianer haben sonst, wie oben schon berührt worden, eine solche übertriebene Liebe zu ihren Kindern, daß sie gleich traurig werden, wenn sie dieselben nicht beständig um sich haben können. Nun aber baten die getauften Eltern selbst darum, daß die Brüder ihnen ihre Kinder abnehmen möchten, um sie für den Heiland zu erziehen; und in der Folge wurde ihnen auch zum Theil ihre Bitte gewährt.

Da man den Geist, der in einer Gesellschaft regiert, auch aus einzelnen Zügen von ihren Mitgliedern erkennen kann, so will ich aus dem diesjährigen Tagebuche einige solche Züge mittheilen: In einer Unterredung der National-

Schülern fing einer an zu weinen. Auf die Frage, worüber er weine, gab er zur Antwort, er habe einen Menschen gesehen, dem bey seiner Arbeit das Hemd und der ganze Leib vom Schweiße naß geworden; da sey es ihm recht lebendig worden, wie der Heiland für seine Seele geschwitzet habe; daran denke er jezt, und das breche ihm sein Herz. —

Bey einer andern Gelegenheit erzählte Johannes, daß er vorigen Winter bey dem Kriegslärmen in einen Englischen Ort gekommen sey, wo sich die Leute vor den Indianern sehr gefürchtet hätten. Da sey gleich alles Volk um ihn herum gewesen, und habe gefragt: Was gibts Neues? worauf er geantwortet: "Es gibt mancherley Neues; mein Neues ist dieses, daß es gut ist, an den HErrn JEsum zu glauben." Darauf wären sie alle weggegangen, und hätten ihn stehen lassen. —

Einer Frau brannte ihr Haus ab, derweil sie mit ihrer Arbeit auf dem Felde beschäftiget war, und es wurde nur wenig von ihren Sachen gerettet; man bedaurete sie daher aufs herzlichste, sie aber sagte, es sey ihr noch auf dem Felde sehr aufgefallen, daß sie ihr ganzes Vermögen durchs Rumschenken erworben hätte, und das sey nicht gut; nun habe sie nichts dagegen, daß alles verbrannt worden. —

Bey einem Liebesmahl, welches eine Schwester, zu Bezeugung ihrer Freude über die Bekehrung einer Indianerin, veranstaltet hatte, erzählte ein Bruder mit Beschämung, daß er neulich bey einem Gastmahle der Wilden sich anfänglich habe verleiten lassen, einige ihrer alten heidnischen Gebräuche mitzumachen, er sey aber darüber unruhig geworden, habe es sogleich unterlassen, und auf die Frage, warum er es nicht mehr thun wolle, habe er geantwortet, sie sollten ihn nicht zu etwas nöthigen, wobey er in seinem Herzen unruhig würde. —

Eine

Eine Indianerin von Menissing besuchte den Johannes, und bezeigte, daß, wenn sie nur erst ein gutes Herz hätte, sie sich auch zum Heilande halten wollte! Ey, sagte Johannes: Du willst auf dem Kopfe gehen! wo willst du ein gutes Herz krigen, wenn du nicht erst zu JEsu kommst? —

Ein Europäer, der Augenzeuge von der Zärtlichkeit war, mit welcher die gläubigen Indianer einen besuchenden Bruder von Bethlehem bewillkommten, sagte nachher, er habe noch in seinem Leben keine Menschen gesehen, die so lieb hätten, wie diese Indianer. —

Eines Tages hielt ein Indianischer Gehülfe an die Getauften folgende Rede: "Brüder und Schwestern! Ich will euch nun Worte von JEsu sagen: JEsus hat sehr sauer gearbeitet, um uns die Seligkeit zu verdienen; er hat darüber blutigen Schweiß geschwitzet: Nun spricht JEsus: Ich habe euch alle mit einander erlöset; ich habe meinen Leib und Leben für euch dahin gegeben. Wohlan! lasset uns alle nun auch unsere Herzen ihm geben. Nunmehr ist das ewige Leben allein in seinem Blute. Wer an ihn glaubt, soll ewig leben. Wer aber nicht glaubt, der stirbt gewißlich. Es muß aber niemand sterben, sondern alle können das ewige Leben haben, wenn sie zu JEsu kommen, denn er will sie gern annehmen, u. s. w." —

So dankbar man nun dafür war, daß man die gläubigen Indianer doch von Zeit zu Zeit von Bethlehem aus besuchen, und von ihnen wieder besucht werden konnte, so sahen die Brüder doch gar wohl ein, daß die Hemmung ihres Dienstes ohne Nachtheil der Gemeine nicht lange fortwähren konnte.

Das heilige Abendmahl konnte daselbst nicht gehalten werden, und dadurch war der Gemeine ein wesentliches Mittel zum Wachsthum in der Gnade entzogen.

Neube-

Unbekehrte konnten in Schekomeko nicht getauft werden; die wenigen Taufen, die in diesem Jahre vorkamen, geschahen in Bethlehem. Die Zeugnisse der National-Gehülfen waren zwar an den Seelen gesegnet, weil sie im Drang der Liebe Christi und in der Erfahrung ihren Grund hatten; es war die Sprache des Herzens, die wieder zu Herzen ging; allein eigentliche Lehrreden konnte man ihre Vorträge doch nicht nennen. Ob nun gleich selbst die Missionarien niemals im eigentlichen Verstande dogmatisirten, so wünschten sie doch, nach dem Befehl des Heilandes, die Gläubigen aus den Heiden alles zu lehren, was er seinen Jüngern geboten hatte, und dazu gehörte mehr Erkenntniß und Gabe, als man von diesen Indianern erwarten konnte. Zugleich bemerkte man mit Verlegenheit, daß die unaufhörlichen Eingebungen der Feinde hin und wieder doch auf verschiedene der Gläubigen einigen Eindruck machten. Die Beschuldigung, daß die Brüder sie zu Sklaven machen wollten, wurde einem der ersten Gehülfen einmal so wahrscheinlich gemacht, daß er darüber beynahe an der ganzen Sache irre geworden wäre. Er erkannte zwar bald seinen Irrthum mit vielen Thränen, man sahe aber doch daraus, in welcher Seelengefahr sie schwebten, und wünschte sehnlich, sie derselben zu überheben. Es wurde daher in Bethlehem für gut befunden, zu versuchen, ob man die gläubigen Indianer bewegen könnte, aus dem Gebiet von Neuyork weg, und an einen bequemen Ort in Pensylvanien zu ziehen. Fürs erste wollte man ihnen einen Platz in der Nähe von Bethlehem anweisen, und dann war die Absicht, sie nach Wajomik an der Susquehanna zu verpflanzen, wo die Gemeine völlige Kirchenfreyheit zu genießen gehabt hätte, und die Gläubigen den Verführungen der weißen Leute weniger wären ausgesetzt gewesen, auch allen Zumuthungen, an dem Kriege Theil zu nehmen, bequem hätten ausweichen

weichen können. Dazu kam noch die Nachricht, daß die Schawanosen, bis auf einige wenige, von Wajomik nach der Ohio gezogen waren. Damit nun aber von Seiten der Irokesen, denen dieses Land gehörte, keine Hindernisse in den Weg gelegt werden möchten, so ward beschlossen, eine Deputation an ihren grossen Rath abzusenden.

Dem zufolge that Bischof Spangenberg mit Conrad Weisser und den Brüdern David Zeisberger und Schebosch vom May bis July eine Reise nach Onondago, auf welcher sie mancherley Noth auszustehen hatten, aber auch besondere Proben der göttlichen Vorsehung erfuhren. Einmal litten sie grossen Hunger, weil ihre Lebensmittel schon vor etlichen Tagen alle geworden waren; indem aber fanden sie ein Viertheil eines Bären, welches ein Indianer, der es nicht hatte fortbringen können, am Wege aufgehängt hatte, damit es denen, die etwa die Strasse reiseten, zu gute kommen möchte. Auf ähnliche Weise wiederfuhr ihnen noch manche Hülfe, gerade da sie am nöthigsten war. Hiedurch ermuntert, waren sie um so williger, andern Bedürftigen, die ihnen auf dem Wege aufstiessen, nach Vermögen zu helfen. So trafen sie eines Tages 2 Irokesische Krieger an, die alles verloren hatten, und nun fast nackend, schon über 100 Deutsche Meilen gereiset waren. Der eine wollte nach Onondago. Den fragte Conrad Weisser: Wie er so fort zu kommen gedächte? Er antwortete: "GOtt, der im Himmel ist, hat ja die ganze Erde und alle Thiere geschaffen, der ernähret so viele Menschen und Thiere in der Wildniß. Der kann und wird auch mich wol ernähren." Er und sein Camerad assen hierauf, solange sie mit den Brüdern reiseten, aus ihrem Kessel; und so geschah ihnen nach ihrem Glauben.

Als nun Spangenberg mit seiner Gesellschaft in Onondago angelangt war, so geschahe daselbst in dem grossen

Rathe

Rasse auf eine sehr feyerliche Weise die Erneuerung des Bundes, den der Graf von Zinzendorf mit den Irokesen gemacht hatte; wobey zugleich die 3 Brüder naturalisirt wurden und eigne Namen bekamen. Auch hatte der Vorschlag, die gläubigen Indianer von Schekomeko nach Wajomik zu versetzen, die völlige Genehmigung der Irokesen. Bey der Gemeine in Schekomeko selbst aber fand dieser Vorschlag einen Widerstand, den man gar nicht vermuthet hatte. Sie führten an, daß der Gouverneur von Neuyork ihnen ausdrücklich befohlen habe, an ihrem Orte zu bleiben, und sie daselbst schützen wolle, sie könnten also nicht wegziehen, ohne Anlaß zum Argwohn zu geben, und dadurch dürfte der Lärm gegen die Brüder noch grösser werden; und gesetzt, sie zögen weg, so würden doch ihre noch ungetauften Freunde und Verwandte da bleiben, und wieder ganz in die Welt hineingehen; das würde ihnen sehr wehe thun. Abraham insonderheit suchte die übrigen davon abzubringen, und stellte ihnen vor, es sey da der Weg der Krieger zu den Catawas, und es befänden sich da herum gar viele Wilde; die Weiber wären da so schlimm, daß sie Männer nähmen, wo sie wollten, das würde für ihre jungen Leute gefährlich seyn, und dergleichen mehr. Es währte aber nicht lange, so ereignete sich ein Umstand, der den Indianern in Schekomeko den Schritt nothwendig zu machen schien, den ihnen die Brüder angerathen hatten. Die weissen Leute beschlossen nemlich, die Indianer-Gemeine mit Gewalt von Schekomeko zu vertreiben, und gaben vor, daß das Land, worauf der Ort stünde, andern Eigenthümern gehöre, die sich jezt in den Besitz desselben setzen wollten. Da nun die Indianer bey der Regierung in Neuyork deßhalb einkamen, aber kein Gehör fanden, und wohl sahen, daß sie würden fortziehen müssen, so fingen sie nach und nach an, den Vorschlag der Brüder genauer zu erwägen, und viele bezeigten

Lust,

Lust, bey Bethlehem zu wohnen, wohin sie gegen das Ende des Jahres noch fleißiger als sonst zum Besuch gingen.

Der Zustand der Indianer in Schekomeko war also um die Zeit sehr kläglich; die weissen Leute bemeisterten sich ihres Landes mit Gewalt, und bestellten Wächter, die keinen Bruder von Bethlehem daselbst leiden sollten; der Krieg zwischen den Franzosen und Engländern verursachte grosses Schrecken; die Indianer fürchteten sich vor beyden, die Engländer aber traueten ihnen nicht, und gingen hie und da mit Flinten in die Kirchen; die ungläubigen Indianer in Wesenhuk suchten die Gläubigen in Schekomeko auf ihre Seite zu ziehen; die Presbyterianer hingegen, die um sie herum wohnten, gaben sich alle Mühe, sie durch Verkleinerung der Brüder und Verlästerung ihrer Lehrer unter sich zu bringen; die gläubigen Indianer waren arm, und mußten um des Brodes willen unter solchen ihnen schädlichen Menschen sich oft aufhalten; auch waren viele unter ihnen theils durch ihr voriges liederliches Leben, theils durch die Betriegereyen ihrer bösen Nachbarn in Schulden gerathen, und wurden nun täglich hart behandelt; man drohte ihnen mit dem Gefängniß, und weil sie sich keinen Rath sahen, aus den Schulden heraus zu kommen und doch auch nicht entlaufen wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als die Gemeine in Bethlehem zu bitten, sich ihrer auch in dem Theil anzunehmen, welches auch mit grosser Willigkeit geschahe. Das übelste aber war, daß, nachdem ihre treuen Lehrer verjagt waren, verschiedene von dem rechten Wege abkamen, und einige sogar wieder in offenbare Sünden fielen, so daß sie unter sich selbst getrennt wurden, zum Theil Böses gegen einander redeten, und viele nicht mehr wußten, was sie eigentlich wollten.

Eine solche traurige Veränderung ging den Indianischen Gehülfen und der Gemeine zu Bethlehem, der sie es weh-

müthig

müthig vortrugen, sehr nahe, und es vereinigte sich alles, für dieses arme Volk zu GOtt zu schreyen, und um seine mächtige Aushülfe zu flehen.

Sechster Abschnitt.

1746.

Auswanderung aus Schekomeko. Zwischenaufenthalt der Indianer-Gemeine in Bethlehem und Friedenshütten. Anbau von Gnadenhütten. Besuche in Schomokin und Wajomick.

Zu Anfang des Jahres 1746 kam der Bischof Friedrich Cammerhof von Europa nach Amerika, als Gehülfe des Bischofs Spangenberg bey der Bedienung des ganzen der Brüdergemeine in diesem Welttheile anvertraueten Werkes GOttes, wovon die Indianer-Gemeine einen wichtigen Theil ausmachte. Beyde nebst den übrigen Mitgliedern des Aeltestencollegii in Bethlehem, gaben sich nun alle Mühe, dieser bedrängten Gemeine mit dem besten Rathe zu Hülfe zu kommen.

Der Pensylvanische Gouverneur Thomas, der von den Umständen der gläubigen Indianer benachrichtigt worden, hatte Erlaubniß gegeben, daß alle, die nach Pensylvanien ihre Zuflucht nehmen wollten, daselbst ungehindert wohnen möchten. Die Brüder konnten aber den Wunsch, daß die Indianer sich entschließen möchten, alle zusammen in das freye Indianer-Land nach Wajomik zu ziehen, fürs erste noch nicht fahren lassen, daher im März dieses Jahres der Bruder Martin Mack abgeschickt wurde, die dortige Gegend genau zu besehen. Er that diese Reise in Gesellschaft von 2 der angesehensten Delawaren, die in Bethlehem besucht

sucht hatten, und ihn auf der Reise wie einen Augapfel bewahrten, auch ihm, sonderlich beym Durchwaten tiefer Flüsse, alle nur mögliche Dienste leisteten.

Diese Reise war aber ganz fruchtlos, indem die Indianer durch keine Vorstellung zu bewegen waren, dahin zu ziehen. Man sahe sich also genöthiget, sie fürs erste nach Bethlehem einzuladen, und ihnen zu erlauben, sich dichte bey diesem Gemeinorte anzubauen.

Die Gemeine in Schekomeko wurde von ihren Feinden immer heftiger verfolgt, sie sprengten unter andern überall aus, daß schon 1000 Mann Franzosen auf dem Anmarsch wären, mit denen sich die Indianer in Schekomeko vereinigen, und dann alles mit Feuer und Schwert verwüsten würden. Dieses Gerüchte brachte die Einwohner in Reinbeck in solche Angst, daß sie den Friedensrichter um einen Befehl baten, sämmtliche Indianer in Schekomeko todt zu schlagen. Dieser Befehl ward nun zwar nicht ertheilt; die Bitte um denselben aber erfuhr man in Schekomeko gar bald, und die vielen darauf folgenden Schmähungen und Kränkungen brachten die armen, immer noch an Schekomeko klebenden Indianer in ein solches Gedränge, daß es endlich einige wagten, eben gedachte Einladung der Brüder nach Bethlehem anzunehmen.

Zehn Familien, zusammen 44 Personen stark, waren die ersten, die im April unter Vergießung vieler Thränen von Schekomeko abzogen, und in Bethlehem mit herzlicher Liebe und offenen Armen aufgenommen wurden. Verschiedene von ihnen fingen sogleich an, nahe bey diesem Orte einige Häuser nach ihrer Art zu bauen. Man richtete für sie eigne Früh- und Abendversammlungen ein, die so viel möglich in Mahikandischer Sprache gehalten wurden. Das beruhigte sie ein wenig über ihren Abzug von dem lieben Schekomeko, woselbst ihr Gottesdienst so lieblich war.

Noch reichlicher wurden sie getröstet, als bald nachher 2 Indianer-Mädchen auf dem Kirchensaale in Bethlehem getauft wurden. Diese Handlung war sehr feyerlich. Um die Täuflinge herum saßen in einem halben Kreise erstlich die Aufseherinnen der Mädchen, sodann die Frauen der Heidenboten, hierauf sämmtliche Indianer, und um diese herum die ganze übrige Bethlehemische Gemeine, nebst vielen Fremden und Besuchenden. Das bey dieser Taufe waltende Gefühl von der Gegenwart GOttes erfüllte alle Anwesende, sonderlich unsre Indianer, mit großer Freude und mit der Zuversicht, daß sie es hier doch eben so gut haben würden, als in Schekomeko. Was aber ihren gesunkenen Muth am meisten aufrichtete, war dieses, daß sie nach angestellter Prüfung, ob sie im lebendigen Glauben an JEsum und in der Liebe unter einander gut stånden, die von ihnen nicht erwartete Erlaubniß erhielten, mit der Gemeine in Bethlehem gemeinschaftlich das heilige Abendmahl zu genießen. Nach einer solchen Stärkung ihres Glaubens konnte man nun auch ohne Bedenken auf die Erhaltung der nöthigen äußern Ordnung bey ihnen antragen. Um deßwillen errichtete man einen Gemeinrath, welchem auch die getauften Hausmütter mit beywohnen durften. Das ist sonst unter den Indianern nicht gewöhnlich; man hatte aber die Zeit her mehrmals die Erfahrung gemacht, daß so manches gute, das mit den Männern beschlossen worden, unausgeführt geblieben war, weil die Weiber Schwierigkeiten dagegen aufgebracht hatten; jezt aber, da sie mit zugegen waren, und die Gründe, warum diese und jene Ordnung nöthig und heilsam sey, mit anhörten, ging alles leicht und mit Vergnügen.

Gleichwol war dieser kleine Anbau nur eine Hülfe in der Noth, indem die Brüder wohl einsahen, daß ein Indianer-Dorf so nahe bey Bethlehem in die Länge nicht würde beste-

bestehen können. Sie eilten daher, ihren lieben Indianern einen andern Platz zu verschaffen, wo sie mehr für sich und nach ihrer hergebrachten Lebensart wohnen könnten. Zu dem Ende kaufte die Gemeine in Bethlehem von einigen Herren in Philadelphia ein Stück Land, das 200 Acker groß, und hinter den sogenannten blauen Bergen an der Mahony, nahe an dem Einflusse derselben in die Lecha, zwischen Bethlehem und Wajomik, etwa 6 Deutsche Meilen von ersterm Orte, bey welchem die Lecha vorbey fließt, gelegen war. Der Missionarius Mack begab sich nebst andern weißen Brüdern und einigen Indianer-Gehülfen dahin, um den neuen Ort anzulegen, welcher nachher Gnadenhütten genannt wurde. Diesen folgten nach etlichen Tagen noch mehrere; der Platz gefiel ihnen allen sehr wohl, und es ward nun unter ihnen ausgemacht, daß sie dieses Jahr sowol noch bey Bethlehem als in Gnadenhütten pflanzen wollten, und die Männer sich ab und zu, bald an dem einen, bald an dem andern Orte aufhalten sollten, nachdem es die Arbeit erfordern würde, und so ging es mit dem Anbau von Gnadenhütten vortreflich von statten. Die Indianer waren fleißig, munter und vergnügt, und führten einander oftmals zu Gemüthe, wie gut sichs arbeiten läßt, wenn man sich mit dem Herzen bey JEsu Christo befindet, an seine saure Arbeit denkt, und den guten Fortgang sammt der Bewahrung des Leibes nicht eigner Geschicklichkeit und Klugheit, sondern lediglich der Gnade GOttes zuschreibt. Die weißen Brüder hörten solche Aeußerungen mit dem innigsten Vergnügen an, und erkannten immer mehr, daß es der Mühe werth sey, sich für die Indianer mit Leib und Seele herzugeben.

Als die Nachricht von diesem neuen Anbau nach Schekomeko und Pachgatgoch kam, fanden sich viele von den Zurückgebliebenen angeregt, auch dahin zu ziehen, und bald

war die Anzahl der letztern grösser als die der erstern. Ihren Feinden, die allerdings die Absicht hatten, sie von Schekomeko zu vertreiben, mißfiel es aber sehr, daß sie sich nach Bethlehem wandern; und um die noch übrigen davon abzuhalten, sprengten sie aus, daß die zuletzt abgereiseten Indianer, die sich nach Bethlehem hätten begeben wollen, unterwegs wären ermordet worden. Allein solche Gerüchte machten so wenig Eindruck, daß etliche Familien, die eben im Begriff waren, die Reise nach Bethlehem anzutreten, sich dadurch gar nicht irre machen liessen. Einer sagte unter andern dabey: "Gehen wir nicht nach Bethlehem, sondern bleiben hier oder begeben uns sonst wohin, so ists eben so, als ob wir uns einen Strick um den Hals werfen." So wanderten sie nach und nach aus, und es ging damit immer leichter, mit Vergnügen; und in so kindlichem Vertrauen auf die Durchhülfe des HErrn, daß es recht erbaulich anzusehn und anzuhören war.

Während dieser Auswanderung ging der Gottesdienst in Schekomeko doch noch eine Weile fort, und die Indianischen Zeugen der Wahrheit verkündigten auch einer Menge theils besuchender, theils durchreisender Wilden das Evangelium von Christo, einfältig, aus eigner Erfahrung und mit grosser Kraft, vielen zum bleibenden Segen. Ihr Singen war dabey sehr angenehm und wohlklingend. Nach der Predigt pflegten sie ihre fremden Zuhörer auch leiblich zu bewirthen, brachten ihnen in Ermangelung eines andern Platzes das Essen in die Kirche, und unterhielten sie auch während der Mahlzeit mit nützlichen Materien, das Heil ihrer Seelen betreffend.

Inzwischen war das Wegziehen so vieler Indianer von Schekomeko und Pachgatgoch nach Bethlehem und Gnadenhütten für sie selbst und für die Brüdergemeine in Bethlehem mit nicht wenig Schwierigkeiten verbunden. Wenn eine

eine Familie abreisen wollte, so suchten die benachbarten weißen Leute gemeiniglich allerhand alte Schulden hervor, die sie erst bezahlen sollten; und da die mehresten dieser armen Leute weder lesen, schreiben, noch rechnen konnten: so mußten sie sich alle Forderungen, die an sie geschahen, gefallen lassen. Die Brüder konnten dann nicht umhin, ihnen auf eine oder die andere Art, zu Hülfe zu kommen. Ihre Kinder wurden größtentheils, auf vielfältiges Bitten der Eltern, in die Kinderanstalten zu Bethlehem und Nazareth für einige Zeit zur Erziehung aufgenommen. Dieses, so wie ins ganze ihr Zwischenaufenthalt in Bethlehem, da sie allesammt mit dem nothwendigen versorgt werden mußten, verursachte den Brüdern viele Ausgaben, deren Ersatz nie zu hoffen war. Der erste Anfang von Gnadenhütten war für die Brüder auch sehr kostbar. Das Land mußte erst vom Holze gereinigt, aufgerissen und zum Pflanzen zubereitet werden; dieses Stück Arbeit übernahmen die Brüder mit Beyhülfe der Indianer, und speiseten auch binnen der Zeit dieselben, an einem gemeinschaftlichen Tische. Weil sich aber letztere noch wenig auf solche Arbeit verstanden, auch ihrer Natur nach dazu wie nicht gemacht sind, so war ihre obgleich noch so willige Hülfe nicht beträchtlich, und das mehreste fiel auf die Brüder. Unterdessen sahen diese, weil sie die Sache als ein Werk GOttes betrachteten, weder auf Kosten und Mühe, noch auf den Verlust ihrer Zeit, sondern betrieben den Anbau von Gnadenhütten aus allen Kräften, um so mehr, da man genugsam überzeugt worden, daß der gegenwärtige außerordentliche Zustand, in welchem sich die Indianer befanden, ihnen nicht zusagte. Sonderlich konnte die gemeinschaftliche Haushaltung nicht lange fortgesetzt werden, hauptsächlich wegen des seltsamen Eindrucks, den sie auf die fremden Indianer machte. Denn weil die Brüder den ganzen Vorrath von Lebensmitteln unter

ter ihrem Beschlusse haben, und damit sparsam umgehen mußten, so konnten die Indianer den Fremden, die sie in ihren Häusern besuchten, nichts vorsetzen, welches mit der unter ihnen eingeführten Gastfreyheit nicht zu reimen war. Daher entstand die Idee bey den wilden Indianern, daß die Getauften bey den weißen Leuten Noth leiden und ihre Knechte seyn müßten, sonderlich da sie öfters dieselben eine den Indianern ungewöhnliche Arbeit verrichten sahen. Man ließ demnach so bald als möglich jede Familie ihre eigne Haushaltung anfangen; wozu jedem Hausvater ein Stück urbar gemachtes Land zugemessen, und zum Ackern und Pflanzen gehörige Anweisung gegeben wurde.

Im Julio dieses Jahres wurde die Indianer-Gemeine in Gnadenhütten förmlich und feyerlich eingerichtet, die verschiedenen Aemter besetzt, die Gemeinordnungen bekannt gemacht, der Kirchensaal eingeweihet und alle gegenwärtige und künftige Einwohner dieses Ortes unserm treuen GOtt und Heilande mit Gebet und Thränen zu Gnaden empfohlen.

Mittlerweile wurden die Umstände in Schekomeko immer bedenklicher. Der Lärm des Krieges, welcher damals zwischen den Engländern und Franzosen geführt wurde, näherte sich diesem Orte; und da schon eine Tagereise von demselben die Französischen Indianer einen Einfall gethan, gemordet, und mit Sengen und Brennen alles verwüstet hatten, so bot man Englischer-Seits alles, was Waffen tragen konnte, gegen sie auf. Das betraf natürlicher Weise auch die in Schekomeko zurückgebliebenen gläubigen Indianer, die nun größtentheils einzusehen anfingen, wie heilsam es für sie gewesen wäre, wenn sie diesen Ort in Zeiten verlassen hätten. Verschiedene von ihnen zogen wirklich zu Felde, und die übrigen lebten in Furcht und Angst. Auch die Wohlthat, besuchende Missionarien aus Bethlehem eine

Weile

Weile in ihrer Mitte zu haben, wie bisher immer geschehen war, konnten sie nicht länger genießen, als bis zum 24sten Julii, da die Brüder Hagen und Post mit den noch übrigen Getauften ein Liebesmahl hielten, ihnen auf Anweisung des Aeltestencollegii in Bethlehem das Gemeinhaus, das den Brüdern zugehörte, schriftlich zum Eigenthume übergaben, und sie sodann dem guten Hirten, der sein Leben für die Schafe gelassen hat, zu gnädiger Bewahrung empfahlen. So beschlossen die Brüder mit Wehmuth, aber doch auch mit innigster Dankbarkeit gegen GOtt, ihre Arbeit in Schekomeko, diesem ersten Indianer-Gemeinorte, woselbst das Licht des Evangelii den Heiden dieser Gegend zuerst aufgegangen, und in 2 Jahren 61 Erwachsene durch die heilige Taufe der Kirche Christi waren einverleibt worden, die in Bethlehem getauften nicht mit dazu gerechnet.

Nun wohnten also die gläubigen Indianer an verschiedenen zum Theil weit von einander entlegenen Orten, nemlich in Gnadenhütten, Bethlehem, Pachgatgoch, Wechquatnach und Schekomeko, an welchen letztern Ort einige noch so anhänglich waren, daß sie der Kriegsnoth und aller Kränkungen ihrer Feinde ungeachtet, sich doch nicht entschließen konnten, denselben zu verlassen. Gnadenhütten zeigte sich, auch was das Aeußere betrifft, als ein recht lieblicher und angenehmer Gemeinort. Das Gemeinhaus oder die Kirche, mit einem kleinen Thurm und einer Glocke versehen, stand in der Mitte in einem Thale, und hatte auf der einen Seite auf einer Anhöhe, die ziemlich einen halben Zirkel formirte, die Häuser der Indianer, auf der andern die Wohnungen der Missionarien nebst dem Gottesacker; und durch den Ort ging die ordentliche Landstraße nach Wajomik und andern Plätzen. Die Missionarien bestellten ihre Felder selbst, so wie auch ein jeder Indianischer Hauswirth das seine, und am 18ten August hatten sie schon die

Freude, bey einem Liebesmahl von der ersten bey Gnadenhütten gewachsenen Frucht zu essen.

Christian Rauch und Martin Mack waren die ersten Missionarien, die an diesem Orte wohnten, die Gemeine mit Wort und Sacrament bedienten, und ihre Arbeit war gesegnet. In der Folge der Zeit wurden sie durch andere Missionarien, und diese nach einer Weile wieder entweder durch die vorigen, oder durch andere abgelöset; wie man denn überhaupt glaubte, daß eine manchmalige Verwechsolung der Diener der Gemeine rathsam wäre, damit die Indianer sich nicht an Menschen hängen, sondern zu aller Zeit ihre Zuversicht blos auf GOtt setzen möchten.

Denen, die bey und in Bethlehem wohnten, diente der genauere Umgang mit den weißen Brüdern und Schwestern vornemlich zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß JEsu Christi. Ihre Herzen wurden mit Trost und Freude erfüllt, und sie suchten auch ihren Landsleuten an den übrigen Orten zum Segen zu seyn, indem sie ihnen ihre Herzenserfahrungen theils mündlich bey Besuchen, theils auch schriftlich mittheilten; denn verschiedene unter ihnen hatten durch den Unterricht der Brüder ganz gut schreiben gelernt; andere diktirten ihre Worte einem Schreiber in die Feder.

In Pachgatgoch hielt sich damals der Bruder Friedrich Post mit seiner Frau eine Zeitlang auf, lebte äußerlich wie ein Indianer, trieb sein Schreinerhandwerk, und predigte dabey das Evangelium. Auch wurde hier und in Wechquatnach dann und wann von Bethlehem und Gnadenhütten aus besucht, um das glimmende Tocht nicht auslöschen zu lassen.

Es fand sich aber bey der damaligen Lage der solchergestalt vertheilten Indianer-Gemeine doch manches schmerzhafte. Einige Männer, die ihre Weiber nicht hatten überreden können, Schekomeko zu verlassen, hatten sich darüber für eine Weile von ihnen getrennt. Eben so hatten einige

Weiber

Weiber sich von ihren Männern, die an Schekomeko allzu anhänglich waren, nicht abhalten lassen, nach Bethlehem oder Gnadenhütten zu ziehen, und alle Vorstellungen der Brüder gegen diese Unordnung waren vergeblich gewesen; noch häufiger hatten sich Eltern von ihren Kindern, und Kinder von ihren Eltern getrennt. Das verursachte denn viel Gerede über und gegen einander, und Liebe und Einigkeit ward dadurch nicht gefördert. Auch wurden verschiedene, die schon in Gnadenhütten wohnten, wieder bedenklich, nach und nach mißvergnügt und entfernten sich wol gar. Ueberdem waren die Feinde der Brüder immer nicht müßig, sondern suchten auf alle Weise Bethlehem und Gnadenhütten bey den Indianern in Schekomeko, Pachgatgoch und Wechquatnach in den bösesten Ruf zu bringen; sogar von vielen Kanzeln hörte man dergleichen erschallen. Etliche der in Schekomeko zurückgebliebenen wurden dadurch irre und kamen auf den Einfall, den Englischen Gouverneur um mehr Land zu bitten, in Hoffnung, dadurch noch mehrere Indianer zum Wohnen dahin zu ziehen, und hierdurch auch die Missionarien zu bewegen, wieder zu ihnen zu kommen und bey ihnen zu bleiben; sollten dieselben aber dazu keine Lust haben, so wollten sie den Gouverneur ersuchen, ihnen einen Prediger zu geben; "sie predigen ja doch alle, sagten sie, was in der Bibel steht." Ob sie sich nun gleich über diesen Gedanken nicht vereinigen konnten, so bediente sich doch ein benachbarter Prediger in Westenhuck dieser Gelegenheit, sie auf alle Weise an den Brüdern irre zu machen und an sich zu ziehen, lockte sie mit Hülfe eines dort stehenden Officiers nach Westenhuck, suchte sie theils durch schöne Worte, theils durch Tanzen und Saufen zu ermuntern, und that, was er konnte, sie zu bewegen, daß sie sich seiner Leitung anvertrauen möchten. So weit aber waren sie doch vom rechten Wege noch nicht abgekommen, daß sie sich

in dieser Schlinge hätten fangen lassen: vielmehr bezeugten sie bey ihrer Rückkunft, wie übel ihnen das Leben in Westenhuck gefallen und wie ihr Herz vor Angst gezittert habe.

Die an den Brüdern irre gewordenen Indianer suchten zwar das fernere Auswandern bald dieser bald jener Familie aus Schekomeko nach Gnadenhütten durch das stärkste Zureden, ja gar mit Gewalt und durch Hülfe der Obrigkeit zu hindern. Allein, da die Indianer freye Leute sind, so waren alle Bemühungen dieser Art vergeblich. Das Elend der Zurückbleibenden vermehrte sich indessen von Tag zu Tage durch die fortwährende Kriegsnoth, die unablässige Aufforderung, gegen die Franzosen zu Felde zu ziehen; und überhaupt war die Verwirrung in Schekomeko und Pachgatgoch so groß, daß sie sich nicht wohl beschreiben läßt.

Die Missionarien mußten sich für die Zeit stille halten, weil sie der Landesobrigkeit schon verdächtig geworden waren, indem einige der irre gewordenen Indianer sich so weit vergessen und fälschlich vorgegeben hatten, sie dürften nicht zu Felde ziehen und fechten, weil die Brüder es nicht haben wollten. Dazu kam, daß ein Engländer öffentlich behauptet und überall verbreitet hatte, daß die Brüder für 3000 Mann Ober- und Untergewehr in Bereitschaft hätten, so viele Indianer damit zu bewaffnen, den Franzosen zu helfen und sonderlich Pensylvanien zu verwüsten. Die Brüdergemeine in Bethlehem mußte auf Befehl der Landesregierung wirklich einen Deputirten auf den Gerichtstag nach Neutown schicken, um sich darüber zu erklären. Da ward nun obgedachter Engländer nebst andern Verklägern der Brüder öffentlich zu Schanden, und hatte die Erlassung der ihm vom Gerichte zuerkannten schweren Strafe blos der Fürbitte des Deputirten der Brüder, Namens Heinrich Antes, zu danken, welcher dabey die Freude hatte, vor der zahlreichen Versammlung ein getrostes und kräftiges

Zeugniß

Zeugniß von unserm Heilande und seiner grossen Sünderliebe abzulegen; indessen bestärkte dieser Umstand die Brüder in dem Sinne, bey ihrer Arbeit unter den Indianern mit aller möglichen Vorsichtigkeit zu Werke zu gehen. Doch tröstete sie das nicht wenig, was GOtt hie und da an den Irregewordenen that, indem er vornemlich den Briefwechsel der Indianer unter einander dazu segnete, daß viele sich nach und nach aus der Verwirrung wieder zurecht fanden, und auch andere zum Nachdenken brachten, indem sie bey Gelegenheit ein treuherziges Zeugniß der Wahrheit ablegten. Einer unter andern, dem seine Verwandten drohten, daß sie ihn todtschlagen wollten, wenn er nicht ganz und gar von den Brüdern abliesse, antwortete ihnen: "so mögt ihr mich denn todtschlagen; ich weiß, daß die Brüder recht sind, nur bin ich noch nicht recht." Ein anderer, der zu den Brüdern zurückkehren wollte, und dem eben so mit dem Tode gedrohet wurde, erklärte sich gerade heraus, daß er doch nicht anders ruhig werden könne, er müsse zu den Brüdern; wenn ihn seine Freunde hernach todtschlügen, so könnten sie doch seine Seele nicht todtschlagen; die sey mit dem Blute des Heilandes erkauft, und also vielmehr werth als sein Leib. Verschiedene, die ihre Abweichung gründlich erkannten und bereueten, schrieben selbst oder liessen an die Gemeine sehr beweglich um Vergebung schreiben. Einer von ihnen, Namens Jakob, drückte sich im Anfang seines Briefes folgendermaßen aus: "Mit mir stehts so, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es aufs beste, und gibt ihm allerhand schöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber ist eigenwillig, und geht vom Vater weg, und befolgt nicht, was ihm der Vater sagt; dann verliert das Kind die schönen Sachen, die es beym Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt, und

fällt

fällt von seinem Leibe, und es muß fast nackend gehen: das Kind bedenkt sich wol, wie es zuvor ein so schönes Kleid und so viel schöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt sich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, ist aber dabey scheu, wieder zum Vater zu gehn, und weiß doch nicht, was zu thun: so stehts mit mir," u. s. w. Solche Briefe wurden den Gemeinen in Gnadenhütten und bey Bethlehem, auch wol der Gemeine in Bethlehem vorgelesen, und mit großer Bewegung angehört. Diejenigen aber, die zum Besinnen gekommen waren, und weder selbst, noch durch andere schreiben konnten, kamen nach Bethlehem oder Gnadenhütten, bekannten und beklagten ihre Abweichung, manchmal vor der versammleten Gemeine, und baten um Vergebung, die denn auch ihnen, so wie denen, die schriftlich darum angehalten hatten, mit innigster Freude und unter Vergießung unzähliger Thränen öffentlich ertheilt wurde.

Da nun die Brüder, bey allem Widerstande der Feinde, dennoch sahen, daß GOtt ihre mühselige Arbeit unter den Indianern auf so mancherley Weise reichlich segnete, so wurde ihr Trieb, das Evangelium noch weiter auszubreiten, immer stärker. Besonders lagen ihnen die Sechs Nationen oder Irokesen am Herzen, mit denen sie bey verschiedenen unter sie gethanen Reisen schon einige Bekanntschaft gemacht hatten; auch hatten jene sie bereits als Leute, die nicht aus Eigennutz, sondern aus Menschenliebe handelten, von andern um des Handels willen herum ziehenden weißen Leuten, unterscheiden gelernt. Schon im vorigen Jahre hatte der Missionarius Mack mit seiner Frau eine Reise nach dem zum Gebiete der Irokesen gehörigen Orte Schomokin gethan, und sich daselbst ein paar Monate aufgehalten, wobey sie nicht nur Krankheiten und viele Beschwerden auszustehen hatten, sondern auch durch die hier mehr als an irgend einem

andern

andern Orte unter den Wilden im Schwange gehenden Greuel jemals mit Schrecken und Entsetzen erfüllt wurden; auch waren sie mehrmalen in Gefahr von besoffenen Wilden ermordet zu werden. Aber die Begierde nach dem Heil dieser armen Menschenseelen, und der kindliche Glaube an das Wort JEsu: Ich bin bey euch alle Tage, richtete ihren Muth dermaßen auf, daß sie, nach Macks Ausdruck, in ihrer armseligen Indianer-Hütte oft vergnügter waren, als in dem herrlichsten Hause in Philadelphia. GOtt machte ihnen überdem die Freude, daß sie das Wort der Versöhnung hie und da anbringen konnten. Uebrigens halfen sie den Indianern bey ihrer Arbeit auf den Welschkornfeldern; und Welschkorn ohne einige Zuthat war ihre tägliche Speise, woran sie sich auch gern genügen ließen. Von Schomokin aus besuchten sie auf der großen in der Susquehanna gelegenen Insel, Longisland genannt, und wurden von den dortigen Indianern, sonderlich von ihrem Könige, sehr freundlich aufgenommen. Für die Zeit aber schien ihnen nicht sowol das Evangelium selbst, als vielmehr die Erzählung von der Bekehrung der Indianer in Schekomeko, die sonst ihrer Wildheit wegen weit und breit bekannt gewesen, einigen Eindruck zu machen. Das unaufhörliche Saufen war dem Missionario auch hier im Wege. Sogar ihr sogenannter König besof sich dermaßen, daß er ins Feuer fiel, und ihm von der einen Hand alles Fleisch wegbrannte. Bey Macks Rückkunft nach Schomokin suchte ein durchreisender Schawanose ihn zu schrecken, indem er ihn hart anredete: "Ihr Leute, was wollt ihr hier? Die Irokesen wollens nicht haben, daß jemand die Indianer unterrichten soll. Ihr seyd wie die Tauben; wo sich eine hinsetzt, da kommt gleich ein großer Haufe zusammen geflogen; wenn ihr an einen Ort kommt, so bleibt es nicht bey einem oder zween, sondern es finden sich gleich viele herzu." Mack

aber

aber pries, statt aller Antwort, auch diesem Wilden die Gnade JEsu an, und nachdem er hier eine reiche Thränensaat ausgestreut und für das arme in des Teufels Banden schrecklich verstrickte Volk gar viele Seufzer zu GOtt geschickt hatte, begab er sich mit seiner Frau auf die Rückreise nach Bethlehem, die äußerst beschwerlich war, indem sie die hohen steilen Berge oft nicht anders als auf Händen und Füßen kriechend passiren konnten, welches besonders der Mackin, die eben schwanger war, sehr hart fiel.

Macks Berichte von dem Zustande der Indianer in Schomokin erregte bey dem Collegio der Aeltesten in Bethlehem den Wunsch, einen Bruder zu ihnen schicken zu können, der bey ihnen wohnen, und ihnen das Evangelium täglich predigen könnte. Dazu zeigte sich denn auch in diesem Jahre eine Gelegenheit. Die Irokesen stellten nemlich durch ihren Agenten oder Deputirten in Schomokin, den schon oben genannten Schikellimus, dem Dollmetscher der Regierung, Herrn Conrad Weißer, und durch ihn dem Gouverneur von Pensylvanien vor, daß sie aus Mangel eines Schmidts manchmal um einer Kleinigkeit willen etliche 100 Englische Meilen weit nach Tulpehokin, ja wol gar nach Philadelphia reisen müßten; sie bäten daher, daß ihnen ein Schmidt möchte verschafft werden, der in Schomokin bey ihnen wohnte. Nun schien zwar dieser Posten für einen Europäer sehr unangenehm zu seyn, denn der Ort war ungesund, und die dortigen Indianer kannte man als schlechte Bezahler; ihrer greulichen Ausschweifungen und der Gefahr, welcher man unter ihnen ausgesetzt war, nicht zu gedenken. Gleichwol waren die Brüder froh, als Herr Conrad Weißer ihnen den Vorschlag that, den verlangten Schmidt nach Schomokin zu senden, wozu ihnen auch der Gouverneur von Pensylvanien die Erlaubniß gern ertheilte. Dem zufolge ging der Bruder Mack im October dieses Jahres

ters in Begleitung eines Indianers dahin ab, um mit dem dortigen Oberhaupte Schikellimus und dessen Rathe die nöthige Abrede zu nehmen, und vornemlich den Punkt fest zu setzen, daß ein solcher Schmidt, der von den Brüdern dahin geschickt würde, nur solange bey ihnen wohnen könnte, als die Irokesen mit den Engländern in aufrichtiger Freundschaft leben.

Mittlerweile brachen unter unsern Indianern bey Bethlehem und bald hernach auch in Gnadenhütten die Blattern aus, an welchen 18 Personen, und darunter einige treue und brauchbare Gehülfen aus der Zeit gingen, unter welchen die Brüder sonderlich den Johannes, Isaak, David, Thomas, Jonas, Abraham und dessen Frau Sarah gern noch länger behalten hätten, von deren Lebensumständen ich etwas weniges anführen will.

Johannes war einer der Erstlinge, dessen schon mitgetheilte Briefe nicht ohne Vergnügen gelesen werden können. So wie er als Heide ein Ausbund von Bosheit war, indem er mit seinen Lastern viel Witz und Laune verband, so wurde er hernach ein auserwähltes Rüstzeug des Heilandes unter seiner Nation. Seine Gaben wurden durch die Gnade GOttes geheiligt und zum Segen gar vieler Menschen, von weißer und brauner Farbe angewandt. Er war ein Redner in seiner Sprache, dergleichen nach ihm wenige gewesen sind. Wenn er predigte, so lebte alles an ihm und sein Wort fuhr wie Feuer in die Herzen seiner Landsleute. Seine Seele weidete im Evangelio, und er konnte nie unterlassen, er mochte zu Hause oder auf der Reise seyn, von der Gnade im Blute JEsu zu zeugen, und es galt ihm gleich viel, ob er dabey Christen oder Heiden zu Zuhörern hatte. Er war zum Lehrer seines Volkes wie gestempelt und führte dieses Amt in der Gemeine etwas über 4 Jahre. Zugleich war er unter seinem Volke ein geehrter Chief, ohne dessen

Rath und Einwilligung auch in politischen Angelegenheiten nichts unternommen wurde. Kurz vor seiner letzten Krankheit besuchte er den Bischof Spangenberg, und sagte zu ihm: "Ich habe dir etwas zu sagen: ich habe mein Herz untersucht, und das habe ich gründlich gethan, so daß ich weiß, daß das wahr ist, was ich sage. Ich habe mein Herz bey den Krankheiten und dem Absterben etlicher Indianer gefragt: ob ich mein Leben dem Heilande willig hingeben kann, und ob er mich auch annehmen wird? und da habe ich gefunden, daß es Ja bey mir war, daß ich des Heilandes bin, und zu ihm kommen werde." In der Krankheit standen die gläubigen Indianer fleißig um ihn herum, und weinten sehr, denn sie hatten ihn ungemein lieb. Auch da zeugte er noch mit Kraft und Nachdruck von der Wahrheit des Evangelii, und betrug sich überhaupt bis ans Ende als ein Knecht JEsu Christi, zur Erbauung aller, die ihn sahen. Die Betrachtung der Schmerzen JEsu erleichterte ihm das Gefühl der seinigen, und sein Verscheiden war so vergnügt und so lieblich, wie das Verscheiden eines Mannes GOttes.

Isaak, ebenfalls einer von den Erstlingen, war ehedem als ein großer Zauberer bekannt, und zeigte sich hernach als ein Wunder der Gnade. Nach seiner Taufe wurde er sehr liebhabend, und wegen seiner Gaben als Diener bey der Gemeine in Schekomeko, wie auch bey den Fremden gebraucht. Sein Abschied aus dieser Welt bewies deutlich, daß sein Glaube lebendig war.

David, welcher auch schon im Jahr 1742 getauft war, hatte unsern Heiland besonders zärtlich lieb, und war ein gesegneter Zeuge und Arbeiter unter seinen Landsleuten, denen er auch als Dollmetscher diente. Einmal predigte er einem weißen Manne, der ihn in Gnadenhütten besuchte, und fragte ihn, wie es doch käme, daß, ohngeachtet die weißen Leute lesen und schreiben könnten, und also die Mar-

tergeschichte des Heilandes wohl wüßten, sie doch so todt gegen ihn, ja ihm wol gar gram wären? Als nun dieser ihn fragte, ob er denn lesen lernte? so antwortete er: O ja, ich habe 5 laute Buchstaben, daran studiere ich immer, ich mag zu Hause oder auf der Jagd seyn. Der Weiße fragte, was denn das für Buchstaben wären? Antwort: Das sind die 5 merkwürdigen Wunden unsers gekreuzigten Heilandes, die sehe ich mir täglich an, und lerne daran ohne Unterlaß.

Thomas war ebenfalls ein gesegneter Arbeiter und Zeuge der Wahrheit unter seinem Volke, wie denn etliche Jahre nach seinem Verscheiden viele bekehrte Indianer bezeugt haben, daß sie den ersten Eindruck von JEsu Christo durch seine Predig[illegible]men hätten, und daß sie seine Worte nie hätten los[illegible]en können.

Jonas, des Johannes Gehülfe im Lehramte, hatte eine besondere Gabe zur Seelenführung, und genoß deßwegen allgemeine Liebe und Achtung. In seiner Krankheit war er ungemein vergnügt, sagte die Stunde seiner Auflösung vorher, ließ noch alle gläubige Indianer, die gegenwärtig waren, vor sein Krankenlager kommen, und hielt ihnen eine aus der Fülle seines Herzens herausquillende Abschiedsrede, darin er sie an ihren ehemaligen unseligen Zustand erinnerte, die ihnen erschienene Gnade JEsu rühmte, und sie mit vielen Thränen bat, bey ihm zu bleiben, und ihren Lehrern gehorsam zu seyn; er werde nun bald den Heiland und seine Wunden, die er liebe, und die er ihnen geprediget habe, sehen. Auch sagte er ihnen mit besonderm Nachdruck vorher, daß es der Feind abermals darauf antragen würde, sie irre zu machen, und zu sichten; sie sollten ihm aber kein Gehör geben, sondern sich an JEsum halten, der würde sie schon in Schutz nehmen und bewahren. Diese Rede blieb denen, die sie anhörten, unvergeßlich,

lich, und wurde wiederholt, so oft man seiner gedachte. Nachdem er sich auch mit seiner Frau liebhabend verabschiedet hatte, sagte er zum Bruder Rauch mit einer frohen Miene: "Darf ich denn nicht bald ausscheiden? ich bin sehr müde und will ruhen; nun habe ich ausgearbeitet," und gleich darauf entschlief er.

Abraham, auch einer der Erstlinge, war ein unter seinem Volke wegen seines Verstandes und Ernstes sehr geschätzter Chief. Bey Errichtung der Indianer-Gemeine in Schekomeko wurde er ihr Aeltester, welchem Amte er mit vieler Würde vorstand, und sich die Achtung aller Brüder und Schwestern erwarb. Seine Frau Sarah, war eine treue Gehülfin unter ihrem Geschlecht, und zeichnete sich durch ihren reifen Verstand und ordentliches Betragen aus.

So fürchterlich sonst die Blatternkrankheit den Indianern ist, so merkte man doch unter den Gläubigen davon sehr wenig; alles freuete sich über das selige, heitere und vergnügte Wesen derer, die bey der Gelegenheit entschliefen; viele wünschten, ihnen bald in die ewige Ruhe nachzufolgen, und es waltete ins ganze eine mächtige Gnade GOttes unter diesem Volke.

Unter denen, die sich in diesem Jahre in Bethlehem aufhielten, war auch eine blinde fast achtzigjährige Indianerin, welche schon ein Jahr vorher ein grosses Verlangen gehabt, dahin zu kommen, und sich geäußert hatte, daß, wenn sie so glücklich wäre, sie gewiß getauft werden, und alsdenn bald zu GOtt gehen würde. Nach einem Jahre entschlossen sich endlich ihre widriggesinnten Verwandten, ihren Wunsch zu erfüllen, und brachten sie auf einem Karren, den sie gemeinschaftlich zogen, nach einer Reise von 20 Tagen nach Bethlehem. Daselbst hörte sie das Evangelium mit großer Begierde, wurde bald krank, bat mit vielen Thränen um die

heilige

heilige Taufe, und empfing dieselbe auf ihrem Bette. Gleich nach dieser besonders begnadigten Handlung sagte sie: "Nun ist meine Zeit da, daß ich heimgehe, und den Heiland selber sehe; das hat mir noch gefehlt, denn ich habe es schon vor einem Jahre gesagt, daß ich würde in Bethlehem getauft werden und dann heimgehen." Sie entschlief auch wirklich den folgenden Morgen.

Gegen das Ende dieses Jahres besuchte Bischof Spangenberg mit noch einigen Brüdern die Indianer in Wajomik, von denen sie, nach Spangenbergs Ausdruck, wie Engel GOttes empfangen, und die Worte ihnen gleichsam aus dem Munde genommen wurden; denn der Zweck dieses Besuchs war kein anderer, als auch diesen Wilden das Wort vom Kreuz zu verkündigen, und zugleich zwischen ihnen und der Mahikander-Nation, zu welcher die mehresten gläubigen Indianer gehörten, um der Zukunft willen Freundschaft zu machen, weil man immer noch die Hoffnung nicht aufgeben wollte, einen Gemeinort für die Indianer in dortiger Gegend anzulegen.

Siebenter Abschnitt.

1747. 1748.

Kurzer Abriß von der innern Einrichtung der Gemeine in Gnadenhütten. Anlegung eines Missionspostens in Schomokin. Cammerhofs beschwerliche Reise dahin.

Solchergestalt war die Indianische Brüdergemeine in Gnadenhütten und Friedenshütten, welches letztere nun aber nach und nach ganz einging, wieder ordentlich eingerichtet. Ihr Gottesdienst war, wiewol mit Rücksicht auf

ihre besondern äußern Umstände, eben so geordnet, wie bey den übrigen Brüdergemeinen. Täglich wurden zwo Versammlungen, eine des Morgens in aller Frühe, die andere Abends nach vollendeter Arbeit mit Gesang und Gebet, und manchmal mit einer Rede über die Loosung des Tages gehalten, und sowol in diesen als in den Sonn- und Festtags-Versammlungen suchten sie ihre Pflegbefohlne mit dem lautern Sinne des Evangelii immer bekannter zu machen. Man übersetzte auch vieles, das der Gemeine nützlich seyn konnte, ins Mahikandische, sonderlich aus der Bibel, und las es öffentlich vor. Auf diesen Bibelstunden, desgleichen auf den Singstunden, ruhete ein eigner Segen.

Die Kinder getaufter Eltern wurden bald nach der Geburt, erwachsene Personen aber gemeiniglich an Sonn- und Festtagen getauft. Letztere wurden vorher gründlich unterrichtet, auch zuweilen vor der Taufhandlung öffentlich um ihren Sinn befragt, und nachdem sie denselben deutlich dargelegt, wurden sie mit Handauflegung absolvirt und getauft; sie beteten an, und man entließ sie mit dem Segen des HErrn.

Mit den Versammlungen für die Getauften und für die Communicanten wurde es immerfort so gehalten, wie es bey der Einrichtung der Gemeine in Schekomeko angezeigt worden. Auch den Kindern hielt man eigene Versammlungen, ihrem Bedürfniß und Fähigkeiten gemäß, desgleichen besondere Versammlungen für die Eheleute, Witwer, Witwen, ledige Brüder, ledige Schwestern, Knaben und Mädchen, um jede Abtheilung von Zeit zu Zeit zu ermuntern, sich der Segen, die in dem Verdienste Christi für sie liegen, immer mehr theilhaftig machen zu lassen, und mit ihrem Leibe und Geiste GOtt zu preisen.

Das heilige Abendmahl hielt man gemeiniglich alle vier Wochen. Der Genuß dieses hohen Gutes diente unsern In-

In-

Indianern fortwährend zu unaussprechlichem Segen und zur Förderung der Früchte des Glaubens, daher nannten sie auch den Abendmahlstag ihren grossen Tag: er war es auch in der That, und die Missionarien konnten in ihren Berichten nicht Worte genug finden, die Kraft GOttes, welche sich dabey bewies, zu rühmen und zu erheben.

Ueberdem lag es den Missionarien gar sehr an, in der Seelenpflege an jeder Person Treue zu beweisen, und dieselbe unter der Leitung des heiligen Geistes mit Liebe, Weisheit und Geduld zu besorgen. Bey dem weiblichen Geschlecht kamen ihnen ihre Ehefrauen und auch wol andere dazu bestellte Schwestern darin zu Hülfe, die daher auch denen Conferenzen, welche über die Angelegenheiten der Gemeine gehalten wurden, mit beywohnten. Zu dieser Seelenpflege gehörte hauptsächlich, daß die dazu verordnete Personen nicht nur vor jedem Abendmahle mit ihren Pflegbefohlnen über ihren Herzenszustand im Vertrauen sprachen, sondern auch zu aller Zeit ein treues Herz und offenes Ohr für sie haben mußten.

In den Unterredungen, welche die Missionarien mit den Indianischen Gehülfen hatten, suchten sie dieselben mit den rechten Ideen und Bibelprincipiis immer bekannter zu machen, hörten ihre Gedanken, Anmerkungen, und was sie anzubringen hatten, und waren dabey unabläßig bemüht, diese ihnen unentbehrlichen Gehülfen beständig in Liebe, Einigkeit und Harmonie zu erhalten, um desto besser das Wohl der Gemeine durch sie zu befördern, und Schaden zu verhüten. Man muß auch zum Preise der göttlichen Gnade gestehen, daß die Mehresten unter ihnen ihrem Berufe würdiglich wandelten, und bey der Gemeine als Männer GOttes legitimirt waren. Manchmal ließ man die bewährtesten und begabtesten von ihnen die täglichen Zusammenkünfte besorgen; ihre Vorträge waren voll Leben, Ein-

falt und Kraft. Man bemerkte mit Vergnügen, daß ein wahrer Zeugentrieb sich unter diesen Gehülfen äusserte. Oft war es nicht ohne Erstaunen anzuhören, mit welchem Nachdruck sie ihren besuchenden Landsleuten den Tod des HErrn verkündigten, und wie sie vor Begierde brannten, Christo Seelen zuzuführen. Sie legten bey ihrem Zeugniß jederzeit das geschriebene Wort der Versöhnung zum Grunde: "So lieb hat uns GOtt unser Schöpfer gehabt; das hat Er gethan, um uns selig zu machen: nun hat ein jeder Sünder freyen Zutritt zu Ihm; so sind wir gelehret worden; wir haben es angenommen und die Wahrheit davon an uns selbst erfahren." Zuweilen fanden sie dabey Widerspruch, so wie unter andern einmal ein Wilder sich gegen sie erklärte: "er habe sich vest entschlossen, immerfort nach der Indianer Art zu glauben und zu leben; er habe es einmal versucht sich zu bekehren, habe auch eine Weile bey einem Prediger der Christen gewohnt, der ihm viel vorgesagt, was er thun solle, der Prediger selbst aber habe allezeit das Gegentheil von seiner Lehre gethan: Er habe auch lange unter andern weißen Leuten gewohnt, die alle das grosse Buch hätten, in welchem es stünde, wie sie leben sollten; er hätte aber gesehen, daß sie, eben wie die Indianer, in allen Sünden lebten, ja er habe noch keinen Menschen gesehen, der nach dem großen Buch handelte." Die Indianischen Zeugen der Wahrheit erwiederten ihm mit großer Freymüthigkeit: "Siehe unsre Lehrer an; die leben nach dem großen Buche, und siehe uns an, wir suchen auch darnach zu leben, und sind vergnügt dabey." Andere, die gegen die Lehre selbst nichts einwenden konnten, behaupteten nur schlechtweg, daß es gar nicht wohl gethan seyn würde, das böse Herz weg zu geben, denn jetzo fürchteten sich die weissen Leute doch noch vor ihrem bösen Herzen, wenn sie aber das von sich gäben, so würden jene mit ihnen machen, was

sie

sie wollten. Die Gläubigen aber widerlegten solches sehr lebhaft mit ihrem eigenen Exempel: "Wenn die weissen Rumhändler kommen, sagten sie einmal, und sie bieten euch Rum an, so laßt ihr euch gleich bethören; ihr trinkt und betrinkt euch; da machen sie ja mit euch was sie wollen; euer böses Herz schützt euch also nicht gegen sie, sondern liefert euch vielmehr in ihre Hände; wenn sie aber zu uns kommen, so nehmen wir ihren Rum nicht an, betrinken uns also auch nicht; da können sie mit uns nicht machen was sie wollen; unser Herz, das an JEsum glaubt, widersteht ihnen und schützt uns gegen sie."

Was die äußern Ordnungen betrift, so pflegte man dieselben im Gemeinrathe vestzusetzen, und da ernannte man auch die Personen, die darüber zu halten hatten.

Ein vorzügliches Objekt der Aufmerksamkeit und Sorge der Missionarien war eine verständige, dem Willen GOttes gemäße Erziehung und Bedienung der Jugend, zu deren Besten wöchentlich eine besondere Conferenz gehalten ward. Bey aller dieser Arbeit in der Gemeine unterliessen die Missionarien nicht, den Abtrünnigen und Untreugewordenen mit Liebe und Geduld, theils selbst, theils durch die Nationalgehülfen nachzugehen, und wenn sich ein solch verirrtes Schäflein wieder zur Heerde fand, so war in der ganzen Gemeine große Freude. Eben so groß und allgemein war auch die Betrübniß, wenn Mitglieder der Gemeine sich dermaßen vergingen, daß sie in ihrem Schooße nicht länger geduldet werden konnten. Man empfahl wol zuweilen solche Seelen, die sich nicht wollten warnen laßen, der Gemeine öffentlich ins Andenken und zur Fürbitte. Wer aber auch dieses und alle Ermahnungen nicht achtete, dem wurde, wenn er nicht selbst fortging, auf eine liebreiche Weise angedeutet, daß er nicht länger ein Einwohner von Gnadenhütten seyn könnte. So ungern die Missionarien dieses tha-

ten, so war es doch höchst nöthig, wenn das Volk nicht ein gemischter Haufen werden, sondern eine lebendige Gemeine JEsu bleiben sollte.

Die Missionarien fürchteten sich vor nichts so sehr, als vor einem trockenen laodicäischen Wesen. Schon bey jedem Schein davon flehten sie zum HErrn, bis wieder ein neues Feuer der Gnade und der Liebe entstand, daß sie GOtt im Staube dafür anbeten konnten, und ihren Muth zur Arbeit aufs neue gestärkt fühlten. Dabey standen sie mit dem Aeltesten-Collegio in Bethlehem in beständigem Einverständniß, wurden von demselben auf alle Weise unterstützt und auch von Mitgliedern desselben fleißig besucht, auch dann und wann mit herzlichen Briefen erfreut, die der Gemeine mit Segen vorgelesen wurden.

Wenn eins ihrer Mitglieder das Ziel seines Glaubens erreichte und seinen Lauf selig vollendete; so nahm jedes davon Anlaß, den Zustand seines Herzens aufs neue zu untersuchen, ob es auch Freudigkeit hätte, zu jeder Stunde seinen Geist in JEsu Hände zu befehlen.

Da nun die Gemeine der Gläubigen aus den Heiden in dieser Einrichtung und in ihrem lieblichen und erfreulichen Gange bis ins Jahr 1754. nicht merklich gestört wurde, so werde ich davon in der Folge nichts weiter berühren, sondern nur einige merkwürdige zu dem täglichen Gange nicht gehörige Vorkommenheiten anführen.

Auf den Brüder-Synodis, deren im Jahr 1747 zween in Pensylvanien gehalten wurden, war die Besorgung der Indianer-Gemeine und überhaupt die Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden immer ein Hauptgegenstand. Einige Indianische Gehülfen wohnten diesen Synodis so wie in der Folge noch mehreren mit bey, und zeigten sich als nützliche Mitglieder derselben. Man dachte da auch an die Neger in Neuyork, und der Bruder Christian Frölich erhielt

erhielt den Auftrag, sich derselben anzunehmen, und ihnen, so viel die Umstände erlaubten, mit dem Evangelio zu dienen. Desgleichen wurde in Schekomeko, Pachgatgoch und Wechquatnach, theils von Bethlehem, theils von Gnadenhütten aus, sowol von Weißen als von Indianischen Brüdern von Zeit zu Zeit besucht. Im Frühjahr that der Missionarius Martin Mack abermals eine Reise nach Schomokin, und nachdem er mit Schikellimus und seinem Rathe über die Bedingungen, unter welchen ein Schmidt von den Brüdern bey ihnen wohnen sollte, eins geworden; so reiseten im Junio die Brüder Hagen und Joseph Powel dahin, um zu diesem Behuf ein Haus zu bauen, mit welchem sie, unter GOttes sonderbarer Bewahrung, in einigen Wochen fertig wurden, und zu Ende July zog der Bruder Anton Schmidt nebst seiner Frau nach Schomokin, um der Schmiede vorzustehen. Als nun im September der Bruder Hagen daselbst selig entschlief, so begab sich noch in demselben Monate der Missionarius Mack mit seiner Frau abermals dahin, zur Aufsicht über diesen neuen Posten; sie besuchten die Indianer fleißig, und machten sich alle Gelegenheiten zu Nutze, das Wort GOttes bey ihnen anzubringen. Dabey hatten sie oftmals Ursach, über die im Schwange gehenden Greuel zu seufzen. Unter andern rührte sie gar sehr der Jammer einer Mahikanderin, die schon ein Kind durch Gift verloren, und nun den Schmerz hatte, daß auch ihr letztes vierjähriges Kind durch einen Bösewicht auf gleiche Weise war hingerichtet worden. Ihr lautes Weinen bey dem Grabe und ihr oft wiederholter Gesang: "Der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!" — war nicht ohne inniges Mitleiden anzuhören. Die Schwester Mackin suchte daher sie mit JEsu Christo, dem besten Freunde und Tröster in der Noth bekannt zu machen. Bey einer solchen Un-

Unterredung fragte die betrübte Mutter mit grosser Angelegenheit: Glaubst du denn, daß mein Kind bey eurem GOtt ist? Ja, antwortete die Mackin, das glaube ich, weil unser GOtt die Kinder sehr lieb hat; und wenn du unsern GOtt kennen lernst, so wirst du dein Mädchen einmal bey Ihm finden, denn unser GOtt ist auch dein GOtt; Er hat uns auf gleiche Weise lieb, und hat uns so lieb gehabt, daß Er uns zu gute ein Mensch worden, und für dich und mich gestorben ist, damit wir ewig und selig leben möchten, u.s.w. Dieser Zuspruch blieb nicht ohne gesegnete Wirkung sowol auf die Frau als auf ihren Mann. So ward auch ein Mädchen von 13 Jahren durch Macks evangelisches Zeugniß für JEsum gewonnen, und erzählte oftmals ihrer Mutter von ihrem Umgange mit dem Heilande, blieb auch nachher, da sie mit ihren Eltern von Schomokin wegzog, in derselben Herzensstellung, und ließ, so oft sie Gelegenheit hatte, der Schwester Mackin sagen, daß sie den Heiland noch lieb hätte. Nach einiger Zeit wurde sie krank, und da sie merkte, daß es mit ihr zu Ende ging, ermahnte sie ihre Mutter gar herzlich, den Heiland lieb zu haben, und wieder zu den Brüdern nach Schomokin zu gehen, verordnete auch, daß die Schwester Mackin ihre Kleinigkeiten zum Andenken bekommen sollte, worauf sie selig entschlief. Die letzte Verordnung des Kindes ward auch von der Mutter treulich befolgt, welches um so merkwürdiger ist, da die Indianer sonst die Gewohnheit haben, den Verstorbenen alle ihre Sachen mit ins Grab zu geben.

Uebrigens war der Aufenthalt der Brüder in Schomokin mit grossen Kosten und Beschwerlichkeiten verknüpft, indem ihnen anfänglich alle Lebensmittel von Bethlehem aus zugeführt werden mußten. Weil aber Schomokin der Ort war, wo die Irokesen auf ihren Reisen nach Philadelphia und Virginien, auch wenn sie auf die Jagd gingen, gemeiniglich

gemeiniglich durchpassirten: so hatten die Brüder daselbst Gelegenheit mit der Nation überhaupt eine sehr weitläuftige Bekanntschaft zu machen und sich den Weg zu bahnen, das Evangelium unter sie zu bringen.

Um hierzu in Zeiten bereit und tüchtig zu seyn, legten sich auch in Bethlehem und Gnadenhütten verschiedene Heidenboten auf die Maquaische oder Mohonk-Sprache, als die vornehmste unter den Irokesischen, und Pyrläus, der es in der Mahikandischen Sprache schon so weit gebracht hatte, daß er andere darin unterrichten und ein Gesangbuch für die Gemeine in Gnadenhütten verfertigen konnte, sahe sich nun auch im Stande, in der Maquaischen Sprache Unterricht zu geben, womit er sich in Gnadenhütten den ganzen Tag von Morgens früh um 4 Uhr an beschäftigte, so viel ihm sein Predigtamt dazu Zeit übrig ließ.

Da die Indianischen Sprachen für viele Ideen und Objekte gar keine Worte haben, so waren die Brüder genöthiget, verschiedene zu ihrer Absicht nothwendige Worte aus der Deutschen und Englischen in die Indianer-Sprachen herüber zu nehmen, und mit der Zeit wurde man es auf beyden Seiten so gewohnt, daß es damit recht gut ging. Es fanden sich auch Indianer in Gnadenhütten, welche Lust hatten, die Deutsche Sprache zu lernen; es kam aber dabey nicht viel heraus. Ungleich leichter ward solches den Indianischen ledigen Brüdern und Schwestern, denen man auf ihr flehentliches Bitten hatte erlauben müßen, in Bethlehem zu wohnen, und noch leichter den Indianischen Kindern, die sich in den Deutschen Anstalten der Brüder befanden. Denn so ernstlich der Entschluß gewesen war, den Indianern alle ihre Kinder wieder zu geben, sobald sie unter ihrem eigenen Dache wohnen würden, so konnte man es doch nicht allgemein durchsetzen. Einige hellsehende Eltern waren bald davon überzeugt, daß ihre Kinder in den

An-

Anstalten eine weit beßere Erziehung genössen, als sie bey ihnen haben könnten, und baten daher inständigst, daß man sie behalten möchte. Eine Mutter verordnete sogar Testamentsweise, daß ihre 2 Kinder dem Bruder Spangenberg als seine eigne Kinder angehören sollten, damit er sie dem Heilande zuführen möchte. Auch den Kindern selbst fiel es schwer, die lieblichen Anstalten der Brüder zu verlassen, und viele derselben hielten mit Bitten und Weinen solange an, bis man ihnen erlaubte, da zu bleiben. Verschiedene Kinder in Gnadenhütten ließen ihren Eltern keine Ruhe, bis sie um ihre Aufnahme in die Bethlehemschen Anstalten aufs dringendste baten, welches man dann auch, um nicht unbarmherzig zu seyn, für die Zeit geschehen ließ. Hintennach sahe man, daß man daran nicht übel gethan hatte; die unleugbaren Beweise von der Gnadenarbeit des heiligen Geistes an den Herzen dieser Kleinen, machten denen, die ihre Erziehung zu besorgen hatten, nicht wenig Freude; und da man drüber hielt, daß sie ihre Muttersprache nicht vergaßen, so waren sie, wenn sie erwuchsen und gut einschlugen, desto brauchbarer, weil sie auch die Deutsche oder die Englische oder beyde Sprachen dazu gelernt hatten.

Eine vorzügliche Angelegenheit der Brüder im Jahr 1747. war das äußere Bestehen der Indianer in Gnadenhütten. Zu den Zeichen einer wahren Sinnesänderung gehörte bey ihnen auch dieses, daß sie gerne und munter an die Arbeit gingen, und die ihnen angewiesenen Felder wohl benutzten; weil sie aber daran nicht genug hatten, so kauften die Brüder in Bethlehem noch eine benachbarte Plantage für sie, welches ihnen eine ungemeine Freude verursachte. "Es war bisher, sagte einer von ihnen, als wenn wir in einer kurzen Bettstelle gelegen, und uns nicht recht hätten ausstrecken können; nun ist die Bettstelle länger gemacht."

macht." Es wurde auch bey Gnadenhütten eine Sägemühle gebaut, die gut ging, und vielen Indianern erwünschte Gelegenheit verschafte, sich mit Holzfällen, und die Bretter auf der Lecha nach Bethlehem flössen, etwas zu verdienen. Die Indianerinnen machten Körbe, Besen und andere Kleinigkeiten, und schickten alles nach Bethlehem zum Verkauf. Ausserdem diente zu dem äussern Bestehen dieser Gemeine vornemlich die Jagd, indem von Hirschen und Bären manchmal 12 bis 20 Stück an einem Tage geschossen wurden. Fehlte es aber dennoch an Fleisch und Welschkorn, so mußten Waldhonig, Kastanien, Heidelbeeren und dergleichen solches ersetzen.

Daß die Indianer in Gnadenhütten von Seiten der Gemeine in Bethlehem im Aeussern unterstützt wurden, war höchst nöthig, weil sie die häufig zum Besuch kommenden Wilden, die meistens Delawaren und Schawanosen waren, nicht nur freundlich aufnahmen, und sich freuten, daß sie das Evangelium zu hören bekamen, sondern sie auch leiblich nach Vermögen bewirtheten.

Nichts machte auf die wilden Indianer mehr Eindruck, als daß die Gläubigen so friedlich und so liebhabend mit einander umgingen, und unter allen Beschwerlichkeiten so vergnügt waren. Das gab ihrem Zeugnisse von JEsu Christo einen grossen Nachdruck, indem es gleichsam mit Händen zu greiffen war, daß blos der Glaube an Ihn und die anhängliche Liebe zu Ihm sie so verträglich, so herzlich und so vergnügt machte und erhielt, da sich hingegen bey denen, welchen es am Glauben und an der Liebe zu unserm Heilande fehlte, das gerade Gegentheil sichtbarlich zeigte.

Solche Besuche der Wilden waren den Brüdern, in Hoffnung, einige von ihnen für Christum zu gewinnen, wol ganz angenehm, doch verursachten ihnen auch verschiedene derselben, die sich manchmal schlecht und unordentlich be-

trugen, nicht geringen Kummer und viele Ueberlegung, wie man sich dabey zu verhalten hätte. Durch strenges Verfahren hätte man sie vom fernern Besuche abgeschreckt, den man doch herzlich wünschte; und duldete man Unordnungen, so muste man Schaden befürchten, sonderlich bey der Jugend. Man hielt daher fürs Beste, einen Unterschied zu machen. Diejenigen, die nur aus Neugierde auf kurze Zeit zum Besuch kamen, trug man mit Geduld, ließ das Exempel der gläubigen Indianer ihnen predigen, und suchte übrigens durch sorgfältiges Halten über den gemachten Policey-Anstalten Schaden und Unheil zu verhüten. Denjenigen aber, die eine Neigung bezeugten, in Gnadenhütten zu wohnen, erklärte man gerade und ernstlich, daß Trunkenheit, Schlägerey und dergleichen Dinge hier durchaus nicht gelitten würden. Gleichwol war es nicht immer möglich, dem Uebel von vorne herein vorzubeugen. So kamen z. E. aus Pachgatgoch auf einmal 26 Indianer nach Gnadenhütten, mit dem Vorgeben, daselbst bleiben zu wollen, um das Evangelium zu hören. Weil nun in Gnadenhütten kein Platz für sie war, so machte man Anstalt, nicht weit davon ein eignes Dörfchen für sie zu bauen; es zeigte sich aber bald, daß es ihr ganzer Ernst nicht war; vielmehr war ihr Umgang verschiedenen Indianer-Brüdern zum Unsegen, so daß etliche Familien sich durch sie verführen liessen, Gnadenhütten zu verlassen. Diese armen Leute, so wie alle, die sich aus unlautern Absichten von der Gemeine trennten, fanden bald genugsame Ursachen, solches bitterlich zu bereuen. Einer derselben, Namens Gideon, erklärte sich nachher darüber mit folgenden Worten: "Er habe, als er von Gnadenhütten wegging, geglaubt, daß er in seinem Herzen doch lebendig bleiben könne, wenn er gleich nicht bey den Brüdern wohne; er fände aber jetzo in seinem Herzen, daß er immer mehr sterbe; und seine andern Brüder

die

die es eben so gemacht hätten, wären schon alle im Herzen wieder todt, und suchten die Welt. Er sähe es nun wohl, daß es das Beste für sein Herz gewesen wäre, wenn er Gnadenhütten nicht verlassen hätte."

Im Januar 1748. that der Bischof Cammerhof in Begleitung des Bruders Joseph Powel eine Reise nach Schomokin, die so äußerst beschwerlich und mit so oftmaliger Lebensgefahr durch Schnee, Eis und Wasser, verknüpft war, daß man die Beschreibung davon nicht ohne Schaudern lesen kann. GOtt half ihnen aber überall glücklich durch. Cammerhof hatte unterwegs etlichemal Gelegenheit, verwilderten Christen das Wort der Versöhnung mit Eindruck auf ihre Herzen zu predigen, und schon damit hielt er sich für alles erlittene Ungemach reichlich belohnt.

Der Hauptzweck seiner Reise war, in Schomokin, von welchem Orte aus man mit dem Evangelio noch weiter unter die Irokesen zu kommen hoffte, alles dem gemäß einzurichten; er hielt deswegen sowol mit den dortigen Brüdern als auch mit Schikellimus und dessen Rathe die nöthigen Conferenzen, verkündigte ihnen dabey die Gnade JEsu mit großer Kraft und zu ihrem bleibenden Segen, und erfuhr auf seiner Rückreise wieder neue Beweise der Erhörung des Gebets und der wunderbaren Durchhülfe des HErrn. Man machte sichs auch nachher zur Pflicht, die Brüder in Schomokin so oft als möglich durch brüderlichen Zuspruch von Bethlehem aus zu ermuntern, indem ihr Posten von einer besonders schweren Art war. Bey den heftigen Gewittern und Platzregen, die dort gewöhnlich sind, ward ihr Haus oft beschädigt; die Schloßen zerschlugen ihnen manchmal ihr ganzes Welschkornfeld; auch Erdbeben erschütterten dann und wann ihre Wohnung, und setzten sie in Furcht und Schrecken. Dazu kam das schreckliche

Sausen

Sausen der Indianer, vor welchen man, wenn sie betrunken sind, seines Lebens nicht sicher ist; auch ängstete sie sehr oft der Durchzug der mit den Katawas im Kriege begriffenen Nationen, die mit ihren gefangenen Mannsleuten sehr grausam verfuhren; wobey auch die Brüder, als weiße Leute, gar manchmal in Gefahr geriethen, von denselben im besoffenen Muthe ermordet zu werden. Nur GOttes Hand erhielt sie, und das Vertrauen zu Ihm stärkte sie, da sie sonst unter den greulichen Auftritten, die sie so oft ansehen mußten, und unter den Mißhandlungen, denen sie selbst nicht selten ausgesetzt waren, leicht hätten erliegen können.

Von Schomokin aus besuchten Martin Mack und David Zeisberger abermals die Indianer in Longisland und Grosisland, 2 Inseln, die oberhalb Otstonwackin in dem westlichen Arm der Susquehanna liegen. Sie fanden da viele Kranke, durften es aber nicht wagen, ihnen von ihrer Medicin etwas zu reichen; denn wenn ein solcher Patient auch erst eine lange Weile nachher gestorben wäre, so hätten die Indianer gewiß den Brüdern die Schuld gegeben. Das große Elend dieser armen, in allen heidnischen Greueln ersoffenen und nun auch durch Hungersnoth und Krankheiten geplagten Leute, ging den Brüdern sehr zu Herzen. Sie suchten ihnen die Liebe JEsu zu Errettung ihrer Seelen anzupreisen; sie fanden aber nur wenig offne Ohren, und erfuhren noch dazu die Kränkung, daß ihnen das böse Exempel der dortigen Christen vorgehalten ward, ihre Lehre dadurch verwerflich zu machen. Sie kamen daher betrübet zurück, nachdem sie auf dieser harten Pilgerschaft wiederum verschiedenemal in Gefahr gewesen, durch besoffene Indianer ihr Leben zu verlieren.

Achter

Achter Abschnitt.

1748. 1749.

Synodus der Brüder in Quitopehill. Einige besondere Umstände von Gnadenhütten. Johannes von Watteville kommt dahin, und sucht nachher viele in der Irre gehende getaufte Indianer auf. Erweckung in Meniolagomekah. Vermischte Nachrichten.

Bald nach Cammerhofs Rückkunft von Schomokin ward in Quitopehill ein Synodus gehalten, auf welchem man an die Amerikanischen Indianer mit vieler Liebe dachte, und vornemlich folgende Grundsätze erneuerte: 1.) Daß sich die Brüder nicht berufen glaubten, ganze heidnische Nationen zu taufen, indem es beßer sey, eine einzige Seele aus den Heiden zu gewinnen, die wirklich glaubt und solches mit der That beweiset, als Hunderte und Tausende zu haben, die nur die Form der Christen annehmen und sich daran genügen lassen. 2.) Daß man sich durch die viele Gefahr und Beschwerden, womit der Dienst unter den Heiden verknüpft ist, nicht abschrecken lassen, sondern immer vor Augen haben müße, wie unser Heiland um unsertwillen weder Noth noch Tod scheuete, und nicht ruhete, bis Er sein Werk vollbracht hatte. Und wenn man mit Anstrengung aller Leibes- und Seelenkräfte nicht mehr ausrichte, als daß man eine einzige Seele Ihm zuführe, so sey das eine sehr reichliche Belohnung. 3.) Daß man den Heiden immer nichts anders als das einfältige Evangelium von JEsu Christo zu predigen, und so oft zu wiederholen habe, bis ihre Herzen dadurch entzündet werden, indem man veste überzeugt sey, daß nur das Wort vom Kreuz die Kraft GOttes ist, die den Sünder aus der Finsterniß zum

Lichte zu bringen und ihn gründlich zu ändern vermag. 4.) Daß den Missionarien niemand zu schlecht und verdorben seyn solte, sondern daß sie jederzeit auch den elendesten Heiden, der ihnen vorkäme, als einen Menschen zu betrachten hätten, dem sie die Gnade JEsu getrost anbieten durften.

Den letzten Satz in Ausübung zu bringen, zeigte sich bald nachher eine besondere Gelegenheit; eine liederliche Indianerin kam, unter dem Vorwand einer guten Absicht, nach Gnadenhütten, und suchte verschiedene Brüder zu verführen. Nachdem man gewiße Anzeige davon erhalten, wurde sie vor die Conferenz der Nationalgehülfen beschieden, und ihr angedeutet, daß dieser Ort nur für solche Indianer sey, die der Sünde und des Dienstes des Satans müde wären und sich gerne wollten helfen lassen; dazu wäre Rath auch für die ärgsten Huren, Mörder und Diebe, weil GOtt auch um ihretwillen Mensch geworden, und um sie von der Sünde zu erlösen, Sein Blut vergossen und Sein Leben gelassen habe. Solche Indianer nun, die sich dieses Evangelium gerne zu Nutze machen wollten, wären ihnen allemal willkommen; für andre aber wäre Gnadenhütten nicht, weil sie hier ihres gleichen nicht fänden, und um deswillen gäbe man ihr den Rath, sich sobald als möglich wieder davon zu machen. Gleichwol sollte sie wissen, daß wenn sie einmal anders Sinnes würde, man sie mit Freuden aufnehmen wollte, aber eher nicht.

Schon beym ersten Anblick dieser ehrwürdigen Versammlung fing sie an zu zittern, und während dem Vortrage, dergleichen sie noch nie gehört hatte, bewies sie deutlich, daß ihr Gewissen sie verdammte. Sie trat mit Thränen ab, und ging fort. Nach einem [illegible] hatten die Brüder die Freude, diese arme Person er[illegible] zu sehen. Ein Indian[illegible] den sie zum Manne b[illegible]n, und dem bey einer Schlägerey die Nase abgeb[illegible] wurde, kam dadurch

zum

zum Besinnen, und als er durch seine Frau an die Brüder erinnert ward, gingen sie beyde nach Bethlehem und Gnadenhütten, um, wie sie sagten, den GOtt kennen zu lernen, der die Indianer mit Seinem Blute erlöset hätte, und beyde wurden nach einiger Zeit an Christum gläubig und getauft mit Namen Daniel und Ruth.

Hingegen hatten die Missionarien auch mehrmalen Ursache, sich zu betrüben, wenn Mitglieder der Gemeine sich zum Dienst der Sünde wieder verleiten liessen.

Auf einem andern Synodo, welcher im Junio 1748. zu Bethlehem gehalten ward, nahm man einige der bewährtesten Indianischen Brüder zu Gehülfen in der Arbeit unter ihrer Nation öffentlich an, welches ihnen zu neuer Aufmunterung diente. Einer derselben, Namens Nicodemus, ein ausgezeichneter Mann und wahres Wunder der Gnade, entschlief im August dieses Jahres in Gnadenhütten. In seinem unbekehrten Zustande war er überaus böse, dem Trunke und allen Lastern ergeben, und darin alt geworden. Gleichwol war er einer der Ersten, denen das Wort vom Kreuz durchs Herz ging, und im December 1742. wurde er der heiligen Taufe theilhaftig. Aus einem Bär war er nun ein Lamm geworden; sein Herz war klein, gebeugt, lebendig im Glauben, und sein Wandel erbaulich, so daß alle, die ihn vorher gekannt hatten, ihn mit Erstaunen ansahen. Nach und nach bekam er einen vorzüglichen Verstand am Evangelio, so daß er zum Aeltesten der Gemeine in Gnadenhütten ernannt wurde, und sich bey diesem Amte allgemeine Achtung erwarb. Er stund in einem ununterbrochenen Umgange mit unserem Heilande, betrachtete Seine Marter fruchtbarlich, und betete fleißig für sich und sein Volk, welches er sehr liebte. Wenn er Unlauterkeiten bey denselben bemerkte, ging es ihm sehr nahe, und er redete darüber ganz freymüthig. Hatte er in seinen Betrachtungen einen

besondern Aufschluß bekommen, so theilte er ihn gerne m
und da er sehr geneigt war, in Gleichnissen zu reden,
fand man seinen Umgang eben so aufgeweckt, als nützlic
Er hatte z. B. einmal die Mühle bey Gnadenhütten angese
hen, und sagte nachher zu einem Missionario: "Mein Br
der, ich bin recht froh in meinem Herzen; der Heiland h
mir etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle gewe
sen, und habe gesehen das große Rad und viele andere Rä
der; das hat sich alles bewegt und gedreht als wenn es le
bendig wäre. Und auf einmal wurde alles todt und unbe
weglich. Da dachte ich: Ey, das ist wahr, sobald da
Wasser auf das eine Rad läuft, so kommt alles ins Lebe
und bewegt sich, sobald aber das Wasser nicht meh
auf das große Rad schießt, so ist alles todt. Da
dachte ich weiter, gerade so ist es mit dem Herzen: uns
Herz ist todt, so todt als das Rad, aber kommt nur JEs
Blutstrom darauf geflossen, o da wirds lebendig und beweg
alles, und regirt den ganzen Menschen, daß man es seh
und deutlich merken kann, daß da Leben ist. Kommt ma
aber von den Wunden JEsu ab, da wird das Herz ma
und endlich gar wieder todt."

Ein andermal sagte er: "Ich bin heute mit einem Bo
über die Lecha gefahren, und wurde von dem starken Str
weit hinunter getrieben, war auch in Gefahr umgeworfe
zu werden. Da dachte ich, gerade so gehts denen Me
schen in der Welt, die keinen Heiland haben: sie werden v
allen Sünden hingerissen, ohne sich helfen zu können, u
sind in Gefahr, in der Sünde umzukommen und verloren z
gehen; sobald aber der starke Heiland unser Herz einnim
und regirt, so ist man nicht mehr so unvermögend, der Sün
de und der Verführung der Welt zu widerstehen, u. s. w."

Als ihm die Lehre vom heiligen Geiste in seinem Herze
immer deutlicher wurde, verglich er einmal seinen Leib m

einem

Canoe, und sein Herz mit dem Steuerruder; "der ilige Geist aber, sprach er, ist der Mann, der im Canoe t und das Ruder führt." Mit den besuchenden Wilden achte er sich viel zu thun, und seine einfältige, gründliche eden, sonderlich seine inbrünstige Gebete waren vielen zu roßem Segen. In seiner letzten Krankheit eröffnete er ter andern auch seine Gedanken von der Auferstehung, d sagte: "Ich bin nun alt, und werde bald heimgehen, d mein Leib wird auf den Gottesacker gesäet werden, aber s wird etwas schönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort sagen, so werden alle, die lang entschlafen sind, schön und neu hervorkommen." Er sahe daey so heiter und lichte aus, wie ein Engel, bezeugte zu iederholten malen sein sehnliches Verlangen, beym HErrn heime zu seyn, und versicherte, daß er von seinen Schmern wenig mehr fühle, er habe sie über der Freude am Errn fast vergessen; er sey arm und unwürdig, und wunte sich desto mehr über das liebhabende Herz des Heilanes, der sich so gnädig zu ihm halte. In dieser seligen Lage lieb er bis an sein Ende, welches die Wahrheit seines Glaubens an JEsum Christum lieblich bestätigte.

Unter denen, die im Jahr 1748 getauft wurden, war r Christian Renatus und die Anna Caritas besonders erkwürdig. Ersterer wohnte vorher in Meniolagomekah, ar ein berühmter Kriegsheld unter der Delawar-Nation, ie ein Riese gestaltet, und hatte sich sehr furchtbar geacht. Zugleich war er als ein großer Säufer, und überaupt als ein Ungeheuer der Bosheit berüchtiget gewesen. Der Glaube an das Evangelium machte ihn zu einem ganz ndern Menschen. Bey einer Taufhandlung in Gnadenütten wurde er so bewegt, daß er sich der Thränen nicht nthalten konnte. Nun ging es mit ihm immer weiter, er ...e und bekannte seine Sünden, suchte Vergebung der-

 selben,

selben, und ward durch JEsu Gnade getröstet. Seine Bekehrung und Taufe machte viel Aufsehen unter Indianern und weissen Leuten, deren viele nach Gnadenhütten kamen, um nachzusehen, ob es auch wahr wäre. Diesen allen bezeugte er mit Freudigkeit, was der HErr an seiner Seele gethan hatte. — Die Anna Caritas war der Erstling aus der Nation der Schawanosen, eine alte, aber muntre Frau, die grossen Verstand hatte. Sie hatte lange unter weißen Leuten gewohnt, und bekam einmal einen so starken Trieb, zu den Brüdern zu gehen, daß sie, ohngeachtet jene, welche sie um ihrer Häuslichkeit und Reinlichkeit willen gerne bey sich hatten, ihr sehr abriethen, dennoch im Winter bey tiefem Schnee nach Bethlehem kam, an Christum gläubig ward, und sich nicht entschliessen konnte, wieder weg zu gehen, bis ihre sehnliche Bitte um die heilige Taufe ihr gewährt worden war.

Uebrigens zeichneten sich die Jahre 1748 und 1749 vornemlich dadurch aus, daß viele verirrte Schafe wieder auf den rechten Weg zurück gebracht wurden. Nicht nur war der Bruder David Bischof vor andern darin unermüdet, sondern GOtt segnete auch dazu ganz besonders den Dienst des Bischofs Johannes von Wattewille, welcher im September 1748. zu einer Visitation der Brüdergemeinen in Amerika anlangte. Eine Hauptabsicht seines Besuchs war, die Indianergemeine kennen zu lernen; und schon zu Ende des gedachten Monats begab er sich nach Gnadenhütten, hielt sich drey Tage daselbst auf, predigte der Gemeine das Evangelium mit brennendem Herzen, und freute sich über die Gnade, die in derselben waltete. Eine aus Sanct Thomas angelangte Gesellschaft vermehrte die Freude, und alles vereinigte sich, GOtt unsern Heiland für seine unermeßliche Sünderliebe und für die Kraft seiner Versöhnung zu preisen, die sich an braunen und schwarzen Heiden so

augenscheinlich bewies. Von da ging Johannes von Watteville mit den Brüdern Cammerhof, Mack und David Zeisberger nach Wajomick, Neskopeko, Wabhallobank und Schomokin, auf welcher Reise er 3 Wochen zubrachte, Schawanosen, Chikasas und Nantikoks besuchte, und keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, ein lebhaftes Zeugniß von dem theuren Verdienste Christi abzulegen. In Schomokin erneuerte er mit dem Chief Schikellimus den Bund, den sein Schwiegervater, der Herr Graf von Zinzendorf mit den Irokesen gemacht hatte, überreichte ihm das von demselben mitgebrachte Geschenk, und bekam darauf folgenden Bescheid: "Johannes möchte dem Grafen, den sie Johanan zu nennen pflegten, sagen: "Die sechs Nationen, seine Brüder, ließen ihn als ihren Bruder grüßen: sie hätten ihn sehr lieb; sie ließen auch alle seine Brüder grüßen, auch die hätten sie alle sehr lieb."

Zu Anfang des Decembers desselben Jahres that er nebst Cammerhof und Nathanael Seidel eine abermalige Besuchreise ins Indianer-Land, und ging nach Schekomeko, Wechquatnach und Pachgatgoch. In Schekomeko fanden sie nur den Gottesacker noch in Ordnung, das übrige war alles zerstört. Indeßen waren hier und an den andern Orten die Verirrten ihr einziges Augenmerk, die sie fast alle, theils in ihren Wohnungen, theils in ihren Jagdhütten zu Hause trafen, und GOtt bekannte sich zu ihren Bemühungen, wieder an ihre Herzen zu kommen, mit außerordentlicher Kraft und Gnade. Allerdings fanden sie zwischen ihnen und denen, die treu geblieben waren, einen sehr merklichen Unterschied, sogar in Absicht auf den Blick und und das ganze äussere Wesen, liessen sich aber nicht muthlos machen, sondern verkündigten ihnen das Wort der Versöhnung aufs neue, ermunterten sie, sich mit allen ihren Untreuen zu JEsu Füssen zu werfen, Ihn um Erbarmung

Y 4 und

und Begnadigung anzuflehn und sich von Herzen Ihm wieder zu ergeben; auch versicherten sie dieselben von wegen der Gemeine, die sie betrübt hatten, der herzlichsten Bereitwilligkeit, ihnen zu vergeben, und sie mit neuer Liebe anzufassen. Dieses Wort des Trostes that seine Wirkung. Die armen schüchternen Leute wurden offenherzig und bekannten ihre Sünden mit vielen Thränen. Nathanael unter andern erklärte sich so: "Er wisse, daß er dem Heilande und der Gemeine zugehöre; seine Pferde gingen oft im Busche weit weg, kämen aber doch wieder zu seiner Hütte; so wäre es auch mit ihm, er käme doch wieder zum Heilande und zur Gemeine;" aber freylich, sagte er, wenn man eine Kohle vom Feuer weglegt, so brennt sie nicht recht, und löscht endlich gar aus, und so ist auch mein Herz nicht recht warm geblieben, weil ich nicht bey der Gemeine geblieben bin."

Alle, die sich wieder herzufanden, und ihre Untreue beweinten, wurden, nachdem vorher umständlich und gründlich mit jedem einzeln gesprochen worden, öffentlich mit Handauflegung absolvirt; die mehresten gelangten auch wieder zum Genuß des heiligen Abendmahls, und die Brüder empfanden dabey etwas von der Freude, die im Himmel entsteht, wenn Sünder Buße thun. Ueberdem hatten sie das Vergnügen, mehr als zwanzig Personen aus den Heiden das Bad der heiligen Taufe anzudienen, unter andern zweyen Knaben. Der ältere derselben ging nachher aus eigner Bewegung im Kreise herum; küßte die Brüder, und sagte: Nun hab ich die Brüder recht lieb, weil sie mich in JEsu Tod getauft haben.

Auf der Rückreise besuchten die 3 Brüder in den Jerseys den Ort, wo der Englische Presbyterianische Prediger, Herr Brainard seit einiger Zeit den dasigen Indianern geprediget, etwa funfzig derselben getauft, und eine dem äußern Anse-

hen

gen nach recht gute Einrichtung mit ihnen gemacht hatte. Ob nun gleich bey diesen Leuten wenig Spuren von einer wahren Herzensänderung zu sehen waren, so waren die Brüder in Bethlehem doch der Gedanken, daß man diesen Mann in seiner Arbeit an den Indianern auf keine Weise zu stören hätte, vielmehr sey es Pflicht, für ihn zu beten, und von Herzen zu wünschen, daß aus seinen Bemühungen etwas Gutes herauskommen möge.

Von den Indianer-Kindern, die, wie oben gemeldet worden, in den Anstalten zu Bethlehem, Nazareth und Friedrichstown erzogen wurden, hatten 13 Knaben nebst einem Neger-Knaben im Januar 1749 das Glück, in den Tod JEsu getauft zu werden, welches der weißen und braunen Gemeine zu besonderm Vergnügen gereichte. Man machte bey dieser Gelegenheit den Anfang, die Täuflinge ganz weiß zu kleiden, welches nachher immer fortgesetzt wurde.

Um eben die Zeit wurden in Bethlehem auch 2 Erwachsene getauft, deren einer Namens Kewsch, ehedem König der Delaware-Nation, und schon gegen 80 Jahr alt war. Vor vielen Jahren verfiel er in eine Krankheit, an welcher er dem Scheine nach auch starb. Die Indianer machten daher alle Anstalten, ihn feyerlich zu begraben, und schickten aller Orten Boten hin, um ihre Landsleute dazu einzuladen. Ehe aber alles herbey kommen konnte, verflossen 3 Tage, und am dritten früh kam er wieder zu sich, zu nicht geringer Verwunderung der Anwesenden. Er selbst wunderte sich nicht weniger über die Menge der Besuchenden, und über den Zweck ihrer Zusammenkunft, wußte sich selbst in seinen vorigen Zustand nicht zu finden, erzählte aber, daß ihm während desselben ein ansehnlicher Mann in einem weißen hellen Kleide in der Luft erschienen sey, der ihn von der Erde zu sich gezogen, ihm seine und der Indianer Sün-

dem und Greuel gezeigt und ihn ermahnt habe, wenn er in die Welt zurück gekehrt seyn würde, sein Leben zu bessern, und den Indianern ihre Sünden zu verweisen. Diese Erzählung war unter den Indianern eine bekannte Geschichte, noch lange ehe sie etwas vom Evangelio wußten; auch ist gewiß, daß dieser Mann seitdem sein Leben zu ändern suchte, und da er sahe, daß er solches in eigener Kraft nicht vermochte, eben aus Veranlassung dieser Geschichte, das ihm hernach verkündigte Evangelium mit Begierde annahm. Bey seiner Taufe wurde er Salomo genannt, und war nachher ein angesehenes und nützliches Mitglied der Gemeine. Sein ältester Sohn hatte schon seit geraumer Zeit eine Anforderung in seinem Herzen, sich zu bekehren, er wegerte sich aber lange, weil er Hoffnung hatte, seinem Vater in seiner Würde nachzufolgen. Endlich konnte er doch der Arbeit des heiligen Geistes nicht widerstehen, und wurde sonderlich einmal durch den Anblick einer Taufe so hingerissen, daß er dem Bruder Johannes von Watteville sein ganzes Herz offenbarte, und um die Taufe bat, welche Gnade ihm auch nicht lange nach seinem Vater wiederfuhr.

Pachgatgoch und Wechquatnach, woselbst die gläubigen Indianer seit dem letzten gesegneten Besuche wieder eine ordentliche Einrichtung erhalten hatten, wurde nun von dem Bruder David Bruce besorgt, welcher in einem den Brüdern zugehörigen Hause in Wechquatnach, Gnadensee genannt, für gewöhnlich wohnte; sich aber auch oft in Pachgatgoch aufhielt, zugleich die benachbarten Indianer, sonderlich die in Westenbuck, auf Verlangen des daselbst befindlichen vornehmsten Chiefs der Mahikander dann und wann besuchte, und überall den Saamen des Evangelii mit vieler Treue ausstreute. Weil er aber nicht ordinirt war, so that der Bischof Cammerhof nebst dem Bruder Gottlieb Bezold im Merz 1749 abermals nach den obgenannten

nannten Orten eine Reise, um die dortigen kleinen Indianergemeinen im Glauben zu stärken, und zugleich mit den Sacramenten zu bedienen: wobey sie die Freude hatten, daß dieselben durch die Taufe mit 20 Personen vermehrt wurden. Auf diesem Posten blieb der Bruder Bruce, bis er in seine ewige Ruhe einging, welches zu großem Leidwesen seiner lieben Indianer noch in diesem Jahre erfolgte. Er war in der Krankheit ungemein vergnügt, allen ihn Besuchenden zur Erbauung, und als er merkte, daß seine letzte Stunde gekommen war, rief er noch die Indianerbrüder, die eben bey ihm waren, zu sich, nahm ihre Hände, legte sie auf seine Brust, bat sie gar herzlich, daß sie doch ja alle beständig bey unserm Heilande bleiben möchten, und kaum hatte er das ausgesprochen, so entschlief er. Bey seinem Begräbniß hielt ihm ein National-Gehülfe in Gegenwart vieler weißen Leute, denen sein Zeugniß von Christo auch zum Segen gewesen, eine aus vollem Herzen fließende Leichenrede. An seine Stelle kam der Bruder Abraham Büninger, welcher sich neben den übrigen Geschäften auch der Kinder treulich annahm und sie unterrichtete.

Im April ging Johannes von Watteville zur Visitation nach St. Thomas und kam im Junio wieder nach Nord-Amerika zurück. Inzwischen reisten die Brüder Cammerhof, Nathanael Seidel und mehrere nach Meniolagomekah, um bey dasigen Indianern auf vielmalige Bitte ihrer Chiefs einen Besuch zu thun, der auch nicht vergeblich war, indem sie mit dem Evangelio daselbst guten Eingang fanden. Der erste Chief dieser Stadt, ein junger ansehnlicher Mann, Namens George Rex, wurde bald darauf nebst seiner Frau in Bethlehem getauft. Beyde sind hernach gesegnete Gehülfen in der Gemeine geworden. Auch des Chiefs Großvater, ein blinder hundertjähriger Mann wurde nicht lange nach ihm der heiligen Taufe theilhaftig,

und

und entschlief 8 Tage darauf als ein seliger und vergnügter Greis. Von der Zeit an wurde Meniolagomekah fleissig besucht, und da sich viele Seelen daselbst fanden, die dem Evangelio gehorsam wurden; so kam es an diesem Orte bald zu einer ordentlichen Gemein-Einrichtung, und die dortigen Gläubigen erhielten auch einen eignen Gottesacker. Menislagomekah, welches nur eine gute Tagreise von Bethlehem lag, wurde theils von Gnadenhütten aus mit Wort und Sacrament bedient, theils kamen jene nach Gnadenhütten, und empfingen daselbst ihren Antheil.

Im May begaben sich viele Indianer von Gnadenhütten nach Bethlehem, um 3 gläubige Grönländer zu sehen, die der Missionarius Matthäus Stach wieder in ihr Vaterland zurückführte. Zu eben der Zeit befand sich in Bethlehem ein Knabe und eine junge Indianerin aus Berbice in Süd-Amerika, so daß man daselbst das seltene Vergnügen hatte, gläubig gewordene Heiden von drey sehr verschiedenen Nationen und Sprachen beysammen zu sehen, nemlich Arawacken unterm 6ten Grad, Mahikander und Delawaren unterm 41sten und Grönländer unterm 65sten Grade. In demselben Monate May zogen 30 getaufte Indianer, die sich ehedem von Schekomeko nach Wechquatnach begeben hatten, nach Gnadenhütten, und verstärkten diesen lieblichen Gemeinort, welcher der ganzen Gegend ein Wunder war, und noch mehr als einzelne Zeugen der Wahrheit predigte, aber auch an der Schmach Christi Theil haben mußte, indem es an allerley üblen Nachreden nicht fehlte. Eben so ging es der neuangehenden kleinen Gemeine in Meniolagomekah, wo die Widersacher sich alle Mühe gaben, die Seelen durch Erzählung der gewöhnlichen gegen die Brüdergemeine ausgestreuten Lästerungen in Verwirrung zu bringen; sie erreichten aber ihre Absicht nicht, wozu das nicht wenig beytrug, daß der obgedachte getaufte Chief,

welcher

welcher nun Augustus hieß, ein im Glauben starker und sehr verständiger Mann war, der die Gläubigen an seinem Orte über alles gehörig bedeuten konnte, und sich unter andern einmal so ausdrückte: "Ich kenne die Brüder und ihr Herz, und wenn ich also auch was widriges und verdächtiges zu hören bekomme, so will ich es nicht mehr glauben, bis ich selbst hingehen, mit den Brüdern reden und sie fragen kann, wie sich die Sache verhält, und darnach will ich mich richten, weil ich wohl weiß, daß der Satan mir und meinen Leuten die Seligkeit nicht gönnt, sondern auf allerhand Art uns Schaden zu thun sucht." Auch mußten unsre Indianer sich drein finden lernen, daß man sie bald Mährische Indianer, bald Herrnhuter nannte. Auch wilde Indianer, denen mit der Lehre JEsu nicht gedient war, suchten durch Erdichtungen und Lügen von allerley Art ihre Landsleute, die sich zu Christo bekehret hatten, irre zu machen. So wurde z. B. eine Botschaft nach Gnadenhütten gebracht, die hieß: "Es sey ein Nantikok, der in Wajomick todtkrank war, auf einmal in der Nacht wie verschwunden, nach 2 Tagen aber vom Himmel wieder herunter gekommen, wo ihm GOtt gesagt hätte, den braunen Leuten habe er die Opfer gegeben, um das, was sie nicht recht gethan hätten, wieder gut zu machen; den weißen Leuten aber habe er die Bibel gegeben, und viele schöne Sachen hineinsetzen lassen, wenn aber die braunen Leute einerley Weg mit den weißen Menschen gehen wollten, das wäre ihm ein Greuel; denn die weißen Menschen wären sehr klug und hätten ein großes Maul; wenn die Indianer sich mit ihnen einliessen, so würden sie sie alle verschlingen, und besonders wären sie sehr auf ihre Kinder aus, um sie in ihre Gewalt zu bekommen. GOtt habe ihm befohlen, dieses allen Indianern zu sagen." Dieser Erzählung fügte der Bote noch hinzu, daß der bey GOtt gewesene Mann nun

alle

alle Indianer an der Susquehannah zusammen kommen lasse, und alsdann wolle er auch nach Gnadenhütten kommen und alles selbst bekannt machen, denn die Worte seyen ihm so wichtig, daß es ihm wäre, als wollten sie ihn ersticken. Nachdem die Indianerbrüder diese Botschaft angehört hatten, versicherten sie den Boten sehr nachdrücklich, daß jener nicht den rechten GOtt gesehen habe; und diesen dem Herzen des Boten noch unbekannten GOtt verkündigten sie ihm darauf mit großer Freudigkeit, führten ihn in die Versammlungen, und das Wort des Lebens drang so in sein Herz, daß er nicht nur alles, was er hier gesehen und gehört hatte, überall verbreitete und dadurch die Absicht des falschen Propheten vereitelte, sondern sich auch selbst von Herzen bekehrte und bald nachher getauft wurde.

Im Julio kamen Deputirte von den Irokesen nach Philadelphia, um einen Vertrag mit der Englischen Regierung zu schliessen, worauf die Brüder Johannes von Watteville, Spangenberg, Cammerhof, Pyrläus und Nathanael Seidel sich auch dahin begaben, und mit diesen Deputirten in einem Rath die Verbindung der Brüder mit den Irokesen erneuerten, und ihnen auf ihre Bitte einen Besuch versprachen.

Im September besuchte Johannes von Watteville nochmals in Gnadenhütten, und legte daselbst den Grundstein zu einer neuen Kirche, weil die im Jahr 1746 erbaute schon viel zu klein war, und bey starken Besuchen die Predigten auf der Strasse gehalten werden mußten. Darauf verabschiedete er sich mit dieser ihm sehr eindrücklich gewordenen braunen Gemeine, reiste im October wieder nach Europa ab, und mit ihm der Bischof Spangenberg, dessen etlichjährigen gesegneten Dienst in Amerika auch die Indianergemeine, die nun ins Ganze an die 500 Personen angewachsen war, reichlich und dankbarlich genossen hatte. An

seine

seine Stelle war schon vorher der Bischof Johann Nitsch-
mann eingetreten; der Bischof Cammerhof aber fuhr fort,
sich der Heidenbekehrung mit besonderem Eifer anzunehmen,
und besuchte im November dieses Jahres abermals die In-
dianer in Schomokin, und die an der Susquehannah hin-
auf wohnen.

In Gnadenhütten wurden für die Knäbchen, die grös-
sern Knaben und die jungen ledigen Brüder, für jede Classe
eine besondere Schule eingerichtet, welche von dazu tüchti-
gen Brüdern, so wie die auf der weiblichen Seite für die
Mägdlein, die grössern Mädchen und die jungen ledigen
Schwestern, von Schwestern besorgt wurden. Diese Schu-
len waren der Indianischen Jugend ungemein angenehm,
und man bemerkte mit Vergnügen, daß die mehresten sich
dieselben gut zu Nutze machten. Auch sorgte man für die
Verpflegung der Armen, und insonderheit für die Witwen
und Waisen, welche man in die Familien vertheilte, die sie
auch sogleich als zu ihnen gehörig betrachteten.

Um diese Zeit that der oberwähnte Presbyterianische
Prediger Herr Brainard aus den Jerseys einen Besuch in
Gnadenhütten, und hatte verschiedene seiner getauften In-
dianer bey sich. Letztere suchten die Einwohner irre zu
machen; Herr Brainard hingegen war freundlich, besuchte
in den Häusern, und legte den Indianerbrüdern viele Fra-
gen vor, sonderlich dem Christian Renatus. Dieser aber
erwiederte: er könne seine Fragen nicht alle beantworten,
aber so viel könne er sagen, daß sein Herz, seitdem er ge-
tauft und mit dem Blute des Heilands von Sünden gewa-
schen worden, vergnügt und selig sey, und auch bey JEsu
bleiben wolle.

Gnadenhütten erlitt zu Ende dieses Jahres einen em-
pfindlichen Verlust durch den Tod der Schwester Mackin,
des oftgenannten Missionarii Ehefrau, die sich dem Dienste

des

des HErrn unter den Indianerinnen mit Freuden gewidmet, und ihre Gesundheit dabey zugesetzt hatte, daher auch ihr Heimruf bey der Gemeine grosse Betrübniß verursachte. Von den übrigen im Jahr 1749 selig Entschlafenen führe ich nur den mehr erwehnten Schikellimus in Schomokin an. Als die erste obrigkeitliche Person und Haupt-Gouverneur der Irokesen über alle Indianer an der Susquehannah hinauf bis nach Onondago, hielt ers für Pflicht, gegen alle weisse Leute mißtrauisch zu seyn, und war es also auch Anfangs gegen die Brüder, wurde aber nach und nach von den guten Absichten derselben überzeugt, und gewann sie herzlich lieb. Seine durch mancherley Geschäfte erlangte Weltklugheit erlaubte ihm dabey nicht, sich darüber in Worten viel auszulassen, und wenn ihn andre gegen die Brüder einzunehmen suchten, so pflegte er nicht zu widersprechen; man bemerkte aber deutlich, daß ihm solche Leute immer verdächtig waren. In den letzten Jahren wurde er immer offener, nahm die Brüder, die in Schomokin besuchten, allezeit in sein Haus auf, that ihnen Gutes, half ihnen bey ihrem Bau, und nahm sie öfters in Schutz gegen die Wilden, wenn sie betrunken waren. Er selbst war dem Trunke nie ergeben, weil er, wie er sich ausdrückte, kein Narr seyn wollte. Zu seiner eigenen Sicherheit hatte er sich ein auf Säulen stehendes Gebäude errichtet, wo er sich einschloß, so oft es wegen des Saufens im Orte wild herging. In diesem Gebäude geschahe es, daß ihm bey dem vorjährigen Besuch des Bruder Johannes von Watteville und seiner Gesellschaft, welche ihm das Evangelium etliche Stunden lang mit Nachdruck predigten, das Herz aufgethan wurde, so daß er erst mit großer Aufmerksamkeit und gleichsam in tiefen Gedanken, endlich aber mit Thränen in den Augen zuhörte. Von der Zeit an war ihm die Lehre von JEsu dem Gekreuzigten nicht mehr lächerlich, sondern ein anneh-

mungs-

nungswürdiges Gnadenwort. Als er nachher in Bethlehem besuchte, ging eine fast augenscheinliche Veränderung mit ihm vor, die er nicht verbergen konnte. Sein Herz suchte und fand Trost, Friede und Freude durch den Glauben an den Versöhner seiner Sünden, und die Brüder dachten schon darauf, ihn zu taufen; erfuhren aber erst damals, daß er bereits als ein Kind in Kanada von einem Katholischen Pater getauft worden, daher sie ihm diese ihm schon so früh wiederfahrne Gnade nur recht wichtig zu machen suchten. Das nahm er an, und legte nun auch das kleine Götzenbild, welches er an seinem Halse zu tragen pflegte, und auf eine gewisse Art verehrt hatte, gerne ab. Nach seiner Rückkunft in Schomokin war es gar deutlich zu merken, daß GOtt etwas besonders an ihm gethan hatte; denn er war überaus lichte, vergnügt und liebhabend. In diesem Zustande wurde er krank, und nach einigen Tagen ging er, in Beyseyn des Bruder David Zeisbergers, im Vertrauen auf JEsu Verdienst, selig aus der Zeit.

Neunter Abschnitt.

1750. 1751.

Cammerhofs und David Zeisbergers Reise nach Onondago. Einige Umstände von Gnadenhütten. Cammerhof entschläft. Vermischte Nachrichten.

Die merkwürdigste Begebenheit im Jahr 1750 war die Reise, welche der Bischof Cammerhof mit dem Bruder David Zeisberger unter die Irokesen nach Onondago am 14ten May antrat, nachdem sie, auf schriftliches Ansuchen bey dem Gouverneur von Pensylvanien, einen Paß und Empfehlung an sämmtliche Königlich Grosbritannische

Unterthanen, ihnen benöthigten Falls beyzustehen, erhalten hatten. In Wajomick, bis wohin die Brüder Mack, Bezold und Horsefield mitgingen, machten sie eine angenehme Bekanntschaft mit den dortigen Nantikok-Chiefs, deren einer schon ein 87 jähriger Greis und ein sehr verständiger Mann war. Als diese Oberhäupter zu wissen verlangten, warum die Brüder sie so manchmal besuchten, so benutzte Cammerhof diese gute Gelegenheit, ihnen und ihrem Volke, das sich ausdrücklich dazu versammlen mußte, den Rath GOttes zu ihrer Seligkeit mit einem warmen Herzen vorzulegen, und sie zu JEsu und dem Genusse seines Heils einzuladen, als welches die einzige Ursach sey, warum er und seine Brüder zu ihnen kämen. Diese Erklärung wurde sehr wohl aufgenommen, und blieb nicht ohne Segen. Von Wajomick aus war ein Irokese von der Kajuger-Nation ihr Wegweiser. Bis Tiaogu, etwa 150 Englische Meilen, machten sie die Reise, mit mancherley Beschwerde, zu Wasser auf der Susquehannah, legten Abends immer an, bauten sich eine Hütte von Baumbast, und gaben jedem Nachtquartier einen eigenen Namen, dessen erste Buchstaben sie in einem Baume einschnitten.

Auf diesem Wege hatte Cammerhof das Vergnügen, die von ihm aus der Gegend an der Susquehannah getauften Indianer fast alle wieder zu sehen, und in einem erwünschten Zustande anzutreffen. Sie waren ihrer Taufgnade treu geblieben, und ihr lichtes, vergnügtes Wesen zeigte deutlich, wie ihre Seelen sich bey dem Glauben an JEsum Christum so wohl befanden. Auch ihre noch wilden Nachbarn besuchten ihn, und beschwerten sich darüber, daß jene seit ihrer Taufe ganz andere Menschen wären, indem sie gar nicht mehr so lebten wie sonst, und von denen Dingen, die bey den Indianern doch von jeher gebräuchlich gewesen, nichts mehr mitmachen wollten, gaben ihnen also, ohne die

Absicht zu haben, ein so gutes Zeugniß, daß Cammerhof sehr zufrieden war und in der Stille GOtt dafür lobte.

In Tiaogu einer ziemlich grossen Indianer-Stadt und an andern Orten erregte es nicht geringe Verwunderung, daß die Brüder nach Onondago reisten, und sogar mit den grossen Oberhäuptern der Irokesen bekannt waren; und weil ihr Begleiter solches bey aller Gelegenheit kund machte, so gab es ihnen überall ein wichtiges Ansehen.

Von Tiaogu setzten sie die Reise zu Lande fort, und hatten fast täglich mit unübersteiglich scheinenden Hindernissen zu kämpfen. Am 19ten Juny erreichten sie Onondago, die Hauptstadt der Irokesen, die in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend liegt, und aus 5 kleinen Städten oder Dörfern besteht, durch welche die Zinochsaa fliesset. Sie kehrten bey dem vornehmsten Chief Ganassateko ein, der sie mit Freuden beherbergte.

Die Absicht dieser Reise war, den im vorigen Jahre in Philadelphia versprochenen Besuch bey dem großen Rathe der Irokesen abzustatten, und zugleich von demselben die Erlaubniß zu erhalten, daß etliche Brüder in Onondago oder andern Hauptstädten des Irokesischen Gebiets wohnen dürften, um ihre Sprachen recht zu lernen und ihnen in denselben das Evangelium zu verkündigen.

Nachdem nun Cammerhof und Zeisberger sich gehörig gemeldet hatten, wurden sie von dem grossen Rathe, der damals aus 26 meistens ziemlich alten Männern von ehrwürdigem Ansehen, bestund, als Gesandte der Brüdergemeine diesseits und jenseits des großen Wassers, feyerlich bewillkommt, und ihr Anbringen in reifliche Ueberlegung genommen. Es war eine lange Unterhandlung, wobey die Brüder gar viele Fragen zu beantworten hatten, und viele Belts und Fathoms of Wampom übergaben. Cammerhof that dabey den Vortrag, David Zeisberger, der schon gut

 Ma-

Maq... sprechen konnte, übersetzte seine Worte, und von Seiten des Raths war Ganassateko der Mann, der ihnen den Sinn desselben zu eröffnen hatte. Da aber die mehresten Glieder des Raths dann und wann ins Saufen geriethen, so wurde dadurch jedesmal die Unterhandlung unterbrochen.

Bey einer solchen Gelegenheit entschlossen sich die Brüder, mit Bewilligung des großen Raths, eine Reise ins Land der Kajuger und Sennecker bis Zoneschio, der Hauptstadt der Letztern zu thun, womit sie über 2 Wochen zubrachten; ihr Zweck war, zu versuchen, ob sie in dieser Gegend das Wort der Versöhnung anbringen könnten. Das war aber nicht nur eine ungemein harte und gefährliche Reise, sondern auch unter den Indianern selbst, vornemlich unter den Senneckern hatten sie von dem fast immer besoffenen fürchterlichen Volke, sonderlich von betrunkenen Weibsleuten, die in diesem Zustande wie rasend waren, gar viel auszustehen, erreichten ihre Absicht nicht, und schrieben es lediglich der Bewahrung und Aushülfe GOttes zu, daß sie noch mit dem Leben davon kamen.

Bey ihrer Rückkunft nach Onondago fanden sie, daß Ganassateko mit ihrem Anliegen bey dem großen Rathe, nicht weiter gekommen war. Sie griffen also selbst die Sache nochmals an, und waren mit GOttes Hülfe so glücklich, daß sie am 20ten July mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Resolution erhielten, "daß die Irokesen, und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder seyn und bleiben, und dieser Bund nie getrennt noch zerrissen werden, auch 2 Brüder Erlaubniß haben sollten, in Onondago oder einer andern Hauptstadt des Landes der Irokesen zu wohnen, um ihre Sprachen recht gut zu lernen."

Herzlich froh und dankbar für die Hülfe des HErrn traten die Brüder sogleich ihre Rückreise an, und am 17ten August

August trafen sie wieder in Bethlehem ein, nachdem sie mehr als 1600 Englische, das ist gegen 300 Deutsche Meilen unter lauter Indianern gereiset waren. In Gnadenhütten verursachte ihre glückliche Rückkunft eine ganz besondere Freude, denn die Indianerbrüder und Schwestern hatten viele sorgliche Gedanken ihretwegen gehabt, ob [illegible]en nicht unter den Irokesen etwas Uebels widerfahren m[illegible]

Hier war unterdeßen ein Hauptanliegen [illegible]ona=rien, die Heirathen der Indianer, ohne ihre[illegible]nen Freyheit zu nahe zu treten, in Ansehung der äuß[illegible] Form so einzurichten, wie es eine gute Christliche Ordnung erfordert, und nachdem sie solches mit den Nationalgehülfen gnugsam überlegt hatten, brachten sie es auch wirklich dahin, daß diejenigen, die einander heirathen wollten, erst verlobt, dann öffentlich aufgeboten, und sodann in einer Versammlung der Gemeine getraut wurden, worauf man ihnen, so wie überhaupt den Eheleuten in ihren besondern Versammlungen, fleissig wiederholte, wie sie ihre Ehe vor GOttes Augen zu führen, und alles, was sie thäten, mit Worten oder mit Werken, im Namen JEsu zu thun hätten.

Uebrigens zeigte sich damals ein großer Mangel an solchen Brüdern, die zum Dienste unter den Indianern tüchtig waren. Von Meniolagomekah kamen Getaufte und Ungetaufte an Sonn- und Festtagen zu 30 bis 40 Personen auf einmal nach Gnadenhütten, dessen Einwohnern ihre Beherbergung und Bewirthung beschwerlich fiel, und sie selbst zum Theil an dem Genusse der Versammlungen hinderte; man bedauerte daher gar sehr, daß man keinen Bruder als Lehrer dahin setzen konnte, noch weniger war man im Stande, alle die Orte besuchen zu lassen, wo sich ein Hunger nach dem Worte GOttes äusserte, denn es war damals in dem ganzen Indianerlande, vornemlich an der Susquehannah eine große Regung.

An verschiedenen Orten kamen die Wilden selber zusammen, sich von GOtt zu unterreden, und es freute sie ungemein, wenn ein Bruder zu ihnen kam, und ihnen das Wort der Versöhnung verkündigte. Daher wurde den Brüdern Nathanael Seidel und David Zeisberger, die gegen das Ende des Jahres zu einem Besuch der Europäischen Gemeinen abgingen, der Auftrag gegeben, bey ihrer Rückkehr einige Gehülfen zum Dienste unter den Indianern mit zubringen.

Bey solchen Gelegenheiten pflegten viele Indianerbrüder und Schwestern an den Herrn Grafen von Zinzendorf, an seinen Schwiegersohn Johannes von Watteville und andere ihrer Bekannten in Europa zu schreiben, und ihre Briefe, darin sie ihren Herzenszustand einfältig darlegten, wurden gemeiniglich den Europäischen Brüdergemeinen öffentlich mitgetheilt. Pachgatgoch wurde in diesem Jahre erst von dem Bruder Grube, hernach auch vom Bruder Cammerhof besucht und mit den Sakramenten bedient; im übrigen fuhr der Bruder Büninger fort, die dortige kleine Gemeine zu besorgen, die sich in Hütten um die seinige herum gelagert hatte, und sein Dienst war an Alten und Jungen sehr gesegnet. Von Wechquatnach aber waren nach und nach die mehresten Getauften nach Gnadenhütten gezogen.

Damit es nun unter solchen Umständen dem letzten Orte an Nahrung nicht fehlen möchte, so kaufte die Gemeine in Bethlehem ein Stück Landes an der Nordseite der Lecha an, welches hernach an die Einwohner, so wie ehedem das an der Mahony, durchs Loos, zu eines jeden Zufriedenheit vertheilt wurde.

Wegen dem in dortigen Gegenden sehr gewöhnlichen Buschfeuer, wodurch die Häuser in Gefahr kommen konnten, und auch um Durchreisende oder Ankommende in gehöriger Ordnung zu halten, und Unfug zu verhüten, mußten während der Versammlungen allemal 2 Brüder die Wache

auf

auf dem Platze halten, worin sämmtliche erwachsene Manns-
leute mit einander abwechselten.

Unter denen, die im Jahr 1750 getauft wurden, war
ein gewißer Taddeus Kund, von den Engländern Honest
John genannt, den man wegen seinem veränderlichen Ge-
müths-Character, ziemlich lange darauf hatte warten las-
sen. Als er aber einmal einer Taufhandlung zugesehen hat-
te, sagte er zu einem Bruder: "Mein Herz ist betrübt, daß
die Stunde noch nicht kommen ist, da ich auch mit dem
Blute des Heilandes getauft werde." Der Bruder fragte
ihn hierauf, wie ihm bey der Taufe gewesen sey? "Ach,
sagte er, das kann ich dir wohl nicht beschreiben. Mein
Herz hat mir geweint, und mein Leib gezittert." Gegen
die Missionarien erklärte er sich sehr gerade, wie er wohl
wiße, daß er sein ganzes Leben hindurch ein schlechter
Mensch gewesen und viel Böses gethan habe; er habe sich
auch nicht helfen können; es sey ihm aber in seinem Leben
nie so gewesen, wie jetzt, daß er gerne vom Bösen befreyt
seyn möchte, und wenn er vom Heilande predigen höre, so
sey ihm so wohl dabey, daß er immer dächte: Ach, wenn
ich doch auch so selig wäre! ach, wenn ich doch mit dem
Blute des Heilandes getauft werden könnte, daß ich auch
ein seligs Herz krigte! Er wurde auch bald darauf der ge-
wünschten Gnade theilhaftig und Gideon genannt.

Eben so bedenklich waren die Brüder bey einem andern
Indianer, welcher von den weißen Leuten gemeiniglich der
große Jakob genannt wurde, in Mentolagomekah wohnte,
und viele Jahre ein offenbarer Feind und Spötter nicht nur
der Brüder, sondern hauptsächlich des Evangelii gewesen
war, deßen Ausbreitung er sich aus allen Kräften und recht
mit Ueberlegung widersetzt hatte. Diesem kam gleichwol
der Geist GOttes in einer Krankheit ans Herz, und zeigte
ihm seinen unseligen Zustand, worauf er in großen Kummer

gerieth, und sich nach dem Zuspruch der Brüder sehnte. Er wurde dann von verschiedenen, sonderlich von Cammerhof besucht, und mit aller seiner Noth zu JEsu gewiesen. Endlich wurden sie überzeugt, daß es sein ganzer Ernst war, sich zu bekehren: er bekannte und beweinte seine Sünden; sein sonst sehr wilder Blick verwandelte sich in den Blick eines demüthigen Sünders, und sein Flehen um die Taufe ward immer dringender. "Mein ganzes Herz, sagte er zum Bruder Cammerhof, verlangt mit dem Blute des Heilands gewaschen zu werden, und ich wünsche, daß Er sich über mich erbarmen, und mir die Kraft ins Herz geben möge, daß ich Ihn in meinem Leben nicht mehr vergessen, sondern von ganzem Herzen lieb haben könne." Cammerhof fragte ihn darauf, ob er denn das von ganzem Herzen glaube, daß niemand in der Welt ihm helfen und ihn selig machen könne, als allein der wahre GOtt, der ein Mensch für ihn geworden, am Kreuze für ihn gestorben sey, und Sein Blut für ihn vergossen habe? "Ja, sagte er, das glaube ich von ganzem Herzen, daß mich nichts von meinen Sünden erlösen und reinigen kann, als allein des Heilands Blut, und das ist es auch vornemlich, [illegible]nach mein Herz sich sehnet." Und als Cammerhof [illegible] ferner fragte, ob es ihm denn so sey, daß er sein Herz und Seel und Leib dem Heilande gerne auf ewig ergeben, und Sein ganzes Eigenthum seyn wolle? antwortete er mit vieler Freudigkeit: "O ja, wenn Er mich nur erst mit Seinem Blute wäschet, so wird Er mir gewiß auch dazu die Gnade und Kraft in mein Herz geben, daß ich nicht mehr der Sünde dienen darf, sondern Ihm leben kann." Cammerhof taufte ihn darauf, nannte ihn Paulus, und GOtt versiegelte diese Handlung durch das Gefühl Seiner Gegenwart, welches sehr ausgezeichnet war. Paulus blieb auch der Gnade treu bis ans Ende.

Solche

Solche Vorgänge hatten auf die übrigen Ungetauften eine selige Wirkung, und die Nationalgehülfen fanden daher oft Gelegenheit, sie zu trösten, zu belehren und zurecht zu weisen. Als unter andern des Augustus Bruder sich darüber beklagte, daß er noch nicht gut genug sey, um getauft zu werden, antwortete ihm jener: Mein lieber Bruder! ich habe ehedem eben so gedacht, daß ich erst gut werden müßte, ehe ich zum Heilande käme, aber ich war ganz irre. Die rechte Religion ist die, daß wir, so arm und elend wie wir sind, zum Heilande kommen, und mit Seinem Blute gewaschen werden; dann fühlen wir Ihn in unsern Herzen, und Sein Geist lehret uns alles, wie wir werden sollen, und was wir zu thun und zu lassen haben.

Im Jahr 1751 erlitte die Brüdergemeine in Amerika und die Indianergemeine insonderheit einen überaus grossen Verlust durch den Tod des Bischofs Johann Friedrich Cammerhof, welcher, wie aus dem vorhergehenden zu ersehen gewesen, mit besondern Segen, aber auch mit Daransetzung aller seiner Seelen- und Leibeskräfte derselben gedient hatte; wie ihm denn überhaupt keine Mühe und Arbeit zu hart, und keine Gefahr zu fürchterlich schien, wenn er nur Seelen für seinen HErrn und Heiland gewinnen konnte. Der Gemeinort Gnadenhütten war ihm ein unschätzbares Kleinod. Wenn er nicht auf Reisen war, so besuchte er daselbst, sonderlich in den letzten Jahren, alle Monate, und manchmal noch öfter: er genoß auch von Seiten dieser Gemeine eine durchgängige zärtliche Liebe und kindliche Hochachtung; und da er ein ungemein freundliches und liebreiches Wesen hatte, so hatten auch die wildesten Heiden eine besondere Ehrfurcht vor ihm, wovon man verschiedene merkwürdige Beyspiele sahe. Ein Wilder unter andern an der Susquehannah, dem er sein gottloses Leben vorhielt und die Gnade JEsu zu seiner Errettung anpries, wurde darüber so aufgebracht,

bracht, daß er ihm ein großes Stück Weges nachging, um ihn dafür derbe abzuprügeln oder lieber gar todt zu schlagen; als er ihn aber einholte, fand er ihn so liebhabend und freundlich, daß er sein böses Vornehmen auf der Stelle bereuete, Cammerhofs Ermahnungen zu Herzen nahm, und ganz anders gesinnt zurücke ging, als er gekommen war. Nun dachte er über seinen verdammungswürdigen Zustand noch weiter nach, bekehrte sich zu dem, der die Gottlosen gerecht macht, und hatte das Glück, daß eben der Mann, den er hatte tödten wollen, ihm die heilige Taufe andiente. Ins ganze hatte Cammerhof während seines vierjährigen Dienstes in Amerika 89 Indianer selbst getauft. Noch im Januar dieses Jahres verrichtete er eine solche Handlung in Gnadenhütten; und am 28sten April ließ der HErr diesen seinen treuen Knecht in Seine Freude eingehen. Die Indianergemeine beweinte ihn so herzlich, und solange, wie vielleicht noch kein Vater von seinen Kindern beweint worden ist, und noch im Jahr 1782 erhielt man Nachricht, daß sein Andenken bey denselben noch damals war, wie das Andenken eines großen Mannes.

Die Missionarien fühlten diesen Verlust am meisten, trösteten sich aber damit, daß der HErr selbst von Seinem Volke niemals scheidet, und verbanden sich mit einander zu neuer Treue in Seinem Dienste. Dabey diente ihnen das damalige gute Gedeihen und Wohlergehen der Indianergemeine zu nicht geringer Ermunterung. "Wer noch nie, schrieb damals einer von ihnen, eine solche Gemeine gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie einem zu Muthe ist, wenn man dieses aus den Heiden gesammlete Volk GOttes beysammen sieht, wie aufmerksam sie das Wort vom Kreuzestode JEsu hören, wie ehrlich und gerade sie in ihren Bekenntnissen sind, wie sünderhaft bey ihren Versehen, wie herzlich in der Liebe unter einander, wie mitleidig

leidig über anderen Uebelstand, wie zerflossen bey der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bey dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun diese Leute mit dem Bilde zusammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung gesehen hat, so kan man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von JEsu Blut und Tode rühmen und preisen, das Volk herzlich lieben, und um ihrentwillen alle Mühe und Beschwerlichkeit willig übernehmen." Vorzüglich waren den Missionarien die ungekünstelten und einfältigen Erklärungen der Gläubigen sehr angenehm. "Ich gehe, sagte der alte Salomo, öfters für mich ganz alleine, und da laufen mir die Thränen die Backen herab, vor Freuden über das, was der Heiland an mir thut." Ein anderer, Namens Josua, bezeugte einmal, daß er die ganze Nacht nicht habe schlafen können vor Freuden über den guten Heiland und das, was Er für uns gethan habe. Sein Herz möchte immer weinen, wenn er an die grosse Sache dächte. Er habe sich auch dem Heilande hingegeben mit Seele und Leib, nur für Ihn zu leben, und es möchte ihm nun auch gehen, wie es wollte, so wisse er, daß ers nirgends besser haben könne, als bey Ihm.

Eben dieser Josua hatte eines Tages eine eigene Unterredung mit einem Indianer, Namens Job, welcher sehr klug und gelehrt seyn wollte, die Bibel kannte, vieles aus derselben anzuführen wußte, und dieses mal besonders den Satz behauptete, daß wir sehr arme Menschen wären, und es uns nicht möglich sey, so zu leben, wie es der Heiland gerne haben wollte. "Haben doch, sagte er, sogar die Leute, die den Heiland selbst auf Erden gesehen und gesprochen, nicht so leben und glauben können, wie Er es gerne gehabt hätte; wie vielmehr ist es jetzt unmöglich!" "Ja, mein Freund, antwortete ihm Josua, das ist geschwinde gesagt, daß wir arme Menschen sind, aber das hilft uns weiter

nichts:

nichts: sobald wir aber unsre Armuth im Herzen fühlen, sobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann ist der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und schreyen: wir dürfen Ihn auch nicht erst gut machen, denn Er ist vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unserm armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß sagen: Wenn du einen weiten Weg gegangen wärest, und kämest in eine Stadt, und sprächest zu den Leuten: ich bin hungrig! und dieselben sprächen zu dir: Da ist ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu essen geben, denn er gibt allen zu essen, die zu ihm kommen: würdest du dich wol lange besinnen, ob du auch zu dem Manne gehen sollst, wenn du nemlich recht hungrig wärest, und fühltest, daß du sterben müßtest, wenn du nicht zu essen bekämest? Sieh mein Freund, so ist es mit dem Armseyn, nicht das Reden davon, sondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande; und der gibt uns selber Kraft, so zu glauben und so zu leben, wie Ers haben will. Ohne diese Kraft kanns niemand. Und du wirst auch immer ein armer Mensch bleiben und die Sache vor unmöglich halten, solange du nicht dieselbe Kraft erlangst. Das ist wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden sahen, etwas schwer gegangen ist, und ich glaube, die Ursach war diese: Die Leute sahen Ihn wohl mit ihren leiblichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft Seines Bluts noch nicht. Hast du nicht gehöret oder in der Bibel gelesen, daß, nachdem der Heiland gestorben war und Sein Blut vergossen hatte, das Glauben an Ihn viel leichter gegangen ist, als zuvor? Ja hast du nicht gelesen, daß nach der Auferstehung unsers Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schwestern geschrieben steht, daß sie Ein Herz und Eine Seele gewesen sind? Da wir nun noch jetzo eben diese Kraft aus JEsu Tod und Blute fühlen kön-

nen, so ist es nicht mehr schwer, an Ihn zu glauben und an-
zunehmen, was Er gerne haben will u. s. w." Andere Indianer-
brüder, die diesem Gespräche mit beywohnten, bekräftigten
solches aufs stärkste aus ihrer eigenen täglichen Erfahrung.

Die lieblichen Aeusserungen der Communicanten, über den Segen, den sie jedesmal von dem Genuß des heiligen Abendmahls hatten, waren nicht nur den Missionarien herzerfreulich, sondern erregten auch in denen, welche noch nicht dazu gelangt waren, ein sehnliches Verlangen, dieses hohen Gutes bald theilhaftig zu werden, ob sie gleich, wie sie sich selber erklärten, dieser Gnade nicht würdig wären.

Unter den fremden Indianern, deren Besuch in Gnadenhütten im Jahr 1751 besonders stark war, befand sich auch ein Schawanose, der über 60 deutsche Meilen weit mit seiner Familie hergekommen war, lediglich in der Absicht, die Brüder und ihre Lehre, wovon er viel gehört hatte, recht kennen zu lernen. Er hielt sich 4 Wochen daselbst auf, ihm und den Seinigen zu großem Segen. Ein anderer Besuchender, der schon einmal in Gnadenhütten das Wort GOttes gehört, der Aufforderung aber, es anzunehmen, widerstanden hatte, erzählte, daß nachher sein Kind todtkrank geworden sey; und da er gefürchtet, daß sein Kind würde das ewige Leben nicht erlangen, weil es noch nicht getauft wäre, so sey er in dieser Angst und Noth in den Busch gelaufen, und habe zu GOtt geschrien, daß Er doch sein Kind gesund machen möchte, dann wolle er Ihm sein Kind und sich selbst zum ewigen Eigenthum geben. Zu derselben Stunde sey ihm sein Herz unter vielen Thränen leichter geworden, und als er nach Hause gekommen, habe er sein Kind besser gefunden. Deswegen sey er nun nach Gnadenhütten gekommen, die Brüder zu bitten, sich über ihn, seine Frau und sein Kind zu erbarmen, und sich ihrer anzunehmen. Dabey liefen ihm die Thränen über die Wangen

her-

herab. Auf sein anhaltendes Flehen erhielt er auch Erlaubniß, in Gnadenhütten zu wohnen, und ward nach einiger Zeit mit Frau und Kind getauft.

Ein anderes schon getauftes Ehepaar, das mit einem Sohne von 5 Jahren nach Gnadenhütten reiste, in der Hoffnung, daß derselbe da getauft werden würde, erzählte, daß der Knabe auf der Reise zu seinem Vater gesagt habe: "Ich bin ein recht armes Kind, und solange ich nicht mit dem Blute des Heilands in der heiligen Taufe abgewaschen bin, werde ich auch immer so arm bleiben." Als sie hierauf an einen Fluß gekommen, sey das Kind auf die Knie gefallen, und habe gesagt: "Sieh, lieber Vater, so will ichs machen, wenn ich getauft werde, und so recht stille will ich knien: da will ich dem Heilande mein ganzes Herz geben, und Er wird mich in der Stunde so selig machen, daß ich immer selig bleiben kann." Das Verlangen dieses Kindes wurde auch bald gestillt, und es gediehe sehr gut.

Da der an die 200 Englische Meilen von Bethlehem entlegene Posten in Pachgatgoch, von wo aus auch Potatik besucht wurde, von der Art war, daß die Brüder, so denselben bedienten, eine Erholung zuweilen höchst nöthig hatten, so hielt man für billig, sie von Zeit zu Zeit abzulösen. Der Bruder Sensemann begab sich daher im Monat Februar 1751 dahin und besorgte die Seelenpflege, die Versammlungen und Schulen bis gegen das Ende des Monats Juny, da Bruder Büninger, welcher unterdessen in Bethlehem ausgeruht hatte, wieder dahin kam und seine gesegnete Arbeit fortsetzte. Ließ dieselbe ihm etwas Zeit übrig, so beschäftigte er sich auf den Welschkornfeldern und suchte überhaupt auch im Aeussern seinen lieben Indianern mit gutem Exempel vorzugehen, und sie zum Fleisse zu ermuntern, damit sie im Winter nicht Noth leiden möchten, wie es bey andern Indianern gewöhnlich war. Dadurch gewöhnten

wöhnten sich die Indianer dermaßen an seinen Umgang und an seine liebreiche Aufsicht, daß sie ihn auch alsdann, wenn sie in der Erntezeit bey weißen Leuten Arbeit hatten, bey sich haben wollten, damit er sie immer vor Schaden warnen möchte, denn es war ihnen, wie sie sich ausdrückten, eben wie einem Kranken, der gesund zu werden anfängt, und sich vor allem fürchtet, was ihm schädlich seyn könnte, damit er nicht wieder krank werde. In eben dem Jahr ging der obenerwähnte Chief von Wessenhuck, der lange mit den Brüdern bekannt war, und in Bethlehem einmal besucht hatte, selig aus der Zeit. Bis an sein Ende hatte er von unserm Heilande geredet, und seine Nachbarn bezeugten, daß sie noch keinen Menschen so vergnügt hätten sterben sehen als ihn.

In Meniolagomekah wurden die Umstände in diesem Jahre sehr bedenklich, indem die weißen Leute sämmtliche dortige Indianer von da zu verdrängen suchten und ihnen den Besitz des Landes streitig machten. Der mehrerwähnte Chief Augustus erklärte sich auch im Namen der Getauften, die sich in keine Weitläuftigkeiten verwickeln wollten, daß sie sich nicht wegern würden das Land zu räumen, ob sie solches gleich seit undenklichen Jahren besessen und angebaut hätten. Alle Mühe die sich die Gemeine in Bethlehem gab, das Land zu kaufen, war vergeblich. Es kam in die Hände eines Mennonisten, der die Indianer nicht liebte, daher sie nichts anders vor sich sahen, als daß sie mit der Zeit auf ihren Abzug würden denken müßen.

Im October dieses Jahres kamen die Brüder Nathanael Seidel und David Zeisberger von Europa wieder in Bethlehem an, und besuchten sogleich die Gemeine in Gnadenhütten. Mit ihnen kam unter andern der Studiosus Johann Jakob Schmick nach Nord-America zum Dienste der Indianer, wurde zuerst als Schulhalter in Gnadenhütten angestellt, und ward nachher ein sehr gesegneter Missionarius.

Die

Die Brüder Zeisberger und Gottlieb Bezold thaten bald darauf eine Reise an die Susquehannah nach Nescopeko, Schomokin, Wajomick und andere Orte, besuchten die Mantikoks und Schawanosen, trösteten die Getauften, die ihrer äussern Umstände halber hie und da noch unter den Wilden wohnen mußten, und legten, wo sie nur konnten, ein Zeugniß von unserm Heilande ab.

Im December kam auch der Bischof Spangenberg aus Europa wieder zurück, zu grossem Vergnügen der Gemeinen in Bethlehem und Gnadenhütten, welche letztere er auch bald besuchte, und mit der Versicherung, daß sämmtliche Brüdergemeinen in Europa sie herzlich liebten, und ihrer im Gebete fleissig vor dem HErrn gedächten, eine wahre Festfreude machte.

Zehnter Abschnitt.

1752. 1753.

Spangenbergs gesegnete Arbeit in Gnadenhütten. Die Mantikoks und Schawanosen schicken eine große Gesandtschaft nach Gnadenhütten und Bethlehem. Verhandlung derselben. Man gibt davon der Landesregierung die gehörige Kenntniß. David Zeisbergers Reise nach Onondago. Etwas von Gnadenhütten, Pachgatgoch und Meniolagomekah. Abermalige Gesandtschaft von Seiten der Mantikoks und Schawanosen. Bedenkliche Folgen derselben. Zeisberger besucht wieder in Onondago. Vermischte Nachrichten.

Spangenbergs Wiederkunft war für die Indianergemeine sehr heilsam, denn er war mit derselben von ihrem ersten Entstehen an aufs genaueste bekannt, hatte gegen sie ein-

ein väterliches Herz, wußte sie mit Weisheit, Geduld und liebreichem Ernst ihrem Character und ihren Umständen gemäß zu behandeln, und war also auch im Stande, die Missionarien gehörig zu unterstützen, und ihnen bey ihrem Dienste den besten Rath zu ertheilen.

Er ließ sein erstes seyn, letztere zu ermuntern, und verband sich aufs neue mit ihnen, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dem HErrn mit Freuden zu dienen. Seine liebe Indianer sprach er einzeln, und dankte GOtt für den seligen Herzenszustand, in welchem er die allermehresten antraf, unterließ aber auch nicht, über die nothwendige Beobachtung guter Zucht und Ordnung ernstlich mit ihnen zu reden, welches GOtt so segnete, daß mit einmüthiger Zustimmung des Gemeinraths unter andern festgesetzt wurde: daß die Eltern beßere Aufsicht auf ihre Kinder haben sollten; daß die Schulen in beständiger Ordnung gehalten, und ohne dringende Noth nie versäumt werden sollten; daß die Nationalgehülfen besonders auf die jungen Leute im Orte acht haben, fleissig Hausbesuche thun, und sich sorgfältig erkundigen sollten, ob die Kinder bey ihren Eltern oder in der Schule sich befänden, ob Fremde gegenwärtig, ob Leute beysammen wären, die einander nicht zum Nutzen dienten, ob jemand krank oder mißvergnügt wäre, und dergleichen mehr; und ihre Bemerkungen bey den Missionarien in Zeiten anbringen. Daß keine Betteley statt haben, sondern ein jedes soviel möglich sein eigen Brod essen, und also fleissig arbeiten solle. Daß die Einwohner beym Kaufen und Verkaufen unter den weissen Leuten sich hüten sollten Schulden zu machen, und überhaupt ihre Haushaltung so einzurichten hätten, daß sie auch im Winter und im Frühjahr leben und auskommen könnten. Daß die Alten, Gebrechlichen und Kranken allemal vorzüglich besorgt und nach Möglichkeit gepflegt werden sollten. Daß Einwohner, die verrei-

 sen

sen oder auf die Jagd gehen wollten, solches vorher den Missionarien anzuzeigen hätten. Daß an Sonn- und Festtagen das Schiessen sowol im Orte als in der Nähe unterbleiben, und daß die Brüder auch an andern Tagen beym Probiren ihrer Flinten um den Ort herum vorsichtig seyn sollten. — Daß keine Art von Unfug weder von Einheimischen noch von Fremden in Gnadenhütten geduldet, sondern leztere sofort hinausgewiesen, ersteren aber, wenn sie sich nicht zurechte weisen liessen, die Entfernung von der Gemeine angedeutet werden sollte. — Daß insonderheit ein jeder Hausbesitzer in Gnadenhütten einen Revers von sich stellen sollte, daß er alle Statuten des Orts beobachten, und im Fall beharrlicher Uebertretung sein Haus und übrige Gebäude verkäuflich abtreten und sich von der Gemeine entfernen wolle; und dergleichen mehr.

Bey Indianern, die dergleichen Ordnungen nie gewohnt gewesen, war es blos der Gnade GOttes zuzuschreiben, daß dieselben, als man sie öffentlich bekannt machte, mit allgemeiner Freude angenommen, nachher auch williglich beobachtet wurden.

Auf den Besuch der fremden Indianer war man anhaltend aufmerksam, weil man wahrnahm, daß die Kraft des Wortes der Wahrheit sich an vielen derselben gar mächtig bewies. Da aber ihre Beherbergung und Bewirthung den Einwohnern nach und nach allzulästig wurde, auch manchmal rohe Leute sich unter ihnen befanden, deren Betragen der Jugend anstössig und schädlich war, so entschloß man sich, zu ihrer schicklichen Aufnahme ein eigenes Haus zu bauen, welches das Fremden-Logis genannt wurde. Für die gläubigen Indianer aber, die von Bethlehem, Meniolagomekah, Pachgatgoch und andern Orten nach Gnadenhütten zum Besuch kamen, baute man auch ein eigenes Haus, und nannte es das Gemein-Logis, wozu die Gemeine in

Beth-

Bethlehem mit willigem Herzen Geld zusammen legte; die Einwohner von Gnadenhütten aber halfen dabey mit Handearbeit. Jedes Haus bekam darauf seinen Hausvater, der die Besuchenden zu besorgen und über guter Ordnung zu halten hatte.

Um auch den Gesang in den Versammlungen lieblicher zu machen, schenkte die Gemeine in Bethlehem der Indianergemeine ein Spinet, welches der Bruder Schmick spielte, und damit bey allen, sonderlich bey den Kindern viele Freude verursachte; auch unterrichtete er darin einen jungen Indianer, der es hernach fortsetzte.

Nachdem im Frühjahr dieses Jahrs einige Nationalgehülfen ihre Landsleute an der Susquehannah besucht, und ihnen die Wahrheit des Evangelii mit freudigem Aufthun ihres Mundes bezeuget hatten, so schickte der oberste Chief der Nantikoks im May 2 Deputirte mit einem Fathom of Wampom, um mit den Brüdern mehrere Bekanntschaft zu machen. Im Junio besuchten die Brüder Spangenberg, Nathanael Seidel und David Zeisberger in Schomokin und Wajomick. Darauf kam im Julio von letzterem Orte eine große Gesandtschaft der Nantikoks und Schawanosen nach Gnadenhütten, um mit den Brüdern einen Bund zu schließen. Sie waren mit ihrem Gefolge, in welchem sich auch Weiber und Kinder befanden, 107 Personen. Die Verhandlung dieser Gesandtschaft war nach indianischer Art sehr feyerlich. Zwey Deputirte von Wajomick kamen am 14ten July, die Gesandtschaft, welche des andern Tages ankommen sollte, anzumelden. Alles regte sich sogleich, um dieser zahlreichen Gesellschaft Quartier und Essen zu besorgen. Am 15ten schickten sie etwa 2 Meilen von Gnadenhütten einen Boten voraus mit 2 Strings of Wampom, und diesen Worten: "Wir sind nun wirklich auf der Reise zu euch. Gnadenhütten ist uns groß; darum kommen sowol Alte als

Junge. Wir dachten zuerst nach Bethlehem zu gehen und alsdann euch zu besuchen; aber wir sind zu matt und kraftlos worden auf dem Wege; die Hitze ist groß gewesen und wir haben nichts zu essen gehabt, als wenige Heidelbeeren: darum wollen wir dasmal nur zu euch kommen." Die Brüder schickten ihnen 4 große Brodte zur Erquickung entgegen. Darauf zogen sie einzeln hinter einander in einer Reihe, unter beständigem Freudengesang des Anführers, nach Gnadenhütten, stunden bey dem ersten Hause still, bis der Bruder Abraham ihnen entgegen kam, dem ersten die Hand gab, und dann vor ihnen her bis in ihr Quartier ging, wo sie ihr Essen schon fertig fanden. Nach der Mahlzeit baten sie um eine Predigt, und es war den Nationalgehülfen das innigste Vergnügen, ihnen JEsum den gekreuzigten vor die Augen zu mahlen.

Auf die Nachricht von diesem merkwürdigen Besuch, kam der Bischof Spangenberg mit noch einigen Brüdern gleich am 16ten von Bethlehem nach Gnadenhütten, berief die Missionarien und die Nationalgehülfen zusammen, und ließ sodann die Indianischen Chiefs einladen, bewillkommte sie aufs freundlichste, und bat sie, den Abend sammt allen ihren Leuten mit ihm zu speisen. Als s. darauf zu verstehen gaben, daß ihr junges Volk, nach ihrer Gewohnheit, sich vielleicht lustig machen und tanzen möchte; so erklärte man ihnen, daß die Brüder in solchen Dingen kein Vergnügen fänden: weil sie an GOtt ihrem Heilande ihre Freude hätten; und Spangenberg fügte hinzu: Brüder! ihr seyd wie Väter unter eurem Volk; sagt also euren jungen Leuten: Tanzet hier nicht, die Brüder lieben es nicht! Diese Erklärung nahmen sie sehr wohl auf und thaten auch, was man verlangt hatte. Das Abendessen auf dem Gemeinsaal, welches in Brodt und Thee bestand, wurde mit dem Gesang eines Verses angefangen und auch so beschlossen.

Am

Am 17ten July Vormittags, wurde den Chiefs auf ihre Anfrage zu wissen gethan, daß die Brüder Nachmittags ihre Worte hören wollten. Damit nun das ganze Volk, wie sie es verlangt hatten, zugegen seyn konnte, versammlete man sich auf einer Anhöhe unter freyem Himmel. Die Mitte des Platzes ward mit einem blauen Tuch bedeckt, und zu beyden Seiten wurden Matten, auf der einen für die Chiefs und auf der andern für die Brüder, zum sitzen gelegt. Die übrigen Nantikoks und Schawanosen sassen um ihre Chiefs, und die Indianer von Gnadenhütten um die Brüder herum. Die Weiber und Kinder aber schlossen in eben der Ordnung einen Kreis in einiger Entfernung, wo man jedoch, weil die redenden Personen jedesmal aufstunden, alles hören und verstehen konnte. An beyden Seiten war ein Feuer angemacht, und ein Körbchen mit Taback stund in der Mitte.

Der Sprecher der Gesandtschaft, ein alter Chief, Namens Joinnopiom, trug seine Sache mit grosser Gravität, lebhaft und mit ausdrucksvollen Geberden, in 5 verschiedenen Reden vor. Bey jeder Rede hatte er einige Strings oder einen Belt of Wampom in der Hand, und ein jeder Satz seiner Rede wurde mit einem beyfälligen Zuruf auf der ein- oder der andern Seite beschlossen. Wenn er mit einem Haupttheil seines Vortrags fertig war, nahm ein anderer Chief, Namens White, den String oder Belt, und wiederholte die Rede in Englischer Sprache. Nach ihm nahm ihn der Nationalgehülfe Nathanael, und sagte dieselben Worte seinem Volk auf Mahikandisch. Zuletzt that Spangenberg ein gleiches in Deutscher Sprache.

In der ersten Rede machte der Sprecher den gewöhnlichen Eingang, daß nemlich die 2 Nationen der Nantikoks und Schawanosen, die eins seyn, ihren Brüdern, den Mahikans aus Gnadenhütten, worunter sie auch die Weis-

fen vom Bethlehem verkünden, mit diesem String die Augen und Ohren reinigen ꝛc. Darauf bezeugte er, es habe ihren Chiefs wohl gefallen, daß die Brüder mit ihren Freunden gerne von dem, der da droben ist, reden wollten. Ihr junges Volk, ihre Weiber und Kinder wären es auch zufrieden, und den Kindern in Mutterleibe werde es lieb seyn, wenn sie einmal auf die Welt kommen, daß ihre Chiefs dieses zu ihrem Besten gethan haben. Mit diesem Zusatz beschloß er jede Rede.

In der zweyten sagte er, daß sie und die Mahikans, wegen der Entfernung ihrer Wohnorte, einander wären fremde worden; nun aber, da sie einander in die Augen gesehen, erkennen sie die Mahikans für ihren ältern Bruder.

Bey dem dritten Haupttheile seines Vortrags hatte er einen Belt in der Hand, in welchem 6 Reihen Wampom auf besondere Art eingewirkt waren, dem gab er die Bedeutung, daß die Kette ihrer Brüderschaft nimmer solle zerrissen werden, so lange GOtt die Welt stehen läßt.

In der vierten Rede sagte er zum Eingang: "Es ist Schade, daß wir einander nicht verstehen." Und doch gut, erwiederte Spangenberg, daß wir einander verstehen: denn, daß es in etlichen Sprachen wiederholt wird, das dient dazu, daß wir uns alle Worte wohl merken und keines auf die Erde fallen lassen.

Darauf erklärte der Sprecher, daß sie sich nun auf beyden Seiten als Brüder ansehen, daher wollen sie einander in ihren Lebensbedürfnissen nach Vermögen zu Hülfe kommen.

Hierauf erfolgte ein allgemeiner fröhlicher Beifall. Nachdem der Sprecher sich gesetzt und eine dreyfache Schnur von Wampom hervorgesucht hatte, stand er wieder auf, und faßte die erste Schnur mit den Worten: "Nun habe ich alles gesagt, was ich habe sagen wollen, und dieß ist

das

das Ende der ganzen Rede." darauf ergrif er die 2 andern Schnüre und sagte: "Mein Bruder Mahikan und mein Bruder von Bethlehem, ihr habt euch zusammen gesetzt, ihr seyd auch nur Einer. Von jetzt an in 3 Monaten denken wir Bethlehem zu besuchen; wir wollen aber 5 Tage vor unserer Ankunft einen Boten schicken und euch im Namen der Chiefs unsere Ankunft zu wissen thun. Was ihr uns dieses Frühjahr habt wissen lassen, daß ihr uns Worte sagen wollt von unserm GOtt und HErrn, davon haben wir den Sechs Nationen Nachricht gegeben, haben ihnen auch von der Kette der Brüderschaft, die wir mit einander haben, und unserer Reise hieher Bericht ertheilt. Sie sind damit wohl zufrieden und es ist ihnen lieb." Dieses alles wurde auf beyden Seiten mit einem freudigen Ausruf versiegelt. Hierauf erinnerte noch der Chief White: Daß zwar ihre Weiber und Kinder von Gnadenhütten nach Wajomick zurückgehen, er aber und noch etliche Chiefs doch schon dießmal in Bethlehem besuchen würden.

Zwischen 5 und 6 Uhr Abends endigte sich diese Versammlung, und die Mantikoks und Schawanos nahmen ihre Mahlzeit ein. Nachher predigte ihnen Spangenberg in Englischer Sprache und erzählte ihnen die Geschichte von JEsu Christo, dem Gekreuzigten, auf eine einfältige und kraftvolle Weise; sie waren dabey sehr aufmerksam, und einer der Chiefs behielt nach der Predigt seine Leute da, und stellte nach seiner Art eine Wiederholung derselben an. Des folgenden Tages war in Gnadenhütten alles Volk geschäftig, das nöthige zu besorgen; die Indianer-Schwestern kochten für die ganze Versammlung, damit alle zum Schluß der Bundesunterhandlung mit einander essen möchten. Einige suchten die Wampom zusammen, die in Gnadenhütten aufzubringen waren, und machten die erforderlichen Strings und Belts zurechte; verschiedene Brüder backten Brodt, weil

 Tags

Tags vorher alles rein aufgegangen war. Unterdessen überlegten die Brüder von Bethlehem mit den Nationalgehülfen, was sie auf den Antrag der Nantikoks und Schawanos antworten wollten, und legten hernach diese Antwort der ganzen Gemeine von Gnadenhütten zur Genehmigung vor. Sodann erfolgte der andere Theil der Bundesunterhandlung. Nachdem sich die ganze Gesellschaft wie Tages zuvor gelagert hatte, trat der Bischof Spangenberg auf, und sagte: "Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr alle eins seyd! Ihr seyd mit eurem Volk einen weiten Weg gekommen, ihr habt unterwegs viel Hitze ausgestanden, und habt dabey großen Hunger gelitten; eure Füße sind sehr ermüdet und bestäubet worden, der Schweiß ist euch vom Leibe gelaufen, und als ihr zu uns gekommen seyd, so habt ihr mit diesem String of Wampom — hier wies er ihnen den ersten String, den sie gegeben hatten — unsre Augen ausgewischt, unsre Ohren gereiniget, unsern Schweiß abgetrocknet, unsern Hals glatt und unser Inwendiges sauber gemacht, daß alles Böse heraus käme und das Gute Platz hätte. Und mit eben diesem String habt ihr uns bezeugt, daß euch unser Wort lieb sey, welches wir im Frühjahr mit euch geredet haben. Ihr habt uns auch gesagt, daß eure jungen Leute, eure Weiber und Kinder, ja die Kinder im Mutterleibe sich freuen würden, Worte von JEsu Christo zu hören. Auch habt ihr mit diesem String gesagt, daß ihr und die Schawanos eins wäret, gleichwie wir weißen Brüder von Bethlehem und die braunen Brüder von Gnadenhütten. Brüder! nehmt diesen String of Wampom" — hier hielt Spangenberg einen doppelten String in die Höhe — und fuhr fort: "Wir danken euch, daß ihr zu uns gekommen seyd; erquickt euch nun wieder; trocknet euren Schweiß ab; wischet den Staub von euren Füßen; esset euch wieder satt; ruhet euch aus; kühlt euch

ab und seyd vergnügt bey uns! GOtt lasse das Wort gesegnet seyn, welches wir euch und euren Kindern predigen werden." Der Chief White nahm hierauf gedachten String aus Spangenbergs Hand, und wiederholte dieß, so wie alle folgende Reden in der Nantikoks Sprache, und die Indianer gaben bey jedem Periode ihren Beyfall mit lauter Stimme zu erkennen. Dann trat Spangenberg wieder auf mit dem ersten Belt of Wampom in der Hand, welchen die Nantikoks und Schawanos gegeben; und wiederholte die ganze Rede, welche Tags vorher dabey gehalten worden, und die Nantikoks und Schawanos bezeugten bey einem jeden Satze, mit einem sehr lauten Tone, daß dieß ihre Worte wären: darauf hing Spangenberg besagten Belt über seinen Arm, nahm einen andern in seine Hand, und sagte: "Brüder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr alle eins seyd, es ist uns eine große Freude, daß ihr eure und wir unsere Brüder wieder gefunden haben. Es soll dabey bleiben, wie ihr gesagt habt. Wir wollen nicht zwey, sondern eins seyn. Wie ihr gesagt habt, so sind wir Brüder von Bethlehem und die Brüder von Gnadenhütten sind eins. Das soll währen, so lange GOtt die Welt dauren läßt." Nachdem der Chief White alles in der Nantikoks Sprache wiederholt hatte, stand Spangenberg zum drittenmal auf, mit dem zweyten Belt in der Hand, den die Indianer gegeben hatten, that damit wie mit dem ersten, dann nahm er den Belt in die Hand, welcher zur Antwort dienen sollte, und sagte: "Brüder! ihr Chiefs der Nantikoks und Schawanos, die ihr eins seyd; wir, die vereinigten Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten, wollen die Kette unverbrüchlich halten, kein Glied soll davon zerbrechen und kein Rost soll sie fressen, dazu wird uns GOtt, von dem alles Gute kommt, Seine Gnade geben. Das soll bey uns und unsern Kindern so

sprechen; so lange die Welt steht." Nach der Wiederholung dieser Rede stand er zum viertenmal auf, machte es mit dem String of Wampum wie vorhin, und sagte: "Brüder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, was ihr gesagt habt, ist ganz nach unserm Herzen. Es ist uns eine Freude, wenn wir unsern Mitmenschen dienen können. Wenn auch unsere Feinde unserer Hülfe bedürfen, versagen wir sie ihnen nicht. Wenn wir also unsern lieben Brüdern, den Nantikoks und Schawanos dienen können, werden wir es gerne thun. Unsere Kinder sind darin unsers Sinnes." Als der Chief White mit der Wiederholung fertig war, stand Bruder Spangenberg zum fünftenmale auf und sagte, mit den gewöhnlichen Ceremonien: "Brüder! ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, wir sagen euch Dank, daß ihr uns so viel habt sagen wollen. Wir haben eure Worte alle aufgefaßt und keines auf die Erde fallen lassen. Daß ihr uns von heute an in 3 Monaten in Bethlehem besuchen wollt, ist sehr gut. Wenn Brüder einander oft besuchen, so wird dadurch manchem Verdacht vorgebeugt, und es dient auch zur Erneuerung der Liebe unter einander. Daß ihr den Sechs Nationen habt wissen lassen, was wir euch im Frühjahr gesagt, nemlich, daß wir gern unsern GOtt und HErrn unter euch bekannt machen möchten, das ist uns lieb. Es ist gut, daß alles am Tage geschieht. Die Sechs Nationen sind schon seit 10 Jahren unsere Brüder. Wir haben sie auch ein paarmal in Onondaga besucht, und es sind 2 von uns gegenwärtig, die daselbst gewesen sind." Zuletzt gab ihnen Spangenberg im Namen der Brüder ein zubereitetes Hirschfell, damit sollten sie ihrer Kinder Schuhe, die vielleicht auf dem Wege zerrissen wären, flicken; sagte ihnen auch, daß 60 Büschel Mehl und 20 Pfund Taback zum Geschenk für sie da wären, welches sie mit grossen Freudenbezeugungen annahmen.

nahmen. Darauf wurde ihnen auf demselben Platze das Essen zu den Füßen hingesetzt. Sogleich ordneten die Chiefs einige Diener von ihren Leuten zur Vertheilung, und es ging dabey überaus ordentlich und stille zu. Nach dem Essen sagte der alte Sprecher: Wir sind recht zufrieden und dankbar, und werden diese Nacht wohl ruhen. Noch ehe sie aus einander gingen, stand der Sprecher auf und hielt eine lange Rede an sein Volk des Inhalts: Daß sie alle Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten als ihre Brüder ansehen und ihnen zu helfen hätten, wo sie nur könnten. Der Schawano-Chief that ein gleiches bey seinem Volk, und so ging alles sehr vergnügt wieder zu seinen Hütten.

Am 19ten July reisete Spangenberg mit seiner Gesellschaft wieder nach Bethlehem, und die Nantikoks und Schawanos entschlossen sich fast alle, ihre Chiefs dahin zu begleiten. Am 20sten gingen ihnen einige Deputirte von Bethlehem entgegen und brachten ihnen etwas zur Erfrischung. Sie aber schickten einen Botschafter mit einem String of Wampom voraus, mit den Worten: "Bruder! ich komme dich zu besuchen. Geschäfte habe ich nicht; aber ich freue mich, dich in deinem Hause zu sehen." Bald darauf kamen sie gezogen, in einer recht artigen Ordnung. Die Mannsleute hatten ihre Gewehre verkehrt auf der Schulter, und ein alter Chief ging mit der Friedenspfeife voran, und sang den Weg daher: Ich freue mich, daß ich die Brüder besuchen darf. Gleich vor Bethlehem gab der Bischof Spangenberg dem Chief die Hand, drehete sich darauf um, und zog mit der ganzen Gesellschaft durch Bethlehem, wo sie unter Trompetenschall von den Einwohnern bewillkommt, und in Hütten, welche man in der Geschwindigkeit für sie gebaut hatte, beherberget wurden. Hier blieben sie nun etliche Tage und machten mit den Brüdern noch einen besondern Freundschaftsbund, mit eben solchen Feyerlichkeiten

und

und eben der Ordnung, wie in Gnadenhütten, nur daß hier die Verhandlung auf einem Saale geschahe. Die Brüder ließen übrigens ihre vornehmste Sorge seyn, diese arme Heiden mit ihrem guten Schöpfer und HErrn bekannt zu machen, der sie mit Seinem eigenen Blute erkauft und erlöset hat.

Spangenberg hielt ihnen abermals eine nachdrückliche Predigt; sie wohnten zwey Taufhandlungen mit großer Bewegung bey, und sahen die Einwohner von Bethlehem in ihrem ordentlichen und dabey vergnügten Gange, welches einen besondern Eindruck auf sie zu machen schien. Gelegentlich äußerte sich einer ihrer ältesten Chiefs über seinen und seiner Leute Zustand, und sagte: "Brüder! wir sind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns! Ehe ein paar Jahre hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir sind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man wills einspannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen etwas im Herzen; obwol wir es nicht alle sogleich verstehen, so fassen wir es endlich doch; nur geht es langsam mit uns."

Nachdem man ihnen nun noch von dem, mit den Irokesen gemachten, und durch den seligen Cammerhof erneuerten Bunde, Nachricht gegeben, und die darüber erhaltene Belte of Wampum vorgezeigt hatte, so gab man ihnen schließlich zu überlegen, wie es am besten anzugreifen wäre, mit ihnen noch näher bekannt zu werden und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Diesen Auftrag nahmen sie mit, und versprachen in 7 Monaten die Antwort zu bringen. Darauf gab man ihnen noch von Seiten der Brüder etwas Taback, von Seiten der Schwestern Zwirn, Bänder, Näh- und Stecknadeln, Scheeren, Fingerhüte, und dergleichen; von Seiten der Kinder aber kleine Brodte. Endlich wurde die ganze Verhandlung damit beschlossen, daß der Sprecher

ihre

ihre grosse Zufriedenheit und Dankbarkeit bezeigte, und die übrigen solches mit einem lauten Freudengeschrey bestätigten, worauf sie am 25sten July frölich ihre Straße zogen.

Von dieser Gesandtschaft und deren Absicht gab man der Landesregierung in Philadelphia unverzüglich Nachricht; welches um so nöthiger war, da schon im Jahre 1750 bald nach des seligen Cammerhofs Rückkunft von Onondago die Widersacher der Brüder nicht gesäumt hatten, sogar in öffentlichen Zeitungen über diese Reise zu den Irokesen bittere Anmerkungen zu machen, und das Gouvernement zu allarmiren. Die vornehmsten Beschuldigungen waren erstlich: daß Cammerhof die Indianer auf die Französische Seite und also von der Englischen abziehen wollen. Zweytens: daß er ihnen gerathen habe, kein Land mehr an die Engländer zu verkaufen; und Drittens: daß er den Dolmetscher der Regierung, Herrn Conrad Weiser, bey ihnen in Mißcredit zu bringen gesucht. Ob nun gleich der Gouverneur von Pensylvanien, Herr Hamilton, schon damals durch den Bruder Cammerhof selbst von dem völligen Ungrunde dieser und anderer dergleichen Beschuldigungen zu seiner gänzlichen Zufriedenheit überzeugt worden war, so schwiegen die öffentlichen Verläumder doch noch nicht, daher Spangenberg, als er im Sommer dieses Jahres dem Herrn Gouverneur in Philadelphia aufwartete, sich genöthigt sahe, dieser Sache abermals umständlich zu gedenken, und das Englische Gouvernement noch mehr zu beruhigen und aufs deutlichste zu zeigen, daß die Brüder nicht nur aus Pflicht und um des HErrn willen, sondern auch um ihrer selbst willen, demselben mit kindlicher Liebe und Treue ergeben wären, und offenbar gegen ihre eigene Wohlfahrt und Sicherheit handeln würden, wenn sie das Gegentheil sich erlauben wollten; welches denn auch die gewünschte Wirkung that.

An

In den grossen Rath der Mahikander zu Westenhuck schickte man 2 Deputirte von Gnadenhütten, um demselben ebenfalls von dem Besuche der Nantikoks und Schawanosen Kenntniß zu geben, worüber derselbe seine Freude bezeigte, und zum Beweis ihrer Zufriedenheit ernannten sie den Nationalgehülfen Abraham in Gnadenhütten zum Capitain, welches den Brüdern aber nicht angenehm war, weil sie fürchteten, daß dieser liebe Mann dadurch an seiner Seele Schaden leiden würde, wie auch geschahe.

Der Abrede gemäß, welche der selige Bruder Cammerhof mit den Oberhäuptern der Irokesen in Onondago genommen hatte, reiseten die Brüder David Zeisberger und Gottfried Rundt zu Ende July dieses Jahres in Begleitung des Bruders Martin Mack dahin ab, um eine Zeitlang daselbst zu wohnen. Ehe sie aber noch hinkamen, begegnete ihnen eine Gesellschaft von etwa 20 Chiefs der Oneider, welche bekanntlich mit zu den Irokesen gehören, die sich ihrer fernern Reise heftig widersetzte, auch in Absicht auf den mit den Brüdern in Onondago gemachten Bund sich ganz unwissend stellte, und mehrmalen die Worte wiederholte: "Ihr seyd böse Leute: wir sind von weissen Leuten vor euch gewarnt worden, darum untersteht euch nicht, einen Schritt weiter zu reisen, sonst wird es euch übel gehen. Was braucht ihr die Sprache zu lernen? Dazu sind andere Leute bestellt." Die Brüder liessen sich dadurch nicht abschrecken, sondern im Vertrauen auf die Hülfe des HErrn, baten sie sich von den Chiefs auf den andern Tag eine feyerliche Rathsversammlung aus. In dieser hielt der Missionarius David Zeisberger eine so kräftige Rede an sie, daß sie ganz anders Sinnes wurden, und den Brüdern, nachdem sie die Strings of Wampom, welche sie an den grossen Rath in Onondago mit hatten, besehen und deren Deutung vernommen hatten, gerne erlaubten, weiter zu reisen, und

den Ausdruck: "Wir sehen, daß eure Sache nichts böses ist, sondern daß eure Worte gut sind." Denselben Abend kamen die Brüder glücklich in Onondago an, und wurden sogleich in die Hütte eines Chiefs einquartiert.

Bald darauf trugen sie ihre Sache dem großen Rath vor, meldeten Cammerhofs Tod, erneuerten von ihrer Seite den vor 2 Jahren bestätigten Bund und baten, daß der damals genommenen Abrede gemäß den Brüdern David Zeisberger und Gottfried Rundt nun erlaubt seyn möchte, unter ihnen zu wohnen und ihre Sprache zu lernen. Noch denselben Tag ertheilte der große Rath den Brüdern die Antwort, daß sie volle Freyheit hätten, unter ihnen zu wohnen und ihre Sprache zu lernen. Dabey bezeigten sie ihr Leidwesen über den Verlust eines solchen Mannes, wie Cammerhof, der die Indianer so lieb gehabt, und sich als ein rechtschaffener Mann bewiesen habe, in welchem kein Falsch gewesen sey. Zum Schluß erneuerten sie auch von ihrer Seite den Bund mit den Brüdern, und um anzuzeigen, wie fest derselbe sey, druckte der Sprecher seine beyden Hände sehr fest an einander, und sagte: "So sind alle Chiefs gesinnt;" welches die übrigen kräftig bejaheten. Hier war also kein Widerstand, vielmehr stritten sich etliche der Sechs Nationen um die Ehre, die Brüder Zeisberger und Rundt zuerst unter sich zu haben. Diese suchten sich denn, nachdem Martin Mack nach Bethlehem zurückgekehrt war, in Onondago etwas einzurichten, und genossen dabey von dem großen Rathe und den übrigen Einwohnern so viele Liebe, Hülfe und Wohlthaten, daß sie ganz erstaunt darüber waren, und oftmals zu einander sagten: Das thut der HErr, unser treuer GOtt. Sie wohnten in dem Hause des Chiefs, und auf ausdrückliches Verlangen des großen Raths, sollten alle Rathsversammlungen in diesem Hause gehalten werden, damit die Brüder recht sehen lerneten, wie eine Sache nach ihrer Me-

theils behandelt würde. Auch sollten den Brüdern alle übrigen Häuser offen stehen, damit sie Gelegenheit genug hätten, mit den Leuten zu reden und die Sprache zu lernen.

Sie lebten hier also in Liebe und Friede, besuchten in den Häusern und machten sich die freundschaftlichen Unterredungen mit den Indianern zu Nutze, das Wort des Lebens ihnen zu verkündigen. Uebrigens suchten sie theils mit Aderlassen, theils mit anderer Hände Arbeit ihr Brodt zu verdienen. Fiel ihnen das Saufen der Indianer, welches dann und wann stark getrieben wurde, allzulästig, so gingen sie in den Busch, und hielten sich da auf, bis der Lerm vorüber war.

Von Onondago aus besuchten sie im Lande der Tuskarores und der Cajuger; im letztern aber fanden sie von Seiten der weissen Leute grossen Widerstand, wurden von einem Rumhändler so gemißhandelt, daß die Indianer mit Gewalt seiner Wuth Einhalt thun mußten. Als die Brüder nach Onondago zurück kamen, fanden sie, daß die Mannsleute sich anschickten, auf die Winterjagd zu gehn und fast lauter Weibsleute zu Hause bleiben würden; sie entschlossen sich also ihren Aufenthalt an diesem Orte für die Zeit zu beschliessen und wieder nach Bethlehem zu reisen, woselbst sie am 15ten December eintrafen.

In Meniolagomekah wohnte dieses Jahr der Missionarius Grube mit seiner Frau in einer kleinen elenden Hütte, und hatten nebst andern Beschwerlichkeiten, von der damaligen Hungersnoth an ihrem Orte das ihrige mit zu erfahren, waren aber dabey innig vergnügt, weil das Wort GOttes in die Herzen Eingang fand.

In Pachgatgoch wurde der Gang immer lieblicher. Spangenberg besuchte daselbst, predigte mit Beweisung des Geistes und der Kraft, und ein Nationalgehülfe von Gnadenhütten übersetzte seine Rede mit grossem Nachdruck.

Nach

Nach und nach kamen bey der Verkündigung des Evangelii der Zuhörer so viele, daß man sich entschließen mußte, ein neues Haus dazu zu bauen, welches zugleich das Schulhaus seyn sollte. Sämmtliche Einwohner beförderten diesen Bau aus allen Kräften, und arbeiteten mit Freuden, so daß die Missionarien mit gerührten Herzen die Gnade GOttes erkannten, wodurch diese sonst zur Faulheit so sehr geneigte Menschen dermaßen geändert worden, daß sie auch das schwerste mit Vergnügen auf sich nahmen, wenn sie nur wußten, daß es zum Dienst JEsu gehörte. Mit Thränen dankte man GOtt bey der Einweihung dieses Hauses vornemlich auch dafür, daß nicht das mindeste Mißvergnügen bey dem Bau desselben vorgekommen war. Was indessen an den Herzen der Indianer durch GOttes Geist geschahe, davon hörte man manchmal liebliche Aeußerungen. So sagten einmal verschiedene zu einander: "Sonst kamen wir zusammen zum Saufen, Tanzen, Schlagen und andern Liederlichkeiten; nun freuen wir uns, daß uns der Heiland davon befreyet, und danken Ihm dafür, daß Er uns zu Sich gezogen hat." Josua, Samuel und Martin, die zum übersetzen gebraucht wurden, beschlossen unter einander, daß wenn einer von ihnen sich nicht recht warm in der Liebe zum Heilande fühlte, er es sagen wolle, damit indessen ein anderer zum übersetzen genommen würde. Petrus sagte: Wenn ich mich mit Gedanken, die ich sonst gehabt, wieder einlasse und mich dann zum Heilande wenden will, so ists, als ob ein sehr hoher Berg vor mir wäre, auf den ich kaum hinauf kommen kann.

Auch in Gnadenhütten machten die Aeußerungen der Brüder und Schwestern und selbst der Kinder den Missionarien viele Freude.

Laut der im vorigen Jahre genommenen Abrede kam im März 1753 abermals eine Gesandtschaft der Nantikoks und

 Scha-

Schawanosen über Gnadenhütten nach Bethlehem, bestand aber dismal mit dem Gefolge nur aus 22 Personen. Bey letzterem hatte David Zeisberger die Freude, auch 3 Irokesen zu finden, und darunter eine Frau, in deren Hütte er logirt hatte, welche sich nicht weniger über ihn freute, zumal da er in ihrer Sprache mit ihr reden konnte. Bald darauf trafen auch von Gnadenhütten und Meniolagomekah viele Indianer-Brüder und Schwestern in Bethlehem ein, um den Verhandlungen dieser Gesandtschaft mit beyzuwohnen. Die Absicht derselben war, den Brüdern, die ihnen während der Hungersnoth im vorigen Herbste liebreich beygestanden, den Dank ihrer Nationen dafür abzustatten, indem sie, wie sie sich ausdrückten, unfehlbar hätten verhungern müssen, wenn die Brüder in Bethlehem ihnen nicht geholfen hätten. Zugleich meldeten sie, daß sie nach allen Ueberlegungen noch keinen Rath wüßten, wie sie die Sprache der Brüder und diese die ihrige lernen könnten; auch zeigten sie an, daß die Nantikoks auf Verlangen der Irokesen Wajomik verlassen, und höher hinauf ziehen, aber gleichwol nicht unterlassen würden, die Freundschaft mit den Brüdern zu unterhalten, und sie zu besuchen. Zugleich thaten sie im Namen der Irokesen den Vorschlag, daß die Indianer von Gnadenhütten nunmehr nach Wajomik ziehen und daselbst wohnen möchten; doch sollte es nicht mit Zwang geschehen, sondern nach ihrem freyen Willen; das Land aber würde dadurch nicht ihr Eigenthum, sondern gehöre allemal den Irokesen; wobey sie noch inständigst baten, daß man keine böse Absicht dabey vermuthen, sondern vielmehr das Gegentheil glauben möchte. Die Brüder in Bethlehem sollten die gläubigen Indianer von Gnadenhütten an der einen Hand, sie hingegen wollten sie an der andern fest halten, und so sollten sie zwischen beyden in guter Sicherheit seyn. Bey diesem letzten Vortrage verließ der Sprecher

seine

seine gewöhnliche Freymüthigkeit; er zitterte und bebte, weil er gewiß glaubte, daß dieser Vorschlag weder den Brüdern in Bethlehem noch denen in Gnadenhütten wohlgefällig seyn würde. Desto grösser war sein und der übrigen Chiefs Vergnügen, als die Brüder in ihrer Antwort zu erkennen gaben, daß sie zwar dagegen nichts einwenden wollten, aber auch mit Nachdruck darauf bestånden, daß auf keiner Seite einiger Zwang dabey statt haben dürfte. Gleichwol kam es einigen Brüdern etwas verdächtig vor, daß die Irokesen unsre Indianer ohne die mindeste ihnen gegebene Veranlassung zu einer solchen Veränderung einluden, und zwar nicht unmittelbar, sondern durch die Nantikoks und Schawanosen; sie vermutheten, daß etwas bedenkliches dahinter stecke, und hatten nicht unrecht, ließen aber damals nichts davon merken. Die Gemeine in Gnadenhütten nahm indessen durch ihre Deputirten die Einladung an, und bedung sich nur die Freyheit aus, ihre Lehrer, die Missionarien, mit sich nehmen und bey sich behalten zu dürfen. Schlüßlich wurde auf beyden Seiten ausgemacht, daß man böse Reden und fliegende Historien von einander nicht glauben, sondern, wenn die Sache von Wichtigkeit wäre, sich bey einander darnach erkundigen, und nur das, was man auf diese Weise erführe, für wahr halten wollte. Bey diesen Verhandlungen ging es eben so feyerlich zu, und man beobachtete auf beyden Seiten eben die Formalitäten, wie bey der vorjährigen Gesandtschaft.

Bey den vielen Versammlungen, die um dieser Heiden willen fast alle in Englischer Sprache gehalten wurden, und denen sie mit großer Aufmerksamkeit beywohnten, stiegen gar viele Seufzer zu GOtt unserm Heilande auf, daß Er Sein Wort bey ihnen eine bleibende Frucht wolle bringen lassen. Auch merkte man an ihnen, daß sie das Wort von JEsu Marter und Tod nicht vergeblich hörten. Bey Be-

 trach-

trachtung eines Bildes, welches unsern Erlöser am Kreuz vorstellte, waren sie sehr erstaunt, und der eine sagte zum andern: "Sieh nur, wie viele Wunden Er hat, und wie viel Blut herausfliesset! Ich habe auch von den Brüdern gehört, daß Er sehr betrübt gewesen und heftig gebetet, hernach aber so sehr geschwitzt hat, daß Ihm der Schweiß wie Blut vom Leibe geflossen ist," u. s. w. Bey dieser Erzählung stand der andere voll Verwunderung, und man konnte es ihm ansehen, daß er darüber in ein tiefes Nachdenken gerieth. Sehr vergnügt über ihren achttägigen Aufenthalt in Bethlehem reiseten sie zu Ende März wieder nach Wajomik zurück.

Inzwischen zeigte sichs nachher, daß Besuche dieser Art der Indianer-Gemeine in Gnadenhütten mehr schädlich als nützlich waren. Nicht nur bekam das ganze Volk einen unzeitigen Gefallen an Bündnissen mit andern Indianischen Nationen, sondern es wurden auch dadurch manche Brüder, die in JEsum Christum noch nicht recht gewurzelt und gegründet waren, wieder an ihre vorigen heidnischen Gewohnheiten erinnert. Einige geriethen darüber in solche Verwirrung, daß sie sogar die Gemeine verließen und sich selbst in Jammer und Noth stürzten; andere, mit denen es nicht so weit ging, verloren doch ihr vergnügtes Wesen, wurden melancholisch und schüchtern, und verdarben sich Monate, wol gar Jahre, ehe sie sich wieder ganz raffen konnten. Bey dem empfindlichsten Schmerz der Missionarien über solche Vorgänge, diente ihnen das einigermaßen zum Trost, daß diejenigen, die sich von der Gemeine entfernten, doch nicht leicht widrig und feindselig wurden, sondern Achtung vor dem Worte GOttes, dessen Kraft sie gefühlt hatten, wie auch Liebe zu den [illegible] behielten. Man sahe es, nach dem Ausdruck der Mission[illegible] recht augenscheinlich, daß unser Heiland sich der Herzen aller [illegible]uften wirklich

bemeistert hatte, und sie, wenn sie irre gingen, doch nicht los ließ, sondern ein sehr langes Seil der Geduld und Liebe für sie hatte, wie sich denn auch die mehresten, entweder bald oder doch vor ihrem Ende durch den Geist GOttes wieder zurechte bringen ließen, und als begnadigte Seelen aus der Zeit gingen. Man durfte sich also über den Gang der getauften Indianer nie zu sehr freuen, aber auch nie zu sehr betrüben.

Indessen muß man doch zum Lobe GOttes bezeugen, daß die mehresten treu blieben, den Versuchungen zum Bösen widerstanden, und Christo im Glauben bis ans Ende anhingen. Unter diesen bewieß sich nicht nur die Liebe JEsu sehr kräftig in ihren Versammlungen, vornemlich bey Begehung der Festtage, sondern die Missionarien wurden auch gar oftmals bey den Besuchen, die sie in ihren Häusern abstatteten, durch ihre lieblichen Erklärungen über das Wohlseyn ihres Herzens innig erfreut. So drückte sich z. E. der Bruder Michael über sein Wohnen in Gnadenhütten gegen seinen Lehrer mit diesen Worten aus: "Ich bin in Schekomeko gewesen; da ist mir der Heiland nachgegangen; von da ging ich nach Gnadenhütten, und der Heiland mit mir. Hier habe ich süße Worte vom Heilande gehört, die meinem Herzen so schön schmecken, und es selig machen. Die Worte höre ich noch täglich, und mein Herz erquickt sich daran. Eher soll mein Leib in die Erde kommen, als daß mich jemand sollte überreden können, Gnadenhütten zu verlassen." Eine Schwester bezeugte einmal bey einem solchen Besuch, daß sie die Zeit her im Busch und zu Hause mit dem Heilande Umgang gehabt; es sey ihr sehr wohl dabey gewesen, und ihr Herz sey dadurch zärtlicher gegen Ihn und Seine Wunden geworden; sie wolle den Umgang mit Ihm nie unterlassen. Eben so erfreulich äußerte sich ein kleines Mädchen gegen den Missionarium, der es besuchte: "Ich habe den

Heiland lieb; Er ist in meinem Herzen: ich liebe Ihn, weil Er sich so viel Wunden am Haupt, in Händen und Füßen und in der Seite für mich hat schlagen lassen." Den Bruder Benjamin fand ein Missionarius über dem Geschäfte, den Heiland am Kreuz auf einer Tafel abzumahlen, und unter das Bild hatte Er den Vers geschrieben: Meine Wunden JEsu, meine ja meine! "Mein Herz ist arm, sagte ein anderer Bruder, es ist aber so des Heilandes, und was ich habe, das habe ich von Ihm, sonst habe ich nichts; ich gehe mit dem Heiland immer um; mir ist wohl bey Seinen Wunden; ich bin hungrig und durstig und habe mich schon lange auf den großen Tag des Abendmahls gefreut. Sonst bin ich selig: ich will gern des Heilands Eigenthum bleiben, und ich denke: Er wird mich auch so erhalten."

Aus dem getrosten Muthe, mit welchem die Sterbenden dem Tode entgegen gingen, sahe man, daß sie im Glauben des Sohnes GOttes gelebt hatten, und von einer lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens beseelt wurden. Darunter war in diesem Jahre das Ende des Bruders Gottlieb, des Erstlings aus der Nation der Delawaren, besonders erfreulich. Kurz vor demselben sagte er zu dem Bruder Mack: "Ich werde nun bald zu meinem lieben Heilande gehen; darauf freue ich mich und das von Herzen, weil ich weiß und fühle, ich gehe als ein armer, durch Sein Blut versöhnter Sünder heim." Unter diesen Worten war sein Herz so weich und seine Augen so voll Thränen, daß er zu reden aufhören mußte. Bald darauf entschlief er unter der Einsegnung des gedachten Bruders sehr sanft und selig.

Auch bey Ungetauften zeigte sich am Ende manchmal mehr Glaube an JEsum als man vermuthet hatte. Eine Mutter unter andern, die über den Zustand ihres ungetauften Sohnes, der an der Susquehannah, wo kein Missionarius zu erreichen war, todtkrank lag, bitterlich weinte und

klagte, wurde von ihm selbst, da sie ihn besuchte, getröstet: "Liebe Mutter, sagte er, ich bin zwar sehr krank und werde wol sterben; aber weine doch nicht so sehr; ich werde nicht verloren gehn; mir ists gewiß im Herzen, daß ich zum Heiland, zu dem GOtt der Brüder komme, der die Wunden in Händen und Füßen hat." Worauf er mit Freudigkeit verschied.

Am 22sten April dieses Jahrs reisete der Bruder David Zeisberger abermals nach Onondago, nahm dießmal den Bruder Heinrich Frey zur Gesellschaft mit, und beyde Brüder genossen daselbst aufs neue durchgängige Liebe und Freundschaft, auch die herzlichste Gastfreyheit, so lange die armen Indianer selbst was hatten. Nichts beunruhigte sie hier als der Krieg zwischen den Engländern und Franzosen, wobey der grosse Rath ihnen zu erkennen gab, daß wenn derselbe noch näher käme, es für sie nicht gut seyn würde, in Onondago zu bleiben, man würde sie aber in Zeiten warnen. Uebrigens besuchten die Brüder von hier aus auch andere Gegenden, wobey sie sehr schwach und krank wurden, und von der damals herrschenden Hungersnoth viel zu leiden hatten. Nachdem nun Zeisberger auch dießmal neben der Erlernung der Sprache alle Gelegenheiten sich zu Nutze gemacht hatte, JEsum und Sein Heil hier bekannt zu machen, so reisete er nach einem halbjährigen Aufenthalt auf Anrathen des grossen Raths, um der Kriegsunruhen willen, mit seinem Gesellschafter wieder nach Bethlehem.

Von Wechquatnach, woselbst wieder ein Häuflein gläubiger Indianer gesammlet war, wurden dieselben nunmehr durch ihre Nachbarn verdrängt, und einige Getaufte zogen nach Wajomik, 34 aber nach Gnadenhütten, nachdem letztere vorher um Erlaubniß dazu gebeten, und nach vorgängiger Prüfung ihres wahren Sinnes dieselbe erhalten hatten.

Mit Meniolagomekah trieb es der unfreundliche Besitzer dieses Jahr noch nicht so weit, wie es mit Wechquatnach gekommen war, und alles Widerstandes ungeachtet ging der Segen des Evangelii daselbst immer weiter. Von Gnadenhütten begab sich für gewöhnlich alle Sonntage ein Nationalgehülfe dahin, um als Dollmetscher bey der Predigt zu dienen, die der Bruder Büninger damals nebst der Schule zu besorgen hatte. Bey letzterer machte ihm ein Bruder, Namens Nathanael, welchen er im Schreiben unterrichtete, einmal eine eigene Freude mit einem Briefe, den er in Einfalt des Herzens an unsern Heiland geschrieben hatte, und der so lautete: „Mein lieber Heiland! mein Name heißt Nathanael; ich will Dir mein Herz sagen; ich schreibe es hier in meinem Briefe: ich bin sehr arm; ich habe Dir noch nicht mein ganzes Herz gegeben, und Du bist doch für mich gestorben. JEsu Christe! ich wünschte, es wäre so, daß Du Dich über mich freuen könntest. Lieber Heiland! ich will so leben, wie es Dir gefällt." Unter denen, die zum Besuch dahin kamen, ließ sich ein alter zwey und siebenzigjähriger Mann in eine besondere Unterredung mit dem Bruder Büninger ein, wobey er äusserte, daß er die meiste Zeit unter den weissen Leuten in der Jersey zugebracht, auch mit vielen von der Religion gesprochen habe. Es wären aber Presbyterianer, Quäcker, von der Englischen Kirche, Täufer und Brüder; er möchte doch wissen, welche von allen die beste Religion sey. Der Missionarius aber antwortete ihm, daß das seine Sache nicht sey, darüber zu urtheilen; worauf es aber bey einem jeden Menschen ankäme, das sey das, JEsum Christum, den Schöpfer aller Dinge, der um unsertwillen ein Mensch worden, für uns gestorben und wieder auferstanden, zu kennen, an Ihn zu glauben und Ihn zu lieben. Wer das in seinem Herzen habe und fühle, der werde selig und habe hier schon das ewige Leben.

In Schomokin besuchten die Brüder Martin Mack und Grube, auch von da aus an vielen Orten an der Susquehannah, und bemühten sich, theils Verirrte wieder aufzusuchen, theils wilde Indianer aus ihrem Sündenschlaf zu erwecken. In eben dieser Absicht besuchte der Bruder Grube ein andermal alleine von Schomokin aus in verschiedenen Gegenden, und erfuhr dabey manche Bewahrung GOttes. An einem Orte kamen sogar einige böse Schawanosen und Delawaren, ihm unwissend, zu seinem Hauswirth, und forderten ihn von seiner Hand, denn er sey ein böser Mensch, ein Verführer der Indianer, und sie wollten ihn umbringen. Der Wirth aber versetzte hierauf: Ihr irret euch an dem Menschen; ich habe nichts Böses an ihm gesehen; er ist in meinem Hause, da will ich ihn schützen, und es soll ihm kein Mensch was zu Leide thun. Des andern Tages in aller Frühe führte er den Bruder Grube ein gut Stück Weges zu Wasser nach Schomokin zu, sagte ihm aber nichts von der Gefahr, in welcher er gewesen war. Dieser Mann bekehrte sich nachher zum HErrn, da man denn diese Geschichte erst von ihm erfuhr.

In den Jerseys besuchte der Bruder Christian Fröhlich die zerstreuten Neger an verschiedenen Orten, wurde überall mit Freuden aufgenommen, predigte gegen 100 derselben den gekreuzigten Heiland mit Eindruck auf ihre Herzen, und besuchte sie auch bey ihrer Arbeit. Auf dieser Reise kam er nach Neuyork, hörte daselbst von einem Missethäter, der des andern Tages gehenkt werden sollte, ging mit noch einem Bruder zu ihm ins Gefängniß, und pries ihm mit einem warmen Herzen die Sünderliebe JEsu, wobey er ihn durch das Exempel des begnadigten Schächers am Kreuze zu ermuntern suchte. Er hatte auch die Freude, daß dieser arme dem Tode so nahe Mann das Wort des Trostes mit vielen Thränen annahm.

Elfter Abschnitt.

1754.

Anfang traurigher Unruhen. Viele Einwohner von Gnadenhütten verlassen diesen Ort. Meniolagomekah wird geräumt. Die Unruhen legen sich für eine Weile. Gnadenhütten wird auf einen andern Platz versetzt. Martin Mack besucht in Wajomik. Vermischte Nachrichten.

Bisher war der Zustand der Indianer-Gemeine, bey aller Mangelhaftigkeit und manchen Abwechselungen, ins Ganze doch erfreulich, und auch ungestört gewesen; nun aber fingen Unruhen an, die traurige Folgen hatten. Die erste Veranlassung dazu gab das in Bewegung kommende Wegziehen von Gnadenhütten nach Wajomik.

Aus verschiedenen oben bereits angeführten Gründen hatten die Brüder in Bethlehem schon lange gewünscht, daß die gläubigen Indianer sich nach und nach in die dortige Gegend ziehen und daselbst fest setzen möchten. Allmählig aber fing man an deutlich zu entdecken, daß die Wilden schon in der Stille damit umgingen, mit den Engländern zu brechen und sich zur Französischen Parthey zu schlagen. Vorher aber wollten sie ihre Landsleute, die Indianer in Gnadenhütten, in Sicherheit bringen, damit sie hernach in dieser Gegend desto ungehinderter über die weißen Leute herfallen könnten. Deswegen hatten die Irokesen die Nantikoks von Wajomik weg näher zu sich gerufen, damit sie für die Indianer von Gnadenhütten einen schicklichen Platz bekämen, von welchem sie um so mehr glaubten, daß er auch den Brüdern in Bethlehem lieb seyn würde, da schon vor 9 Jahren der Bischof Spangenberg den gläubigen Indianern, die in Schekomeko wohnten, die Erlaubniß, dahin ziehen zu dürfen,

sey, bey dem großen [illegible]
Es schien also [illegible] der Wil-
auf zu seyn, [illegible] Jn-
dianer-Gemeine nach Wajomick zu ziehen [illegible].

Nun konnten sich [illegible]
gedachte [illegible]
an die Missionarien [illegible]
hen zu folgen; und doch durften sie [illegible]
abziehen, weil [illegible]
ten, als ob [illegible] nicht mehr so
sey wären, wie [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
lich [illegible]
ten, daß dieselben sie mit der Zeit ihrer Lehrer zu berauben
und sich [illegible] mit den Brü-
dern heraus zu ziehen suchen würden; verschiedene aber [illegible]
ten sich über diese Bedenklichkeit endlich doch hinweg, und
entschlossen sich, nach Wajomick zu ziehen.

Abraham und Gideon waren dabey besonders geschäftig.
Letzterer, der obengedachte sonst so genannte Tadeuskund,
den die Brüder auf die Taufe so lange warten ließen, zeigte
bald durch sein ganzes Betragen, daß die Bedenklichkeit der
Brüder nicht ungegründet gewesen war; er wankte wie ein
Rohr bald auf die eine bald auf die andere Seite. Da er
nun vollends erfuhr, daß die wilden Delawaren ihn zu ihrem
Chief ersehen hatten, so trat er mit vielem Eifer auf des
Abrahams Seite, welcher als Capitain der Mahikander
darauf bestand, daß, da die Indianer-Gemeine den Ruf
nach Wajomick einmal angenommen hätte, sie demselben
auch folgen müßte. Diese beyde suchten sich also einen An-
hang zu machen, womit es Anfangs schwer ging, indem

Männer

[illegible] und Weiber, [illegible] darüber in Unei-
nigkeit geriethen. Indessen glückte es ihnen am Ende doch
dermaßen, daß sie den größten Theil mit 69 Personen, welchen
hernach noch 3 folgten, von Gnadenhütten nach Wajomik
zogen, [illegible] zu [illegible]. Die mehresten
[illegible] beym Abschiede in Thränen, und versprachen, daß
sie gleichwol JEsu Christo anhangen und Ihm treu bleiben
wollen. Andere 23 zogen sogar nach [illegible], wohin
sie nicht gewiesen waren, und alle Vorstellungen des gewissen
Schadens, den sie sich dadurch zuzögen, waren fruchtlos.
Die Missionarien entließen dann diese so wie jene mit einem
inniglichen [illegible] Schmerz, konnten aber nebst dem
Aeltesten-Collegium in Bethlehem nichts dabey thun, als zu-
sehen, und denken: Der Feind meynet es wol böse, GOtt
aber kann es anders lenken, und auch [illegible] etwas Gu-
tes herausbringen.

Kaum hatte Gnadenhütten einen so großen Verlust an
Einwohnern erlitten, so wurde derselbe großentheils wieder
ersetzt. Der neue Besitzer von Meniolagomekah bestand nun
fest darauf, daß die Indianer das Land räumen sollten.
Das [illegible] Häuflein gläubiger Indianer wand-
te sich in dieser Verlegenheit zu den Brüdern, die ihnen
durch den Missionarius Mack sagen ließen, daß man bereit
wäre, sie insgesamt in Gnadenhütten aufzunehmen. Ihre
Freude darüber war unaussprechlich. "O! sagten sie zu
einander, laßt uns nun gehen! unsre Brüder haben die Ar-
me aufgethan, und heißen uns in unsrer Noth zu ihnen
kommen." Nun eilten sie, und zu Ende des Monats April
zog das ganze Häuflein, 49 Personen stark in Gnadenhüt-
ten ein.

Hier ermunterten sich indessen die Nationalgehülfen aufs
neue, das wahre Beste ihres Volks zu suchen, erkannten
ihr Zurückbleiben in der Liebe zu unserm Heilande, folglich

auch

auch in der Liebe und Einigkeit unter einander, wovon die Trägheit in Ausübung ihres Auftrages eine Folge gewesen, und verbanden sich zu neuer Treue gegen den HErrn und die Gemeine.

Bald darauf mußte Gnadenhütten, theils weil das Land an der Mahony ausgenutzt war, theils um anderer Umstände willen, auf einen andern Platz, an der Nordseite der Lecha, versetzt werden, wobey der Gehülfe Jakob sich in Hinsicht auf den künftigen innern Gang der Gemeine eines artigen Gleichnisses bediente: "Im Frühjahre, sagte er, kommen die Schlangen aus dem Grunde, und da haben sie noch die alte Winterhaut; sie kriechen aber durch etwas enges durch, da schält sich die alte Haut auf einmal ab, und sie sehn wieder ganz neu aus: so wünsche ich, daß wir alles womit wir die Zeit her unsern Heiland betrübt haben, in der alten Stadt lassen, und in die neue nichts bringen mögen, worüber Er sich nicht freuen kann."

Bey dieser Versetzung sämmtlicher Gebäude, das Gemeinhaus ausgenommen, kamen die Gemeinen in Bethlehem, Nazareth, Christiansbrunn und Gnadenthal der Indianer-Gemeine liebreich zu Hülfe, theils mit Menschen und Fuhrwerk, theils auch mit Geldbeyträgen, Victualien und dergleichen. Herzliche Liebe, Eintracht, Friede, Lust und Fleiß förderten diese Arbeit dergestalt, daß schon am 4ten Juny die ersten 20 Häuser bezogen, am 11ten nach einer Rede und unter Gebet und Flehen des Bischofs Spangenberg der Grundstein zu einem neuen Gemeinhause gelegt, und bald hernach auch die übrigen Häuser fertig wurden, die man nun einzurichten suchte, daß in denselben die Jugend beyderley Geschlechts in der nöthigen und schicklichen Absonderung von einander könnte gehalten werden. Zugleich waren die Wohnplätze so geordnet worden, daß die Mahikander die ihrigen beysammen hatten, und eben so auch die Delawaren.

Die

Die Brüder in Bethlehem übernahmen das Land an der Mahony, und machten zum Besten der Indianer-Gemeine eine Plantage daraus, ließen auch das alte Gemeinhaus zur Wohnung der Brüder und Schwestern, welche die Plantage besorgten, und zu einem Pilgerhause für die von Besuchen zurückkommenden Heidenboten stehen. Auch wurde in diesem Jahre vom 6ten bis 11ten August ein Synodus der Brüder hier gehalten, und in dem neuen Gnadenhütten das Gemeinhaus oder Kirche bey der Gelegenheit eingeweiht. Viele Nationalgehülfen wohnten dem Synodo bey, dessen Hauptzweck mit war, den Zustand der Indianer-Gemeine vor dem HErrn zu beherzigen.

Gegen das Ende des Monats Junii, da gerade die Gewässer unerhört hoch angelaufen waren, fühlte sich der Missionarius Martin Mack dennoch so gedrungen, die armen Indianer, die nach Wajomick gezogen waren, daselbst zu besuchen, daß er die augenscheinlichste Lebensgefahr nicht achtete, sondern sich mit dem Bruder Gottfried Rösler getrost auf die Reise begab. GOtt beschämte auch seinen Glauben nicht, ließ ihn eine wundervolle Errettung nach der andern sehen, und brachte ihn glücklich zu ihnen. Er fand zu seinem nicht geringen Troste, daß sie mit ihrem Herzen von Christo nicht abgewichen, sondern sogar einige, mit deren Betragen man in Gnadenhütten nicht hatte zufrieden seyn können, ihren wahren Zustand hier erkannt, sich zu unserm Heilande gewendet, und ein vergnügtes Herz bekommen hatten. Nun waren sie auch darauf gestellt einen Lehrer bey sich zu haben, und wollten deswegen Deputirte nach Onondago schicken, und zugleich drauf antragen, daß die Irokesen ihnen ein Stück Landes an der Susquehannah zu Erb und eigen überlassen möchten, damit sie ungehindert als Kinder GOttes beysammen wohnen könnten. Einige hatten auch schon unter den dortigen Wilden Zeugnisse von

JEsu

JEsu Christo abgelegt, daher der Missionarius auch diesen, die bis daher besonders viel in ihre heidnische Opfer gesetzt hatten, willkommen war und um Worte des Lebens von ihnen gebeten wurde. "Ich bin der Mann, sagte einer von ihnen, der dich gerne hören möchte, denn ich glaube, ich bin irre und nicht auf dem rechten Wege, bin schon lange sehr unruhig, und möchte gern den rechten Weg wissen." Auf ähnliche Art erklärten sich mehrere, und Mack that hier oftmals seinen Mund mit Freuden auf, zeigte ihnen den rechten Weg, und lud sie alle mit einem warmen Herzen zu dem trostreichen Genusse des Versöhnungsopfers JEsu ein. Das erfreulichste war ihm, verschiedene noch von Schekomeko her verirrte Schafe hier zu finden, und sie mit Liebe aufs neue anfassen zu können. Unangenehm aber war es ihm, in dortiger Gegend ein Indianisches Buch anzutreffen, wovon die Wilden behaupteten, daß alles darin stünde, was sie von GOtt, von der Welt, von der Jagd und dergleichen zu wissen nöthig hätten, welches allerdings etwas dazu beytragen konnte, die armen Wilden noch mehr zu verwirren. Uebrigens fand der Missionarius, daß an der Susquehannah alles voll Furcht und Angst war, theils vor den Catawas, mit denen die Irokesen wieder im Kriege befangen waren, theils vor den Franzosen, die den Indianern mit Feuer und Schwerdt droheten, wenn sie es nicht mit ihnen gegen die Engländer halten wollten; theils auch vor den Neuengländern, welche vermöge ihres, von der Krone von England erhaltenen Charters, auf Wajomick Anspruch machten und sich mit Gewalt da setzen wollten.

Bald nach Macks Rückkunft machten sich auch die Brüder Grube und Gottfried Rundt auf, besuchten wieder in Wajomick, gingen auch nach Neskopeko, und ersterer hielt in beyden Gegenden verschiedene gesegnete Reden, die den Indianern so lieb waren, daß sie sich dieselben

durch

durch den Dollmetscher zum Theil zweymal wiederholen ließen.

Daß die Brüder bey ihrer Arbeit unter den Heiden hie und da noch Dollmetscher brauchen mußten, war ihnen immer ein unangenehmer Umstand. Deswegen hatte man es von vorne her darauf angetragen, für jede Nation, die man mit dem Evangelio zu bedienen hatte, einen oder etliche Brüder zu haben, die ihre Sprache lernten, und darum zogen auch in diesem Jahre die zwey Studiosi Fabricius und Wedstädt nach Gnadenhütten, ersterer die Delawarische und der andere die Schawanosische Sprache gründlich zu lernen. Fabricius brachte es in kurzem so weit, daß er Delawarische Verse machte, und Stücke aus der Bibel übersetzte. Ein gleiches that auch der Bruder Grube und hielt Delawarische Singschulen mit den Knaben und mit den Brüdern, wobey er selbst in der Sprache weiter kam, indem die Indianer ihn, wo er gefehlt hatte, zurecht wiesen, diese aber lernten dabey Verse und Melodien und einer von ihnen brachte ihm sogar einmal einen Delawarischen Vers, den er selbst gedichtet und mit eigner Hand geschrieben hatte. Bruder Schmick kam in der Mahikander-Sprache bald so weit, daß er in derselben predigen konnte, übersetzte die Leidensgeschichte unsers Heilandes, dann und wann auch Nachrichten von dem Zustande der bekehrten Grönländer und Neger, und machte auch Lieder. David Zeisberger konnte die Maquaische Sprache schon ziemlich fertig reden. Gleichwol blieb die Erlernung dieser an sich schon sehr schweren Sprachen immer eine äußerst mangelhafte Sache, weil gar keine Hülfsmittel dazu vorhanden waren.

In Pachgatgoch war der innere Gang des aus mehr als 100 Personen bestehenden Häufleins in diesem Jahre noch recht erfreulich. Sonderlich dankte man GOtt für die Offenherzigkeit, mit welcher die Indianer ihren Zustand dar-

darlegten. Einer unter andern bezeigte: "daß er nicht wisse, wie es ihm noch gehen werde, denn er fühle sein Herz noch ungezogener, als ein unvernünftiges Thier, denn wenn ein Mann ein Pferd habe, das recht wild sey, und er könne nur machen, daß es einmal Salz aus seiner Hand nehme, so komme es immer wieder zu ihm: er hingegen fühle sich nicht so gegen den Heiland, der ihm Seine Gnade immer in der Hand vorhalte. Er habe auch schon einmal die Gnade aus Seiner Hand angenommen, aber sein Herz wolle doch immer wieder von Ihm laufen, ja er laufe wirklich oft von Ihm weg, gerade wenn Er ihm Seine Gnade in der Hand vorhalte. So dumm wären die Indianer, daß sie nicht einmal so viel Verstand hätten, als das Vieh."

Von außen aber fing es hier schon gegen das Ende dieses Jahrs an sehr unruhig zu werden. Vier weiße Leute wurden in Stockbridge von unbekannten Indianern ermordet: in dem benachbarten Orte Schären (Sharon) gerieth darüber alles in Furcht, und der Magistrat schickte nach Pachgatgoch Befehl, daß kein Indianer sich unterstehen sollte, sich in ihrem Gebiete sehen zu lassen, wenn er nicht erschossen seyn wollte; auch mußte man sich, um des Argwohns willen, als ob man einen der Mörder in Schutz genommen hätte, von Seiten des gedachten Magistrats etliche unangenehme Untersuchungen gefallen lassen, da denn der Ungrund des Argwohns sich bald zeigte.

Auch in diesem Jahre begab sich der Bruder David Zeisberger auf seinen Posten unter den Irokesen, nahm den Bruder Carl Friedrich zur Gesellschaft mit, und hielt sich dießmal beynahe ein ganzes Jahr lang unter ihnen auf. Der große Rath hielt abermals seine Versammlung in dem Hause, wo die Brüder wohnten, deren eine bald nach ihrer Ankunft besonders merkwürdig war. Sie betraf folgende von den Nantikoks empfangene Botschaft: Sie, die Irokesen,

möchten doch bedenken, woher es käme, daß jezt weniger Indianer wären, als vor diesem. Das käme allein daher, daß sie so viel Rum söffen. Sie möchtens doch nur etwa 4 Jahre versuchen und nicht saufen, so würden sie sehen, daß sie sich in kurzer Zeit vermehren würden; auch würden sie nicht so krank seyn und so früh sterben; denn das käme allein vom Rum her; und daß die Indianer nicht zu rechter Zeit pflanzten, und deswegen so viel Hunger leiden müßten, käme ebenfalls allein vom vielen Saufen her." Dieses ward ihnen denn durch einen hölzernen Brief noch ernstlicher vorgestellt, auf welchem durch einige schwarze Striche angedeutet wurde, wie GOtt auch diejenigen sehe, die sich heimlich dem Trunk ergeben, und wie der Teufel nach dem Tode diejenigen plagen würde, die hier so viel gesoffen hätten.

So ernsthaft aber diese Indianische Vorstellung war, so konnte der große Rath nach allen Ueberlegungen sich doch nicht entschließen, sie anzunehmen, sondern es blieb nach wie vor beym Saufen, welches den Brüdern oft so zur Last war, daß sie es endlich auf den Bau einer eignen Wohnung antragen mußten, wozu sie auch die Erlaubniß des großen Raths ohne Schwierigkeit erhielten. In diesem ihren neuen Häuschen, welches wol das kleinste aber schönste Haus in Onondago war, fanden sie es nun so erträglich, daß sie sich entschlossen, den Winter auf ihrem Posten zu verbleiben. Dabey brachten sie sich im Aeußern mit Holzfällen, Beilschleifen, und am meisten damit durch, daß sie für andere kleine Häuser baueten, bekamen aber doch manchmal den Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, da sie denn auf die Jagd gingen, oder sich im Busche Wurzeln suchten, ihren Hunger zu stillen, wobey die Indianer sich oft nicht wenig darüber wunderten, daß die Brüder es in ihrer Heimath so gut hätten haben können, und blos aus Liebe zu ihnen mit so schlechter Kost vorlieb nahmen, oder gar Hunger litten.

Diese

Diese aber hielten sich dafür sehr reichlich entschädigt, wenn sie auch nur dann und wann in freundschaftlichen Unterredungen den Heiden ihren Erlöser nennen, und Seine Liebe zu den Menschen ihnen anpreisen konnten.

In dem neuen Gnadenhütten war unterdessen der innere Gang der Gemeine sehr erwünscht. Spangenberg, der von Europa, wohin er im vorigen Jahre gereiset, wieder gekommen war, gab sich viele Mühe, dieselbe ins Ganze sowol als auch jede ihrer Abtheilungen zu lehren, zu ermahnen und zu trösten, unterrichtete die Eltern besonders in Absicht auf die rechte Kinderzucht erziehung und beschäftigte sich auch mit den Kindern auf eine lehrreiche Art. Auf diese seine Arbeit legte GOtt Seinen Segen, und die Missionarien waren ihm dafür sehr dankbar. Sie hatten auch dieses Jahr bey allem Schmerz über oberwähnte Vorfälle gar viele Freude, theils an besuchenden wilden Indianern, deren nicht wenige durch die Kraft des Evangelii gewonnen wurden, theils an Sterbenden, die mit frohem Muthe aus der Zeit gingen. Unter letzteren war ein liebes Kind von etwa 3 Jahren, das kurz vor seinem Verscheiden seine Mutter weinen sahe, und zu derselben sagte: "Du arme Mutter, warum weinest du doch so? um mich darfst du dich nicht grämen, ich gehe ja zum Heilande." Auch war das Ende eines mehr als hundertjährigen Bruders, Namens Jephtah, sehr erbaulich, welcher mit seinen Kindern einen beweglichen Verlaß machte, und sich von ihnen versprechen ließ, bey Christo und Seiner Gemeine zu bleiben, und sich durch nichts irre machen zu lassen; worauf er seine Sehnsucht bezeigte, beym HErrn daheim zu seyn, und sanft entschlief. Er war ein angesehener Indianer und der wahre Eigenthümer von einem großen Strich Landes im Neuyorkschen Gouvernement gewesen, aber durch die weissen Leute verdrängt worden.

Von außen aber wurde Gnadenhütten immer wieder beunruhigt. Nicht nur hatten die Einwohner schon im Sommer dieses Jahrs den Irokesen zu Bezeigung ihrer Unterthänigkeit eine Taxe zahlen müssen; sondern sie erhielten auch von denselben gegen das Ende des Jahres eine besondere Botschaft, die oberwähnter alter Chief der Schawanosen, Namens Paxnous, nebst dem untreu gewordenen Gideon Tadeuskund ihnen überbrachte, des Inhalts: Das grosse Haupt, das ist: der grosse Rath der Irokesen, rede die Wahrheit, und lüge nicht; freue sich zwar, daß ein Theil der Einwohner nach Wajomick gezogen, hebe aber hiemit auch die übrigen Mahikander und Delawaren auf, und setze sie in Wajomick nieder; daselbst sey ein Feuer für sie angemacht, und da sollten sie pflanzen und an GOtt denken; und wenn sie nicht hören wollten, so würde das grosse Haupt ihnen die Ohren mit einem glühenden Eisen reinigen, das ist: ihre Häuser in Brand stecken und ihnen Kugeln durch den Kopf jagen; worauf Paxnous sich insonderheit zu den Missionarien wendete, und im Namen des grossen Haupts ernstlich von ihnen verlangte, daß sie ihre Indianer nicht hindern möchten, nach Wajomick zu ziehen: der Weg dahin sey ja klar, sie könnten daher ihre Freunde daselbst besuchen, bey ihnen bleiben, bis sie müde wären, und dann wieder in ihr Land zurück kehren. Diese letzten Worte besonders verursachten bey den gläubigen Indianern viel Nachdenken und grosse Unzufriedenheit, weil sie daraus ganz deutlich zu sehen glaubten, daß die Irokesen Gutes vorgaben, aber Böses meynten: auch ertheilten sie auf die Botschaft keine weitere Antwort, als daß sie selbige mit ihrem grossen Rathe in Bethlehem überlegen wollten.

Zwölf-

Zwölfter Abschnitt.

1755.

Gnadenhütten wird aufs neue beunruhigt. Besuche an der Susquehannah, in Pachgatgoch und Schomokin. Plötzlicher Ausbruch eines Wildenkrieges. Mordbrennerey bey Schomokin. Verworrener Zustand in Pensylvanien. Das Pilgerhaus an der Mahony wird von den Wilden überfallen. Elf Personen werden ermordet. Errettung der Gemeine von Gnadenhütten. Gefahrvolle Lage der Brüder in Bethlehem.

Unter solchen Umständen trat man in das Jahr 1755, welches eine besonders merkwürdige mit Trübsal erfüllte Zeit war.

Je mehr die Einwohner von Gnadenhütten über vorerwähnte im Namen der Irokesen erhaltene Botschaft dachten und sich mit einander besprachen, desto mehr äußerte sich unter ihnen Unruhe und verschiedene Denkungsart. Ein Theil wollte dem Rufe nach Wajomick folgen, der andere nicht. Die Gegner der Brüder, vornemlich die in Neskopeko, gaben sich alle ersinnliche Mühe, die Parthie derer, die Gnadenhütten verlassen wollten, zu verstärken, wobey sie ihnen sonderlich die erschreckliche Gefahr vorstellten, in welche sie sich begeben würden, wenn sie den Irokesen ungehorsam wären; und diese Vorstellungen fanden nur zu viel Eingang, zumal da man die Drohung, daß die Ohren mit einem glühenden Eisen gereinigt werden sollten, nicht wohl vergessen konnte.

Inzwischen hatte man in Bethlehem die zuverläßige Nachricht erhalten, daß die Einladung nach Wajomick nicht

 von

von gesammten Irokesen hergekommen, sondern nur eine dieser Sechs Nationen, nemlich die Oneider nebst den wilden zum Kriege geneigten Delawaren und Mahikandern diesen Anschlag geschmiedet und den Namen des grossen Raths der Irokesen dabey gemißbraucht hatte. Zugleich hatte man entdeckt, daß auch manche angesehene Personen in Pensylvanien daran arbeiteten, die Gemeine von Gnadenhütten nach Wajomick zu versetzen, weil sie dadurch die Neuengländer zu hindern hofften, sich dieser Gegend, auf welche sie oberwähntermaßen starken Anspruch machten, zu bemächtigen. Dazu kam, daß man mit Wehmuth erfahren hatte, wie der gute Gang unter denen, die nach Wajomick gezogen waren, nicht von Dauer gewesen, sondern viele dieser armen Menschen eben so viel Schaden gethan als gelitten hatten. Dieses zusammen genommen machte die Brüder über das Wegziehen unserer Indianer immer bedenklicher, und ob man gleich von der entdeckten List der Oneider, Mahikander und Delawaren, wie auch von der Absicht der Pensylvanier ihnen nichts sagen durfte, so glaubte man doch nicht treu zu handeln, wenn man sie ohne Warnung ließe. Das Collegium der Aeltesten in Bethlehem schickte in dieser Absicht zu Anfang des Februars die Brüder Christian Heinrich Rauch, Nathanael Seidel und Christian Seidel als Deputirte nach Gnadenhütten, wo sie sämmtliche erwachsene Getaufte zusammen kommen ließen, und mit ihnen so vertraulich, herzlich und liebreich, wie eine zärtliche Mutter mit ihrem geliebten Kinde redeten. Sie erinnerten sie an die ihnen so reichlich wiederfahrne Gnade GOttes unsers Heilandes, bezeigten ihnen den tiefen Schmerz der Brüdergemeine über ein jedes, das diese Gnade vergeblich empfinge, und sich wieder zum Heidenthum verleiten ließe, schilderten ihnen das Unglück eines solchen, mit vorgekommenen traurigen Exempeln, suchten ihnen die gegenwärtige

Stunde

Stunde der Versuchung ins rechte Licht zu setzen, stellten ihnen die offenbare Seelengefahr, in die sie gerathen würden, wenn sie noch ferner denen Gehör gäben, die ausgegangen wären, sie zu verführen, und aus einander zu reissen, und schlossen mit der Erklärung, daß man durchaus niemanden das Wegziehen von Gnadenhütten verbieten, sie aber vor Schaden und Unglück hiemit warnen, und sich einmal darauf berufen wolle, solches in Zeiten gethan zu haben; worauf sie mit der Gemeine vor GOtt niederfielen, und dieselbe mit heissen Thränen Seiner Liebe, Erbarmung und Bewahrung empfahlen.

Diese Erklärung that bey den mehresten eine gute Wirkung. Verschiedene, die nicht nur selbst irre worden, sondern auch andere zu verwirren gesucht hatten, erkannten ihre Vergehung und baten in versammleter Gemeine um Verzeihung, die man ihnen mit Freuden ertheilte; wobey die Missionarien in ihren Berichten bemerken, daß man die mächtige Gnade GOttes nicht genug bewundern könne, die einen sonst so starrköpfigen Indianer dahin bringt, daß er aus eigner Bewegung als ein gebeugter Sünder vor einer Menge Volks sich hinstellt und bey GOtt und Menschen um Vergebung bittet. Etliche aber liessen sich doch noch nicht bedeuten, weil sie mehrerwähnte im Namen der Irokesen gebrachte Botschaft immer noch für ächt hielten und glaubten, daß sie ihnen, wie Kinder den Eltern folgen sollten. Indessen vereinigte man sich doch so weit, daß man dem Paxnous, der am 11ten Februar mit noch 13 Personen wieder kam, und auf seine zu Ende vorigen Jahres angebrachte Worte Bescheid haben wollte, mit einem Belt of Wampom in Bethlehem die Antwort ertheilte, daß die Brüder über das Ansinnen, daß die Indianer von Gnadenhütten nach Wajomick ziehen sollten, mit den Irokesen selbst sprechen wollten.

Paxnous, der nur als Gesandter handelte, war damit gern zufrieden, und machte bey dieser Gelegenheit noch mehr Bekanntschaft mit den Brüdern, als im vorigen Jahre; seine Frau aber die er mit hatte, wurde durch das Wort des Lebens, das sie jetzt so reichlich zu hören bekam, von ihrem wahren Zustande so überzeugt, daß sie um JEsu Gnade weinte und flehentlich um die Taufe bat. Ihr Mann, mit dem sie schon 38 Jahre in zufriedener Ehe gelebt hatte, gab mit Vergnügen seine Einwilligung dazu, blieb deswegen noch länger in Bethlehem, und wohnte selbst mit vieler Bewegung der Versammlung bey, in welcher sie vom Bischof Spangenberg unter einem durchdringenden Gefühl von der Kraft GOttes, in JEsu Tod getauft wurde. Des folgenden Tages reiseten beyde sehr dankbar von Bethlehem wieder ab, wobey die Neugetaufte bezeigte, daß sie sich selbst vorkomme wie ein neugebornes Kind, das der Heiland auf Seinen Schoos gesetzt habe. Friedrich Post ging mit ihnen nach Wajomick, um für die Zeit da zu wohnen, theils sich der an der Susquehannah zerstreut wohnenden Getauften anzunehmen, theils die zu ihrer Bedienung von Bethlehem oder Gnadenhütten kommenden Brüder zu beherbergen.

Nicht lange nachher kam abermals von Wajomick eine Botschaft nach Gnadenhütten, wodurch den Einwohnern wiederum, und zwar zum letztenmale scharf befohlen ward, nach Wajomick zu ziehen. Diese aber antworteten nun mit vieler Unerschrockenheit: "Es hat uns kein Mensch überredet, daß wir nach Gnadenhütten ziehen sollten, sondern unser eigen Herz hat uns dazu überredet, und darum wollen wir auch da bleiben; denn da können wir Worte vom Heilande hören und in Ruhe und Friede leben." Ein Indianer-Bruder sagte bey der Gelegenheit: "Was kann mir doch der grosse Capitain der vereinigten Nationen geben für mein Herz? Er wird sich gewiß nicht um mich bekümmern, wie

mirs

mirs damit geht." Ein anderer äusserte sich so: "GOtt, der mich gemacht und erlöset hat, der kann mich auch schützen, wenn Er will. Ich fürchte mich nicht vor dem Zorn der Menschen; denn ohne des HErrn Willen kann mir kein Haar vom Haupte fallen." Noch ein anderer bezeigte: "Wenn jemand ein Beil aufhübe und spräche: Laß ab vom Heilande und den Brüdern: ich würde es doch nicht können." Auf ähnliche Art erklärten sich die mehresten und waren gutes Muths.

Nun war es für eine Weile von aussen stille, in Gnadenhütten ging alles wieder in gesegneter Ordnung fort, und die Brüder machten sich diesen Zeitpunkt zu Nutze, theils auf Synodis und in andern Conferenzen die bey der Heidensache zu befolgende Grundsätze zu erwägen, theils die an verschiedenen Orten wohnenden getauften Indianer mit Wort und Sacrament durch Missionarien zu bedienen, und zugleich das Wort von der Versöhnung, so viel ihnen nur möglich, auszubreiten.

Die Brüder Christian Seidel und Heinrich Frey besuchten zu dem Ende in Wajomick und Neskopeko. Bey ihrer Abreise vom leztern Orte erfuhren sie eine besondere Bewahrung. Etliche Indianer, denen die Verkündigung des Wortes GOttes zuwider war, lauerten ihnen auf dem Wege auf, den sie gehen mußten, um sie zu erschlagen oder zu erschießen; die Brüder aber verirrten sich, und entkamen dadurch glücklich.

Christian Seidel ging auch in diesem Jahre zweymal nach Pachgatgoch, taufte daselbst verschiedene, hielt das Abendmahl, besuchte von da aus in Oblong, Salisbury, Schekomeko und Reinbeck, und sein evangelisches Zeugniß fand überall erwünschten Eingang. Vorzüglich freute er sich über die schöne kleine Gemeine GOttes in Pachgatgoch, die man wirklich so ansehen konnte, wie sich einer der dortigen

getauften Indianer ausdrückte: "Ich denke, sagte er, wir sind ein Saamenkorn, das ein Mann in den Grund steckt; es liegt erst eine Weile im Boden, dann gehts auf, wird bald behackt und behäufelt, kriegt darauf Aehren und wird reif. So ein Saamenkörnlein hat der Heiland hier gesteckt; das Körnlein ist aufgegangen und jetzt wird es gepflegt und gewartet; ich wünsche, daß wir alle gerathen und Früchte bringen mögen." Auch ihren Christlichen Nachbarn waren sie zur Erbauung. Einer von ihnen, C. unterhielt einen Separatisten bis Mitternacht mit der Erzählung von seiner Erweckung und was GOtt an seiner Seele gethan hatte, jenem und seiner Familie zu grossem Eindruck. Ein anderer, der von einer Gesellschaft Christen wegen der Furcht vor dem Tode befragt wurde, antwortete: "Ich fürchte mich nicht, denn ich habe kein böses Gewissen mehr. Mein Heiland ist am Kreuze für mich gestorben; ich glaube an Ihn, und werde ewig mit Ihm leben, das hat Er selbst gesagt;" Worauf man ihn mit Verwunderung und mit den Worten entließ: "Du bist ein aparter Indianer." Von aussen aber wurde es in Pachgatgoch immer unruhiger. In der Nachbarschaft war man voll Furcht vor den Franzosen, und suchte daher auch in Pachgatgoch junge Mannschaft gegen sie zu werben, wozu sich auch einige Getaufte zu ihrem grossen Schaden verleiten liessen, und es hernach zu spät bereueten.

An dem westlichen Arm der Susquehannah, sonderlich in Quenischachschachki, wo damals einige verirrte getaufte Indianer wohnten, besuchte der Missionarius Grube, fand Widerstand auf Seiten des dortigen Chiefs, unterließ aber doch nicht den Saamen des Evangelii auszustreuen.

Im Junio und Julio wurde Wajomick und die dortige Gegend an der Susquehannah abermals von den Brüdern Christian Seidel und David Zeisberger, der von Onondago zurück

zurück gekommen war, besuchte, und sie liessen sich weder durch Gefahr noch Beschwerden abhalten, den armen Indianern, die sich gerade damals in grosser Hungersnoth befanden, die ihnen so nöthige Gnade JEsu desto dringender anzupreisen. Nach ihnen kam auch Martin Mack mit einem Nationalgehülfen von Gnadenhütten in diese Gegend, und verkündigte das Evangelium an vielen Orten in Mahikandischer Sprache mit grosser Kraft. Einer solchen Predigt wohnte einmal ein Indianer mit ausserordentlicher Aufmerksamkeit bey, der über 60 Deutsche Meilen von Nordwest hergekommen war, und nachher die Veranlassung zu dieser Reise folgendermaßen erzählte: "Sein ältester Bruder, der bey ihm wohne, sey eine geraume Zeit Tag und Nacht sehr bekümmert gewesen, wie er doch dazu kommen möchte, GOtt kennen zu lernen. Endlich habe er sich ganz allein in den Busch begeben, in Hoffnung, GOtt würde ihm eher bekannt werden, wenn er von allen Menschen abgesondert wäre. Nachdem er da viele Wochen in grosser Bekümmerniß zugebracht, wäre ihm ein Mann von majestätischem Ansehen erschienen, der hätte ihm gesagt, daß im Südosten Indianer wohnen, die GOtt kennen und den Weg des Lebens wissen; er solle nun nach Hause gehen und den Leuten bekannt machen, was er gesehen und gehört hätte. Siehe, mein Freund! fuhr der Indianer fort, das ist die Ursache, warum ich hieher gekommen bin; ich habe das von meinem Bruder gehört und mir würde gleich so: ich will dahin gehen, vielleicht finde ich die Leute, wovon mein Bruder gesagt hat. Nun habe ich die Predigt gehört, und diese Worte haben meinem Herzen wohl gefallen." Er reisete darauf mit grosser Freude wieder nach Hause, um seinen Leuten zu verkündigen, was er entdeckt hatte.

Nicht lange nach Mack's Rückkunft besuchten der Missionarius Schmick nebst seiner Frau und einem Nationalgehül-

fen

sen die Gegenden an der Susquehannah; und die Erklärungen vieler Getauften und Ungetauften bewiesen deutlich, daß GOtt mit ihm war, und sein Werk segnete. Auch in Schomokin, wo die Brüder im Aeussern immer mehr auszustehen hatten, so daß es ihnen fast unerträglich wurde, verkündigten sie gleichwol bey allen Gelegenheiten getrost und freudig den Tod des HErrn, und wurden zu ihrer Ermunterung von Bethlehem aus besucht.

In Gnadenhütten hatte man unterdessen einer erwünschten Ruhe genossen; plötzlich aber verwandelte sich dieselbe in Furcht, Schrecken und unbeschreibliche Noth. Ein grausamer Wildenkrieg, eine Folge des damaligen Krieges zwischen den Engländern und Franzosen, brach auf einmal in helle Flammen aus, und setzte viele Gegenden, sonderlich aber ganz Pensylvanien in die äusserste Angst und Verwirrung.

Am 18ten October geschahe die erste Mordbrennerey, ohngefehr eine Deutsche Meile von Schomokin, woselbst französische Indianer 6 Englische Plantagen überfielen, plünderten, verbrannten, und 14 Personen ermordeten. Hierdurch geriethen die damals in Schomokin wohnenden 3 Brüder, Kiefer, Rösler und Wesa in eine sehr gefährliche Lage; weil sie aber ihren Posten nicht ohne den Rath der Brüder verlassen wollten, so ging der Bruder Wesa deswegen nach Bethlehem und Rösler begleitete ihn ein Stück Weges; als letzterer aber nach Schomokin zurück kehren wollte, wurde er von weissen Leuten angehalten, und sahe sich gezwungen, seinen Weg auch nach Bethlehem zu richten. Kiefer blieb also in Schomokin ganz allein; die Brüder Anton Schmidt und Heinrich Frey machten sich aber unverzüglich von Bethlehem auf, ihn abzuholen, in Tulpehokin aber wurden sie für Ueberläufer gehalten, nicht durchgelassen und kamen wieder zurück. Man ließ sich aber dadurch

doch nicht abschrecken, sondern die Brüder Schmick und Heinrich Frey eilten nach Wajomick, mit einem Briefe an den Chief Paxnous, des Inhalts: „Schaffe uns unsern Bruder, der in Schomokin ist!" Dieser fertigte auch sogleich zwey von seinen Söhnen ab, und unterrichtete sie, wie sie es anstellen sollten, daß sie den Bruder Kiefer in Freyheit setzten, wenn er auch schon in den Händen der Feinde wäre. Unterdessen hatte Kiefer sich selbst ganz allein von Schomokin weg und auf den Weg nach Wajomick begeben, und begegnete des Paxnous Söhnen, die ihn denn mit Freuden mit sich zurück nahmen, und ihm von da sicher nach Gnadenhütten halfen.

Nun erhielt man alle Tage Nachrichten von neuen Grausamkeiten, die bald hie bald da, von den Wilden verübt worden. Das ganze Land war in Aufruhr, und die Leute wußten nicht, was sie anfangen sollten. Einige flohen nach Osten, andere nach Westen, und viele suchten da ihre Sicherheit, wo andere weggeflüchtet waren. Auch die Nachbarn der Brüder in Bethlehem und Gnadenhütten nahmen die Flucht, aus Furcht vor den Französischen Indianern. Die Brüder aber waren mit einander verstanden und völlig entschlossen, da zu bleiben, wo GOttes Hand sie hingesetzt hatte: Sein Friede umgab auch ihre Herzen und bewahrte sie vor ängstlicher Furcht.

Indessen versäumte man nicht, alle nöthige Vorsicht zu gebrauchen, und weil nun die weissen Leute gegen alles, was Indianer hieß, aufgebracht waren, so verfügte man, daß die Einwohner in Gnadenhütten sich vor den weissen Leuten, so wenig als möglich, sehen liessen, auch kein Pulver und Bley kauften und zusähen, wie sie durchkämen, ohne auf die Jagd zu gehen, welches alles sie sich gern gefallen liessen.

Am 18ten November kamen von Wajomick einige Boten nach Gnadenhütten, thaten sehr kläglich und sagten: „Wir,

die

die Freunde des Englischen Gouvernements, sind in großer Furcht. Wir stehen in Gefahr, von ihren Feinden angegriffen zu werden, denn sie sind in großer Wuth. Wir fürchten uns auch vor den weißen Leuten, denn sie werden denken, wir hätten eine Hand in den Mordthaten, welche hie und da sind verübt worden. Darüber möchten wir gar gern mit dem Gouverneur in Philadelphia reden. Wie können wir aber zu ihm kommen, wenn wir nicht einen sichern Geleitsbrief haben? Wir stehen in Gefahr, von den weißen Leuten umgebracht zu werden. Laßt uns doch wissen, wie wirs machen sollen!" Hierauf aber konnten die Brüder in Bethlehem keine Antwort geben; denn sie waren mit diesen Indianern in gleichen Umständen, und wußten, daß die Wuth der Wilden gegen sie vornämlich gerichtet war. Man schickte also zu den Gerichten der Graffschaft Northhampton, und ließ ihnen die Botschaft der Wajomicker wissen; worauf dieselben auch einmüthig beschlossen, ihnen den verlangten Geleitsbrief zu geben. Aus diesem Umstande und andern Nachrichten, die man in diesen Tagen erhielt, ließ sich also schließen, daß Gnadenhütten, dessen Einwohner eben auch von den Französischen Indianern als Anhänger der Englischen Regierung betrachtet wurden, in der größten Gefahr war, von ihnen angefallen und zerstört zu werden, wie denn auch, da die schreckenden Gerüchte schnell auf einander folgten, verschiedene in Gnadenhütten dermaßen in Furcht gesetzt wurden, daß sie in den Busch flohen; die allermehresten aber blieben am Orte, waren in den Willen des HErrn ergeben, und man hörte die lieblichsten Aeußerungen, wie sie einander bis zum letzten Odemzuge nicht verlassen wollten; und wie bereit sie waren, in den Tod zu gehen.

GOtt aber hatte es anders beschlossen. Ehe man sichs versahe, wurde das Pilgerhaus der Brüder an der Mahony,

dessen

dessen im vorigen Abschnitte erwähnt worden, am 24sten November Abends von feindlichen Indianern überfallen, verbrannt und 11 Personen ermordet, nemlich: der Bruder Gottlieb Anders und seine Frau nebst ihrem fünfvierteljährigen Töchterlein; Martin Nitschmann und seine Frau Susanna; die verehlichte Schwester Anna Catharina Sensemannin; der Witwer Leonhard Gattermeyer und die ledigen Brüder Georg Christian Fabricius, Georg Schweigert, Martin Presser und Johann Friedrich Lesly. Sie saßen eben zu Tische, als ein starkes Bellen der Hunde sie aufmerksam machte, daher der Bruder Sensemann zur Hinterthür hinausging, sich nach der Ursach davon umzusehen. Gleich darauf aber hörten sie einen Schuß, und einige von ihnen eilten zur Hausthür, sie aufzumachen. Hier stunden die Feinde mit dem Gewehr schon bereit, schossen, und Martin Nitschmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den übrigen auf den Boden, und versperreten die Treppe mit Bettstellen. Der Bruder Partsch aber sprang durch ein Hinterfenster hinaus und entkam; auch der in einem andern Hause befindliche kranke Bruder Worbas, dem die Feinde eine Wache vor die Thür gesetzt hatten, sprang zum Hinterfenster hinaus und rettete sich. Unterdessen verfolgten die Feinde die Brüder und Schwestern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben sich viele Mühe, die Thür zu erbrechen; da sie aber das nicht vermochten, steckten sie das Haus in Brand, und es stand bald in Flammen. Der Knabe Sturgeons (Sturtschius) sprang von dem in Feuer stehenden Dache herab; eine Kugel hatte schon vor der Hinterthür seinen Backen gestreift und seine Haare gesengt, auch war eine Seite seines Kopfes von den Flammen sehr berühret worden, gleichwol entlief er glücklich. Das machte der Schwester Partschin Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter

zu

zu wagen; es glückte ihr, sie entkam den Feinden, und solchergestalt wurde ihres Mannes Gebet erhört, der, indem er zum Fenster hinaus sprang, zu GOtt geseufzet hatte, daß Er doch auch seine Frau erretten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dach glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und schossen ihn mit zwey Kugeln durch den Leib. Dieser allein wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtschaaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib, skalpten ihn hernach und liessen ihn so liegen. Die übrigen wurden alle lebendig verbrannt, und der Bruder Senseman, der zur Hinterthür hinausgegangen war, hatte den nicht zu beschreibenden Schmerz seine geliebte Frau mit verbrennen zu sehen. Die entsprungene Schwester Partschin hatte vor Angst und Wehmuth nicht weit laufen können, sondern sich nahe am Hause auf einem Berge hinter einem Baum versteckt. Von da sahe sie die Schwester Sensemannin, als sie schon in der Flamme stand, wie sie ihre Hände zusammen faltete, und hörte, wie sie ausrief: Ey nun, lieber Heiland, das habe ich wol gewünscht! Nachdem nun das Haus niedergebrannt war, zündeten die Mörder auch die Scheunen und Ställe an, womit sowol Frucht und Heu, als auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, brockten Brodt in Milch, liessen sichs wohl schmecken, und giengen davon; welches alles gedachte Schwester Partschin noch mit ansahe.

Das war indessen die Rettung der Indianer Gemeine in Gnadenhütten; denn als man daselbst das Schiessen hörte und die Flamme sahe, auch bald darauf durch die entrunnenen Brüder die Ursach davon erfuhr, kamen zwar die Indianer-Brüder zu den Missionarien gelaufen, und erboten sich, die feindlichen Indianer unverzüglich anzugreifen; als dieses ihnen aber widerrathen wurde, nahm alles die Flucht in den Busch, und Gnadenhütten war in wenig

Minu-

Minuten leer. Einige, die vorher schon zu Bette gewesen, hatten in der Eile kaum so viel mitgenommen, daß sie sich bedecken konnten.

Inzwischen eilte der Bruder David Zeisberger, welcher so eben von Bethlehem in Gnadenhütten angekommen war, zu Pferde wieder zurück, um der anmarschirten Englischen Miliz, die nur eine kleine Deutsche Meile davon lag, den Vorgang zu melden; diese aber hatte das Herz nicht, sich in dunkler Nacht dahin auf den Marsch zu begeben.

Am 25sten November früh um 3 Uhr kam Zeisberger mit der Trauerpost von der Ermordung so vieler Brüder und Schwestern, in Bethlehem an, und schon um 5 Uhr wurde dieselbe der versammleten Gemeine bekannt gemacht; unter was für einem Gefühl, und mit welcher allgemeinen wehmuthsvollen Theilnehmung, das läßt sich besser denken, als beschreiben. Doch war es allen so, daß man dabey den Willen des HErrn demüthig verehrte, der denen, die Ihm anhangen und dienen, nicht verheissen hat, sie mit der Noth der Erde zu verschonen, sondern vielmehr von ihnen erwartet, daß sie die Trübsale, so ihre Mitmenschen zu erfahren haben, auch gern und geduldig leiden, und sich dabey so betragen, wie es Kindern GOttes geziemt. Bald nachher kamen auch die, den Mördern entrunnene Brüder Worbas, Partsch und dessen Frau daselbst an, und ergänzten durch ihre Erzählung die herzangreifende Geschichte.

Mittlerweile hatte sich ein Theil der entflohenen Indianer-Gemeine theils zu dem ebenfalls entkommenen Bruder Sensemann, theils zu den Missionarien Martin Mack, Schmick und Grube und deren Frauen zusammen gefunden, und sich mit ihnen der Dunkelheit ungeachtet, auf den Weg nach Bethlehem begeben, woselbst sie durch GOttes wunderbare Führung und Bewahrung glücklich anlangten. Der Bruder Schebosch aber blieb ganz allein in Gnadenhütten,

ging des andern Tages daselbst in den Gassen auf und ab, und lockte damit viele von den übrigen Indianer-Brüdern und Schwestern, die sich in der Nähe im Busche befanden, wieder herbey. Auch Martin Mack und Grube gingen wieder nach Gnadenhütten zu, um die, so ihnen von ihren Leuten noch fehlten, aufzusuchen; denn sie waren nicht nur in Gefahr, von den feindlichen Indianern, sondern auch den weissen Leuten, die auf die Indianer heftig erbittert waren, getödtet zu werden. GOtt ließ es den Brüdern auch gelingen, die mehresten wieder zu finden, worauf sie, nebst denen, die der Bruder Schebosch gesammlet hatte, voll Lob und Dank für des HErrn Güte und Treue in Bethlehem eintrafen, daselbst samt den übrigen, so gut als es seyn konnte, beherbergt und mit vieler Liebe besorgt wurden. Wo die nun noch fehlenden Einwohner von Gnadenhütten hingekommen waren, wußte man nicht; man erfuhr aber nachher, daß sie nach Wajomick geflüchtet waren, und sich alle gerettet hatten.

Sobald die feindlichen Indianer aus der Gegend verscheucht waren, suchte man die Gebeine der verbrannten Brüder und Schwestern mit vieler Sorgfalt aus der Asche zusammen und begrub sie unter unzähligen Thränen. Man dankte dabey dem HErrn von Herzen: daß die Leiber der Brüder und Schwestern nicht waren geschändet worden. Fabricius war von der Glut der Häuser nur auf der einen Seite gebraten. Ein treuer Hund hatte sich nachher zu ihm gelegt und ihn vor den wilden Thieren bewahrt, und blieb auch bey dem Körper, bis er zur Erde bestattet war.

Die Brüder, die diesen betrübten Vorgang nicht blos politisch beaugten, sondern dabey vielmehr die Wege des HErrn zu erkennen suchten, wurden gar bald überzeugt, daß Er durch Zulassung eines kleinen Uebels ein weit grösseres gnädiglich abgewendet hatte, indem es vorher auf

nichts

nichts geringeres angesehen war, als das ganze, den Brüdern in Nordamerika anvertraute Werk GOttes zu zerstören, und sämmtliche dortige Brüdergemeinen auszurotten. Ein boshafter Mensch hatte, vielleicht ohne zu denken, daß es so schreckliche Folgen haben würde, einen Brief erdichtet, als wäre er von einem Französischen Officier aus Quebeck geschrieben, und von den Engländern aufgefangen worden: dieser Brief wurde in allen Zeitungen bekannt gemacht. Der Inhalt war: "Daß die Franzosen nicht zweifelten, sie würden mit den Engländern bald fertig werden, denn sie hätten nicht nur die Indianer auf ihrer Seite, sondern die Brüder wären auch ihre guten Freunde, und würden ihnen treulich helfen." Dazu kam nun noch das ruhige stille Verhalten der Brüder und ihre durch Ergebenheit in GOttes Willen gewirkte Heiterkeit, womit sie bey aller drohenden Gefahr ihre gewöhnlichen Geschäfte unausgesetzt verrichteten. Das veranlaßte bey andern Leuten die allgemeine Sage: "Wenn die Brüder es nicht mit den Franzosen und den Indianern hielten, so würden sie nicht so ruhig und stille seyn, in ihrem Berufe fortfahren, und so getrost aussehen." Der Pöbel wurde dadurch gegen die Brüder dergestalt aufgebracht, daß man einen Mobb befürchten mußte, das schrecklichste, was man sich vorstellen kann, wenn man weiß, was der in Wuth gesetzte Pöbel in Englischen Ländern zu thun im Stande ist; und die Landesregierung, ob sie gleich die Brüder besser kannte, und an ihrer Unschuld nicht zweifelte, hätte sie gegen die Raserey des Pöbels doch nicht schützen können. Reisende Brüder waren auf den Straßen und in den Gasthöfen ihres Lebens nicht mehr sicher. Selbst dem Bischof Spangenberg wiederfuhr es, daß ein Gastwirth, bey dem er auf einer Reise eingekehrt war, ihn mit einem Scheit Holz auf der Stelle zu erschlagen drohte, wobey er die Zeitung, in welcher der oberwähnte erdichtete Brief ab-

gedruckt war, in der Hand hatte. Spangenberg wollte ihn bedeuten, er erwiderte aber in großem Zorn: "Wenn es nicht wahr wäre, was da von den Brüdern steht, so würde man es ja nicht gedruckt haben." In den Jerseys wurde bereits durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß Bethlehem sollte zu Grunde gerichtet werden, wobey man mit der fürchterlichen Aeußerung ganz laut war, daß in Bethlehem, Gnadenhütten und den übrigen Brüderorten ein Blutbad angerichtet werden sollte, dergleichen man in Amerika noch nie gesehen und gehört hätte. Die Brüder erfuhren auch nachher mit Zuverläßigkeit, daß ein Haufe von etwa 100 Mann, die wirklich nach Bethlehem kamen, nichts anders zur Absicht gehabt hatte, als zur Erregung eines Mobbs Gelegenheit zu suchen, woran sie blos durch das freundliche und gastfreye Betragen der Einwohner, die von ihrer bösen Absicht damals nichts wußten, gehindert worden. In allen Englischen Provinzen glaubte man immer fester, daß die Brüder es mit den Franzosen hielten, und man also einen Feind im Busen trüge. Nun aber, da der Ueberfall an der Mahony geschehen war und ruchtbar wurde, war es nicht anders, als ob den Leuten Schuppen von den Augen fielen. Noch ehe die Gebeine der ermordeten Brüder und Schwestern begraben werden konnten, kamen viele hundert Menschen, auch von entlegenen Orten dahin, sahen die Zerstörung der Häuser und die theils verbrannten theils gescalpten Leiber, und wurden dadurch auf einmal von der Unschuld der Brüder völlig überführt. Vielen gingen dabey die Augen über, sie schlugen an ihre Brust und etliche sagten mit Wehmuth vor allem Volk: "Ach GOtt! wie hat sich fast alles an den Brüdern versündigt und ihnen Schuld gegeben, sie wären eins mit den Franzosen und Indianern gegen die Engländer; ich selbst — so redete bald dieser bald jener — habe so hart gegen sie gedacht: und nun wirds offenbar, daß

sie nicht nur unschuldig, sondern in dieser ganzen Gegend die ersten sind, die ein Opfer der Grausamkeit der Heiden werden. O! was für eine Schuld hätten wir auf uns laden können, wenn wir die Brüder in der Meinung, sie wären unsere Feinde, mit Weib und Kind ausgerottet hätten."

Von dem an hatte der Lästerer in dem Theil den Stachel verloren, und die Brüder sahen mit innigster Dankbarkeit gegen den HErrn, wie dadurch, daß dem Feinde erlaubt worden, das Blut einer kleinen Anzahl Brüder und Schwestern zu vergießen und sie den Flammen zu überliefern, sein eigentlicher Plan, die ganze Brüdergemeine der Wuth des betrogenen Pöbels preis zu geben, völlig zerschnitten und vernichtet war. Und o! wie dankbar war man nun für die weise Fügung des HErrn, daß Gnadenhütten noch zu rechter Zeit von dem alten Platze auf den neuen versetzt worden, denn sonst wäre vermuthlich, anstatt der weißen Brüder und Schwestern, die Indianer-Gemeine überfallen worden, woraus ein noch schrecklicheres Blutbad hätte erfolgen können. Jezt aber hatte man auch diesen Trost, daß niemand von den Brüdern seine Hand in das Blut der Feinde getaucht hatte, und alles vereinigte sich um so mehr mit Freuden, in Gemeinschaft mit dem Blute der ermordeten Brüder und Schwestern nicht um Rache, sondern um Begnadigung der Mörder zu GOtt zu schreyen.

Wer diese feindlichen Indianer gewesen, wußte man damals nicht gewiß, vermuthete aber, daß sie theils zu den Schawanosen gehörten, die sonst in Wajomick gewohnt hatten, und vor 10 Jahren schaarenweise zu den Franzosen übergegangen waren, theils zu den Delawaren, die sowol gegen das Englische Gouvernement, als auch gegen die Irokesen, einen großen Haß hegten, dabey aber immer vorgaben, daß leztere ihnen das Beil in die Hände gegeben und sie zum Kriege angestellt hätten.

Bey diesen Umständen übergab die nach Bethlehem geflüchtete Indianer-Gemeine eine Bittschrift an die Landesregierung, worin sie ihre Gesinnung darlegte, und sich dem Schutz der hohen Obrigkeit empfahl, dessen sie auch im December in einer gnädigen Antwort versichert und angewiesen wurde, für die Zeit in Bethlehem zu bleiben. Und da sie sowol als die Missionarien ihre ganze Erndte und übrige Habseligkeit in Gnadenhütten zurück gelassen hatten, so wurden von der Regierung einige Truppen dahin kommandirt, die Güter zu retten und zugleich die dortige Gegend zu decken. Diese Mannschaft aber ward daselbst am Neujahrstage 1756 von den Wilden angegriffen, und ganz Gnadenhütten nebst der Mühle der Brüder und dem gesamten Vermögen der Indianer-Gemeine in die Asche gelegt, die sich also dadurch sammt ihren Lehrern in völlige Armuth versetzt sahe.

In Bethlehem aber war nunmehr die Lage der Brüder, die eine solche Menge Indianer in ihrer Mitte wohnen hatten, äusserst bedenklich, denn eines theils drangen die Wilden immerfort darauf, daß jene mit ihnen gegen die Engländer fechten sollten, oder sie wollten sie mit eigner Hand umbringen, anderntheils stand eine sonderbare Sorte von sogenannten Christen, oder vielmehr Schwärmern, in dem Wahn, daß man die Indianer schlechterdings ausrotten müsse, wenn man GOttes Zorn nicht auf sich laden wolle, wie ehedem die Israeliten, als sie die Canaaniter nicht vertilgten; daher sie gegen die Bethlehemische Gemeine wegen des liebreichen Schutzes, den sie unsern Indianern angedeihen ließ, äusserst aufgebracht waren. Die Brüder und Schwestern in Bethlehem mußten sich also noch immer ansehen als Schaafe, die sich sollten schlachten lassen. Wer sich schlafen legte, dachte: wer weiß ob ich wieder aufstehen werde! Väter und Mütter konnten ihre Kinder nicht ohne Thränen ansehen, wenn sie sich vorstellten, wie es ihnen in den Händen der grausamen

nen Wilden ergehen würde. Indessen waren sie dem HErrn zu allem ergeben: niemand wollte sein Leben an einem andern Orte zu retten suchen, sondern das allgemeine Hauptanliegen war, zu jeder Stunde fertig und bereit zu seyn, vor GOtt zu erscheinen und in die ewige Ruhe einzugehen. Als sie vollends hörten, daß nicht nur die Wilden gesagt hätten: "Wir wollen doch sehen, ob der Brüder GOtt sie von unserm Beil erretten kann;" sondern auch ein christlicher Nachbar sich so herausgelassen hatte: "Die Brüder haben immer so viel vom Heilande geredet und immer zu Ihm gebetet; nun wird man doch sehen, ob Er sie erretten kann:" so wurden sie alle eins, getrost zu GOtt zu flehen: "HErr, hilf uns, um Dein Selbst und Deiner eignen Ehre willen!" Er erhörte sie, und erfüllte ihre Herzen mit einer ganz besondern Freudigkeit und dem kindlichsten Vertrauen zu Seiner Treue, ließ in allen Versammlungen eine so mächtige Gnade walten und in der Gemeine durchgängig eine so zärtliche Bruderliebe regieren, daß alle Berichte von der damaligen Zeit sich darüber nicht dankbar genug ausdrücken können.

Daß nun die Brüder mit unerschrockenem Muth auf ihren Posten blieben, diente ihren Nachbaren zum Schutz; denn wenn sie gewichen wären, so hätte nichts mehr den Strom aufhalten können; das ganze Land von Bethlehem bis Philadelphia wäre den Wilden zum Raube ausgesetzt gewesen, und sogar in Philadelphia hätte sich niemand für sicher gehalten; daher selbst das Gouvernement die Brüderorte nunmehr als eine Vormauer der ganzen Provinz ansahe. Man erfuhr auch nachher, daß in den Rathsversammlungen der kriegführenden Indianer oftmals behauptet worden, daß, wenn sie nur erst die Brüder weg hätten, alles vor ihnen fliehen würde, und daß sie deswegen verschiedenemale die Brüderorte mit ihrer gesammten Macht angreifen wollen.

Bey dem getrosten Vertrauen aber, auf die Hülfe des HErrn, unterliessen die Brüder nicht, zu Abwendung der Gefahr alle mögliche Anstalten zu treffen. Man nahm die Kinder aus den entlegenen Anstalten nach Bethlehem, umgab diesen Ort mit Pallisaden, und hielt bey Tage sowol als in der Nacht gute Wache, wozu sich sämtliche erwachsene Mannsleute, sowol weiße als braune mit der herzlichsten Willigkeit gebrauchen liessen, ob es gleich mit nicht geringer Beschwerde verknüpft war, indem manchmal in einer Nacht 40 Mann auf die Wache ziehen mußten, und den Tag über doch die nöthige Ruhe nicht haben konnten. An jedem der übrigen Plätze der Brüder befand sich ein Mann, der Muth und Einsicht hatte, alles gehörig zu dirigiren, und überall ließ man scharfe Wache halten. Letzteres geschahe hernach auch bey den Arbeiten auf dem Felde, da besonders die Indianer-Brüder gute Dienste thaten, und solches noch dazu als eine Gnade vom HErrn erkannten, deren sie sich nicht würdig hielten. "O! wer bin ich, sagte einer von ihnen, daß ich GOttes Kinder bewachen soll? Ich armer Mensch, ich bins nicht werth. Aber wie kann ichs auch thun? Wache Du selbst über sie, Du lieber Heiland, denn Du allein kannst es thun!"

Eine solche Wachsamkeit war eben so nöthig als von guter Wirkung, denn die Brüder waren damals, nach ihrem Ausdruck, wie mitten unter Wölfen, Panthern, Tygern und greulichen Hunden, indem die grausamen Wilden noch immer fortfuhren mit Morden, Sengen und Brennen das Land zu verwüsten, und wo sie hinkamen, so viel Schaden thaten als sie nur konnten. Verschiedene Orte, die von ihnen verheert und verbrannt wurden, lagen so nahe bey Bethlehem, daß man daselbst die Flammen deutlich sehen konnte. Einige Mordbrenner kamen auch schon mit Brändern an Bethlehem angeschlichen: andere versuchten, brennende Lun-

ten auf die Dächer zu schiessen; 5 bis 6 verschiedenemale kamen die Wilden in der Nacht angezogen, diesen und andere Plätze der Brüder zu überfallen; als aber ihre Spionen, die sie allezeit voraus zu schicken pflegen, überall so gute Wache fanden, wurden sie furchtsam und wichen zurück, wie man solches nachher von ihnen selbst erfahren hat. So gar am Tage wollten die Wilden einmal ein Feld, auf welchem etwa 40 Schwestern Flachs rupften, überfallen, und sich ihrer bemächtigen, waren auch schon dichte bey ihnen, und lauerten, nach ihrer Gewohnheit auf dem Bauche liegend. Als sie aber eben aufspringen wollten, wurden sie die Indianer-Brüder gewahr, die mit geladenem Gewehr um das Feld herum Wache hielten, und das verjagte sie; daß es also nie zu einem Gefechte kam, worüber man jedesmal ein eigenes Dankfest hätte anstellen mögen, weil die Brüder, die das Blut ihrer Feinde nicht vergiessen wollten, doch eben so fest entschlossen waren, die ihrer Wache anvertrauten Schwestern und Kinder aus allen Kräften zu vertheidigen, da es denn nicht leicht ohne Blutvergiessen abgegangen wäre, und auch mancher Feind sein Leben hätte einbüßen können, welches einen unvergeßlichen Schmerz verursacht haben würde.

Manches Unglück wurde auch durch Freunde, die GOtt den Brüdern unter den wilden Indianern geschenkt hatte, abgewendet. So waren einmal 4 Soldaten, die in Easton gelegen hatten, von ihrem Regiment entlaufen, kamen zu den feindlichen Wilden, und erzählten ihnen, daß sie von Bethlehem kämen, und selbst gesehen hätten, wie die Brüder allen den Indianern, die von Gnadenhütten zu ihnen geflohen wären, die Köpfe abgehackt, dieselben in Säcke gethan, auf Pferde gelegt, und nach Philadelphia geführet hätten, woselbst man ihnen für jeden Kopf 50 Spanische Thaler gegeben hätte. Nur 2 Indianer hätten sie leben las-

sen, die sie als Partheygänger brauchen wollten. Durch diesen Bericht wurden die Wilden so aufgebracht, daß, ob sie gleich der Indianer-Gemeine nicht wohl wollten, sich doch sogleich ein grosser Haufe aufmachte, in der Absicht, die Brüder alle umzubringen, und ihre Häuser zu zerstören. Paxnous aber, der oben gedachte Chief der Schawanosen, ein unter seinem Volke grosser Mann, hörte von diesem bösen Vorhaben, und schickte ihnen unverzüglich Boten nach, mit dem Befehl: "Thut den Brüdern nichts übels, sie sind gewiß unschuldig; untersucht es nur, so werdet ihrs so finden." Und als die Wilden gleichwol bey ihrem Vorsatz beharren wollten, sandte er noch einen Boten mit einem starken Belt of Wampom und dem geschärften Befehl, daß sie sogleich umkehren sollten, denn er wisse gewiß, daß die Leute, denen sie Böses zufügen wollten, gute Leute wären. Da gehorchten ihm viele, kehrten um, und die übrigen hielten sich nun nicht für stark genug, die Brüder anzugreifen, die, wenn jene beysammen geblieben wären, bey aller Wachsamkeit einer so grossen Macht doch schwerlich hätten widerstehen können. Auch geschahe es, daß freundschaftlich gesinnte Indianer, die ein böses Vornehmen der Krieger erfahren hatten, die ganze Nacht liefen, um die Brüder zu warnen, wodurch denn jenes vereitelt wurde; anderer Beweise von dem gnädigen Aufsehen GOttes nicht zu gedenken.

Diese Standhaftigkeit und gute äussere Verfassung der Brüder machte, daß ihre geängstigten Nachbarn in grosser Menge ihre Zuflucht zu ihnen nahmen. Selbst von entfernten Orten kamen Leute zu hunderten, sonderlich Weiber und Kinder weinend und schreyend zu ihnen geflüchtet, viele so, wie sie in der Nacht, ohne Kleider oder sonst etwas mit sich nehmen zu können, aus ihren Wohnungen entflohen waren. Einmal geschahe es, daß etliche Brüder von Bethlehem auf dem Wege waren, mit 3 Wagen aus einer Mühle jenseits

der

der blauen Berge Frucht zu holen; ehe sie aber hinkamen, begegnete ihnen ein Theil der Einwohner dieser Gegend unter Heulen und Wehklagen, weil die Wilden daselbst eingefallen waren, gemordet und alles in Brand gesteckt hatten. Sogleich kehrten sie mit ihren Wagen um, und brachten statt der erwarteten Frucht eine Menge elender Leute die fast nackend entsprungen waren. Man nahm denn alles, was nur auf irgend eine Art unterzubringen war, mit Freuden auf. Bethlehem, Nazareth, Friedensthal, Christiansbrunn und die Rose, waren in dieser Zeit lauter Zufluchtsörter für arme Flüchtlinge, die durch die Mordbrennerey der Wilden in Jammer und Noth versetzt worden; auch die von den Kindern geräumten Anstaltshäuser, desgleichen die Mühlen der Brüder wurden mit dazu gebraucht.

Solchergestalt hatte also die Weisheit GOttes es lieblich umgedreht, daß dasselbe Brüdervolk, welches man vorher im Verdacht hatte, daß dessen Vertrauen auf GOtt nicht Wahrheit sey, und vielmehr ein heimliches Verständniß mit den Feinden dahinter stecke, nunmehr den Nothleidenden in der ganzen Gegend, deren viele es in Unwissenheit mit gelästert hatten, zur Errettung und Aushülfe in ihrem Elende diente.

Daß die Brüder unter solchen Umständen bey den ausserordentlichen Ausgaben, die unvermeidlich waren, in eine gewaltige ökonomische Klemme kamen, ist leicht zu erachten. Sie hatten gerade einen trocknen Sommer gehabt, und ihre Erndte war kaum halb so gut ausgefallen, wie sonst; der Verlust, den sie durch die Verwüstung ihrer Plantage an der Mahony, des Gemeinorts Gnadenhütten und ihrer dabey befindlichen Mühle erlitten hatten, belief sich sehr hoch; überdem war ihnen durch die Wilden mehr als tausend Büschel Korn verbrannt worden, die sie an einem andern Orte liegen gehabt; die Handthierungen waren durch die Unruhen natür-

natürlicher Weise ins Stocken gerathen; die ganze nach Bethlehem geflüchtete und durchaus verarmte Indianer-Gemeine wurde in aller Absicht von ihnen besorgt; die von so vielen Orten zu ihnen gekommenen Flüchtlinge wurden alle beherbergt, beköstigt, grossentheils auch bekleidet, und die häufig durchmarschirenden Truppen, manchmal mehr als tausend in einer Woche, umsonst gespeist und getränkt. Aber auch in diesem Stücke liessen die Brüder den Muth nicht sinken, sorgten jetzt nur dafür, daß keines über Mangel am Nothwendigen zu klagen Ursach haben möchte, rechneten übrigens auf unsers lieben Vaters im Himmel außerordentlichen Segen, wie auch auf das thätige Mitleiden der Brüdergemeinen in Europa, und beides blieb nicht aus.

Dreyzehnter Abschnitt.

1756. 1757. 1758.

Zustand der Indianer-Gemeine in Bethlehem. Fortgang des Wildenkrieges. Anfang der Friedensunterhandlungen. Die Wilden setzen gleichwol ihre Mordbrennereyen noch fort. Zustand der Gemeine in Pachgatgoch und der getauften Indianer an der Susquehannah. Anbau von Nain. Die Kriegsunruhen entfernen sich von den Pensylvanischen Grenzen. Vermischte Nachrichten.

Die Indianer-Gemeine befand sich nun in Bethlehem so wohl, wie ein Kind in der Mutter Schooß, war eine tägliche Freude der Bethlehemischen Gemeine, und genoß von derselben alle Liebe und Freundschaft. Die Missionarien Mack, Grube und Schmick samt ihren Frauen bedienten sie. Nachdem sie bis daher sehr enge und wol 70 Per-

Personen in einem Hause beysammen gewohnt hatten, so baute man ihnen im Frühjahr noch 2 Sommerhütten und überdem eine besondere Hütte zu ihren Versammlungen, welche so wie die Schulen in möglichster Ordnung gehalten wurden. Auch wohnten unsre Indianer oftmals den Versammlungen der Bethlehemischen Gemeine bey, und Alte und Junge wuchsen in der Gnade JEsu Christi. Verschiedene fanden sich besonders angeregt, mit Seel und Leib dem treuen Heilande zu dienen.

Ein harter Umstand aber für unsre Indianer war, daß sie nicht auf die Jagd gehen konnten, weil die Englische Regierung 150 Stück von Achten auf einen lebendigen Delaware, und 130 auf einen Scalp gesetzt hatte. Die Indianer in Bethlehem waren zwar ausdrücklich davon ausgenommen; wenn sie sich aber weit vom Orte hätten finden lassen, so konnten sie unter dem Vorwand, daß man sie für feindliche Indianer gehalten, gar leicht auch von den gegen alle Indianer erbitterten weißen Leuten erschossen werden; daher selbst der Pensylvanische Gouverneur schriftlich sie ersuchte, daß sie sich nicht weit von Bethlehem wegbegeben möchten. Das versprachen sie, und die Brüder hielten darüber, daß nicht dagegen gehandelt wurde; fleheten aber auch zum HErrn, daß Er nicht nur die ihnen anvertrauten Indianer bewahren, sondern auch nicht zulassen möchte, daß irgend ein feindlicher Indianer von ihren Nachtwächtern erschossen würde, weil sich sogleich das Gerüchte unter den Indianer-Nationen verbreitet haben würde, daß auch die Brüder sich durch Kopfhäute von Indianern zu bereichern suchten. Und dieses Gebet erhörte GOtt gnädiglich.

Indessen verdienten sich doch die Indianer-Brüder etwas mit allerley Arbeit in und nahe bey dem Orte. Während der Erndte im Jahr 1756 waren sie auf allen Brüderplätzen die Wächter der Schnitter. Die Schwestern mach-

ten Körbe, Besen und andere Arbeit. Doch würde alles, was sie sich auf solche Weise erwarben, zu ihrem äußern Durchkommen bey weiten nicht hinlänglich gewesen seyn, wenn sie nicht von den Brüder-Gemeinen wären unterstützt worden.

Inzwischen ging das Unwesen der Wilden noch immer fort, daher der Gouverneur von Pensylvanien eine Proklamation ergehen ließ, worin er allen Indianern, die in den Feindseligkeiten beharren wollten, förmlich den Krieg erklärte, diejenigen aber, die das Beil niederlegen wollten, zu einer Friedensunterhandlung zu sich einlud. Der Oberste Johnson und Herr Croghan begaben sich nach Onondago, mit den Irokesen über den Frieden zu traktiren; in eben der Absicht beschickte der Gouverneur die Delawaren, die aber noch in einem sehr hohen Tone sprachen; desgleichen sandte er eine Botschaft zu den Indianern an der Susquehannah, mit welcher auf ausdrückliches Verlangen auch einer von den Indianer-Brüdern aus Bethlehem hinauf gehen mußte.

Viele nahmen die Einladung der Regierung an, und begaben sich nach Bethlehem, wo sie auf Ersuchen des Gouvernements freundlich aufgenommen und bewirthet wurden. Das Vertrauen zu den Brüdern ging nun so weit, daß sowol die Engländer als auch die Indianer es zweymal aus aller Macht darauf antrugen, den Friedens-Congreß in Bethlehem zu halten. Das letztemal kam auch Herr Croghan mit einem Obersten von den Onondagern dazu, und bestand recht hart darauf, mit der Versicherung, daß auch die Irokesen es so beschlossen hätten. Als nun der Bischof Spangenberg ihn gar nicht bewegen konnte, davon abzugehen, so bat er ihn endlich, daß man doch um der vielen in Bethlehem befindlichen Kinder willen solches nicht durchsetzen möchte, indem selbige bey der Gelegenheit vieles sehen und hören würden, wodurch ihre bisher in der Unwissenheit

böser

böser Dinge erhaltenen zarten Seelen leicht geärgert werden könnten. Auf diese Vorstellung sahe man von Bethlehem ab, und hielt die Friedensunterhandlung in Easton, wohin man die Indianer, die dazu gekommen waren, sicher geleitete. Der Capitain der Wilden aber, die das Haus der Brüder an der Mahony überfallen hatten, wurde auf diesem Wege von mehrerwähntem Taddeuskund in einem heftigen Streit umgebracht.

In Easton aber wurde weiter nichts ausgerichtet, als daß die Indianer vom Englischen Gouvernement Geschenke annahmen, und in einiger Zeit wieder zu kommen versprachen. Taddeuskund, der sich wie ein Indianer-König betrug, und mit Recht die Kriegstrompete genennt werden konnte, übernahm den Auftrag, zu allen den Völkern, die das Beil aufgehoben hatten, zu reisen und sie zu einem dauerhaften Frieden zu bewegen.

Bey Gelegenheit dieser Unterhandlung und auch nach der hatte man in Bethlehem starken Besuch von fremden Indianern, die aber in Gebäuden, welche die Brüder auf der andern Seite der Lecha hatten, einquartirt wurden; und um der Sicherheit willen wurde ein jeder von dem Bethlehemischen Friedensrichter wegen der Absicht seines Aufenthalts gerichtlich befragt. Dadurch erhielt man sie im Respekt; verschiedene aber waren doch mit ihrem Besuche der Indianer-Gemeine zum Schaden. Sonderlich war es sehr schmerzlich, daß der von den Brüdern getaufte Gideon Taddeuskund nicht nur der Hauptanführer der feindlichen Wilden geworden, sondern sich nun auch heimlich alle Mühe gab, unter unsern Indianern in Bethlehem Uneinigkeit zu stiften, und sie von der Gemeinschaft mit den Brüdern abwendig zu machen. Es gelang ihm aber damals noch nicht; sogar seine eigne Frau, die auch getauft war, bezeigte, daß sie zu JEsu Volk gehöre, und mit den Brüdern leben

und

und sterben wollte. Andern hingegen diente ihr Besuch und Aufenthalt so nahe bey Bethlehem zu ihrem ewigen Heil. Sie hörten das Wort, das Gnade und Versöhnung predigt, erkannten ihre Sünden, schmeckten den Trost des Evangelii, sahen von der grossen Wahrheit, daß Jesus Christus Sünder selig mache, lebendige Beweise vor ihren Augen, und sehnten sich nach ihrer Gemeinschaft.

Unter denen, die zu dieser Zeit die Erlaubniß suchten und erhielten, bey den Brüdern wohnen zu dürfen, erklärte sich einer besonders nachdrücklich. "Nun, sagte er, bin ich hier, und bitte, daß mir die Brüder erlauben mögen, hier zu bleiben; ich will nicht nur einige Tage oder Jahre bey den Brüdern seyn, sondern so lange ich lebe, und wenn alle Brüder umgebracht werden sollten, so will ich mich auch mit ihnen umbringen lassen. Das ist mein Sinn. Ich suche nicht mein Leben zu erhalten, wenn ich es auch könnte, und suche auch kein gutes Leben oder etwas dergleichen bey den Brüdern, sondern nur das Leben für meine Seele." Darauf fing er an herzlich zu weinen und sagte: "Nun wißt ihr, warum ich hieher gekommen bin." Erfreulich war auch die Erklärung einer Indianerin. "Ich bin, sagte sie, einige Tage sehr betrübt gewesen und wünsche, daß der Heiland sich über mich erbarmen und mir Glauben schenken wolle; ich betrachte die Schwestern als das feine Mehl, ich aber bin nur wie Kleyen, und glaube, daß ich nicht selig werden noch zum Heilande kommen kann, wenn ich nicht mit Seinem Blute getauft und von allen meinen Sünden rein gewaschen werde." Diese Gnade wiederfuhr ihr auch, so wie verschiedenen andern. Selbst von den Nordirenern kamen viele, weil sie in Hungersnoth waren, mit Weib und Kind nach Bethlehem, wo man ihnen, auf Ersuchen des Engl. Gouvernements für eine Weile jenseit der Lecha einen Aufenthalt gestattete. Da empfingen sie

täglich

täglich das nöthige, und die Brüder trösteten sich damit, daß GOtt ihnen dadurch Gelegenheit verschaffte, ihren Feinden wohl zu thun.

So freundlich man sich aber sowol von Seiten der Regierung als auch von Seiten der Brüder gegen die Wilden bewies, so mordeten sie doch wieder in Allemängel, und ein von ihnen verlorner Spies verrieth es, daß es Leute von eben der Gesellschaft waren, mit welcher man in Easton über den Frieden gehandelt hatte. Vornemlich beunruhigten jezt ihre streifenden Partheyen die Grenzen, die Landstraßen und solche Orte, wo sie keinen Widerstand zu befürchten hatten; daher auch die kleinen Landgemeinen der Brüder in Allemängel und Bethel an der Swatara nach langem geduldigen Aushalten endlich doch weichen, und erstere nach Bethlehem, leztere nach Libanon flüchten mußten.

Bey einem jeden solchen Vorgange geriethen die Indianer in Bethlehem in neue Gefahr vor den weißen Leuten, deren viele sich von ihrer friedlichen Gesinnung immer noch nicht überzeugen konnten. GOtt aber schützte sie, und erhielt ihnen auch die Zuneigung der hohen Regierung, wie denn der Herr Gouverneur sie am 17ten November 1756 selbst besuchte, ihre Wohnungen besahe, über ihre Einrichtung sein Vergnügen bezeigte, und sich gegen sie alle sehr liebreich bewies.

Gegen das Ende des Jahres brachen die Blattern unter ihnen aus, und man machte sogleich die Verfügung, daß alle, die sich davon angesteckt fühlten, auf die andere Seite der Lecha gebracht und daselbst gehörig gepflegt wurden.

Pachgatgoch war während dieser Unruhen von den Brüdern nicht verlassen worden. Der Missionarius Jungmann nebst seiner Frau, und die Brüder Eberhard und Utley wohnten daselbst, hielten den Gottesdienst und die Schulen im Segen fort, und genossen den erbetenen Schutz ihrer Obrigkeit, welcher sie auf Verlangen alle ihre Briefe gern mit-

mittheilten, um dem heimlichen auch auf sie gefallenen Verdachte, als ob sie Anhänger der Franzosen wären, keine Nahrung zu geben. Uebrigens fehlte es hier auch nicht an schmerzlichen Vorgängen. Verschiedene Getaufte wichen vom Glauben an JEsum Christum ab, und ergaben sich wieder dem Dienst der Sünde. Etliche derselben kamen darüber elendiglich ums Leben. Einer stieß in der Trunkenheit an einen über den Feuer hängenden Kessel mit Seife, womit er sich den ganzen Leib verbrannte. Ein anderer erstach seine Frau, verwundete noch einen Indianer tödtlich und erstach endlich auch sich selbst. Solche schreckende Exempel verursachten bey den übrigen ein tiefes Nachdenken und eine heilsame Ueberlegung, wie unglücklich sich diejenigen machen, die GOttes Gnade mit Füßen treten.

Von Wajomick zogen im Jahr 1756 sämtliche Indianer weg, und ließen sich theils in- theils oberhalb Tiaogu nieder. Darunter waren verschiedene von den Brüdern getaufte, die sich zwar aus den Kriegshändeln ganz herausgehalten, an ihren Seelen aber in dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung nicht wenig Schaden gelitten hatten. Hier befanden sie sich nun lange in täglicher Lebensgefahr; auf der einen Seite blieben sie standhaft dabey, daß sie zu den Brüdern gehörten, und an dem Kriege keinen Theil nehmen wollten, daher ihnen von den feindlichgesinnten Indianern immerfort gedrohet wurde, daß sie ihnen das Beil in den Kopf hacken würden: auf der andern mußten sie sich vor den weißen Leuten fürchten, die um des auf einen jeden Delawar-Scalp gesetzten hohen Preises willen den sämtlichen Indianern auflauerten und sie zu tödten suchten, daher sie auch an kein Wegziehen denken durften. Dabey hatten sie große Hungersnoth auszustehen, waren so abgerissen, daß sie sich kaum bedecken konnten, und die Brüder sahen zu ihrem Schmerz keine Möglichkeit, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Im

Im Januar 1757 wurde in Bethlehem eine öffentliche Predigt für die Indianer angefangen. Auch betete man mit ihnen die Kirchen-Litaney, die der Missionarius Schmick ins Mahikandische übersetzt hatte, wie denn überhaupt in diese, so wie in die Delawarische Sprache vieles übersetzt wurde, selbst zum Gebrauch der Schulen. Oft besungen die Kinder den Heiland und Seine Wunden in Deutschen, Mahikandischen und Delawarischen Versen sehr lieblich.

Unterdessen hörte man immer wieder von Streifereyen der Wilden, die zu 20 bis 30 Mann aufs Morden ausgingen. Um deswillen erhielten einige unsrer Indianer in Bethlehem eine Botschaft von ihren noch unbekehrten Freunden an der Sasquehannah, daß sie zu ihnen kommen möchten; sie schickten ihnen aber die Antwort: "Wir wollen lieber mit den Brüdern, wenn der Heiland es haben will, sterben und uns verbrennen lassen, als Ihm untreu werden."

In dieser Zeit ging Tadeuskund mit großen Haufen von Wilden ab und zu, unter dem Vorwande, am Frieden zu arbeiten, und besuchte auch oft in Bethlehem; aber seine und anderer Wilden Absichten gingen mehr darauf, die Indianer-Gemeine von Bethlehem nach Wajomick zu ziehen, und wie sie weder durch Ueberredung, noch durch Drohungen sie dazu bewegen konnten, so brachten sie bey einer Friedensunterhandlung, die im April desselben Jahres zu Lancaster gehalten ward, mit großer Dreistigkeit an, daß ihre Freunde in Bethlehem wie Gefangene gehalten würden, ja [illegible] einmal jagen dürften, und begehrten daher, daß man sie nach Wajomick ziehen ließe. Darauf wurde nun zwar von Seiten der Regierung weiter nichts geantwortet, als daß die Indianer, als freye Leute, immer hinziehen könnten, wohin sie wollten; die Brüder aber wurden doch dadurch, wie auch durch andere Umstände veranlaßt, nunmehr darauf zu denken, der Indianer-Gemeine, die bis daher in Bethlehem gleichsam

campirt hatte, wieder einen eigenen Wohnsitz zu verschaffen. Die Nationalgehülfen und übrigen Hausväter waren alle einmüthig dafür, daß sie, weil sie nicht nach väterlicher Weise, sondern nach dem Sinne und den Geboten JEsu leben wollten, nothwendig für sich allein und nicht unter andern Indianern wohnen müßten, wo sie selbst und ihre Kinder Schaden leiden könnten und würden, wie die Erfahrung schon hinlänglich gelehrt hätte. Hievon gab man sodann dem Englischen Gouvernement die gehörige Kenntniß, und die Indianer-Gemeine wandte sich noch insonderheit an den Herrn Gouverneur, empfahl sich seinem fernern Schutz und bat um die Erlaubniß, sich in der Nähe von Bethlehem anbauen zu dürfen. Diese ihre Bitte wurde gnädig beantwortet, und man wies ihnen daher mit Bewilligung der Regierung ein den Brüdern zugehöriges Stück Land, das nur eine gute Englische Meile von Bethlehem gelegen war, zum Anbau eines eignen Gemeinortes an, welcher nachher Nain genannt wurde.

Mittlerweile zogen im May dieses Jahres einige Familien, die von der Delawar-Nation waren, nach Gnadenthal, welches auch den Brüdern gehörte, und wurden daselbst von dem Bruder Grube bedient, der mit seiner Frau bey ihnen wohnte.

Am 10ten Juny setzte man den ersten Pfosten zu Nain, dessen Bau aber um der noch fortwährenden Kriegsunruhen willen nur langsam betrieben werden konnte. Inzwischen blieb die Indianer-Gemeine sowol in Bethlehem als in Pachgatgoch in einem gesegneten Zustande. An beyden Orten hörten hunderte von Wilden das seligmachende Evangelium, und verschiedene derselben wurden getauft, worunter 2 waren, die mit bey den Mordbrennern gewesen, obgleich sie nicht selbst gemordet hatten.

Zu Ende des Jahres 1757 schien es nun in diesen Gegenden wieder zu einem dauerhaften Frieden zu kommen.

Desto

Desto mehr hingegen hörte man von Unruhen an der Susquehannah, von wo die Franzosen die Indianer an den Ohio zu ziehen gesucht hatten, damit sie gemeinschaftlich mit den Irokesen gegen die Engländer agiren möchten. Viele hatten sich auch dazu bereden lassen. Selbst der mehrgedachte Chief Paxnous und einige von den Brüdern Getaufte waren mit hinein verwickelt worden, und ob sie gleich nicht zu Felde zogen, so geriethen sie doch in grosses Elend von allerley Art, woran die Indianer-Gemeine schmerzlichen Antheil nahm. Einige derselben aber fanden sich doch nachher wieder zurecht, erkannten ihre Abweichung, und verschieden endlich im Vertrauen auf JEsu Verdienst getröstet und vergnügt; die übrigen kamen nach und nach wieder in den Schoos der Gemeine; darunter waren etliche ehemalige Einwohner von Gnadenhütten, die man wie halbgefressene Schaafe ansehen mußte, indem sie sich durch Untreuen tiefe Seelenwunden geschlagen hatten; desto mehr nahm man sich ihrer nun mit Erbarmung und Liebe an, und es war nicht vergebens.

Ueberhaupt sahe man im Jahr 1758 viele erfreuliche Spuren von der Treue des guten Hirten, der die verirrten Schäflein sucht und ihnen nachgehet. Benjamin z. E. ließ einen Brief an die Indianer-Gemeine schreiben, bekannte seine Sünden und beweinte sie bitterlich. Seine Frau Abigail erzählte, daß sie sehr oft allein in den Busch gegangen sey und den Heiland gebeten habe, daß Er sie doch noch einmal zu Seinen Kindern bringen möchte; sie habe eine sehr schwere Zeit unter den Wilden gehabt, so lange sie unter ihnen habe wohnen müssen, und habe oft gedacht, sie wohne unter den Teufeln; es sey ihr aber auch klar geworden, daß der Heiland sie in das Unglück nicht hätte gerathen lassen, wenn ihr Herz zuvor rechtschaffen gewesen wäre. Ihre Mutter sagte: "Als ich hörte, daß so viele meiner lieben Brüder und Schwestern von den bösen Wilden todt gemacht

 worden,

worden, weinte ich sehr, und war manchmal so betrübt, daß ich oft wünschte, wenn ich doch bey ihnen gewesen wäre, und mich mit ihnen hätte todtschlagen lassen! Ich habe alle Tage und Wochen gezählt, und wenn 4 Wochen vorbey waren, so habe ich allemal einen Knoten gemacht, und so habe ich 20 Knoten gemacht: so lange mußte ich unter bösen Menschen seyn. Nun bitte ich die Gemeine von Herzen, mir alles zu vergeben, womit ich den Heiland und die Gemeine betrübt habe; nehmt mich doch wieder an; ich habe mich dem Heilande ganz ergeben; [illegible] der Welt, will ich nur Ihm leben!

Das Vergnügen über die Rückkehr solchen verirrten Schäflein konnte wol nicht ärger verbittert werden, als wenn dagegen andere, die bis dahin bey der grössesten Gefahr treu geblieben waren, sich nun aus Nebenabsichten verleiten liessen, den seligen Zustand ihres Herzens mit Unruhe und Noth zu vertauschen; wie sich solches heuer zum Leidwesen der ganzen Gemeine mit dem sonst so brauchbar gewesenen Nationalgehülfen Augustus ereignete, den sein Schwager, der mehrgedachte Taddeuskund, durch die Vorspiegelung, daß er in Wajomick ein viel grösserer Mann werden könnte, als er in Bethlehem wäre, ganz von der Einfältigkeit in Christo JEsu verrückte. Man gab sich nun wol alle Mühe, nicht nur den Augustus mit Liebe zurecht zu weisen, sondern auch den Taddeuskund selbst, der dieses Jahr mit mehr als 100 seiner Leute eine lange Zeit bey Bethlehem wohnte, wieder auf den Weg des Lebens zu bringen; anfangs zeigte sich auch ein guter Anschein dazu: er erkannte seine schreckliche Vergehungen und war darüber bekümmert; "äusserlich, sagte er einmal, habe ich alles, was ich nur verlangen kann; das hilft mir aber nichts, ich habe dabey doch immer ein unruhiges Herz; ich weiß mich noch wohl zu besinnen, was das heißt, sein Herz fühlen, aber ich habe alles ver-

[illegible]. Auch ließ er die Brüder bitten, daß doch manch-
mal ein Lehrer auf der Seite der Lecha, wo er und die übri-
gen fremden Indianer einquartiert waren, predigen möchte,
weil so viele von ihnen sich schämten, in die Predigt nach
Bethlehem zu gehen. Es schlug aber mit ihm bald wieder
um, und alle Hoffnung zu seiner Sinnesänderung verlor
sich. Er unternahm nun sogar, die ganze Indianer-Ge-
meine in ihrer Ruhe zu stören.

Die Gelegenheit dazu gaben die Friedensunterhandlun-
gen, die endlich so weit gekommen, daß das Englische Gou-
vernement mit 300 Indianischen Deputirten, die im Namen
von 10 Nationen erschienen, zu Easton Friede machte, wo-
bey, wie behauptet wurde, das mit eine geheime Bedingung
gewesen seyn sollte, daß das Gouvernement den Indianern
an der Susquehannah eine Stadt bauen, ihnen Lehrer schik-
ken und unterhalten sollte, und daß die Indianer, die bey
den Brüdern wohnten, auch dahin ziehen sollten. Von Sei-
ten der Regierung gelangte hievon an die Brüder nicht das
mindeste. Taddeu[illegible]kund aber gab vor, daß er von derselben
den Auftrag erhalten hätte, alle Indianer, auch die von
Bethlehem mit sich nach Wajomick zu führen, und verla
te, daß sie sich dazu entschließen sollten: es würden ihne
der Susquehannah Felder zum Pflanzen gepflügt, Hä
gebaut und Brodt verschafft werden; sie sollten auch ihre
jetzigen Lehrer mitnehmen; die sollten ungestört da wohnen;
und er selbst, Taddeuskund, wollte keinen andern Lehrer
haben; auch sollten sie Freyheit haben, sich einen Platz zu
erwählen, wo sie allein wohnen könnten. Die Indianer-
Brüder aber gaben ihm zur Antwort: "daß sie sehr gern da
wohnten, wo sie jetzt wären, denn es ginge ihren jungen
Leuten, Weibern und Kindern da wohl; er möchte ihnen
daher lieber helfen, daß sie da ruhig bleiben könnten; sie
wollten sich deshalb nicht von ihm trennen, sondern gute

 Freun-

Freunde bleiben." Mit dieser Antwort war Taddeuskund übel zufrieden, that sehr wild, und reisete, nach harten Drohungen, mit großem Unwillen nach Philadelphia ab.

Hier sollte nun ein allgemeiner Friede mit den Indianer-Nationen geschlossen und zu demselben auch diejenigen Indianer eingeladen werden, die von der Susquehanneh an den Ohio gezogen waren, und an obgedachtem Friedensschluß in Easton keinen Theil genommen hatten. Da nun die Regierung zu dieser mit Lebensgefahr verknüpften Botschaft, keinen Europäer finden konnte, so ließ sich endlich der Bruder Friedrich Post, der im Wildenkriege von Wajomick nach Bethlehem geflüchtet war, bewegen, selbige zu übernehmen. Er brachte es auch, nachdem er zweymal an den Ohio gereiset, bey den dortigen Wilden so weit, daß sie ihre Deputirten zur Friedensunterhandlung schickten. Mit diesen kam er am 1sten July in Bethlehem an und ging von da nach Philadelphia, wohin auf Verlangen auch 3 Deputirte der Indianer-Gemeine sich begaben, die der Missionarius Gensemann begleitete, und ihnen nachher das Zeugniß gab, daß ihr dem Sinne JEsu gemäßes Betragen auf die Herren der Regierung einen besondern Eindruck gemacht habe.

Inzwischen suchte der arme Augustus die ganze Indianer-Gemeine zu überreden, daß alle Indianer, die noch unter den weißen Leuten wohnten, nach Wajomick ziehen müßten, sonderlich aber die von Bethlehem. Ob nun gleich bey dem Friedensschluß in Philadelphia dieser Sache öffentlich gar nicht erwähnt wurde, so kam die Indianer-Gemeine darüber doch in Verlegenheit, weil er das Gouvernement immer so dreist mit hinein mengte. Ueberdem erhielt man sichere Nachricht, daß verschiedene heimliche Feinde der Heidenbekehrung unter der Hand sehr thätig waren, die Indianer-Gemeinen in Bethlehem und Nachgatgoch gänzlich zu zerstreuen. Als daher Taddeuskund von Philadelphia zurück

kam

sam und unsern Indianern ihre letzte Antwort mit Ungestüm abforderte, hielten sie für rathsam, ihm folgende zu geben: "Wenn es wirklich eine von den Chiefs und dem Gouverneur beschlossene Sache ist, daß wir nicht hier wohnen sollen, so wollen wir an die Susquehanna ziehen, aber blos weil wir sollen und müssen; doch können wir dieses Jahr noch nicht ziehen, weil wir viele Kinder und alte Leute haben."

Hieran mußte Taddeuskund sich genügen lassen, und man würde sich über seine Abreise herzlich gefreut haben, wenn nicht der durch ihn verführte Augustus nebst seiner ganzen Familie mit ihm gegangen wäre, und sich solchergestalt von der Gemeine getrennt hätte. GOtt aber verhütete doch, daß solches auf andere den Einfluß nicht hatte, den man zuvor befürchtete. Vielmehr erklärten sich verschiedene sehr ernstlich, daß sie nicht wegziehen würden, weil es ihnen in ihren Herzen nicht so wäre. "Ich kann nicht denken, sagte unter andern Jakob, daß ich wo anders leben könnte, als bey der Gemeine. Ich bin nun 16 Jahre bey den Brüdern und sehe mich an wie ein Kind, das ein halbes Jahr alt ist; wenn zwey Hände das Kind unter die Arme fassen, so kann es gehen, so bald sie es aber los lassen, so fällt es zu Boden; so sehe ich mich an; die Brüder greifen mir unter die Arme, und führen mich gerade auf den Heiland zu; wenn ich von ihnen wegginge, so hätte ich keinen Führer mehr, da würde ich fallen." Um aber doch den Lästerern das Maul zu stopfen, wiederholte man etlichemal die Deklaration, daß ein jeder, der von Bethlehem wegziehen wollte, alle Freyheit dazu habe, und wer sich nicht ordentlich aufführte, den werde man weggehen heißen.

Unter allen diesen Umständen war es mit dem Anbau von Nain so weit gediehen, daß dieser Ort im Herbst bezogen und am 18ten October der Versammlungssaal eingeweiht werden konnte, worüber die Freude der Indianer

Gemeine überaus groß war. Hier wurde nun alles wieder eben so eingerichtet, wie es in Gnadenhütten gewesen war. Die gottesdienstlichen Versammlungen, zu deren Besorgung auch oftmals Lehrer von Bethlehem kamen, waren sehr gesegnet; über den äussern Ordnungen hielten die dazu gesezten Männer, und auf die Schulen verwendete man großen Fleiß, wie man sich denn überhaupt die rechte Behandlung der Jugend, auch bey ihren Eltern, zu dieser Zeit besonders angelegen seyn ließ, wobey die Nationalgehülfen durch ihre treuherzigen Erinnerungen oft gute Dienste thaten. Als z. E. einmal etliche Mütter in des Gehülfen Josua Gegenwart ihre Kinder über Leichtsinn und Ungehorsam mit Naturhitze bestraften, gab er ihnen eine sehr ernstliche Erinnerung und sagte: "Ihr lieben Schwestern! ich sehe, daß ihr in Ansehung eurer Kinder in einem ganz verkehrten Sinne stehet. Das ist nicht die Art der Brüder, mit den Kindern umzugehen und zu reden; woher haben denn die Kinder das Böse und den Ungehorsam? sie haben ja das alles von euch; daher sollt ihr euch schämen und den Heiland um Vergebung und auch um Gnade bitten, daß ihr euren Kindern künftig ein besseres Exempel geben könnt; und wenn ihr dabey den Heiland um das Heil eurer Kinder [illegible] anrufet, so werdet ihr weit mehr bey ihnen ausrichten, denn sie sind jezt noch wie junge Bäume, aber ihr müßt die rechte Methode brauchen, sie zu ziehen!" Diese Ermahnung nahmen die Mütter mit Beschämung und Dankbarkeit an, und sie hatte gute Folgen.

So wie vorher Bethlehem, so wurde nunmehr Nain von fremden Indianern häufig besucht, wobey die Missionarien einmal mit 20 von Catholischen Priestern getauften Indianern, von der Nothwendigkeit des wahren und lebendigen Glaubens an JEsum ausführlich sprachen und ihnen zeigten, wie sehr derjenige sich betriegt, der im Dienste der Sünde lebt, und sich damit trösten will, daß er doch getauft ist.

Bey

Bey den Besuchenden befand sich auch ein wilder junger Indianer, mit dem man ein besonderes Mitleiden hatte. Er war eben in der Stube, als es zur Schule läutete, und ein Kind von 3 Jahren sagte: ich will in die Schule gehen und Versel singen. Da er das hörte, sprach er zum Vater des Kindes: „ich habe es meiner Mutter noch nicht vergeben, daß sie mich von den Brüdern genommen hat; mein Herz hatte etwas vom Heiland gefühlt, und ich habe, als ich weg war, die Kinder noch oft im Geiste in der Schule sitzen gesehen, und es war mir, als hörte ich sie singen; aber wenn ich mich jezt ansehe, was für ein schlechtes Leben ich führe und wie verwildert ich bin, so denke ich, meine Mutter ist Schuld daran. Es fällt mir wol eine Weile her gar manchmal ein, daß ich mich bekehren sollte, ich kann mich aber nicht mehr zurechte finden, ich armer Mensch!"

Uebrigens kamen nun die Getauften, die im Jahr 1754 nach Wajomick gezogen, oder bey dem Ueberfall der Wilden an der Mahony, an die Susquehannah hinauf geflüchtet waren, fast alle wieder zurück und wollten gern mit in Nain wohnen. Sie mußten sich aber auf der andern Seite der Lecha aufhalten, bis man von ihrer vorgegebenen Reue und Herzensänderung genugsame Beweise hatte, da man ihnen dann die Wiederannahme nicht versagte.

In diesen Jahren erreichten gar viele Indianer-Brüder und Schwestern das Ziel ihres Glaubens, und es kam dabey oftmals vor, daß Sterbende noch in ihren lezten Stunden ihre nächsten Blutsfreunde aufforderten, ihnen die Hand darauf zu geben, daß sie unserm Heilande bis ans Ende treu bleiben und auch die Gemeine nicht verlassen wollten, welches allemal einen tiefen Eindruck machte. Besonders erbaulich war das Ende des alten Bruders Michael, den die Missionarien in ihren Berichten die Krone der Indianer-Gemeine zu nennen pflegten. In seiner Jugend war er ein

ver-

versuchter und tapferer Kriegsmann, und hielt unter andern einmal in einem Gefechte 6 bis 8 Stunden muthig aus, da wol 20 Kugeln in den Baum geschossen wurden, bey welchem er seinen Posten hatte. Hernach war er einer der Erstlinge, die sich zum HErrn bekehrten, ward im Jahr 1742 getauft, und blieb von der Zeit an in einem seligen Gange, ohne viel Geräusch, ohne viel Abwechselung, wandelte Christo zur Ehre, war immer heiter, und verschied auch mit grosser Freudigkeit. Sein vergnügter Blick im Sarge machte mit den Figuren, die er von seiner Kriegszeit her auf dem Gesichte hatte, einen artigen Contrast. Auf der rechten Seite an der Schläfe hatte er eine grosse Schlange, und in der Mitte der Unterlippe fing eine Stange an, die über die Nase zwischen den Augen durch, bis über die Stirn hinauf aufs Haupt ging; an dieser Stange befand sich alle viertel Zoll eine runde Figur, wie ein Scalp; auf dem linken Backen hatte er 2 Spiesse kreuzweise übereinander, und an dem Kinnbacken einen wilden Schweinskopf, alles sehr sauber gemacht.

Vierzehnter Abschnitt.

1759. 1760. 1761. 1762.

Main freut sich des geschlossenen Friedens, und nimmt zu. Etwas von Pachgatgoch. Anbau von Wechquetank. Vermischte Nachrichten. Spangenberg geht nach Europa zurück. Trauriger Zustand in Pachgatgoch. Friedrich Posts Unternehmung am Ohio mißlingt.

Nachdem die Franzosen das Fort Duquesne, welches sie erobert hatten, selbst gesprengt, verbrannt und sich von da weggezogen, die Engländer aber an dem Platz ein

ein neues Fort, unter dem Namen Pittsburg gebauet hatten, änderte sich, wie bekannt, die ganze Kriegsscene in Nordamerika, und vom Anfange des Jahrs 1759 wurde Pensilvanien samt den benachbarten Provinzen von den Wilden nicht mehr belästigt, wofür GOtt an allen Orten der Brüder, vornemlich in Nain mit lautem Jubel gelobt, und insonderheit auch dafür gepriesen wurde, daß Er nicht nur die Indianer-Gemeine bey den heftigsten Erschütterungen und schärfsten Prüfungen beysammen und ins ganze in Einem Sinne erhalten, sondern selbst unter den wilden Indianern mitten im Kriege Sein Gnadenwerk hätte fortgehen lassen, indem immer welche durch Sein Wort aus dem Sündenschlafe waren erweckt und in Seinem Namen getauft worden.

Nain nahm nun zu, und ward ein recht lieblicher Ort, bekam einen eigenen Gottesacker, und eine Glocke zum Geläute, welche die Einwohner von dem, was sie sich von ihrem Verdienste erspart hatten, selbst bezahlten. Auch diejenigen Indianer, die sonst bey Nazareth gewohnt hatten, zogen dahin, und kamen in einen seligern Herzensgang. Für die ledigen Indianer-Brüder wurde ein eigenes Haus gebaut, worin der Bruder Rothe die besondere Aufsicht über sie hatte, mit dem sie sich dann fleißig über ihren Seelenzustand unterredeten; hier hatten sie auch ihre Chorversammlungen, und so wie er ihnen mit Lehre, Trost und Ermahnung zu dienen suchte, so diente ihm hinwiederum ihr Umgang dazu, daß er die Delawar-Sprache leichter und geschwinder erlernte.

Die Masern, die im März des Jahres 1759 in Nain ausbrachen, verursachten zwar, als etwas ungewohntes, im Anfange einen nicht geringen Schrecken; als aber von 47 Kranken kein einiges starb, schämten sich die Kleinmüthigen, daß sie sich mit der Anwandlung einer Furcht vor dem Tode eingelassen, da sie doch durch das leibliche Entschlafen

zu

zu JEsu Christo, ihrem besten Freunde, gekommen seyn würden.

Im äussern war dieses Jahr sehr gesegnet. Felder und Gärten trugen weit reichlicher, als man erwartet hatte, und die Jagd war sehr einträglich, wobey zugleich so manche Bewahrung GOttes mit Lob und Dank erkannt wurde. Unter andern war der junge Indianer Josua einmal in grosser Lebensgefahr. Er schoß nach einen jungen Bären, auf dessen jämmerliches Geschrey die alte Bärin mit großem Gebrülle auf den Josua herzugelaufen kam, aber durch sein entsetzliches Schreyen zurückgeschreckt wurde, so daß er ihr glücklich entlief.

Unter den fremden Indianern, die in diesem Jahre in Nain besuchten, war der heidnische Lehrer in Machwihilusing, Namens Papunhank, besonders merkwürdig. Er hatte seine heidnische Sittenlehre viele Jahre mit großem Eifer getrieben; da er selbst aber und seine Zuhörer dabey in die gröbsten Laster immer tiefer fielen und in ihren Herzen unruhig blieben, so wurden viele seiner Leute zweifelhaft, ob er auch ein wahrer Lehrer wäre, und er selbst gestand ihnen aufrichtig, daß er das nicht thun könne, was er sie lehre. Als er nun in Nain die Predigt von dem Glauben an JEsum den Gekreuzigten hörte, bezeugte er, daß er zwar bisher einen GOtt geglaubt habe, daß GOtt aber ein Mensch geworden und für die Menschen gestorben sey, das sey ihm verborgen gewesen, und er fange an zu glauben, daß ihm das fehle. Endlich brach er in Thränen aus und sagte: "Ach GOtt, erbarme Dich über mich und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde!" Er wohnte darauf in Bethlehem einer Taufhandlung bey, und äußerte sich nachher gegen einen Bruder, wie es ihm dabey so zu muthe gewesen, daß er in seiner Sprache keine Worte finden könne, sich darüber deutlich zu machen. Er wünsche nur, daß

sich

sich der GOtt, den der Lehrer vor der Taufe beschrieben ha-
be, seinem Herzen bald offenbaren möchte. In dieser Ge-
sinnung ging er wieder nach Hause, rief sogleich seine Leute
zusammen, und machte ihnen seine Erfahrung mit großem
Nachdruck bekannt, "Ihr lieben Leute, sagte er dabey, ich
habe euch bisher viel Gutes gesagt und einen guten Weg ge-
lehrt; ich finde aber, daß es doch nicht der rechte ist. Wenn
wir wollen selig werden, so müssen wir die Lehre der Brü-
der annehmen."

In Pachgatgoch hielt sich dieses Jahr der Missionarius
Grube eine Weile auf, und seine öffentlichen Vorträge wa-
ren Einheimischen und Fremden zu großem Segen. Hier
hatten die Missionarien auch Gelegenheit, mit separatisti-
schen Indianern bekannt zu werden, die von Presbyteria-
nern getauft, hernach von ihnen wieder ausgestoßen wor-
den, sich nun zusammen hielten und aus ihrer Mitte einen
Prediger gewählt hatten, mit welchem einmal 17 Personen
nach Pachgatgoch zum Besuch kamen, daselbst täglich 3 bis 4
Versammlungen hielten und sich mit der Indianer-Gemeine
viel zu thun machten, aber mit ihrem ganzen Wesen bewie-
sen, daß sie bedaurenswürdige Menschen waren.

Im Uebrigen wurde die Indianer-Gemeine in Pachgat-
goch von den Werbern sehr geplagt; viele junge Leute ließen
sich, durch ihre liebliche Vorstellungen vom Kriegsleben, da-
zu verführen; andere bedienten sich dieser Gelegenheit, den
weissen Leuten zu entgehen, denen sie schuldig waren und
nicht bezahlen konnten. So groß der Schmerz der Missio-
narien hierüber war, so konnten sie doch, weil diese armen
Leute im Namen der Landesregierung geworben wurden,
nichts dabey thun, als sie an die ihnen wiederfahrne Gnade
GOttes wehmüthig erinnern, und für sie beten, daß sie aus
dem Elende, in welches sie so ohne Noth hinein rannten,
einmal wieder erlöset werden möchten. Nicht weniger
schmerz-

schmerzlich waren die heimlichen Bemühungen einiger christlichen Nachbaren, die erweckten Indianer von der Taufe abzuhalten, wodurch es denn in diesem Jahre vorkam, daß ein solcher ungetauft starb, der vor etlichen Jahren ein Verlangen nach dieser Gnade gehabt hatte.

In Nain fanden sich unterdessen immer mehrere aus der Irre wieder herzu; so daß man aus Mangel des Platzes sich genöthiget sahe, die Indianer Gemeine zu theilen. Zu dem Ende kaufte die Gemeine zu Bethlehem 1400 Acker Landes hinter den blauen Bergen, zum Anbau eines zweyten Missionsplatzes, welcher Wechquetank genannt wurde. Schon im April 1760 begab sich der Missionarius Senseman mit etwa 30 getauften Indianern dahin, denen nach und nach mehrere folgten. Der Bau ging gut und glücklich von statten, und alles wurde hier eben so eingerichtet, wie in Nain. Am 28sten April ward daselbst die erste Versammlung unter freyem Himmel gehalten, und der neue Ort der Gnade und dem Schutze GOttes empfohlen; am 6ten May konnte schon der Missionarius sein aufgeblocktes Haus beziehen, und am 26sten Juny ward auch das Versammlungshaus oder die Kirche mit Loben und Danken eingeweihet. Wechquetank wurde dann vom Bischof Spangenberg und andern Brüdern fleißig besucht, und blieb überdem mit Nain in beständiger Verbindung und Gemeinschaft.

An beyden Orten ging nun die öffentliche Verkündigung des Versöhnungstodes JEsu, die Seelenpflege der Gemeinglieder, der Unterricht der Jugend, und die liebreiche Anfassung der häufig besuchenden fremden Indianer in großem Segen fort. Unter letztern befand sich abermals der im vorigen Jahre erwähnte Papunhank mit seiner Frau und noch 33 Personen, bey denen das, was in Nain an ihren Seelen geschah, nicht vergeblich war. So herzlich man sich darüber freute, so wenig war man mit den Mantikoks zufrieden,

die

die von Schekomeko kamen, und abermals einen Versuch machten, die Indianer-Gemeine an die Susquehannah zu ziehen, die solches aber ohne weiteres von sich wies, und die Erklärung der Missionarien bekräftigte, daß niemand durch sie am Wegziehen gehindert würde, und also ein jeder, der in Nain und Wechquetank bliebe, es darum thäte, weil es ihm selbst so gefiele.

Im August dieses Jahres kam die Nachricht von dem Tode des würdigen Herrn Grafen von Zinzendorf nach Bethlehem und wurde auch in Nain, Wechquetank und Pachgatgoch öffentlich bekannt gemacht, wobey es sich auf eine liebliche Weise zeigte, wie allgemein dieser theure Knecht GOttes und treue Jünger JEsu unter den Indianern geliebt und geehrt war. Unzählige Thränen weinten sie ihm nach, und dankten dabey dem guten Heilande für alle die Segen, die Er durch den Dienst dieses Seines so außerordentlich thätigen Knechtes auch ihnen hatte zufliessen lassen. "Ach, sagte unter andern der alte Jacob, diese Nachricht thut mir sehr wehe; ich habe den Mann GOttes in Oley bey meiner Taufe sehr lieb gewonnen, und glaubte immer, ihn hier noch zu sehen. Nun ist die Hoffnung zu Ende; so lang ich aber lebe, werde ich ihn nicht vergessen." "Er war der erste, sagte die Esther, der mir die Wunden JEsu in Schekomeko nannte und beschrieb. Das fuhr damals gleich in mein Herz, ich fühlte Liebe zum Heilande und war auch sogleich willig, mich Ihm ganz zu ergeben. Nun ist er eher beym Heilande als ich, und kann Seine Wunden grüßen und küssen," u. s. w. Solche und dergleichen Aeusserungen hörte man gar viele von denen, die diesen dem Dienste JEsu so ganz ergebenen Herrn von Person gekannt, und den übrigen oft von ihm erzählt hatten.

An den Kindern erlebte man in diesem Jahre manche Freude. Eine kleine [illegible], die als eine Waise von

einer

einer alten ungetauften Verwandtin gepflegt wurde, sagte die Nacht vor ihrem Verscheiden zu derselben: "ich bin nun getauft, liebe Großmutter, mit des Heilandes Blut, und werde bald zu Ihm gehen; ich bitte dich recht sehr, laß dich auch bald mit des Heilandes Blute waschen und selig machen, damit du so selig zu Ihm gehen könnest, wie ich; sonst aber wirst du nicht zum Heiland kommen." Diese Predigt des Kindes gab der alten Frau einen solchen Eindruck, daß sie über sich selbst sehr bekümmert ward, sich nach Vergebung der Sünden und Begnadigung zu JEsu Füßen sehnte, und bald um die Taufe bat, die ihr auch nicht lange nachher angedient wurde. Ein kleiner Ludwig von 5 Jahren, dessen Vater noch ungetauft und ein wilder Kriegsmann war, ermahnte denselben oft, daß er sich doch bekehren möchte, und brach endlich einmal in die Worte aus: "Vater! du machst es sehr schlecht, und wenn du nicht willst anders werden, so gehe lieber aus dem Hause, ich kann dein böses Leben nicht mehr ansehen." Bald hernach entschlief das Kind sehr vergnügt. Die kleine Rahel glaubte eines Tages von niemand gesehn noch gehört zu werden, und that folgendes Gebet: "Lieber Heiland, nimm mich doch bald zu Dir, ich bin müde, hier länger zu leben; mein armes Herz verlangt bey Dir zu seyn; Du weißt auch, daß es für mich armes Kind viel besser ist, wenn ich bey Dir bin." Ein anderes Kind, Namens Sophia, die vermuthlich der Erzählung zugehört hatte, wie einem Indianer-Bruder auf der Jagd die Büchse losgegangen, die Kugel durch den Mund gefahren und den einen Backen aufgerissen hatte, betete mit Thränen für ihren Vater, der auch auf der Jagd war, und sagte: "Lieber Heiland! Du weißt, daß mein Vater im Busch ist; Du siehst ihn auch alle Tage; ich bitte Dich, erhalte ihn gesund, und bringe ihn auch gesund wieder zu uns; ich will Dir dann auch vielen Dank sagen." Und dieses Gebet ward erhört.

Der

Der Missionarius Schmick bediente im Jahr 1760 die Gemeine in Nain, Mack aber ging nach Pachgatgoch, lösete den Bruder Grube daselbst ab, und setzte dessen gesegnete Arbeit treulich fort. Bey den daselbst noch fortwährenden Werbungen fragte einmal ein Englischer Capitain einen getauften Indianer, ob [illegible] nicht wollte werben lassen. Nein, sagte dieser, ich bi[illegible] geworben. Wer ist denn dein Capitain? Antw[illegible] habe einen sehr guten und vortreflichen Capitain, da[illegible] JEsus Christus, dem will ich ewig dienen und mein Leben aufopfern; worauf der Englische Capitain ganz beschämt wegging.

Nain ward nun immer mehr im Lande bekannt, und gewann auch das Vertrauen und die Liebe seiner Europäischen Nachbarn, zumal da die Einwohner unverkennbare Beweise davon ablegten, daß sie wahre Freunde der weißen Leute waren. Durch ihre Bemühung wurden verschiedene weiße Kinder, die in dem vorigen Wildenkriege gefangen weggeführt und bey dem Friedensschlusse nicht wieder ausgeliefert worden, aus der Gefangenschaft erlöst, und ihren Eltern, die sie schon als Todte beweint hatten, zu ihrer unbeschreiblichen Freude wieder gebracht.

Im Februar 1761 kam ein weißer Mann mit Weinen und Wehklagen nach Nain und bat, daß ein paar Indianer-Brüder ihm und seiner Frau helfen möchten, ihr Tages vorher verlornes Töchterchen wieder aufzusuchen. Sogleich machten sich etliche Brüder auf, fanden bald des Kindes Fußstapfen, und 2 Englische Meilen von der Eltern Hause auch das Kind selbst, mit einem alten Röckchen bedeckt, zwar noch am Leben, von der Kälte aber fast erstarrt. Die frohen Eltern breiteten nun überall aus, was für geschickte und dabey dienstwillige Leute diese Indianer wären, und solche Vorkommenheiten machten, daß die Nähe einer Indianer-Stadt ihren weißen Nachbarn nicht

 mehr

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

1.0 2.8 2.5 3.2 2.2 3.6 2.0 4.0 1.1 1.8 1.25 1.4 1.6

6"

mehr fortdauren und, vielmehr mit der Zeit recht angehen würde. [illegible]

Im August 1758 hielt das Englische Gouvernement abermals in Easton eine Unterredung mit den Deputirten von vielen Indianer-Stämmen, und Nain hatte bey der Gelegenheit starken Besuch; sonderlich von Tadeuskund und seiner Gesellschaft, die wohl über hundert Personen ausmachte, als auch von vielen andern, wie man denn das ganze Jahr hindurch 692 fremde Indianer zählte, die hier besuchten, und auch alle, mit Beyhülfe der Gemeine in Bethlehem, gespeist und gewärtet wurden. Da war denn hier, so wie in Wechquetank, wohin auch [illegible] Besuch kamen, die vornehmste Beschäftigung der Missionarien und der Nationalgehülfen, allen, die nur hören wollten, das Wort GOttes reichlich zu verkündigen, dessen Kraft sich auch an gar vielen aufs herrlichste bewies. Bey dem mehrgedachten Papunhank aber fand man, daß er zwar seinen GOtt und Schöpfer gern kennen lernen, dabey aber doch auch gern ein Lehrer seines Volks bleiben und sich selbst und andere überreden wollte, daß sein Glaube schon der rechte sey. Der Bruder [illegible] hielt daher für nöthig, ihm unter vier Augen die ganze reine Wahrheit zu sagen, und wünschte ihm am Ende ein vom heiligen Geist gewirktes Gefühl seines Elendes, seines Unglaubens, und ein ernstliches Verlangen nach der Vergebung seiner Sünden, da er denn bald JEsum Christum als seinen GOtt und Herrn und als seinen Versöhner kennen lernen und die mächtige Kraft seines heiligen Bluts erfahren würde. Zu dieser Unterredung kam der Nationalgehülfe Jonathan, und sagte hernach zum Papunhank: Du redest so viel von deinem Glauben und hast nichts: wenn man glaubt, so hat man auch. Dein Glaube ist aber so, als wenn ich [illegible] haben wollte oder sollte, ich hätte Strümpfe an meinen

meinen Füßen, und ich höre doch keine, daß mich friere, mich!"

Im Herbste 1761 erhielt man in Nain die schreckhafte Nachricht, daß in den Jerseys ein Indianer von einem weißen Manne erschlagen worden. Das ganze Land, dem die Grausamkeiten des kaum beendigten Wildenkrieges noch in frischem Andenken waren, wurde dadurch aufs neue in Furcht und Schrecken gesetzt. Auch Taddeuskund kam mit der traurigen Nachricht von Philadelphia, daß der Krieg bald wieder angehen würde, dessen Veranlassung die Indianer hauptsächlich den Christen und ihrem Rumhandel zuschrieben. Die Weiber begaben sich schon auf die Flucht, und auf Geheiß der Brüder fing man an, zu Wechquetank, welches der Gefahr am nächsten lag, sehr besorgt zu werden. Die Unruhen legten sich aber für die Zeit wieder, und alles blieb in seinem gewöhnlichen Gange.

Im Frühjahr 1762 besuchte der Missionarius David Zeisberger die wieder nach Wajomick gekommenen bekannten Indianer, sonderlich den alten Abraham, der die Brüder hatte wissen lassen, daß er krank sey. Alles hörte wieder mit Begierde die sanfte Stimme des Evangelii, und viele bejammerten ihren traurigen Zustand, in den sie sich gegen alle Warnungen der Brüder und ihres eigenen Herzens gestürzt hatten. Der obenerwähnte durch Taddeuskund verführte Augustus und seine Frau Augustina besuchten darauf in Nain, redeten mit den Missionarien unter vielen Thränen über ihren unseligen Gang, und wollten gern umkehren, wenn sie nur vom dem Heilande und den Brüdern wieder angenommen würden. Da nun ihre Reue ernstlich war, vergab man ihnen herzlich gern, nahm sie wieder als Glieder der Gemeine an, und GOttes tröstende Gnade erfüllte ihre Herzen wieder mit Friede und Freude. So reiseten sie wieder nach Wajomick. Nach etlichen Monaten aber brach daselbst die Ruhr aus, und

und die Kranken schickten sogleich nach Bethlehem und baten um den Zuspruch eines Bruders. David Zeisberger ging also wieder dahin, und hatte das Vergnügen, verschiedene in ihren letzten Stunden zu trösten und zu sehen, daß sie im Glauben an JEsum und Sein Verdienst selig entschliefen. Darunter war auch gedachter Augustus, der kurz vor seinem Ende seine Freunde zusammen rufen ließ und zu ihnen sagte: "Ihr wißt, daß ich, so lange ich hier gewesen, sehr schlecht und unselig, und auch äußerlich arm gelebt habe, weil ich ungehorsam und untreu worden war. Vergeßt das alles, und denket nicht mehr daran, denn ich habe mich zum Heilande gewendet, um Gnade und Vergebung meiner Sünden gebeten, und der gute und liebe Heiland und auch die Brüder haben sich meiner erbarmet und mir alle meine Sünden vergeben. Nun ist mein Herz [illegible] zufrieden gestellt, und ich werde bald zum Heilande gehen. Denkt doch nicht mehr an mein schlechtes Leben, [illegible] bösen Exempel, sondern denket an den Heiland [illegible] und den Brüdern, so wird es euch [illegible] nicht." Darauf sagte er: [illegible] niederlegen," und so wie er sich legte, entschlief er. Seine Frau war ihm etliche Tage vorangegangen, und ihre Schwester, des [illegible] Frau, folgte ihnen bald nach. Ein anderer getaufter, Namens David, ging unterwegs nach Nain und sagte: daß ihn bey der Krankheit in Wajomick die Furcht überfallen habe, daß er auch sterben würde, darum habe er sich entschlossen, nach Nain zu gehen, um da er, wenn er krank würde, doch täglich vom Heilande hören könnte; er legte sich auch wirklich bald hernach an der Ruhr nieder und war voll Verlangen nach JEsu Trost und Gnade, wovon er auch in seinem Herzen eine göttliche Versicherung bekam. Hierauf ward seine Sehnsucht, beym HErrn daheim zu seyn, ungemein groß und sein Ende war sehr erbaulich. So er-

retten

weiß der gute Hirte diese seine Schaafe, um die man vor einigen Jahren sehr bekümmert gewesen, und deren Rückkehr man kaum mehr gehofft hatte.

In Nain zeigten sich bey den fortwährenden Besuchen fremder Indianer gesegnete Früchte von der Predigt des Evangelii, sonderlich im Jahre 1762 da im Sommer wiederum zwischen dem Englischen Gouvernement und den Irokesen, Delawaren und andern Indianern zu Lancaster eine Unterhandlung gepflogen wurde, die fast alle Nain besuchten und das Wort vom Kreuz zum ewigen Heil ihrer Seelen zu hören bekamen. "Ach! sagte einer von ihnen, so was habe ich noch nie gehört, daß unser GOtt und Schöpfer die Sünder annehmen und ihnen gnädig seyn will, wenn sie zu Ihm kommen, und daß sie so, wie sie sind, mit allen ihren Sünden und mit ihrem Elend zu Ihm kommen dürfen. [illegible] daß ich her gekommen bin und dieß schöne und angenehme Wort gehört habe!" wobey er in ein lautes Weinen ausbrach. Ein andermal [illegible], ein junger Mensch, der 6 Wochen lang in Nain den Versammlungen fleißig beywohnte, hernach wieder nach Philadelphia ging, und daselbst starb, sagte vor seinem Ende zu seinen zwey Brüdern: "In Nain haben sie den rechten Glauben; da habe ich oft gehört, daß unser Schöpfer ein Mensch geworden und am Kreuze für unsre Sünden gestorben ist, daß man Ihn begraben hat, daß Er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und daß, wer an Ihn glaubt, selig wird, und wenn man stirbt, zu Ihm kommt und ewig gut und selig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, so geht dahin, und wenn ich hier sterbe, so laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet sie nicht weg, nach eurer Gewohnheit." Seine Brüder kamen auch bald nach Nain, erzählten es und setzten hinzu, daß ihr Bruder noch viel zu GOtt gebetet und Ihn um Gnade und Erbarmung angerufen habe, bis er gestorben sey.

In diesem Jahre 1762 hatte die Indianer-Gemeine den Schmerz, daß der von ihr so sehr geliebte Bischof Spangenberg sich für immer von derselben verabschiedete, und seinem Ruf nach Europa folgte, nachdem er von 1736 an, und besonders seit 1744 in America mit großer Angelegentlichkeit und unter sichtbarem Segen dem HErrn gedient, und namentlich an der braunen Herde [illegible] Liebe und Treue aufs thätigste bewiesen hatte. Die Bischöfe Petrus Böhler und Nathanael Seidel übernahmen nun sein Amt, das den Brüdern in America anvertraute Werk GOttes im ganzen zu bedienen, und ließen sich insonderheit auch die Wohlfahrt unserer Indianer mit herzlicher Sorgfalt angelegen seyn.

Unter den Mitgliedern dieser Gemeine, die im Jahr 1762 mit ihren letzten Stunden bewiesen, daß sie im Glauben des Sohnes GOttes gelebt hatten, war besonders die [illegible] mit ihrem lieben, fröhlichen Wesen und ihrem Verlangen, bey Christo zu seyn, allen, die sie besuchten, zu großer Erbauung. Unter andern sagte sie zu den Schwestern: Ich gehe gerade zu meinem lieben Heiland, der mich bis in den Tod geliebet hat; ich fühle Ihn in meinem Herzen, daß ich so froh und dankbar bin, daß Er mich arme Sünderin zu Gnaden angenommen hat. Sie ermahnte auch ihren Mann und ihre Freunde, sich dem Heilande ganz zu ergeben und bey Ihm zu bleiben, und verschied hierauf sehr vergnügt, im achten Jahr ihres Alters. Selig entschlief auch Thomas, der noch kurz vorher zu seinem ihn besuchenden Lehrer sagte: "Mein Leib ist sehr krank, aber mein Herz ist gesund, und Tag und Nacht liegen Heiland; ich gehe sehr gern zu Ihm!"

Ein kleiner Abraham, noch nicht 4 Jahre alt, war während seiner Krankheit nicht nur geduldig und vergnügt, sondern auch seinem Vater, dessen Gemüth eben damals nicht heiter war, zum bleibenden Segen. Den Tag vor seinem

Ver-

zuweilen fragte er ihre Mutter: hast du mich lieb? Ja, sagte die Mutter; und das Kind wiederholte diese Frage und die Mutter bekräftigte es wieder. Endlich fragte das Kind den Vater: hast du aber auch den Heiland lieb? Ja, sagte der Vater, ich bin ihm sehr arm und elend; — ja, wenn du den Heiland nicht lieb hast, erwiederte das Kind, so hast du mich gewiß auch nicht recht lieb. Die letzten Worte des Kindes waren: "Nun gehe ich zum Heilande." Ein andres kranckes Kind verlangte, so oft es läuten hörte, daß die Eltern es in die Versammlung tragen möchten; und wenn sie sagten: Du bist ja krank, bleib doch liegen! so antwortete das Kind: Nein, erst in die Versammlung, um etwas vom Heilande zu hören, hernach will ich mich wieder legen. In dieser Sehnsucht nach dem großen Liebhaber der Kinder blieb es, bis seine Seele zu Ihm überging.

In Pachgatgoch erhielt sich die Indianer Gemeine noch im Jahre 1762 munter unter vielen Schwierigkeiten. Die englische Nachbarschaft der weißen Leute brachte sie immer mehr ins Gedränge. Man schnitte ihnen von ihrem Lande ein Stück nach dem andern ab; ihr äußeres Bestehen ward dadurch von Jahr zu Jahr schwerer, sie geriethen in Schulden, und mußten sich unter den weißen Leuten mehr und mehr zerstreuen, um etwas zu verdienen; und was sie gleichwol nicht bezahlen konnten, wurde mit solcher Strenge eingefordert, daß den armen Leuten sogar ihr zeitlicher Hausrath genommen wurde. Dieses Betragen der weißen Leute machte die unbekehrten Indianer so muthwillig, daß sie die gläubigen Indianer, denen sie ohnehin gram waren, bald hie bald da, selbst auf der Landstraße anfielen, mißhandelten, und einige blutig schlugen. Die traurige Folge von dem allen war, daß verschiedene Getaufte das Auge vom Heilande und seiner Hülfe abwandten und sich mit Dingen einließen, die ihr Gemüth verfinsterten. Einige junge Leute

[illegible] sich in gro[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] angewendet. [illegible]
[illegible] sonderlich durch die [illegible]
[illegible] Gottes [illegible]
[illegible] eben so viel [illegible]
als [illegible] zugebracht hatte. Auch [illegible]
[illegible]
[illegible] Denn der [illegible]
[illegible] Gelegenheit [illegible]
[illegible]
[illegible] es allezeit [illegible]
[illegible] verdrüssen [illegible]
Sache von der [illegible] Obrigkeit [illegible]
den [illegible] Dadurch wurden viele Klagen [illegible]
dem [illegible]
[illegible]
als sich [illegible]

[illegible] nach [illegible]
ge [illegible] ließ sich
[illegible] Doch [illegible]
[illegible] 100
Englische [illegible]
[illegible]
[illegible] Segen [illegible]
und als er [illegible]
ßern [illegible]
Sprache [illegible] den [illegible]
leben [illegible] Bruder Johann Hagenwalder
sich freywillig [illegible] sich dahin begab, und auch
wirklich die Sprache erlernte; [illegible] Missionsabsicht aber
wurde [illegible] erreicht.

Funf-

Funfzehnter Abschnitt.

[illegible] 1763. [illegible] Gang in [illegible] und [illegible]. [illegible] Zeisbergers Besuch in [illegible] an der Susquehannah. Ausbruch eines [illegible] Wilden-Krieges. Gefährliche Lage der Indianer-Gemeine in Nain und [illegible]. Einfall der Wilden in ein Irisches Settlement. Die [illegible] von [illegible] flieht nach Nazareth. Nain ist wie eingeschlossen. Die ganze Indianer-Gemeine wird nach Provinz-Eiland hinter Philadelphia in Sicherheit gebracht. [illegible] Mord[illegible] in Canestoga und Lancaster. [illegible] der Indianer-Gemeine auf Provinz-Eiland.

In den ersten Monaten des Jahres 1763 hatten die [illegible] in Nain und [illegible] eine [illegible] Zeit. [illegible] [illegible] sie sich immer besser ein[illegible] und [illegible] Ortsgemeine ohne [illegible]. In Nain wurde überdem, auf [illegible] zur [illegible] Gemeine [illegible] [illegible] geräumigeren [illegible] welches [illegible] am 29sten [illegible] [illegible].

Der [illegible] [illegible] Gnaden[illegible] [illegible] GOttes unsers Heilandes, der sich [illegible] in den [illegible] und Herzen unserer Indianer [illegible], [illegible], daß sie [illegible] sich mit Seel und Leib Ihm zum ewigen Eigenthum hingaben. [illegible], daß sie in denen [illegible] Tagen etwas [illegible] in ihren Herzen gefühlet hätten, und daß es ihnen so gewesen wäre, als ob der Heiland vor ihren Augen [illegible] wäre [illegible] worden. Wir fühlen es, [illegible] einer, daß wir Ihm

alle

[illegible] die Schmerzen [illegible] hätten) [illegible] und
froh, daß Er alles [illegible]
[illegible] Schwester [illegible] sich [illegible]
[illegible] Seele [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Daß diese allgemeine [illegible] Gemeine [illegible]
[illegible]
[illegible] ehemaligen Mitglieder der Gemeine, die [illegible]
[illegible] gewesen, gewisser und [illegible]
gnügt gesehen hätte. Desto schmerzhafter war die Nachricht, die man im April erhielt, daß der [illegible] unter [illegible] Indianer [illegible], eine [illegible] zur Selbstentleibung gekommen zu seyn, in [illegible] durch [illegible] Haus entstandenes Feuer, ein [illegible] Ende genommen; worauf die besoffenen Indianer sein ganzes Haus angezündet und in die Asche gelegt hatten. Dagegen hatte man den Trost, [illegible] Verirrte wieder herbey kommen zu sehen. Darunter war die alte Sarah, Abrahams Witwe, die sich mit ihrer Tochter und ihrem jüngsten Sohne von der Gemeine [illegible] nach Wechquetank [illegible], und gar sehr bat, sie wieder anzunehmen. Sie sagte, daß sie nicht gern die Gemeine verlassen, aber doch ihrem Manne habe folgen müssen. Er habe auch vor seinem Ende zu ihr gesagt: "ich bin schuld, daß du hieher kommen bist; vergib mir's, gehe du wieder zurück und bitte, daß sich der Heiland und die Brüder deiner erbarmen und dich wieder annehmen." Das geschahe auch; die Einwohner von Wechquetank freuten sich über ihre Umkehr, und bauten ihr sogleich ein Häuschen.

Im

habe. Der Missionarius, der zu diesem Entschlusse der Indianer nicht das mindeste beygetragen, wurde dadurch aufs neue ermuntert, den Glauben an JEsum Christum, ihren Hungrigen unermüdet anzupreisen. Dazu fanden sich auch Zuhörer von Wajomick und andern Orten herbey, deren einige wol 100 und mehr Englische Meilen entfernt waren. Viele, die jetzt nicht kommen konnten, entschlossen sich schon, so bald als möglich auch dahin zu ziehen, um seinen Unterricht zu genießen, und es schien als ob unser Heiland hier sein Feuer und Heerd haben wollte. Papunhank, dieser sonst von sich selbst so eingebildete Mann wurde in kurzer Zeit von der Kraft des Wortes vom Kreuz dermaßen durchdrungen, daß er alle eigne Gerechtigkeit gern fahren ließ, und nur über seine Sünden und über die schreckliche Verdorbenheit, die er bey sich fand, weinte und wehklagte; jedermann sahe es ihm an, daß etwas außerordentliches bey ihm vorgieng; er konnte weder essen noch trinken, redete endlich mit dem Bruder Zeisberger über sein bisheriges Leben gründlich aus, bekannte seine Sünden, und bat dringend und demüthig um die Taufe, zu der er auch am 26sten Jun. gelangte. Vorher legte er mit vielen Thränen ein schönes Zeugniß vor allem Volke ab und erzählte, wie ihm der treue Heiland sein großes Elend und Verderben zu fühlen gegeben. Er habe ihnen vor diesem geprediget und von sich geglaubt, daß etwas gutes an ihm wäre, habe aber nicht gewußt, daß er ein so schlechter Mensch, ja der ärgste Sünder unter ihnen allen sey: sie möchten ihm doch alles vergeben und vergessen, was er bisher gethan habe! Nach dieser herzlichen Erklärung taufte Zeisberger diesen Erstling von Machwihilusing mit innigster Bewegung seines Herzens und unter einem so mächtigen Gefühl der Gegenwart GOttes, daß die ganze Versammlung davon wie überwommen und mit Ehrfurcht erfüllt wurde. Der Täufling bekam den Namen Johannes, und war

nach-

nachher in seinem ganzen Wesen wirklich wie neugeboren. Ein anderer, der sonst Papunhanks Gegner gewesen war, gleich nach ihm getauft und Petrus genannt worden, konnte nicht genug bezeigen, wie leicht ihm nun sein Herz geworden, da es vorher so schwer gewesen, daß er es nicht habe ausstehen können.

Zeisbergen mußte aber, mitten aus seiner Freude über diesen Segen des Evangelii, nach Bethlehem zurück berufen werden, weil man schon zu Anfang des Monats Juny daselbst fürchterliche Nachrichten bekam von den Feindseligkeiten der Indianer an den Landseen von Canada und am Ohio, woselbst sie viele hundert weiße Leute ermordet hatten. Nun fielen sie auch in Pensylvanien ein, und man erwartete eben so schauervolle Auftritte, als im Jahr 1755 gewesen waren. Die Schwärmer, deren ich in erwähntem Jahre gedacht habe, wachten nun wieder auf, breiteten überall aus, daß dieser neue Krieg eine Strafe GOttes sey, weil sie, wie die Israeliten, nicht alle Cananiter ausgerottet hätten, und wollten nun sämmtliche Indianer ohne Unterschied vertilgt wissen.

Die Einwohner von Nain und Wechquetank geriethen darüber in besondere Verlegenheit. Alle Mannsleute, die zum Theil sehr weit auf die Jagd gegangen waren, wurden sogleich durch Boten zurück berufen. Auch schickten beyde Orte gemeinschaftlich eine unterthänige Addresse an den Gouverneur von Pensylvanien, worin sie ihren Abscheu vor den Feindseligkeiten der Wilden bezeugten und um Schutz baten, dessen sie auch von diesem Herrn, so lange sie sich nicht in den Krieg mischen würden, in den gütigsten Ausdrücken versichert wurden.

Nun hieß es wol immer, daß die Irokesen es nicht zulassen wollten, daß auf der Ostseite der Susquehannah gemordet würde; und da auch die Provinz Pensylvanien einige

Compagnien Soldaten angeworben hatte, die grossentheils eben so gekleidet gingen wie die Indianer, und bis in die Gegend der Gemeinorte streiften, so glaubte man, daß man von den feindlichen Indianern nicht so leicht überfallen werden könnte: allein gerade das, womit man sich am meisten beruhigen wollte, ward die Quelle unbeschreiblicher Angst und Noth. Es kamen nemlich 4 fremde Indianer vom Ohio, die alles gute vorgaben, in Bethlehem, Nain und Wechquetank besuchen. Hintennach aber erfuhr man, daß sie zu einer Bande Mörder gehörten, die einen Einfall thun, vorher aber ihre Verwandten aus Wechquetank wegholen wollten, und da sie sahen, daß so viele Soldaten im Busch hin und her streiften, eilten sie mit Furcht und Zittern wieder davon. Darüber kamen unsere Indianer bey den Soldaten in den Verdacht, als ob sie ein gefährliches Einverständniß mit den Feinden unterhielten. Weil sie nun vor einem Angriff auch von weißen Leuten nicht sicher waren, so machten sie unter sich aus, daß sie sich gegen diese nicht wehren, den Wilden aber tapfer widerstehen wollten. Auch ließen sie sichs, auf Verlangen der Befehlshaber der Truppen, gefallen, wenn sie zu weißen Leuten gingen, ein besonders Zeichen zu tragen, woran man sie als friedliche Indianer erkennen wollte. Uebrigens richteten alle Nachbarn von Wechquetank ihr Auge auf diesen Ort, den viele ihren einzigen Trost nannten, blieben ruhig, so lange die Indianer-Gemeine nicht flüchtete, baten aber zu wiederholtenmalen, daß, wenn es dazu kommen sollte, man es sie ja sogleich wissen lassen möchte, weil sie alsdenn auch die Flucht nehmen wollten.

Im August kamen Zacharias und seine Frau, die vor einiger Zeit sich von der Gemeine in Wechquetank getrennt hatten, dahin wieder zum Besuch, und thaten, was sie konnten, den Einwohnern vor den weißen Leuten bange zu

machen. Eine Frau, Namens Zipora, ging auch wirklich mit ihnen fort. Bey diesen armen Leuten aber traf das Wort recht zu: "Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren". Sie übernachteten an der Buchkabuchka, und da der Englische Capitain Wetterhold mit Soldaten da lag, so schliefen sie auf dem Boden einer Scheuer ganz unbesorgt; in der Nacht aber wurden sie von eben diesen Soldaten überfallen: die Zipora wurde auf die Dreschflur herunter gestürzt und todt geschlagen; Zacharias entsprang; sie setzten ihm aber nach und ermordeten ihn, desgleichen sein kleines Kind und seine Frau, obgleich letztere vor ihnen auf die Knie fiel, und um ihr Leben bat.

Die Soldaten trauten nun unsern Indianern noch viel weniger, denn sie vermutheten, daß das Zacharias 4 Brüder, die in Wechquetank wohnten, seinen Tod in Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern des Ortes würden zu rächen suchen. Sie wollten ihnen daher nicht mehr erlauben auf die Jagd zu gehen und drohten dem ersten Indianer, den sie im Busche antreffen würden, den Tod; doch ließ sich endlich der Capitain Wetterhold, durch die standhafte und wiederholte Vorstellungen des Missionarius Grube, davon abbringen. Das half für eine Weile, und es war ein Glück für Wechquetank, daß es zu dieser Zeit einen so wackern Missionarium hatte, der auf der einen Seite seine Indianer unablässig tröstete, zur Einigkeit vermahnte und fest darauf bestand, daß niemand sich einfallen ließe, allein zu flüchten, indem sie alle zusammen bis zuletzt aushalten, und die Last des Wachens gemeinschaftlich tragen müßten; auf der andern aber auch für seine Leute väterlich sorgte, und sichs nicht verdrießen ließ, zu ihrem Besten mit den Befehlshabern der Miliz manchen harten Stand zu haben. Am schwersten hatte ers mit einer Irischen Freycompagnie, die den Einwohnern ungescheut ankündigte, daß keiner sich im

 Busche

Büsche sollte finden lassen, der nicht auf der Stelle niederge-
schossen seyn wollte, und daß, wenn nur noch ein weisser
Mensch in dieser Gegend getödtet würde, das ganze Irische
Settlement sich aufmachen, und in Wechquetank alles um-
bringen würde, ohne dazu auf den Befehl des Gouvernements
oder des Friedensrichters zu warten.

Aehnliche Drohungen kamen nach Nain, und ob die ar-
men Indianer gleich auch hier unter dem Schutz des Gou-
vernements standen, und auf allen ihren Wegen, selbst wenn
sie nur in der Nähe auf die Jagd gingen, mit gehörigen Päs-
sen versehen waren, so war es doch allemal fast ein Wunder,
wenn sie wohlbehalten nach Hause kamen. Sehr oft er-
schreckte sie ein blinder Lerm; am 8ten October aber zu Mit-
ternacht erhielt man durch einen Boten die gewisse Nach-
richt, daß feindliche Wilde ein Irisches Settlement, 8 Eng-
lische Meilen von Bethlehem gelegen, überfallen und den
Capitain Wetterhold, seinen Lieutenant, etliche Soldaten und
Herrn Stenton getödtet hatten, dessen Frau durch unvor-
sichtige Reden über einige Indianer, die bey ihnen eingekehrt
waren, Schuld an diesem Unglück war, aber ihren Händen
entkam.

Diese betrübte Begebenheit setzte unsre Indianer in Nain
und Wechquetank samt ihren Lehrern in doppelte Gefahr,
entweder von den Wilden, oder von den weissen Leuten,
welche letztere nun gegen sämmtliche Indianer äusserst erbit-
tert und wie unsinnig wurden, umgebracht zu werden. Sie
konnten aber dabey nichts anders thun, als sich ihrem treuen
GOtt und HErrn zu allem Seinem Willen zu übergeben und
die ihnen so nöthige Hülfe lediglich von Ihm zu erwarten.
Indessen wurde an beyden Orten bey Nacht und Tage gute
Wache gehalten. Die Indianer-Brüder hatten dabey einen
getrösten Muth und sagten: "Die bösen Leute sind ja nur
Würmchen gegen den Heiland; Er kann uns schon in Sei-

nen

in Schutz nehmen und eine Furcht über sie kommen lassen; das geschahe auch wirklich Tages darauf am 9ten October, da sich 50 feindselige weiße Männer auf der andern Seite des Lechas versammlet hatten, Nain in derselben Nacht zu überfallen und alles zu ermorden. Ein gut gesinnter Nachbar aber machte den Feinden ihr Vorhaben so bedenklich und gefährlich, daß sie davon abließen, und wieder nach Hause gingen. Diese gnädige und fast wunderbare Errettung reizte die Indianer-Gemeine, GOtt herzlich zu loben und Ihn für Seine Treue demüthig anzubeten.

An demselben Tage, da es um Nain so mißlich aussahe, kam auch nach Wechquetank eine Irische Freycompagnie, in der Absicht, sämmtliche dasige Indianer umzubringen, denen sie mit schäumender Wuth Schuld gaben, daß sie die Mordthaten in ihrem Settlement begangen hätten. Grube hatte alles zu thun, ihnen zu wehren, und die Unmöglichkeit ihres Vorgebens zu beweisen, indem er und seine Leute selbst täglich in Gefahr wären, von den Wilden überfallen zu werden, und sich also von ihrem Orte nicht verrücken dürften; ja er mußte, da die aufgebrachten Leute noch nicht davon abstehen wollten, das an ihrem Orte von den Wilden vergoßne Blut an diesen unschuldigen Schaafen zu rächen, seine Zuflucht zu Wohlthaten nehmen und ihnen Essen und Trinken vorsetzen, wodurch er sie endlich besänftigte. Gleichwol ließen sie sich beym Weggehen verlauten, daß, wenn die Wechquetanker nicht bald wegzögen, sie wieder kommen und ihr Vorhaben gewiß noch ausführen würden. Die Loosung des Tages: GOtt hilft ihr frühe, lag dem Bruder Grube dabey immer im Gemüthe, tröstete ihn, und in der Abendversammlung tröstete er damit auch die geängstete Gemeine, und ermunterte sie, an GOttes Hülfe nicht zu zweifeln. Die darauf folgende Nacht wachte alles; man merkte Spionen um den Ort herum, sahe auch ein Feuer das ein Lager anzeigte,

zeigen, und erwartete einen Ueberfall, den GOtt aber ver-
muthlich durch den starken Regen, der in dieser stockfinstern
Nacht fiel, verhinderte.

Indessen sahe man nun wol, daß es Verwegenheit seyn
würde, die Flucht noch länger aufzuschieben, und der Mis-
sionarius erhielt von Bethlehem die dringendste Anweisung,
mit seiner ganzen Gemeine ungesäumt aufzubrechen, und
nach Nazareth zu eilen, von woher man ihnen einige Wa-
gen entgegen senden wollte. Wie sich aber alles zur Abreise
schickte, hörte man in der Nähe vom Orte 10 Schüsse. Un-
sere Indianer dachten, die Wilden hätten die Soldaten über-
fallen, und wollten den letztern zu Hülfe eilen. Da aber
der Missionarius es ihnen nicht zuließ, machten sie sich im
Orte zur Gegenwehr fertig und formirten einen großen
Kreis. Als nun der Bruder Grube, während daß seine
Frau die Schwestern tröstete, den Indianern Muth zusprach
und sie ermahnte, auf GOttes Hülfe zu harren, sagte der
Indianer Bruder Petrus zu ihm: Bruder, es ist gut, aber
stehe du nicht vor mir, sondern hinter mich, denn
ich will lieber, daß ich eher erschossen werde, als du.
Gleich darauf aber kam die Parthey, gegen die man sich
wehren wollte, mit einem Indianischen Kriegsgeschrey ihren
[illegible], und man erfuhr nachher, daß es eine Compag-
nie Soldaten gewesen, die unsere Indianer aus dem Orte
locken wollte, um mit ihnen zu fechten.

Nachdem hierauf die Wagen von Nazareth angekommen
waren, ging der Abzug am 11ten October Mittags vor sich,
nicht ohne Betrübniß, daß sie das schöne Wechquetank, wo
sie sich mit so vieler Mühe angebauet hatten, so bald mit dem
Rücken ansehen, und ihre ganze Erndte nebst einem Theile
ihres Viehes im Stiche lassen mußten. Die Brüder hielten
zu beyden Seiten des Weges im Gebüsche gute Wache, son-
derlich die Nacht, da sie unter freyem Himmel lagen. Und

so

brachte sie GOtt am folgenden Tage glücklich nach Naza-reth, zu großer Freude der dasigen Gemeine, die man auch im Jahr 1755 die Bethlehemische, eine Indianer-Gemeine auf eine Zeitlang zu beherbergen und zu verpflegen hatte, mit einem Liebesmahl dieselbe gar herzlich empfing, und mit Kleidung sehr reichlich beschenkte.

Nach etlichen Tagen ward der Bruder Grube zum Gouverneur nach Philadelphia berufen, der sich wegen der gegen die Brüder ausgestreuten harten Beschuldigungen mit ihm besprach, den Ungrund derselben genugsam einsah, und sich wie ein guter Vater äußerte, worüber unsre Indianer bey des Missionarius Rückkunft eine kindliche Freude bezeigten, und nun etliche Wochen eine angenehme Zeit der Erquickung hatten, in welcher sie der Gemeine zur Erbauung und zum Vergnügen waren.

Die Gemeine in Nain war unterdessen wie eingeschlossen, zumal da das Morden und Brennen der Wilden immer fortging, und auch die Neuengländer in Wajomick bis auf 4 Mann umgebracht worden, wodurch die Feindschaft der weißen Leute gegen alles, was Indianer hieß, aufs Höchste stieg, daher die Einwohner von Nain sich sogar in Bethlehem nicht mehr sehen lassen durften, indem die dahin kommenden Flüchtlinge sie auch da anfielen und mit Steinen nach ihnen warfen. Sie mußten also alles, was sie nothwendig brauchten, durch einen weißen Bruder von Bethlehem zu erhalten suchen. Kein Indianer-Bruder durfte es wagen nur nach Holz zu gehen oder nach seinem Vieh zu sehen, ohne einen weißen Bruder oder einen Paß bey sich zu haben, sonst war er in Gefahr, erschossen zu werden. Zu Hause mußten sie die stärkste Wache Tag und Nacht fortsetzen, damit sie ihre Versammlungen ungestört halten, und die Schwestern ihr Welschkorn sicher einernden und des Nachts mit ihren Kindern ruhig schlafen könnten. Uebri-

ward gegeben sie die Abrede, daß wenn sie von weißen Leuten sollten überfallen werden, so sollten aufs erste Zeichen mit der Glocke die Schwestern sich mit ihren Kindern auf dem Gemeinsaal und die übrigen Brüder und Knaben in etliche bestimmte Häuser begeben. Der Missionarius Schmick aber, der damals in Nain als Lehrer stand, sollte den Leuten entgegen gehen und sie von ihrem Vorhaben abzubringen suchen. Wenn aber die Wilden kämen, so wollten die Indianer-Brüder die ersten seyn, ihnen entgegen zu gehen, mit dem getrosten Glauben, daß der HErr ihnen beystehen und ihre Feinde überwinden würde.

Unter diesen schweren Umständen hielten sie 4 Wochen geduldig aus, obwol das viele Wachen und die Kälte des Nachts sie nicht wenig angriff. Der Friede GOttes aber, und die Liebe, die unter ihnen regierte, erhielt sie gelassen, munter und getrost. Froh und dankbar aber war doch ein jedes, wenn eine Nacht vorbey war, daß man einander auf dem Saal wieder lebendig sahe, und sich mit dem theuren Wort GOttes gemeinschaftlich aufs neue stärken und trösten konnte.

Da sie nun bey so guter Verfassung von keinem Feinde angegriffen wurden, fiengen sie schon an, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß das Gouvernement sich ihrer nachdrücklicher annehmen und ihnen an ihrem Orte mehr Ruhe und Sicherheit verschaffen würde. Allein es gieng ganz anders. Unvermuthet wurde der unschuldige Indianer-Bruder Renatus, des alten ehrwürdigen Jakobs Sohn, als der Mörder des im Irischen Settlement getödteten Herrn Stantons, von dessen Witwe mit einem Eide angeklagt, am 29sten October von Nain nach Philadelphia abgeholt, und daselbst ins Gefängniß gelegt.

Man kann leicht denken, wie geschwind sich das Gerücht davon überall verbreitete, und was die arme Gemeine in

[illegible] in [illegible]
[illegible] hatte, [illegible]
[illegible] Tode. GOtt aber lenkte das Herz der [illegible]
[illegible] [illegible] zu andern Zeit [illegible]. Am
[illegible] November kam ein Befehl vom Gouverneur, daß
alle unsere Indianer von Nain und Wechquetank nach Phi-
ladelphia gebracht und daselbst geschützt werden, vorher aber
ihre Gewehre abliefern sollten. Dieses wurde noch densel-
ben Tag den Gemeinen in Bethlehem und Nain empfohlen,
daß GOtt unser Heiland allen [illegible] Nach-
theil für Sein unter den Heiden angefangenes Gnadenwerk
abwenden und unsere Indianern Kraft schenken möchte, sich
als Unschuldige zu beweisen und ihre Sache in Geduld [illegible]
sen. Als letztern hierauf in Nain der Wille der hohen Obrig-
keit bekannt gemacht und sie mit der Losung des
Tages: "Wenn ich mich fürchte, so hoffe ich auf Dich" ge-
[illegible], war das Weinen [illegible] allgemein; doch zeig-
ten sie sich in allem [illegible] bereitwillig, daß sie gern hingehen
wollten, wohin sie sollten; wenn aber ihre Lehrer nicht mit-
gingen, so wollten sie sich lieber da auf der Stelle todtschla-
gen lassen. Da sie nun die Versicherung erhielten, daß die
Missionarien sie nicht verlassen würden, machten sie sich auf den
7ten November reisefertig, und die Gemeine in Bethlehem
beschenkte sie mit vielen Kleidungsstücken, die sie auch sehr
nöthig brauchten. Sobald der Sherif, Herr Jennings, an-
kam, übergaben ihm die Brüder ihre Gewehre, mit einer
Gelassenheit, die ein Beweis ihrer Sinnesänderung war, da
sonst ein Indianer lieber seinen Kopf als seine Flinte hergibt.

Mittlerweile wurde auch den Wechquetankern in Naza-
reth der obrigkeitliche Befehl gemeldet, die sich eben so er-
wünscht dabey betrugen. Am 8ten November früh brachen
sie zu Wagen von Nazareth auf, und die dasige Gemeine sahe
ihnen mit weinenden Herzen und Augen nach, wie denn auch

[illegible] ihnen so geräumige [illegible] Wohnplatz als [illegible] zum Gebrauch verließen. Am Mittage kamen sie in Bethlehem an, wurden auf den Gemeinsaal geführt und der Bischof Petrus Böhler hielt ihnen eine tröstliche [illegible] Rede über die zupassende Losung des Tages: "Richtet Deinen Weg zu mir [illegible]". Worauf sie denn auch von der Bethlehemischen Gemeine mit Kleidung und Wäsche beschenkt und mit theilnehmender Liebe entlassen wurden.

[illegible] geschahe an demselben Tage Nachmittags auch der [illegible] Auszug der Gemeine von Nain, die [illegible] Ort, wo der HErr so fühlbar in ihrer Mitte gewaltet hatte, mit Wehmuth verließ, und ihren stillen Wohnplatz zur Ruhe [illegible]. Hier stießen die von Wechquetank zu ihnen, und so vereinigten sich die 2 Gemeinen wieder zu ihrer Pilgerschaft, die sie nun im Namen des HErrn unter häufigen Thränen der ihnen nachsehenden Bethlehemischen Gemeine antraten. Es war ein [illegible] Anblick, dieses liebe Volk, und darunter so viele Alte, Kranke, Schwache, Schwangere und Säugende geduldig so hingehen zu sehen, in banger Erwartung, was man mit ihnen vornehmen würde. Zu ihrem großen Troste zogen ihre treuen Lehrer, die Brüder Grube und Schmick nebst ihren Ehefrauen, desgleichen die Brüder David Zeisberger und Rothe mit ihnen; einige Brüder begleiteten sie, und der Sheriff sorgte für sie wie ein Vater für seine Kinder. Die Aeltesten, Schwächsten und die Kinder wurden nebst der Bagage auf Wagen geführt, die übrigen giengen zu Fuß, und hatten bey starkem Regenwetter einen sehr beschwerlichen Weg. Viele wurden marode, einer fiel sich den Arm aus dem Gelenke, und 2 Personen verloren sich im Finstern von der Gesellschaft. Ueberdem hatten sie von dem feindseligen Betragen der weißen Leute viel auszustehen, die ihnen auf der Straße begegneten, und sie mit Schimpf- und

Schelt-

[illegible] durch Stadtleute
[illegible] versammleten sich viele [illegible]
um sie herum, und sprachen von nichts, als [illegible]
[illegible], brennen und dergleichen [illegible], die ihnen [illegible]
[illegible] werden sollten; so es [illegible]
[illegible] Orte verbannen [illegible]
[illegible]; welches aber durch die [illegible]
[illegible] Regen verhindert wurde.

Als sie auch endlich [illegible] zu den Baracken von Phi-
ladelphia kamen, in welche sie auf Befehl der Regierung ein-
quartiert werden sollten, wurden sie von den Soldaten, die
[illegible], sehr übel empfangen, und ihnen der Eintritt mit
Gewalt verwehrt, ohne sich an den Befehl des Gouverneurs
zu kehren. Dadurch wurden unsere arme Indianer von
zehn Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags auf der Straße
aufgehalten, in welcher Zeit ein [illegible] Pöbel sich um
sie herum versammlete, sie grausam lästerte, verspottete,
ihnen alle Mordthaten der wilden Schuld gab, und sie auf
der Stelle niederzumachen drohete; welches auch wohl ge-
schehen wäre, wenn unsere Indianer Schimpfwort mit Schimpf-
wort vergolten hätten. Sie schwiegen aber stille und trösteten
sich, wie sie nachher erzählten, mit JEsu Leiden, Spott
und Hohn, und was Er um unsertwillen ausgestanden hat.
Indessen liess es den [illegible] machen, daß ihre Bemühungen für
das Volk hier nur mit Spott und Schmähungen abgewiesen
wurden, und dankten dem lieben GOtt, daß sie durch diesen
gefährlichen Mobb nicht wären aufgerieben worden.

Da nun selbst die Obrigkeit die Soldaten nicht vermoch-
te, unsere Indianer in die Baracken einzulassen, so kam end-
lich nach 5 Stunden Befehl, daß letztere weiter marschiren
sollten. Sie zogen also durch diese große Stadt hindurch;
tausende begleiteten sie mit wildem Geschrey, und sie waren
hier wirklich wie Schaafe unter den Wölfen. So wurden

sie

[illegible] auf [illegible]
[illegible] Delaware [illegible] durch eine
[illegible]
[illegible]
[illegible] Gottes
[illegible] in den [illegible]
[illegible]
[illegible] Tages: Ich will dich unter-
weisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln
sollst [illegible]

[illegible] und die [illegible]
[illegible] als die Umstände [illegible]
[illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] möglich zu [illegible]
[illegible] Holz [illegible]
[illegible]
[illegible] und doch [illegible]
[illegible] Mangel zu klagen [illegible]
[illegible] Philadelphia, sonderlich unter
den Quäkern [illegible] die ihnen [illegible]
[illegible] Lage zu erleichtern suchten.

Während der Zeit da unsre Indianer hier [illegible] von [illegible]
[illegible] aus Philadelphia fleißig besucht wurden, übrigens
aber doch zu ihrer Erholung einer erwünschten Ruhe genos-
sen, wurde der Missionsplatz Weh[illegible] [illegible]
ten niedergebrannt, und am [illegible]ten No[illegible] gegen Mitter-
nacht auch in Bethlehem Feuer angelegt; die Oelmühle
brannte ab und machte ein fürchterliches Feuer, so daß man
nur mit großer Mühe das Wasserwerk und dadurch die übri-
gen Gebäude des Orts retten konnte.

Zu Ende dieses Monats kam Johannes Papunhank mit
21 Personen von Machwihilusing nach Bethlehem, daselbst

 Sicher-

Sicherheit zu suchen; [illegible] Philadelphia und [illegible] noch einiger Zeit zu [illegible] [illegible] zu Liebe der Bruder Friedrich Wilhelm von Marschall [illegible] Bethlehem, sich damals zu Philadelphia aufhielte, [illegible] bey der Regierung [illegible]

Das [illegible] verfolgte [illegible] Landesobrigkeit [illegible] lebhaftesten Danke, [illegible] Schrecken erfuhr, daß eine Anzahl [illegible] Indianer, die von langen Zeiten her [illegible] in Ruhe gewohnt hatten, am [illegible] in ihrem Dörflein bey Conestoga [illegible] Lancaster [illegible] sogenannter [illegible] Tages [illegible] überfallen, und ihrer [illegible] Personen in ihren [illegible] worden. Die übrigen [illegible] Lancaster, [illegible] Magistrat aufgenommen, und in das Arbeitshaus [illegible] und festes Gebäude, eingemauert wurden, [illegible] jegen [illegible] das Arbeitshaus mit Gewalt, [illegible] Indianer auf den Knien um ihr Leben [illegible] ermordeten [illegible] auf die Straße, [illegible] mit einem gräßlichen Siegesgeschrey [illegible] und drohten, daß es nun den Indianern auf Province-Eiland eben so ergehen sollte.

Das Englische Gouvernement ließ zwar sogleich eine nachdrückliche Proklamation gegen diesen Greuel ergehen, verbot aufs schärfste, die Indianer auf Province-Eiland anzutasten, und versprach denen 200 Pfund Sterling, die die zwey Anführer der Mörder greifen und zur gefänglichen Haft bringen würden. Allein es zeigte sich bald, daß unglaublich viel andere Leute, und selbst nicht wenig Einwohner von Philadelphia mit den Aufrührern in geheimer Ver-

bindung

bindung standen, und die Achtung gegen die Landesregierung war so gering, daß keiner von gedachten Anführern arretirt wurde, ob sie gleich beyde bald nachher öffentlich in den Straßen von Philadelphia, ja vor den Thüren des Gouverneurs herumgingen, um seiner Macht Trotz zu bieten, welche derselbe auch, aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstande, so wenig brauchen durfte, daß er sich stellen mußte, als wüßte und merkte er nichts von ihnen. Dadurch wurden die Aufrührer immer dreister, ihre Anzahl vermehrte sich, und es verbanden sich in Paxton und andern Orten der Grafschaft Lancaster viele hundert Menschen, nach Philadelphia zu marschiren und nicht zu ruhen, bis auch die dort in Schutz genommene Indianer alle hingerichtet wären.

Am 29sten December kam auch wirklich die Nachricht nach Philadelphia, daß eine starke Parthie derselben schon auf dem Marsch wäre, unsere Indianer zu überfallen, daher das Gouvernement die Missionarien augenblicklich davon benachrichtigte, gute Wache zu halten anrieth, und ihnen am 31sten December früh, da die Gefahr näher zu kommen schien, etliche große Fahrzeuge zusandte, mit dem Befehl, sich mit ihrem Volke auf denselben ungesäumt auf die Flucht zu begeben. In kurzer Zeit war alles an Bord, und so ruderten sie bis Leek-Eiland, wo sie weitere Befehle abwarten wollten. Nach etlichen Stunden erhielten die Missionarien ein Schreiben vom Herrn Gouverneur, worin er ihnen meldete, daß alles nur ein blinder Lerm gewesen, sie könnten also nach Provinz-Eiland zurückgehen, wo man ihnen so bald als möglich eine Bedeckung zugeben, auch die Fahrzeuge auf alle Fälle zu ihrem Gebrauch da lassen wollte. So kehrten sie mit Freuden zu ihrer vorigen Wohnung zurück, erquickten sich noch gemeinschaftlich an der schönen Loosung des Tages: **Der HErr ist meine Stärke und mein Schild; auf Ihn hoffet mein Herz;** und beschlossen

dieses

dieses für sie so merkwürdige Jahr der Prüfung und der Hülfe des HErrn zu Seinen Füßen mit Dank- und Freudenthränen.

Sechzehnter Abschnitt.

1764. 1765.

Die Indianer-Gemeine soll zur Englischen Armee gebracht werden, wird aber auf dem halben Wege zurückgewiesen und in die Baracken bey Philadelphia einquartiert. Angstvolle Tage daselbst, und fernerer theils gesegneter, theils mühseliger Aufenthalt. Des Indianers Renatus Erlösung aus der Gefangenschaft. Es wird Friede. Abzug der Indianer-Gemeine aus den Baracken. Beschwerliche Pilgerschaft nach Machwihilusing an der Susquehannah.

Kaum hatte die Indianer-Gemeine zu Anfang des Jahres 1764 das heilige Abendmahl begangen, und sich aufs neue verbunden, mit ihrem ganzen Leben und Wandel den Tod des HErrn zu verkündigen, so gingen die Unruhen schon wieder an.

Das Gouvernement hatte von den unmenschlichen Absichten der Aufrührer gewissere Nachrichten eingezogen, wollte die verfolgte Gemeine in bessere Sicherheit bringen, und beschloß daher, dieselbe über Neuyork zur Königlichen Armee und insonderheit zu dem General Sir William Johnson, als des Königs Bevollmächtigten bey den Nördlichen Indianern abgehen zu lassen. Am 4ten Januar Abends spät erhielten die Missionarien Befehl, sich mit ihren Indianern zu dieser Reise unverweilt anzuschicken, und schon zu Mitternacht erfolgte der Aufbruch zu Wasser, bis etwa 5 Englische

Meilen

Meilen von Philadelphia, wo sie die Herren Ludwig und Jakob Weiß zu ihrer weitern Beförderung vor sich fanden, und theils zu Wagen, theils zu Fuß am 5ten in aller Frühe fast unbemerkt durch die Stadt bis zu dem dasigen Brüderhause kamen, von vielen Brüdern und Schwestern mit herzlicher Liebe empfangen und auf dem Saale mit einem Frühstück bewirthet wurden. Hier besuchte sie Herr Fox, der als Commissarius der Regierung ihren Transport zu dirigiren hatte, wurde durch den Anblick dieser armen Exulanten sehr gerührt, und ließ noch eine Anzahl wollene Decken unter sie austheilen, damit sie sich gegen die scharfe Kälte besser schützen könnten. Hierauf wurden die Kranken, Blinden, Alten und Kinder nebst der nöthigen Bagage auf Wagen geladen, und nun traten sie mit ihren Lehrern unter einem so starken Zulauf von Menschen, daß sie sich kaum durchdrängen konnten, ihre weitere Reise in JEsu Namen an. Eine große Menge begleitete sie unter schrecklichen Fluch- und Scheltworten bis vor die Stadt; doch legte niemand eine Hand an sie. Verschiedene Brüder gingen ein Stück Weges mit ihnen, und etliche Meilen von der Stadt stieß Capitain Robertson nebst 70 Mann Hochländer, oder Bergschotten, die in der letzten Schlacht mit den Indianern gewesen waren, zu ihrer Bedeckung zu ihnen. Diese thaten Anfangs wild und ungezogen, und fielen sonderlich den jungen Weibsleuten mit ihren Reden sehr beschwerlich, ließen sich aber doch nach und nach in Zucht und Ordnung bringen. Als Commissarien der Regierung, die sie mit allem nothwendigen versorgte, reiseten die Herren Fox und Logan bis Trenton mit ihnen, woselbst der letztere im Namen des Herrn Gouverneurs eine Rede an sie hielt, ihnen wegen der in Canestoga und Lancaster an den unschuldigen Indianern begangenen Mordthat die Gesinnung des Gouvernements darlegte, und 2 Belts of Wampom übergab, die sie den Irokesen zu-

schicken

schicken sollten. Der erste sollte ihnen sagen, daß sie Friede machen möchten, weil sie den Krieg ohne Ursach angefangen hätten; der zweyte, mit welchem etliche Stücke schwarzes Tuch und einige Schnupftücher für die Freunde der an gedachten beyden Orten Erschlagenen gegeben wurden, sollte die Gräber derselben bedecken, die Augen der Verwandten trocknen und anzeigen, daß der Gouverneur die Mörder zur Strafe ziehen wollte.

Nach dieser Rede nahmen unsere Indianer von den beyden Herren Abschied und dankten ihnen, und durch sie dem Herrn Gouverneur für alle ihnen erzeigte Güte aufs demüthigste. Von Trenton ging Herr Epty als Commissarius mit ihnen, und sorgte für ihr gutes Fortkommen.

An allen den Orten, und sonderlich in den Städten, wo unsre Pilger durchzogen, lief der Pöbel zusammen, und führte sich zum Theil sehr unbändig auf. Doch verhütete GOtt alles Unglück, und brachte sie ohne Schaden nach Amboy, woselbst 2 Schaluppen zu ihrer Ueberfahrt nach Neuyork fertig lagen. Als sie sich aber am 11ten Januar eben einschiffen wollten, kam unvermuthet ein Staatsbote des Gouvernements von Neuyork mit dem strengsten Befehl, daß unsre Indianer sich nicht unterstehen sollten, einen Fuß ins Neuyorkische Gebiet zu setzen: auch Capitain Robertson erhielt Ordre vom General Gage, die Indianer nicht weiter gehen zu lassen, und allen Fährleuten wurde bey Strafe verboten, sie über den Fluß zu setzen. Herr Epty meldete den Vorfall sogleich nach Philadelphia und bat um Verhaltungsbefehle.

Inzwischen lag die pilgernde Gemeine in den Baracken von Amboy stille, erhielt einen angenehmen Zuspruch von den Brüdern Nathanael Seidel aus Bethlehem, und Gambold aus Neuyork, hielt ihre tägliche Versammlungen im Gefühl des Friedens GOttes, und wurde von einer Menge

Menschen besucht, denen der Missionarius Grube auf ihr Verlangen einmal unter freyem Himmel eine evangelische Predigt hielt. Die weissen Leute, die nun häufig in die Versammlungen unsrer Indianer kamen, konnten sich sonderlich über ihr schönes Singen nicht genug wundern und bekamen eine ganz andere Idee von ihnen, als sie vorher gehabt hatten. Ein Soldat brach gar einmal öffentlich in die Worte aus: "Wollte GOtt, es wären alle weisse Leute so gute Christen, wie diese Indianer sind."

Auf erhaltenen Befehl des Gouverneurs von Philadelphia, traten unsere Pilger ihre Rückreise dahin am 18ten Januar mit herzlichem Vergnügen an, und glaubten kindlich, daß ihr Hin- und Herziehen aus weisen Ursachen vom HErrn Selbst beschlossen gewesen, daher sie auch alle Beschwerden, die sonderlich bey der harten Winterszeit unvermeidlich waren, nicht achteten. Ihre bisherige Eskorte unter Capitain Robertson wurde nun durch 170 Mann Königlicher Truppen von der Armee des Generals Gage unter Commando des Capitains Schlosser abgelöst, wovon ein Theil den Zug anführte, und der andere denselben schloß. Diese Mannschaft war eben von Niagara zurück gekommen, hatte am See Erie von den Wilden viel gelitten, und bezeigte sich daher Anfangs gegen unsre Reisende so feindselig, daß man sich unter ihrer Begleitung nichts Gutes versprach. GOtt lenkte aber ihre Herzen gar bald, und verwandelte ihren Unwillen in ein recht freundliches Betragen, so daß sie endlich gegen die Indianer ganz vertraulich wurden, und ihnen umständlich erzählten, was sie alles in dem Wildenkriege ausgestanden hatten.

Auch auf dieser Rückreise konnten unsre Pilger ihre tägliche Versammlungen ungestört halten, da denn immer ein starker Zulauf war, und viele weisse Leute mit Verwunderung und Erbauung zuhöreten. Bey Braunschweig fanden sie

ist es sehr gefährlich, übers Eis zu kommen, und die Schwachen, Alten und Blinden mußten auf Händen und Füßen über den Fluß kriechen; niemand kam indessen zu Schaden, und die ganze Reise war glücklich. Am 24sten Januar trafen sie wieder in Philadelphia ein, wurden nunmehr in die Baracken einquartiert, und ließen da ihr erstes seyn, GOttes Güte zu preisen, und Ihn für alle auf dieser sonderbaren Reise von Ihm genossene Treue, Bewahrung und Hülfe, und vornemlich dafür anzubeten, daß sie unter den verwilderten Soldaten keinen Schaden an ihren Seelen gelitten hatten.

Hier wurden sie nun von den Soldaten Tag und Nacht bewacht, richteten sich ordentlich ein, und hofften recht ruhig und sicher zu seyn. Sie wurden aber nicht nur bald nach ihrer Ankunft von dem Pöbel, sonderlich von dem jungen Volke aus der Stadt dermaßen überlaufen, daß die Wache sie dagegen nicht schützen konnte, sondern die Aufrührer suchten nun ihre bösen Anschläge gegen sie mit Gewalt auszuführen, marschirten in großen Haufen auf Philadelphia los, und breiteten überall aus, daß sie durch oberwähnte Proklamation des Gouvernements äußerst beleidigt worden, und nun nicht ruhen wollten, bis man alle in Schutz genommene Indianer ihnen ausgeliefert hätte.

Auf diese Nachricht wurden die Wachen um die Baracken herum verdoppelt, und die Landesobrigkeit sahe sich endlich doch gezwungen, die nöthigen Anstalten zu machen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Zu dem Ende wurden am 3ten Februar 8 schwere Canonen vor den Baracken aufgepflanzt, und mitten auf dem Platze eine Brustwehr errichtet. Die Bürger, selbst viele junge Quäcker, griffen zum Gewehr und begaben sich zu den Baracken, um mit den daselbst liegenden Soldaten unsre armen Indianer zu vertheigen, die unterdessen in der größten Eile aus dem untern in

den obern Stock ziehen mußten. Der Herr Gouverneur selbst besuchte zu Mitternacht unsre Indianer auf ihren Stuben, sprach ihnen Muth zu, und erfreute sie mit seiner Leutseligkeit ganz ungemein. Auch andere vornehme Leute kamen zu ihnen, und bezeigten ihre liebreiche Theilnehmung; einige blieben sogar bey ihnen und suchten in den Baracken die Sicherheit, die sie in der Stadt nicht zu haben glaubten.

Am 4ten Februar lief Nachricht ein, daß die Rebellen in grosser Anzahl schon ganz nahe wären: alles machte sich also zum Fechten fertig, und es entstand ein gewaltiger Lärm. Man hörte etliche Schüße und die Soldaten machten ein fürchterliches Geschrey; die achtzehnpfündigen Canonen wurden gelöst, und erschreckten unsre armen Indianer, die dergleichen nicht gewohnt waren, um so mehr, da sie so nahe am Hause standen, daß bey ihrer Abfeurung viele Fenster zersprangen. Indessen wagten sich die Rebellen noch nicht ganz heran; es blieb bey der Angst, und die Bürger zogen wieder ab. In der Nacht aber zwischen dem 5ten und 6ten erhielt man Nachricht von ihrer Annäherung, wodurch die ganze Stadt in Bewegung gerieth. Die Glocken wurden zu wiederholtenmalen geläutet, die Stadt erleuchtet, die Einwohner geweckt und aufs Rathhaus gefordert, Gewehre und Patronen ausgetheilt; zwey Compagnien Bürger rückten wieder in die Baracken ein, noch 4 Canonen wurden daselbst aufgeführt und der ganze Tag in der schrecklichsten Unruhe und beständiger Erwartung des Feindes zugebracht; wobey die Mitglieder der Brüdergemeine in Philadelphia von vielen übelberichteten Leuten, die die Schuld von allen diesen Unruhen den Brüdern zuschrieben, mit Schmähungen und Flüchen überhäuft wurden.

Unsre Indianer, die es wußten und es auch oft wiederholen hörten, wie blutdürstig die Rebellen nach ihrem Leben trachteten, sahen sich nun so an, als ob sie bereits auf der Schlacht-

Schlachtbank lägen, und verliessen sich bey allen Anstalten zu ihrer Vertheidigung, die sie mit Dank erkannten, doch nicht auf Menschen, sondern lediglich auf die Hülfe des HErrn. "Er kann uns helfen, wenn es Ihm gefällt; ist es aber Sein Wille, so wollen wir jetzt auch gerne sterben," so äusserten sich die allermehresten mit einer bewunderswürdigen Gelassenheit und Ergebenheit. Einige aber untersuchten ihre Herzen, waren bekümmert darüber, daß sie noch nicht mit rechter Gewißheit und Freudigkeit aus der Welt gehen könnten, und wandten sich damit zu unserm Heilande, der auch diese Prüfung ihren Herzen zum Segen dienen ließ; so daß die Missionarien den HErrn in der Stille herzlich dafür lobten, daß die Bekehrung dieser Heiden sich zur Zeit der Trübsal legitimirte, nicht als Menschen- sondern als Gottes-Werk.

Nach 4 schweren Tagen und Nächten erfuhr man endlich, daß die Rebellen durch die zu ihrem Empfang gemachte ernstliche Anstalten furchtsam geworden, und nicht weiter vorrückten. Es wurden daher einige Herren von der Regierung an die Aufrührer abgeschickt, um von ihnen zu vernehmen, was sie eigentlich begehrten; da sie denn nach vielen übermüthigen Aeusserungen am Ende nur darauf bestanden, daß unter unsern Indianern etliche Mörder wären, die sie bey Pittsburg gesehen hätten, und ausgeliefert haben wollten. Um sie nun zu befriedigen, wurde einem der Anführer erlaubt, in die Baracken zu kommen und die angeblichen Mörder anzuzeigen. Er kam, besahe die Indianer Person vor Person, kannte aber keinen. Nun hieß es, daß die Quäcker 6 von unsern Indianern heimlich aus den Baracken geholt und versteckt hätten. Auch das wurde aufs genaueste untersucht und falsch befunden; worauf die Rebellen abzogen und ihr Vorhaben für dasmal, wie sie sagten, aufgaben. Es zeigte sich nachher deutlich genug, daß ihr eigent-

eigentlicher Plan gewesen war, erst unsre Indianer zu ermorden, und wenn sie dadurch alles in Furcht und Schrecken gesetzt hätten, alsdann das ganze Gouvernement umzustürzen, wovon denn ein unabsehlicher Jammer die Folge gewesen wäre.

Unsre Indianer in den Baracken waren nun voll Lobens und Dankens, daß GOtt sie vor den Händen ihrer blutdürstigen Feinde so gnädiglich bewahrt hatte, wobey die Missionarien bemerken, daß die Loosungen dieser angstvollen Tage ungemein zupassend gewesen. An den zwey schwersten hieß die Loosung des erstern: "Sey nur getrost und sehr freudig," und die des andern: "Es ist dem HErrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen." Und am Tage des Abzugs der Rebellen hieß sie: "Bis hieher hat uns der HErr geholfen."

Nun ging der Besuch in den Baracken von neuem an, und wurde immer stärker. Leute von allerley Stand und Gesinntheit kamen aus der Stadt und der umliegenden Gegend, unsre Indianer zu sehen, die jezt recht nach den Buchstaben ein Schauspiel vieler tausend Menschen seyn mußten, deren Urtheile sehr verschieden waren. Einige konnten es nicht bergen, daß sie ihnen, wie überhaupt den Brüdern nicht wohl wollten; viele aber bezeigten eine wahre Theilnehmung an den Leiden, die sie ausgestanden hatten und wünschten ihnen Glück zu ihrer Errettung. Manchen war es unbegreiflich, wie die Missionarien unter so harten Umständen bey ihrem Volke hatten aushalten können, und es auch jezt noch nicht verliessen; ihre Geduld und ihre Liebe zu ihren Pflegbefohlnen war ihnen ehrwürdig, und sie wußten nicht, wie sie ihre Hochachtung vor solchen treuen Dienern JEsu genug zu Tage legen sollten. Auch wurden die Versammlungen der Indianer, vornemlich Sonntags, so häufig besucht, daß oft mehr als die Hälfte draussen vor den Thüren stehen mußten, und doch mit der größten Stille und

Aufmerksamkeit zuhörten. Viele blieben nur bey dem schönen Singen der Indianergemeine stehen; andern that der HErr das Herz auf, daß sie das Wort der Versöhnung annahmen, und es trug eine selige Frucht. Sonderlich waren viele Soldaten, die lange im Kriege gewesen, sehr froh, daß sie nach 6 bis 7 Jahren wieder einmal das süße Evangelium hören konnten. Nicht weniger hatten oberwähnte von Machwihilusing mit Johannes Papunhank zu ihnen gezogene, wie auch die Indianer aus den Jerseys, die sich in den Schutz des Gouvernements begeben und ebenfalls in den Baracken einquartirt worden, hier die beste Gelegenheit, das seligmachende Wort vom Kreuz zu hören, und die mehresten wurden für JEsum gewonnen.

Nun wurden auch die 4 ledige Indianerinnen, die schon etliche Jahre im Schwesternhause zu Bethlehem gewohnt hatten, daselbst aber nicht mehr sicher waren, in die Baracken gebracht, und von allen, die sie sahen, wegen ihres sittsamen und heitern Wesens und verständigen Betragens bewundert. Selbst die Soldaten hatten Achtung vor ihnen, und kamen ihrer Stube nicht zu nahe; wie man denn diesen letztern das Zeugniß geben muß, daß sie unsre Indianer zu aller Zeit mit Freundlichkeit behandelt haben, wobey das liebreiche und kluge Benehmen der Officiere nebst der guten Mannszucht, die sie hielten, nicht genug gerühmt werden kann.

Als man nun nach einem abermals mißlungenen Versuch, die Indianer zur Englischen Armee zu bringen, wohl sahe, daß an ein baldiges Wegziehen noch nicht zu denken war, fing der Bruder Grube mit den jungen Leuten eine Englische Schule an, wozu sie große Lust bezeigten, und überhaupt richtete man sich auf einen langen Aufenthalt so gut als möglich ein. Die Missionarien hielten täglich 2 Versammlungen, begingen öfters mit ihrer Gemeine das heilige Abendmahl, hatten auch die Freude, verschiedene von denen,

die hier an JEsum gläubig worden waren, in Seinen Tod zu taufen, und GOttes Gnade bewies sich ins Ganze an der Gemeine sehr kräftig. Auch im Aeussern sorgte das Gouvernement für unsre Indianer immerfort recht väterlich, daß sie keinen wesentlichen Mangel hatten, und der fortwährende starke Besuch, so beschwerlich derselbe auch manchmal war, diente doch dazu, daß viele vorher widrige Personen ganz anders gegen sie gesinnt wurden, da sie nicht nur ihre Unschuld, sondern auch das, was der HErr an ihren Seelen gethan hatte, zu Seinem Preise erkannten.

Gleichwol war ihre damalige Lage eine eigene Schule für sie, die manchem unter ihnen schwerer fiel, als alle bisherige Trübsale. So sehr man ihnen ihren Zustand zu erleichtern suchte, so kam es ihnen doch immer so vor, als wären sie in einer Art von Gefängniß: die sonst gute Kost, bey der sie aber nicht hergekommen waren, sagte ihnen so wenig zu, als der Mangel an nöthiger Leibesbewegung und an gehöriger Beschäftigung: das enge Beysammenwohnen wollte ihnen nach und nach unausstehlich werden; die Mannsleute durften nicht in den Busch, nicht auf die Jagd, ein Umstand, der ihnen in der Natur zuwider war; der Geist der Freyheit und Unabhängigkeit erwachte, vorzüglich bey den jungen Leuten; ihrer viele wurden mißmuthig, und manche gar unzufrieden und aufsetzig. Einigen war auch der Umgang mit denen Indianern, die nicht zu den Brüdern gehörten, aber, wie gesagt, auch in den Baracken wohnten, zum sichtbaren Schaden; so daß die Missionarien, denen die Mißvergnügten täglich ihre Klagen brachten, von denen aber auch das Gouvernement erwartete, daß sie ihr Volk in Ordnung und Ruhe erhalten würden, zu dieser Zeit wol ihre allerschwerste Periode hatten.

Schon zu Anfang des Monats März hatten unsre Indianer den Johannes Papunhank und noch einen aus ihrer

Mitte

Mitte als Friedensboten an die [illegible] Indianer abgesandt, sie zu versichern, daß sie [illegible], und sie zu bewegen, das Beil niederzulegen. Aufgemuntert durch die Nachrichten, die sie bey der Rückkunft dieser Boten erhielten, wandten sie sich im May an die Regierung, und baten inständigst, daß man sie nur sicher bis an die Grenze des Pensylvanischen Gouvernements bringen möchte, alsdann wollten sie schon selbst zusehen, wie sie sich durchbrächen und zum General William Johnson kämen. Da aber der Krieg mit den Wilden noch immer fortgieng, so konnte die Regierung diese Bitte nicht gewähren. Durch die abschlägige Antwort wurden die Gemüther noch mehr niedergeschlagen, und die Noth nahm zu. Dazu kam, daß im Sommer hitzige Fieber und die Blattern unter unsern Indianern ausbrachen, worüber verschiedene ein solches Grauen anwandelte, daß sie aus den Baracken entspringen und in den Busch laufen wollten.

Indessen segnete GOtt den anhaltenden liebreichen Zuspruch der Missionarien so, daß die Mißvergnügten sich endlich zum Ziele legten, und alle Unruhe sich in Ergebenheit in den Willen des HErrn verwandelte. Und nun war es ein Vergnügen, die Kranken zu sehen, deren Aeusserungen, die von ihrem lebendigen Glauben an JEsum und einer wahren Hoffnung des ewigen Lebens zeugten, vielen Besuchenden zur Erbauung und zum Segen waren. Der menschenfreundliche Herr Jakob Weiß in Philadelphia bewies dabey an diesen Kranken auf alle Weise eine Liebe und Treue, die nur GOtt ihm lohnen kann.

Sechs und funfzig derselben hatten das Glück, daß ihr Jammer, Trübsal und Elend bey der Gelegenheit zu einem seligen Ende kam. "Mit was für Freudigkeit, schrieben die Missionarien, und mit welcher Sehnsucht, ihren Heiland zu sehen, die mehresten von ihnen aus der Zeit giengen, können wir

gar nicht beschreiben; wir sehen mit Erstaunen, was JEsu Blut an Sündern thun kann." Der merkwürdigste unter ihnen war der alte Jakob, der Vater des gefangen sitzenden Renatus. Er war der letzte von den 3 Erstlingen, die im Jahr 1742 zu Oley getauft wurden, blieb in einem seligen Gang, wurde von jedermann als ein Vater geliebt und geehrt, und war vergnügt und heiter. Der schmerzliche Vorgang mit seinem Sohne aber grif ihn heftig an. Er wußte, daß derselbe unschuldig litte, und war sehr um ihn besorgt, ob er nicht im Gefängniß an der Treue und Gerechtigkeit GOttes seines Heilandes irre werden, und sich wol gar durch böse Menschen zum Trunk verleiten lassen möchte; er ging daher öfter zu ihm in den Kerker, war die mehreste Zeit bey ihm, und verschied an den Blattern mit getrostem Muthe. Die Brüder zu Philadelphia wollten ihn gerne auf ihrem Gottesacker begraben, das Grab war auch schon gemacht, boshafte Leute aber warfen dasselbe in der Nacht wieder zu, daher die Leiche auf dem allgemeinen Begräbnißplatze unter des Missionarii Schmicks Liturgie zu ihrer Ruhe gebracht wurde. Die Leiber der übrigen Entschlafenen wurden sämtlich auf einem den Quäkern zugehörigen Gottesacker, der Töpfersacker genannt, beerdigt. Acht Tage nach dem alten Jakob verschied auch seine Schwiegertochter, und bald darauf auch ihr Söhnlein. Als nun der arme Renatus das alles so hintereinander erfuhr, weinte er bitterlich, und sagte: "Das ist doch zu schwer für mich, daß ich meinen Vater, meine Frau und mein Kind verloren habe und selbst gefangen sitzen muß."

Zur rechten Stunde aber erbarmte sich der HErr auch dieses Elenden, und erlöste ihn aus seinen Banden, in welchen er dann und wann von den Missionarien besucht worden war, und seine Zeit am liebsten mit Lesen in einem Gesangbuche, welches man ihm zu seinem Troste gelassen, verbracht hatte. Nach einer 8 monatlichen Gefangenschaft

und

ge nach vielen Untersuchungen und mit neuen Eidschwü-
ren betheuerten Beschuldigungen, daß er den oberwähnten
Herrn Stanton im Irischen Settlement getödtet habe, ward
er am 14ten Juny unter Bedeckung von Philadelphia nach
Easton zum endlichen Blutgerichte abgeführt, wohin auch
die sämtlichen Zeugen für und wider ihn beschieden wurden.
Unter erstern war der Missionarius Schmick, der den Bru-
der Rothe dahin begleitete. Am 19ten Juny ging das Ver-
hör an, und nachdem die Sache, nach Englischem Gebrauch,
der Jury oder den 12 Geschwornen zum Endurtheil über-
geben worden und sie eine ganze Nacht darüber gesessen hat-
ten, ward das Renatus völlige Unschuld einmüthig von ih-
nen erkannt, und der Richter sprach am 21sten Juny das
Urtheil: **Er ist unschuldig**; worauf er denn auch so-
gleich in Freyheit gesetzt wurde. Merkwürdig war die Lo-
sung des Tages: **GOtt gedachte es gut zu machen,
daß Er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erhal-
ten viel Volks.** So war es in der That. Durch diesen
Ausspruch des Gerichts wurde die Absicht der Feinde der
gläubigen Indianer, sie nemlich alle dadurch ins Unglück
zu bringen, und der Brüder Arbeit unter ihnen verdächtig
zu machen, vereitelt, und die Brüder dankten GOtt von
Herzen für diesen Ausgang der Sache, wodurch auch der
Gerichtshof bey sämmtlichen Indianern legitimirt wurde,
die sonsten von der Gerechtigkeitsliebe der Christlichen
Obrigkeit eine schlechte Idee behalten hätten.

Am 4ten July hatten unsre Indianer die Freude, ih-
ren solange Zeit beweinten Renatus in den Baracken an-
kommen zu sehen, und wußten nicht, wie sie ihre Dankbar-
keit gegen GOtt für die gnädige Errettung seines Lebens
genug zu erkennen geben sollten; am meisten aber ging sein
eigner Mund von dem Lobe seines Erbarmers über, wovon
sein Herz so voll war.

Im Herbst dieses Jahres suchten unsre eingeschlossenen Pilger aufs neue, aus ihren engen Schranken herauszukommen, und einige der ältesten und bewährtesten Männer erhielten auch von der Regierung Pässe, an die Susquehannah zu gehen; den übrigen aber konnte die Ausflucht noch nicht erlaubt werden, worüber das wieder aufsteigende Mißvergnügen einiger jungen Leute den Missionarien neue Noth und Kummer machte, die überdem selbst mit Krankheiten zu kämpfen hatten; nach ihrem eigenen Ausdruck aber alles schwere vergaßen, so oft sie bedachten, wie sich unser HErr und Heiland Tag und Nacht um unsertwillen mühen müssen und sogar sich selbst für uns dargegeben hat.

Unterdessen wurde eifrig an Beylegung der Indianer-Kriegsunruhen gearbeitet. Die Irokesen versöhnten sich mit den Englischen Colonien, und nöthigten die übrigen kriegführenden Indianer, die Waffen niederzulegen und Friede zu machen.

Der 4te December war der längst gewünschte Tag, da die Nachricht davon nach Philadelphia kam, worauf auch am 6ten die Proclamation des Gouverneurs, daß keine Feindseligkeiten mehr gegen die Indianer ausgeübt werden sollten, in der Zeitung stand, welches eine Menge Stadtleute unsern Indianern bald bekannt machte, die unbeschreiblich froh darüber waren und mit Herz und Mund den HErrn priesen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Bald nachher kamen auch die Indianer-Brüder, die an der Susquehannah gewesen, nach Philadelphia zurück und brachten umständliche Nachrichten von dem Elende, das die dortigen Indianer während des Krieges, an dem sie nicht hatten Theil nehmen wollen, ausgestanden hatten. "Wir haben gedacht, sagte Josua, daß wir es in den Baracken sehr schwer hätten, allein das ist noch kein Vergleich mit dem, was die Indianer im Busch

gelitten

haben, und wir erkennen es jetzo, daß der Heiland selbst unsre Umstände gelenkt und geordnet hat, so wie es unsre Lehrer uns oft gesagt haben."

Die Gemeine in Pachgatgoch, deren Umstände schon im Jahr 1762 sehr mißlich aussahen, war ebenfalls während der Kriegsunruhen immer mehr gedrängt, endlich ganz zerstreut und nichts übrig gelassen worden, als die Hoffnung, daß die Mitglieder derselben sich mit der Zeit wieder herzufinden würden.

Nachdem nun die Ruhe so ziemlich wieder hergestellt worden, dachte man in Bethlehem mit großer Angelegenheit über den künftigen Aufenthalt der gläubigen Indianer; und da man, solang sie in der Nähe der weißen Leute wohnten, auf keinen dauerhaften Frieden für sie rechnen konnte, so rieth man ihnen, sich im Indianerlande an der Susquehannah niederzulassen, und sie entschlossen sich, vors erste nach Machwihilusing, welches im Kriege von seinen Einwohnern verlassen worden, wo aber doch noch alte Hütten stunden, zu ziehen. Dem gemäß bemühten sich nunmehr die Missionarien sammt den Nationalgehülfen beym Gouvernement, so wie dieses bey dem General Johnson, ihnen den Weg dahin zu bahnen; und damit kam es denn auch so weit, daß ihnen am 27sten Februar 1765 zu ihrer unaussprechlichen Freude die Erlaubniß, abzureisen, angekündigt wurde, wozu sie sich in den folgenden Tagen anschickten, und von der Regierung mit dem nothwendigen liebreich unterstützt wurden, bey welcher Herr Fox noch überdem auswirkte, daß unsre Indianer auch droben an der Susquehannah, solang bis ihr dort erst zu pflanzendes Welschkorn reif seyn würde, Mehl zu Brodt bekommen und sich solches von dem auf der Brandstelle von Gnadenhütten erbauten Fort Allen holen sollten, welches ihnen eine sehr große Wohlthat war.

Mitt-

Mittlerweile kam der Missionarius Grube, der im vorigen Jahre Kränklichkeit halber nach Bethlehem hatte zurückkehren müßen, von daher wieder nach Philadelphia, sein liebes Volk in den Baracken noch einmal zu sehen, und brachte den Missionarien Schmick und David Zeisberger den Ruf, zum Dienst der Indianer-Gemeine mit an die Susquehannah zu ziehen, den sie auch mit herzlicher Willigkeit annahmen, und die Zustimmung der Regierung sogleich erhielten. Hierauf übergaben unsre Indianer am 18ten Merz dem Herrn Gouverneur folgende von ihnen selbst entworfene Dank-Adresse: "Wir, die Indianer in den Baracken gedenken nun mit unsern Weibern und Kindern wieder in unser Land zu ziehen und kommen daher, Abschied von dir zu nehmen und dir herzlich Dank zu sagen. Wir alle erkennen von Herzen deine große Liebe und Freundschaft, die du uns, sonderlich in den letzten Kriegszeiten erwiesen hast; denn wir waren in großer Gefahr unsers Lebens. Du hast uns in Schutz genommen und uns gegen unsre Feinde vertheidigt, so daß wir haben in Friede hier wohnen können. Dazu hast du auch wie ein Vater mit Speise und Kleidung für uns gesorgt. In unsrer Krankheit hast du uns verpflegen und unsre Todten begraben lassen. Zu unsrer Freude haben wir auch gehört, daß du fernerhin uns mit Mehl besorgen willst, bis wir unser eignes Welschkorn essen können. Wir sind auch dafür besonders dankbar, daß wir in unsern schweren Umständen unsre Lehrer bey uns haben konnten, die uns täglich in GOttes Wort unterrichtet haben. Diese sind es, die uns den rechten Weg zur Seligkeit gezeigt haben, daß wir mit unserm Schöpfer bekannt geworden sind und alle Menschen lieben können. Es ist uns daher sehr lieb, daß unsre Lehrer Schmick und David Zeisberger mit uns ins Indianerland ziehen werden, um uns ferner in der Erkenntniß unsrer

Selig-

Seligkeit zu unterrichten. Deine Liebe, Schutz und Wohlthaten sind uns groß, und werden von uns nicht vergessen werden, sondern wir werden sie mit uns in unsern Herzen tragen und andern Indianern davon erzählen. Wir werden, solang wir leben, treue Freunde der Engländer bleiben. Noch eins bitten wir, daß du uns auf unsern langen und beschwerlichen Weg etwas Pulver und Bley geben wollest, damit wir zu unserm Unterhalt etwas schiessen können. Zuletzt wünschen wir, daß unser GOtt dich segnen möge! Wir Endsunterschriebene thun dieses im Namen aller Männer und Weiber und Kinder, und verbleiben deine treuen Freunde Johannes Papunhank, Josua, Anton, Sem Evans."

Dieß schriftliche Danksagung wurde sehr gnädig aufgenommen, worauf die Missionarien noch insonderheit dem würdigen Herrn Gouverneur sowol als dem braven Herrn Fox, der sich als Commissarius der Regierung unsrer Indianer vom Anfange bis zu Ende mit unablässiger Sorgfalt und Treue angenommen hatte, den wärmsten Dank abstatteten, wobey der letztere mit nassen Augen sagte: "Ich habe gerne gethan, was ich konnte, weil ich wußte, daß es unschuldige Leute sind." Auch dankte ihm noch der Nationalgehülfe Josua im Namen aller seiner Brüder und Schwestern, welches Herr Fox sehr wohl aufnahm.

Am 20sten Merz, da die Loosung hieß: "Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm GOtt geboten hatte," erfolgte endlich die frohe Abreise von den Philadelphischen Baracken, in Beyseyn und unter den Segenswünschen einiger Freunde aus der Stadt, übrigens aber in erwünschter Stille, und unserm lieben Vater im Himmel wurde für alle die sechzehn Monate hindurch so reichlich von Ihm genossene Liebe, Gnade, Bewahrung und Hülfe tausendfacher Dank gebracht.

Nach

Nach einer beschwerlichen, doch glücklichen Reise traf die pilgernde Gemeine wieder in Nain ein, wurde von der Bethlehemschen Gemeine mit zärtlicher Liebe empfangen und ruhte an diesem den vorigen Einwohnern so angenehmen Orte eine Weile aus, da denn die täglichen Versammlungen in der gewöhnlichen Ordnung und zu ihrem großen Troste gehalten wurden.

Nachdem nun alles nöthige bedacht und regulirt worden, auch einige Indianer ihre Häuser in Nain an die Brüder in Bethlehem verkauft hatten, so hielt der Bischof Nathanael Seidel mit der Indianer-Gemeine in Beyseyn eines Theils der Bethlehemschen Gemeine einen feyerlichen und sehr rührenden Abschied, der Missionarius Grube aber hielt noch die letzte Versammlung in Nain, empfahl die braune Heerde dem guten Hirten, der auch für diese Schaafe Sein Leben gelassen hat, und beschloß damit seine 13 jährige gesegnete Arbeit unter diesem lieben Volke.

Am 9ten April brachen unsre Pilger in JEsu Namen wieder auf, und zogen durch Bethlehem, um diese ihre vieljährige treue Nachbarn und mit ihnen so genau verbundene Brüder und Schwestern nochmals zum Abschiede zu grüßen, wobey auf beyden Seiten viele Thränen der Liebe und Freundschaft flossen. Von wegen der Landesregierung hatten sich zu ihrer Bedeckung bis zu einer bestimmten Gegend der Friedensrichter Moore, der Oberscherif Kuhlin, der Lieutenant Hundsecker und Herr Epty aus Philadelphia eingefunden, deren Namen ich hier gerne aufzeichne, weil ihre an unsern Indianern auf dieser Reise bewiesene Treue nicht vergessen werden sollte. Desgleichen gingen einige Brüder von Bethlehem zur Begleitung mit.

Zu ihrer Erleichterung hatten sie für ihre Kranken, Schwachen und Kinder, wie auch für die Bagage, Wagen bekommen. Uebrigens aber war es eine überaus harte und

angrei-

angreifende Pilgerschaft. Wegen der des Friedens ungeachtet noch fortwährenden Widrigkeit vieler weissen Leute musten sie einen grossen und beschwerlichen Umweg nehmen. Es regnete oft und viel, und schneite auch dann und wann. Das Nachtlager wurde mehrentheils im Busch genommen, da jede Familie sich eine Hütte bauen und die ganze Nacht ein Feuer unterhalten muste. Manchmal übernachteten sie mitten in Sümpfen, weil weit und breit kein anderer Boden zu finden war. Der Unterhalt muste größtentheils auf der Jagd erst gesucht werden. Ueber die hohen, steilen und steinigten Berge muste eins dem andern die Lasten, die nicht auf den Wagen befindlich waren, tragen helfen, und also den Weg mehr als einmal machen. In einigen Gegenden muste der Weg erst durchgehauen werden, einmal unter andern 5 Englische Meilen lang. Durch die vielen Flüsse und Bäche watteten die Brüder hindurch, für die Schwestern und Kinder fälleten sie Bäume, die sie queer über legten, deren aber viele und einmal 25 nacheinander von dem reissenden Strome mitgenommen wurden, ehe man sie genutzt hatte. Einige Gewässer waren so breit und tief, daß sie stille liegen, und zur Ueberfahrt erst Boote machen musten. Das schwerste war der Hunger, wenn sie in Gegenden kamen, wo weder Jagd noch Fischfang war; da theilten denn diejenigen, die noch etwas hatten, denen mit, die nichts hatten. Endlich ging auch ihr Mehl aus, und es war ein trauriger Anblick, als ihnen die letzte Portion davon ausgetheilt wurde. Oft waren sie froh, wenn sie nur wilde Erdäpfel finden konnten, deren unangenehmer Geschmack durch die Gewalt des Hungers versüßt wurde. Die Kinder, die vor Hunger weinten, etwas zu beruhigen, schäleten sie Castanienbäume und gaben ihnen den süßen Saft zu lecken, mit dem sich auch Erwachsene zu erquicken suchten. Nicht selten musten sie ihren Durst aus trüben Pfützen stillen. Etliche Personen ent-

schliefen auf der Reise, und ihre Gebeine mußten im Busche begraben werden. In einer Nacht beunruhigte sie ein grosses Buschfeuer, das um sie herum von 10 bis nach Mitternacht um 1 Uhr brannte. Als sie an die Susquehannah gekommen waren, [illegible] Boote zu ihrem Fortkommen, und einige von ihnen gingen nach Machwihilusing voraus und brachten auch von daher etliche Boote; viele aber mußten doch, weil die Boote nicht zulangten, den Marsch am Ufer zu Fuße fortsetzen, und hatten unter starkem Regen, über steile und steinigte Berge manchen sauren Tritt. Das alles aber wurde ihnen durch das in ihren täglichen Versammlungen waltende trostreiche Gefühl der Gegenwart GOttes sehr erleichtert. Sie hielten dieselben Abends unter freyem Himmel um ein Feuer herum, feyerten auf diesem Wege die Charwoche, weideten in der versöhnenden Marter JEsu, freueten sich am Ostertage Seiner herrlichen Auferstehung, erinnerten sich dabey mit besonderer Zärtlichkeit ihrer 56 in Philadelphia selig entschlafenen Brüder, Schwestern und Kinder, und trösteten sich mit der Hoffnung, auch dahin zu gelangen, wo man den HErrn von Angesicht siehet, und ohne Sünde Ihn lobet. Seine sie überall begleitende Nähe erhielt sie bey allen Beschwerden vergnügt und heiter, und als sie am 9ten May nach einer Reise von 5 Wochen in Machwihilusing glücklich anlangten, vergaßen sie gerne alles Leides, über der Freude, den Ort ihrer Bestimmung erreicht zu haben.

So endigte sich die rauhe Pilgerschaft der Indianer-Gemeine, die mit der Flucht von Wechquetank und Nain ihren Anfang genommen hatte, und alle bezeugten wie Ein Mann: Hätte nicht GOtt selbst Seine Flügel über uns gebreitet, wir wären nicht durchgekommen; Ihm gebühret die Ehre!

Geschichte

der Mission unter den Nord-Amerikanischen Indianern.

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.

1765. 1766.

Lieblicher Anfang von Friedenshütten an der Susquehannah. David Zeisbergers Reisen nach Cajugu und Onondago. Die Indianer-Gemeine genießt Ruhe, gehet und bauet sich.

Wie es einem ist, wenn man nach einem harten und langen Sturme den gewünschten Hafen erreicht hat, so war es jezt unsern Indianern und ihren treuen Lehrern. Gern dachten sie nicht mehr der gehabten Angst und Noth, und wünschten jezt nur, aus Dankbarkeit dem gnädigen und treuen HErrn zu Ehren zu leben, der ihnen so weit geholfen hatte, daß ihr Fuß wieder ruhen konnte. Mit frohem Muthe machten sie sich an die Arbeit, erwählten mit guter Ueberlegung einen schicklichen Platz an der Susquehannah, und baueten auf demselben einen recht schönen Gemeinort, welcher Friedenshütten genannt wurde. Als derselbe fertig war, bestand er aus mehr als 40 auf Europäische Art beschlagenen, mit Schindeln gedeckten, und mit Fenstern und Schornsteinen versehenen Blockhäusern, und 13 Hütten. Dazu kam das zwar kleine doch bequeme Wohnhaus der Missionarien, desgleichen eine recht artige ebenfalls mit Schindeln gedeckte Kirche, die in der Mitte der über 80 Fuß breiten Gasse stand. Bey den Häusern waren schöne Gärten angelegt, und zwischen dem Ort und dem Flusse, auf

wel-

welchem fast jede Familie ihr eigenes Boot hatte, sahe man 250 Morgen sehr ordentlich eingezäumte Welschkornfelder. Auf der andern Seite des Ortes lag in einiger Entfernung der Gottesacker.

Während des Anbaues dieses Orts waren die Kranken, Schwachen und Kinder in den vorgefundenen hölzernen Hütten einquartiert; die übrigen campirten in Feldhütten von Baumrinde, und der Gottesdienst wurde bey trockenem Wetter unter freyem Himmel gehalten, bey nassem aber fiel der allgemeine ausgesetzt, und nur Gesellschaftsweise in den Hütten die Güte und Treue des HErrn besungen. Sein Friede, und die unter unsern Indianern regierende Liebe und Einigkeit stärkte sie auch zur Arbeit, und man konnte ihre wohl überlegte Geschäftigkeit nicht ohne inniges Vergnügen ansehen. Sie waren wie die Bienen; ein jedes wußte, was es zu thun hatte, und that es ungeheißen. Ein Theil war fleißig am Bau; der andere mit Urbarmachung des Landes; der dritte auf der Jagd und Fischerey, um die erforderliche Nahrung zu verschaffen; der vierte hatte wieder andere nöthige Verrichtungen; auch die Missionarien legten Hand an, und bearbeiteten ihre Felder und Gärten selbst.

Unterdessen ging unsern Indianern ihr von den Nachbarn gekauftes Brodt aus, daher eine Gesellschaft von 40 Personen sich auf den Weg machte, einen Theil des ihnen von der Pensylvanischen Regierung geschenkten Mehls von Fort Allen abzuholen. Sie mußten aber auf dem halben Wege umkehren, weil ihnen die Nachricht entgegen kam, daß die weißen Leute im Irischen Settlement aufs neue erbittert wären, indem vor kurzem wieder 2 Männer ermordet worden, deren Tod man unsern Indianern Schuld gäbe, ob es gleich unmöglich war, daß sie daran den mindesten Antheil hätten haben können. Also mußten nun Wurzeln und Kräuter die Stelle des Brodts ersetzen, bis die Nachricht

richt einlief, daß der Friede mit sämmtlichen Indianer-Nationen durch den General Sir William Johnson im Namen des Königs von England geschlossen worden, wodurch man Lust bekam, obgedachtes Mehl zu holen, daher sich fast alle Mannsleute zu zweymalen aufmachten, alles glücklich nach Friedenshütten brachten und die Englische Regierung für ihre Güte herzlich segneten. Diese Hülfe war hinlänglich bis zu ihrer ersten Welschkornernte, die so reichlich ausfiel, daß es ihnen an Platz fehlte, alles aufzuheben, was GOttes milde Hand gegeben hatte.

Als man nun mit dem Anbau von Friedenshütten so weit gekommen war, daß man die nöthigen Gemeinordnungen und Ortsstatuten erneuern und festsetzen konnte, so geschahe solches feyerlich, zu allgemeiner Zufriedenheit; und das Ganze ward alles eben so eingerichtet, wie vormals in Gnadenhütten, Nain und Wechquetank. Was aber den innern Zustand der Gemeine betrifft, so war es nicht anders, als ob unser HErr Jesus Christus Seine Gnade verdoppelt, und sich vorgenommen hätte, diese Seine braune Heerde mehr als jemals zu segnen. Sein Wandeln in ihrer Mitte bey der Verkündigung Seines köstlichen Evangelii, bey Begehung der Sacramente und bey den übrigen Versammlungen war so ausgezeichnet, so fühlbar, und oft so kräftig zu spüren, daß die Missionarien gar vielmals in tiefer Beugung ausrufen mußten: Wie hat Er die Leute so lieb, und wie groß ist Seine Lust unter diesen Menschenkindern zu wohnen!

Am 20sten October 1765 war hier die erste Taufhandlung, da der Frau des Sakima diese Gnade wiederfuhr, die sich nachher so erklärte, daß man sich herzlich darüber freuen konnte. "Es ist mir, sagte sie, sehr wohl, und ich bin recht selig nach der Taufe: ich denke aber nicht, daß nun alles gut ist und daß ich schon genug habe, sondern mein

Herz verlangt immer noch mehr nach dem Heilande; ich kenne Ihn noch lange nicht genug." Ihr ungetaufter Mann war bey ihrer Taufe mit zugegen, konnte es vor Weinen kaum ansehen, und lief gleich nach derselben in den Busch, um sich auszuweinen: als er aber nach Hause kam und seine Frau grüßte, brach er wieder aufs neue in Thränen aus und sagte: "O! wie freu ich mich, daß du mit des Heilands Blute gewaschen bist! Wenn wird es mir auch so gut werden?" Und noch vor Ende des Jahres, am ersten Christtage, ward es ihm eben so gut, wobey eine so durchgängige Bewegung war, daß die ganze Versammlung mit dem Täufling und dem Täufer weinte, und solchergestalt ihre Freude und ihre Dankbarkeit gegen den guten HErrn, der die Sünder so freundlich annimmt, zu Tage legte. Viele Ungetaufte wurden dabey so kräftig angefaßt, daß sie sich nach eben dieser Gnade von Herzen sehnten. "Wenn ich, sagte einer derselben, das Taufwasser jezt auf den Saal bringen sähe, und der Bruder, der die Taufe verrichtet, spräche: Nun, wer jezt gern getauft seyn will, der komme her! so ist mirs so, daß ich der erste seyn wollte!"

Johannes Papunhank, der erste, der an diesem Ort, als derselbe noch Machwihilusing hieß, getauft worden, war auch der erste, der hier zum erstmaligen Genuß des Leibes und Blutes JEsu im heiligen Abendmahl gelangte, und es bewies sich immer deutlicher, daß seine Bekehrung ein Werk GOttes war. Seine vormalige weitläuftige Bekanntschaft, noch mehr aber der Ruf von Friedenshütten, zog nun häufigen Besuch von fremden Indianern herbey, und die Missionarien, denen der Bruder Rothe von Bethlehem im August dieses Jahres als Gehülfe zugegeben wurde, hatten die erwünschteste Gelegenheit, das erbarmungsvolle Herz JEsu einer Menge von Sündern anzupreisen, deren gar viele dieses trostreiche Wort annahmen und mit Friede und Freude

im

im heiligen Geiste erfüllt wurden. Manche, die nicht sogleich alles recht hatten verstehen können, baten die Nationalgehülfen um Wiederholung der Predigt, die es denn auch nicht daran fehlen liessen, und selbst dabey die Kraft des gehörten Evangelii aufs neue genossen.

Unter diesen Besuchenden waren viele Cajuger, die zu den Sechs Nationen oder Irokesen gehören, und zum Reiche GOttes geschickter, aufrichtiger und in Staatssachen nicht so sehr verwickelt zu seyn schienen, als die übrigen Irokesen. Man bemerkte dabey mit Vergnügen, daß der wiederholte Aufenthalt des Bruders David Zeisberger in Onondago eine grosse Liebe zu den Brüdern gewirkt hatte. Als dieser Bruder einmal von Friedenshütten verreist war, kamen etliche Cajuger dahin zum Besuch, und der Missionarius Schmick fragte sie: ob sie den Zeisberger kennten? Kaum hörten sie seinen Namen, so bezeigten sie eine grosse Freude, legten 2 Finger zusammen und sagten: Wir sind ganz eins; bist du auch eins mit ihm? Antwort: Ja, wir sind Brüder. Bist du denn auch von den Brüdern aus Bethlehem? Antwort: Ja, das sind meine Brüder. Nun so mußt du, riefen sie freundschaftlich, zu uns kommen und dir ein Haus bey uns bauen. Sie kamen darauf auch in die Versammlung, sahen und hörten, was ihnen noch nie vorgekommen war, und wurden durch die Liebe JEsu Christi kräftig angefaßt.

Auch außer denen zu dem öffentlichen Gottesdienste festgesetzten Stunden mußten die Missionarien gar oft ihren Mund aufthun und von der uns erschienenen Gnade des HErrn predigen, denn die Besuchenden kamen ihnen ins Haus, baten um noch mehrere Worte zum Trost für ihre Herzen, und es war, als wenn sie sich nicht satt hören könnten, so daß sie manchmal den Missionarien keine Zeit zum Essen liessen. Ein sogenannter Hexenmeister, der in der

Nähe von Friedenshütten wohnte, sich aber nicht getraute, in die Kirche zu kommen, sondern haussen am Fenster horchte, sagte nachher zu einem Indianer-Bruder: "Ich bin wol ein sehr böser Mensch, das weiß ich, und habe viele Sünden auf mir, ja ich bin so mit Sünden beladen, daß ich ganz krumm gehen muß; wenn ich aber nur wüßte, daß mich der Heiland annehmen und mir helfen wollte, so würde ich dennoch zu Ihm gehen und Ihn darum bitten."

Damit nun unsre Indianer an diesem neuen Orte sicher und in ungestörter Ruhe leben könnten, so hatten sie bald nach ihrer Ankunft an den in Cajugu wohnenden Gevollmächtigten der Irokesen, die die Oberherrschaft über das Land an der Susquehannah behaupteten, einen Boten mit einem String of Wampom abgesandt, um ihren Onkles zu melden, wie freundlich das Pensylvanische Gouvernement sie gegen die Wuth der feindlichen weißen Leute in Schutz genommen und über ein Jahr lang mit allem nöthigen versorgt habe, und daß sie mit dessen Zustimmung an die Susquehannah gezogen wären und sich eine Gegend erwählt hätten, wo sie, wenn ihre Onkles es genehmigten, sich anbauen und mit ihren Weibern und Kindern in Friede wohnen wollten; zugleich baten sie um Erlaubniß, Brüder von Bethlehem als ihre Lehrer bey sich zu haben, die ihnen, wie schon viele Jahre geschehen, die guten Worte von ihrem GOtt und Schöpfer sagten, sie und ihre Kinder, ja alle Indianer lieb hätten, und sie in dem Wege zur Seligkeit gern unterrichteten, ohne welchen Dienst sie für sich allein nicht leben, noch zurechte kommen könnten. Dieses Anbringen nahm der Chief in Cajugu an, theilte es dem großen Rathe in Onondago mit, und nach erhaltener Antwort entbot er etliche Deputirte von Friedenshütten zu sich, die er denn im Namen der Irokesen sehr freundlich empfing, mit den gewöhnlichen Ceremonien über den Verlust ihrer Freun-

de

te in Philadelphia tröstete, und ihnen den nunmehr geschlossenen Frieden ankündigte, auf das eigentliche Gesuch unsrer Indianer aber die unerwartete Antwort gab, daß der von ihnen erwählte Platz für sie nicht gut sey, weil alles in derselben Gegend mit Blut befleckt worden; darum wolle er sie nehmen und an einen andern Ort, nemlich am obern Ende vom Cajuger See hinsetzen, das würde ein besserer Ort für sie seyn. Ihre Lehrer könnten sie mitbringen, und was ihren Glauben beträfe, so könnten sie glauben, was sie wollten, und ihren Gottesdienst ungestört fort halten; es solle ihnen niemand etwas in den Weg legen, oder sie davon abhalten. So wohl gemeynet der Vorschlag, in den Cajuger See zu ziehen, seyn mochte, so gefiel er unsern Indianern doch nicht, weil es der dortigen Gegend an Jagd fehlte, ohne die sie nicht bestehen konnten. Sie zögerten also mit der Antwort, obgleich ihre Deputirten dem Chief in Cajugu Hoffnung gemacht hatten, daß er dieselbe erhalten sollte, wenn das Welschkorn reif wäre. Er schickte daher im Frühjahr 1766 eine Botschaft nach Friedenshütten mit den Worten: "Er wisse nicht, was die hasigen Indianer für Welschkorn hätten, sie hätten ihm Antwort versprochen, wenn es reif seyn würde; das seinige sey schon lange reif und beynahe verzehret, und er dächte bald wieder zu pflanzen; sie sollten hübsch ihr Versprechen halten." Da sichs nun unterdessen deutlich genug gezeigt hatte, daß unsre Indianer am liebsten in Friedenshütten blieben, so wurden 4 Deputirte erwählt, mit welchen der Missionarius David Zeisberger am 23sten April nach Cajugu abreisete, wo sie am 30sten ankamen, und bey dem Chief selber, den der Bruder Zeisberger von Onondago her sehr wohl kannte, einkehrten. Er nahm seine Gäste zwar liebreich auf, schien aber mit ihrem Auftrage nicht sehr zufrieden zu seyn, und äußerte sich überhaupt über die Arbeit der Brüder unter sei-

nen Landsleuten etwas verächtlich, weil er, wie er sagte, in Canada viele getaufte Indianer gesehen, im Leben und Wandel aber zwischen ihnen und den ungetauften gar keinen Unterschied gefunden habe. Das machte die Deputirten bedenklich, ihre Sache dem Rathe vorzutragen; Zeisberger aber sprach ihnen Muth zu und versicherte sie, daß GOtt auch in diesem Rathe zugegen seyn, und alles nach Seinem Willen lenken würde. So erfuhren sie es auch, denn ihr Vortrag machte den erwünschtesten Eindruck. Der Hauptinhalt desselben war, "daß sie ehedem von GOtt nichts gewußt, nun aber Ihn als ihren Schöpfer und Erlöser kennen gelernt, Leben und Seligkeit ins Herz bekommen, und Ihn sehr lieb hätten, weil Er sie so sehr liebte; darum könnten und wollten sie auch nicht mehr so leben, wie die Indianer sonst zu leben pflegten, sondern hätten, weil sie ihre Lust und ihr Vergnügen an unserm Heilande gefunden, dem sündlichen Wesen ganz entsagt und wollten sich vielmehr nach GOttes Wort verhalten, das sie daher fleißig hören müßten, um deswillen täglich zweymal zusammen kämen, und sich von ihren Lehrern unterrichten ließen; ihre Kinder suchten sie vor den bösen Dingen zu bewahren; mit dem Kriege wollten sie nichts zu thun haben, sondern mit jedermann in Friede leben, und eben so wenig wollten sie sich in die Regierungssachen mengen. Aus allen diesen Gründen könnten sie nicht füglich nahe bey einem andern Indianer-Dorfe wohnen, und da die Lage von Friedenshütten ihren Absichten gemäß sey, sie sich auch daselbst schon angebaut hätten, so bäten sie, daß man sie an diesem Orte bleiben ließe." Da die Cajuger die Sprache der Deputirten so wenig als diese jener ihre verstanden, und der Dollmetscher des Raths bey diesem Vortrage, dergleichen er noch nie gehört hatte, stekken blieb, so mußte der Missionarius, der sowol Delawarisch als Cajugisch sprechen konnte, auf Ersuchen des Raths dollmetschen,

metschen, welches er auch mit Vergnügen that, und nachher im Namen der weißen Brüder folgendes hinzufügte: "Bruder, du hast nun deiner Cousins Anliegen und Bitte gehört; du siehst, daß sie eine gute Sache haben, und du liebst ja das Gute. Du hast sie in deine Arme genommen; das ist viel, daß du das gethan hast; ich und meine Brüder sind sehr dankbar dafür; laß nun aber doch deine Geneigtheit gegen sie noch weiter gehen, und gewähre ihnen ihre Bitte, damit ich und meine Brüder in Bethlehem uns mit deinen Cousins über dich freuen können. Ihr habt ja Land genug, gebt doch euren Cousins, die an GOtt gläubig werden, ein Stückchen, wo sie in Ruhe und Friede leben können!" Diese Fürsprache trug denn auch das ihrige dazu bey, daß der Rath ihnen nicht nur alles zugestand, was sie begehrt hatten, sondern aus eigener Bewegung eine weit größere Strecke Landes, als sie verlangt hatten, bis über Tiaogu hinauf einräumte, das sie als das ihrige ansehen und benuzzen, andere Indianer aber, die nicht zu ihnen gehörten, auf denselben nicht sollten wohnen lassen. Auch wurde ihnen erlaubt, ihre Lehrer zu haben, und sie ermahnt, denselbigen gehorsam zu seyn, worauf man noch die Abrede nahm, die nirgends zu oft erneuert werden kann, daß, da so viele Lügen herumgetragen würden, der eine Theil nie etwas schlechtes von dem andern glauben sollte, bis es gehörig untersucht worden.

Die Deputirten waren über diesen unverhofften Ausgang der Sache vor Freuden fast außer sich, und als nach ihrer Rückkunft der versammleten Gemeine davon Nachricht gegeben wurde, war das allgemeine Vergnügen darüber so groß, daß man hin und wieder ausrufen hörte: das hat der HErr gethan; nun können wir recht sehen, daß Er uns lieb hat.

Diese Freude wurde aber nach einiger Zeit durch einen Irokesen von Zeningé wieder zerstört, der nach Friedens-

hütten

hütten kam, und umständlich erzählte, wie die Irokesen in Zeninge einen grossen Rath, dem er selbst mit beygewohnt, gehalten, und den Chief von Cajugu zur Rede gestellt hätten, warum er den Indianern in Friedenshütten für sich und ohne ihre Zustimmung das Land eingeräumt habe: er wisse ja wohl, daß der Platz andern Indianern gegeben worden, die sich nur in dem letzten Kriege verstreut hätten; wenn die nun wiederkommen sollten, ihre vorige Wohnung aufzusuchen, so würden sie unsere Indianer nur plagen; worauf der Chief von Cajugu sich so entschuldigt habe, daß er aus Mitleiden, und weil ihm sein Herz wehe gethan, die Bitte der Deputirten nicht habe abschlagen können; dieselbe aber dem grossen Rathe vorher mitzutheilen, sey die Zeit zu kurz gewesen.

Da man nun immer in der Meynung gestanden, daß der Chief in Cajugu alles in gutem Einverständniß mit dem großen Rathe gethan hatte, die Erzählung des Zeningers aber den Schein der Wahrheit hatte, und üble Folgen davon zu befürchten waren, so reisete Zeisberger deshalb nach Bethlehem, woselbst man die Sache so wichtig fand, daß man ihm den Rath gab, selbst nach Onondago zu gehen, um recht hinter die Wahrheit zu kommen, und zugleich seine alte Bekanntschaft und Freundschaft mit den Irokesen zu erneuren. Zeisberger war dazu willig, nahm den Bruder Gottlob Sensemann von Bethlehem mit sich, und reisete mit ihm und einem Indianer Bruder in der Mitte des Octobers 1766 von Friedenshütten ab.

In Zeninge versuchten sie, bey den Einwohnern ein Wort von unserm Heilande anzubringen, fanden aber keinen Hunger darnach, vielmehr äußerte ihr Chief, daß, ob sie gleich keine Predigten und kein Wort GOttes hörten, sie doch noch die besten unter den Indianern wären, indem niemand ihnen etwas böses nachreden könne. Das erfuhren die Brü-

der

der aber ganz anders, zu deren nicht geringen Belästigung sie noch an dem nemlichen Tage dermaßen ins Saufen geriethen, daß es nicht ohne Eckel anzusehen war.

Nach einer überaus harten Reise, die sie theils zu Wasser theils zu Lande machten, trafen sie am 26sten October in Onondago ein, und wurden in demselben Haus, wo Zeisberger ehedem gewohnt hatte, freundlich aufgenommen. Auf ihre Bitte versammlete sich der grosse Rath gleich des folgenden Tages, ließ ihnen zu Ehren die englische Flagge auf dem Rathhause wehen, und hörte den Vortrag des Bruder Zeisbergers sehr aufmerksam an, worin er von der Arbeit der Brüder unter den Heiden, und ihrer Absicht dabey, von dem Ergehen der Indianer-Gemeine, vornemlich aber von den bisherigen Verhandlungen mit dem Chief in Cajugu umständliche Nachricht gab, und mit dem Antrage beschloß, daß der grosse Rath der Irokesen sich nun aufrichtig und deutlich erklären möchte, ob alles das, was gedachter Chief gethan und den Deputirten von Friedenshütten zugesprochen, mit dessen Vorwissen und völligen Genehmigung geschehen sey, oder ob jener solches nur für sich gethan habe? Die Chiefs erkundigten sich hierauf sehr genau nach der ganzen Einrichtung und Verfassung von Friedenshütten, und bezeigten dabey ihre besondere Liebe zu dem Bruder Zeisberger, den sie als einen Irokesen betrachteten, wobey dieser nicht unterließ, sie seiner Gegenliebe, noch mehr aber der grossen Liebe ihres Schöpfers und Erlösers aufs herzlichste zu versichern; die Antwort auf sein Anbringen aber schoben sie nach ihrer Gewohnheit auf, bis sie sich darüber würden berathschlagt haben.

Diese Zwischenzeit benutzten die Brüder, eine Reise nach Cajugu zu thun, auf welcher sie von Glück zu sagen hatten, daß sie über den Ausfluß eines grossen Landsees, der sehr tief war, vermittelst zweyer dünner darüber liegenden

Bäu-

Bäume, die sich unter ihren Füßen beymahen bogen, daß sie bis an die Knie im Wasser gehen mußten, glücklich [illegible] überkamen.

In Cajugu unterredeten sie sich freundschaftlich mit mehrerwähntem Chief daselbst, erfuhren den Ungrund der obgedachten von Zeninge erhaltenen beunruhigenden Nachricht, bedeuteten ihn ebenfalls über verschiedene Lügen, die ihm von Widersachern der Brüder zugetragen worden, und eilten nach Onondago zurück, woselbst sie nun auch mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten die Antwort des großen Raths erhielten, die ihrem Inhalte nach darin bestand, daß der Chief in Cajugu allerdings ihr Gevollmächtigter und Aufseher über die ganze dortige Gegend an der Susquehannah sey; daß alles, was er mit den Deputirten von Friedenshütten verhandelt, mit völliger Zustimmung des ganzen großen Rathes geschehen, als welchem es recht lieb sey, daß die Indianer-Gemeine sich in Friedenshütten niedergelassen, woselbst der große Rath ein Rathsfeuer habe, welches also nunmehr unsern Indianern anvertraut und keine geringe Sache sey; daß der große Rath es auch völlig genehmige, daß weiße Brüder als Lehrer unter den Indianern an der Susquehannah wohnten, und sie im Guten unterrichteten, welches besonders die Delawaren sehr nöthig hätten, weil sie, wie man im letzten Kriege gesehen, vorzüglich zum Bösen geneigt wären; daß es dem großen Rathe auch lieb sey, wenn es mit der Verfassung und dem Gottesdienste der Gemeine in Friedenshütten so fortgehalten würde, wie bisher; "Und wenn eure Indianer, unsre Cousins, hieß es zuletzt, etwas mit uns zu reden oder uns vorzutragen haben, so soll es ihnen allezeit frey stehen, mit uns zu selber sprechen und ihre Sachen bey uns anzubringen, ohne einen andern Chief zu brauchen, der nicht eben des Sinnes ist, den sie haben."

Durch

Durch diese wohl überlegte Erklärung des grossen Raths der Irokesen erhielten die Brüder also zum erstenmale eine gesetzmäßige Freyheit, im eigentlichen Indianerlande das Evangelium zu verkündigen. Bey dem grossen Rathe selbst aber schien noch kein Verlangen darnach statt zu haben; vielmehr erzählte ein Mitglied desselben dem Bruder David Zeisberger, daß vor einiger Zeit ein Prediger aus Neuengland dahin gekommen wäre, und sich erboten hätte, bey ihnen zu wohnen und ihnen zu predigen; sie hätten ihn aber mit der Antwort abgefertiget: "Wenn sie drum verlegen seyn würden, wollten sie es ihm zu wissen thun, vor jetzo aber könne er nur wieder nach Hause gehen." Diese Erzählung sollte ohne Zweifel für die Brüder ein Wink seyn, mit ihren Bemühungen nicht allzutief ins Irokesenland zu dringen. Die Brüder Zeisberger und Sensemann dankten GOtt für die glückliche Ausführung ihres Auftrags, und machten bey ihrer Rückkunft mit der Erzählung davon der Gemeine in Friedenshütten eine sehr grosse Freude.

Hier war nun auch im Jahr 1766 der innere und äussere Gang ungemein gesegnet, und der Besuch von fremden Indianern ausserordentlich stark, die sich nicht nur an der äussern Einrichtung von Friedenshütten erbauten, und einmüthig bezeugten, daß es die schönste und ordentlichste Indianerstadt sey, die sie noch je gesehen hätten, sondern auch das Wort GOttes mit grosser Aufmerksamkeit anhörten, wobey man oft mit Erstaunen wahrnahm, wie kräftig es sich an ihrer vielen bewies. Manchmal war die Bewegung in den Versammlungen so groß, und das Weinen wurde so allgemein und laut, daß die Missionarien inne halten mußten, und ihren eigenen Thränen freyen Lauf lassen. Bey manchen wurde bemerkt, daß sie, wenn sie zum erstenmale das Evangelium hörten, so gewaltig davon angegriffen wurden, daß sie an allen Gliedern zitterten und bebten,

als wenn ihre ganze Natur sich vor der Kraft Christi entsetzte. Nach und nach verlohr sich dieses heftige Zittern, und verwandelte sich gemeiniglich in Seufzer, Thränen und Klagen über das Gefühl ihres Elendes, da denn das Wort der Versöhnung ihren Herzen immer süsser schmeckte, worauf sich gemeiniglich auch balde das Verlangen äußerte, bey den Gläubigen zu wohnen. Ein Mann, zum Exempel, der mit seiner Frau während der Charwoche und des Osterfestes in Friedenshütten gewesen war, besprach sich nachher mit derselben über alles das, was ihnen in diesen Tagen von unserm Heilande und seiner Liebe zu den Menschen gesagt und vorgelesen worden. "So was, sprach die Frau, habe ich noch nicht gehört; und was ich dabey gefühlt habe, das kann ich nicht aussprechen, aber mein Herz hat sehr geweint." Hierauf fragte sie der Mann: Was ist nun dein Verlangen? ich möchte es gerne wissen. "Das ist mir lieb, erwiederte sie, daß du mich fragst; ich warte nur auf dich, denn ich will gerne den Heiland lieben und an Ihn glauben, aber ohne dich würde es mir doch schwer seyn. Alleine kann ich hier nicht wohnen, und dich kann ich auch nicht verlassen." Der Mann antwortete: Ich will dir nicht im Wege seyn; denn wenn ich dich davon abhielte, und du gingest verloren, so zöge ich auch deine Sünde auf mich, und ich habe deren selber genug. Dafür behüte mich GOtt! Wir wollen lieber beyde um Erlaubniß bitten, hier wohnen zu dürfen, damit wir täglich vom Heiland hören, Ihn lieb gewinnen und beyde selige Menschen werden. Diese Unterredung erzählten sie hernach selbst, brachten auch ihre Bitte unverzüglich an, und sie ward ihnen gewährt. Die Schwester dieser Frau äußerte sich besonders darüber, wie es ihr beym Verlesen der Passionsgeschichte gewesen, und sagte: "Alle Marter, Angst und Noth, die Wunden, das Blutvergießen und den Tod, habe ich dem Heiland mit meinen

en Sünden verursacht; so sagte mir mein Herz. Und da ich hörte, daß Er alles das für mich gethan hat, um mich Sündenkind vom Satan, von der Sünde und vom ewigen Tode zu erlösen, und mir das Leben zu geben; so sagte mir mein Herz: „Den mußt du suchen lieb zu krigen, und an Ihn glauben, damit du selig wirst, sonst gehst du verloren ewiglich.“ „Ich erschrecke manchmal, bezeugte ein anderer, vor mir selber, wenn ich bedenke, daß ich bald ein ganzes Jahr vom Heiland gehört habe, und noch nicht den wahren seligmachenden Glauben besitze.“

Bey solchen Gelegenheiten waren die Nationalgehülfen sehr geschäftig und recht in ihrem Element. Nichts freute sie mehr, als wenn Besuchende durch ihre Aeußerungen ihnen gleichsam den Mund öffneten, und Zeugnisse der Wahrheit ablockten. Der Gehülfe Joseph, z. E., sprach eines Tages mit der Frau des Delawar-Chiefs Newallike von der Sünderliebe unsers Heilandes, die er an seinem eigenen Herzen erfahren hätte und täglich fühlte. „Das kann seyn, antwortete sie, ich aber kann keine Vergebung meiner Sünden erhalten, denn ich habe sehr viel gesündigt.“ Joseph erwiederte: „O ja, genug Vergebung kannst du beym Heilande bekommen; das ist gewiß. Ich habe anfänglich auch so gedacht wie du, es aber doch anders gefunden und erfahren. Der Heiland hat mir alle und zwar sehr viele Sünden vergeben. Er ist noch derselbe gute Heiland, der auch für deine Sünden gestorben ist, und Sein Blut am Kreuzesholze vergossen hat; wenn du das nur wirst glauben können, so wirst du auch Seine Liebe und die Vergebung aller deiner Sünden zu fühlen krigen.“ Ein anderer Besuchender, der die Anwartschaft hatte, Capitain zu werden, den darüber erhaltenen Belt of Wampom aber aus eigener Bewegung wieder zurück gab, erklärte sich darüber zu herzlichem Vergnügen der Gehülfen, und sagte: „Ich bin be-

kümmert um meine Seligkeit; meine Sünden, deren ich viele begangen habe, drücken mich; manchmal habe ich gedacht, für mich ist wol keine Hülfe; aber da ich gehört, daß der Heiland auch die grössesten Sünder annimmt, so habe ich noch Hoffnung zu meiner Errettung. Ich habe den Heiland gebeten: Erbarme Dich doch über mich, und laß mich fühlen, daß noch Gnade für mich ist! Er hat mich erhört, und sich mit Seinen Wunden vor mein Herz gestellt; die Wunden habe ich Ihm mit meinen Sünden gemacht; weinen mußte ich darüber. Ich sagte darauf: Lieber Heiland! durch Deine Wunden möchte ich gesund und selig gemacht und durch dein Blut von Sünden abgewaschen werden! Nach diesem ist mir oft eingefallen, und ich habe es auch gefühlt, daß, wenn ich mich zum Heiland bekehren will, ich mich vorher von der Welt los machen muß; deswegen gab ich den Belt of Wampom wieder zurück. Ich verlange keine solche Indianer-Ehre; wenn ich nur die Ehre krige, und Gnade beym Heiland finde, Vergebung meiner Sünden erlange, zu Seinem Kinde angenommen werde, und unter Seinem Volke selig leben kann; das ist mein Verlangen." Ein fremder Indianer fragte den Gehülfen Abraham viel und mancherley, aber nichts, das seiner Seele zum Segen hätte seyn können, daher dieser nach einer Weile zu ihm sagte: "Ich muß mich sehr über dich wundern; du bist so begierig, alles zu wissen; nach einer Sache aber fragst du gar nicht: Kennst du deinen Schöpfer? Das ist das Nothwendigste. Bekümmere dich darum, so wirst du noch viele Sachen erfahren, die du nicht weißt."

Von denen, die während der Kriegsunruhen in die Irre gerathen waren, fanden sich hier viele wieder herzu, und man nahm sie gerne wieder auf, zumal wenn sie nach JEsu Gnade so verlangend waren, wie sich einer derselben erklärte: "Es ist mir, sagte er, gerade so, wie einem, der im Wasser

er sieht, und alle Augenblicke sein Leben verlieren soll, wenn er nicht vom Heiland und der Gemeine durch Vergebung meiner Sünden geholfen wird." Unter den Erweckten, die um die Taufe baten, zeichnete sich ein junger Nantikok besonders aus: "Ich habe heute, sagte er einmal, etwas ausserordentliches in meinem Herzen gefühlt; ich habe ein grosses Verlangen selig zu werden, aber ich bin ein Knecht des Satans, und es ist mir, als hielte er mich gebunden, und wollte mich nicht los lassen, und doch möchte ich gerne von ihm los seyn; ich will ein Eigenthum des Heilands werden." Ein andermal brach er unter einer Fluth von Thränen in folgende Worte aus: "Brüder, erbarmt euch doch meiner! ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt seyn kann; seit gestern Morgen fühle ich nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermassen erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich da gelegen wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmt euch doch meiner, wascht mich mit des Heilands Blut von meinen Sünden: das wird mir helfen, und ich werde Ruhe in meinem Herzen krigen." Da aber mit der Taufe das Wohnen in Friedenshütten zusammenhing, so konnte man sich nicht sogleich dazu entschliessen, indem man bey den Nantikoks um deswillen sehr bedenklich war, weil bey dieser Nation, wie im ersten Theil angezeigt worden, der sonderbare Gebrauch eingeführt ist, daß, wenn einer von ihnen stirbt und begraben wird, es sey wo es wolle, die Verwandten desselben dahin kommen, seine Leiche ausgraben, alles Fleisch von den Gebeinen herunterschneiden, und letztere mit sich nehmen. Gleichwol konnte man es endlich doch nicht übers Herz bringen, diesen bekümmerten Sünder vergeblich bitten zu lassen: er ward also als der Erstling aus der Nation der Nantikoks zu seinem unaussprechli-

chen Trosts von Bruder David Zeisberger getauft und Samuel genannt.

Die sichtbare Veränderung, welche in allem Betracht mit denen vorging, die an JEsum gläubig und getauft wurden, war den Besuchenden oft unbegreiflich, und lockte vielen das Bekenntniß ab, daß das Wort der Brüder nothwendig Wahrheit seyn müßte, weil es sonst unmöglich wäre, daß durch die Annehmung desselben eine so willige Verläugnung der weltlichen Lüste und Eitelkeiten, und zugleich ein so vergnügtes und heiteres Wesen bewirkt werden könnte.

So gerne man es ihnen aber gönnte, solche lebendige und unwiderlegbare Beweise für die Wahrheit des Worts der Versöhnung mit Augen zu sehen; so verursachte doch der Umstand, daß verschiedne Fremde sich eine lange Zeit in Friedenshütten aufhielten, ohne daß man wußte, was man an ihnen hatte, manchen Kummer, weil man allerley Unheil, vornemlich Verführung der Jugend, davon befürchten mußte. Die Missionarien entschlossen sich also, eine Einrichtung zu machen, die immerfort bestehen könnte. Zu dem Ende erwählten sie einige der ältesten und bewährtesten Mitglieder der Gemeine, und gaben ihnen den Auftrag, alle fremde Indianer, vorzüglich solche, die in Friedenshütten wohnen wollten, gemeinschaftlich zu sprechen, ihren Sinn zu vernehmen, und ihnen auf eine liebreiche aber zugleich standhafte Weise zu erklären, daß alle, deren Ernst es nicht sey, sich zu unserm GOtt und Heilande zu bekehren, an diesem Orte durchaus nicht wohnen, auch nicht Monate lang sich aufhalten könnten. Das geschahe, und es war nicht ohne Erbauung anzusehen und anzuhören, wie treu, verständig und unerschrocken diese Männer bey Befolgung ihres Auftrags verfuhren, und wie sie allzeit ohne Ansehen der Person gerade durchgingen, und auch ihrer eigenen Blutsfreunde so wenig schonten, wie anderer. Das hatte die

gute

gute Wirkung, daß man einige bedenkliche Leute los ward; unter andern einen sogenannten Doctor, der ein Mantikok war, und durch seine böse Kunstgriffe schon manchen von seiner Nation ums Leben gebracht, und hier, wie es schien, ähnliche Absichten hatte.

Eine andere Verlegenheit entstand über den Rumhandel, den manchmal fremde Indianer auch in Friedenshütten treiben wollten, und man sahe sich genöthigt, die Ordnung zu machen, daß die Fremdendiener solche Handelsleute gleich bey ihrer Ankunft befragten, ob sie über Nacht da bleiben wollten? Bejaheten sie solches, so nahmen jene ihren Rum in Verwahrung, den sie hernach bey ihrer Abreise wieder bekamen. Wer diese Ordnung sich nicht wollte gefallen lassen, dem ward angedeutet, daß er sich sogleich von den Grenzen des Ortes entfernen müßte; und darüber hielt man sehr strenge.

Die grösseste Noth verursachten die weißen Handelsleute, die nicht nur ihr Gewerbe hier treiben, sondern Friedenshütten so gar zu einer Niederlage machen wollten, wie sichs denn in diesem Jahre 1766 ereignete, daß eine ganze Gesellschaft solcher Leute, die von Paxton gekommen waren, sich daselbst einzunisten suchte, und manchmal etliche Wochen hinter einander da lag, wodurch viel Leichtsinn unter das junge Volk gebracht wurde. Hier konnten die Missionarien selbst nicht thätig seyn, um nicht als Richter des Volks vor den weißen Leuten zu erscheinen. Sie überliessen es also den National-Gehülfen, deren Sache es war, über der äußern Ordnung zu halten, denen das Unwesen auch endlich so nahe ging, daß sie unter sich beschlossen, demselben herzhaft entgegen zu gehen. Sie versammleten sich also, ließen die Paxtoner vor sich kommen, und der Gehülfe Anton kündigte ihnen in aller Namen an, wie man inskünftige nicht gestatten könne, daß sie diesen Platz zu ihrem Handelsplatze machten:

sen: sie sollten hier keine Niederlage haben, nicht länger als zwey bis drey Tage bleiben, und alsdenn wieder abziehen. Die Handelsleute wurden zum Theil böse darüber; die Geschwister aber blieben bey ihrer Erklärung, und jene musten gehorchen, welches um so nöthiger war, da auch die Irokesen schon etlichemal unsern Indianern eingeschärft hatten, daß dergleichen in Friedenshütten nicht geduldet werden sollte.

In diesem Jahre kam eine feyerliche Botschaft von den Delawaren in Goschgoschünk am Ohio, von den Delamattenoos und von den Sachpas, für sich und noch Dreyzehn Völkerschaften, nach Friedenshütten, die über Zeninge nach Onondago und von da wieder nach Hause ging. Die Absicht derselben war, einen vollständigen Frieden unter den Indianer-Nationen aufzurichten. Es wurden also alle diejenigen, an welche sie gelangte, eingeladen, mit anzufassen; und wer es nicht thun wollte, sollte als ein Feind angesehen werden. Unsere Indianer schickten daher einen String of Wampom mit, zu Bezeugung und Bekräftigung ihres Verlangens, an dem Frieden Theil zu haben.

Verschiedenemale erhielten sie auch Botschaften, wodurch ihnen die Armuth und Hungersnoth ganzer Völkerschaften zu thätiger Theilnehmung gemeldet, oder bevorstehende Durchreisen grosser Gesellschaften, die Beherbergung und Bewirthung verlangten, angekündiget wurden, und ihre herzliche Bereitwilligkeit, ihren Mitmenschen zu dienen und zu helfen, ward dadurch bald weit und breit bekannt.

Durch solche liebreiche Dienste geriethen sie selbst manchmal in grossen Mangel, genossen aber auch dabey des Vorrechts der Kinder GOttes, sich nicht mit ängstlichen Sorgen der Nahrung zu plagen, sondern sich an wenigem genügen zu lassen, und täglich aus der Hand des guten Vaters im Himmel zu leben, der keines Seiner Kinder vergißt. Bey einer solchen Gelegenheit sagte eine bedürftige Mutter, einmal:

einmal: „Ich dachte bey mir selbst: ich bin doch leiblich sehr arm, und habe fast nichts, und wo soll ich etwas für mich und mein Kind hernehmen? Es wurde mir aber bey dem Gedanken nicht wohl im Herzen. So bald ichs fühlte, sagte ich: Lieber Heiland! vergib mir, daß ich so ans Leibliche denke; Du bist ja selber sehr arm in der Welt gewesen, und hast es nicht einmal so gut gehabt, als ich es noch habe. Das hat mich gleich getröstet und mein Herz zufrieden gestellt."

Außer der Noth, die unsern Indianern durch allzustarken Zuspruch verursacht wurde, thaten im Jahr 1766 auch die Heuschrecken auf den Feldern und in den Gärten großen Schaden; ihrer waren nach dem Bericht der Missionarien viel Tausendmaltausend.

Uebrigens war ein Hauptartikel zum äußern Durchkommen unserer Indianer die Hirsch- Elk- und Bären-Jagd, desgleichen der Biber- Fuchs- und Racoon-Fang. Da die Brüder sich aber um deswillen oft ganze Tagereisen und weiter entfernen mußten, so hielten die Missionarien für ihre Pflicht, sie zu warnen, sich nicht in solche Gegenden zu begeben, wo sie durch unnöthigen Umgang mit wilden Indianern an ihren Herzen Schaden leiden könnten, wovon man schon einige Beyspiele erlebt hatte. Eine andere zum äußern Bestehen nothwendige Arbeit war das im ersten Theil beschriebene Zuckerkochen, wobey im Gemeinrathe die Ordnung gemacht ward, daß diejenigen, die sich damit beschäftigten, so viel möglich zusammen an Einen Ort gehen sollten, damit sie im Fall der Noth einander beystehen, und auch dann und wann ihre Versammlungen haben könnten. Wer diesem Rathe nicht folgte, gerieth manchmal in Gefahr, und sahe sich dann ohne Hülfe, wie es unter andern einer Indianerin ging, die sich von den übrigen entfernt hatte; in einer Nacht trat unvermuthet eine Bach aus, und überschwemmte die ganze Gegend dergestalt, daß sie mit ihren kleinen

kleinen Tochter auf das Dach ihrer Hütte flüchten und da bleiben mußte, bis das Wasser gefallen war, worüber sie bald verhungert wären.

Zweyter Abschnitt.

1767. 1768.

Etwas von Friedenshütten. David Zeisbergers Reise nach Goschgoschünk am Ohio. Anschein zu einem neuen Wildenkriege, der noch glücklich abgewendet wird. Zeisberger reiset abermals nach Goschgoschünk, eine Mission daselbst einzurichten, findet erst guten Eingang, hernach heftigen Widerstand.

Friedenshütten nahm dermaßen zu, und es fanden sich zur Predigt des Evangelii so viele Zuhörer ein, daß schon am 2ten Januar 1767 der Anfang gemacht werden mußte, eine neue und weit geräumigere Kirche zu bauen, die schon am 18ten Febr. unter großer Bewegung der dankbaren Gemeine eingeweihet und der ganze Ort aufs neue dem HErrn zum Segnen und zur Bewahrung vor allem Bösen flehentlich empfohlen ward.

Die dahin kommenden fremden Indianer waren von allerley Nationen, vornemlich Mohaks, Cajuger, Sennecker, Tutelaren, Delawaren, Mahikander, Wampanosen, Nantikoks und Tuskarores. Viele derselben trieb zwar blos die damalige große Hungersnoth nach Friedenshütten; andere nahmen auf ihren Wanderungen weiter hinauf ins Indianerland ihren Weg am liebsten durch diesen Ort, dessen Gastfreyheit berühmt war, wie sich denn in diesem Jahre unter andern fünf und siebenzig Tuskarores aus Carolina,

dann

dann wieder sieben und funfzig Nantikoks aus Maryland ganz verhungert auf einmal einfanden und Wochen lang und länger da blieben. Bey der Gelegenheit aber bekamen sie zugleich Worte des ewigen Lebens zu hören, die vielen durchs Herz gingen: und gar mancher dankte GOtt nachher für die Hungersnoth, weil er ohne dieselbe Friedenshütten nicht aufgesucht, und also auch das seligmachende Evangelium nicht gehört hätte. Um deswillen blieben unsre Indianer allzeit geneigt, die Hungrigen zu speisen, und übersahen den Mißbrauch, den einige von ihrer Gutwilligkeit machten, die manchmal eine lange Zeit von ihrem Vorrathe zehrten, dabey faul und liederlich waren, und auch GOttes Wort nicht hören mochten.

Uebrigens fehlte es auch hier nicht an Widersachern, die ihren Groll besonders auf die Missionarien warfen, weil sie glaubten, diese wären ganz alleine Schuld daran, daß unsre Indianer sich von ihnen absonderten, ein apartes Volk seyn, von den eigenthümlichen Dingen der Indianer nichts mehr mit machen, und sich noch dazu immer weiter ausbreiten wollten. Vor allen bezeigten sich die Nantikoks in Scheninge sehr böse, und droheten namentlich den Bruder Schmick zu tödten, weil er, nach ihrem Ausdruck, schon so viele Indianer in seinen Armen hätte, sie vest hielte, noch immer mehrere zu bekommen suchte, und sie dadurch ihre Freunde verlören. Ihm war dabey die Loosung des Tages, an welchem er die Nachricht von dieser Drohung erhielt, merkwürdig und tröstlich. Sie hieß: **Der HErr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht: was können mir Menschen thun?**

Gegen Pfingsten dieses Jahres brachen die Blattern in Friedenshütten aus, da man sich denn der in Bethlehem bey den Masern beobachteten Methode wiederum bediente, die Kranken auf die andere Seite des Flusses in daselbst

befind-

befindliche Häuser brachte, und ihnen Wärter zugab, die ihrer gehörig pflegten. Diese konnten hernach nicht genug erzählen, was für große Barmherzigkeit GOtt an ihnen und an den Kranken bewiesen, wie selig sie alle Tage in Seiner Nähe gewesen, und welchen Trost sie bey der Weide in Seinem Worte gemeinschaftlich empfunden hatten.

Im Herbste dieses Jahres 1767 that der Missionarius David Zeisberger eine Reise an den Ohio, von woher man einige Nachrichten erhalten hatte, als ob in dorriger Gegend Indianer wohnten, die begierig wären, das Evangelium zu hören. Er nahm die National-Gehülfen Anton und Johannes Papunhank mit, reiste am 20sten September von Friedenshütten ab, und wurde von den herzlichsten Segenswünschen der Gemeine auf dieser gefährlichen Pilgerschaft begleitet. Er ging über Tiaoga, durch das Land der Delawaren, und einen Theil des Senneker-Landes, und seine Hauptabsicht war, die Indianer-Stadt Goschgoschünk am Ohio zu besuchen, von deren Einwohnern er zwar unterwegs lauter schlechte Beschreibungen erhielt, sich aber dadurch so wenig abschrecken ließ, als durch die Beschwerlichkeiten der Reise, die einem Europäer fast unglaublich vorkommen. Er hatte mit seinen Gefährten meilenlange Flächen durchzupassiren, die mit so hohem Gras bewachsen waren, daß es einem Reuter über den Kopf hinaus ging: wenn es denn vom Regen oder Thau naß war, so wurden unsre Reisende dermaßen durchnäßt, daß nichts trockenes an ihnen blieb; und solcher Flächen kamen ihnen gar viele vor.

Am 6ten October erreichten sie die nunmehro verlassene Indianer-Stadt, bis wohin Friedrich Post im vorletzten Kriege gekommen war. Und nun kam Zeisberger in Gegenden, wo man nach der Behauptung der Indianer noch keinen weißen Menschen gesehen hatte. Um die Quelle des Ohio herum erblickte er zu seinem Vergnügen den ersten

Tannen-

Tannenbusch in Nord-Amerika. Auch seine zween Indianische Gefährten kannten diese Art Holz gar nicht.

Je weiter unsre Reisende kamen, desto grausenvoller fanden sie die Wildniß, durch die sie sich mit unbeschreiblicher Mühe hindurch arbeiten mußten, und nach einem viertägigen Marsch durch solche Gegenden, die der Missionarius nicht so schreckenvoll und grauerlich beschreiben konnte, als sie wirklich waren, trafen sie die erste Hütte im Busch an, worunter sie übernachteten, denn bisher hatten sie immer unter freyem Himmel geschlafen, sich nur in ihre wollene Decken gehüllt, und bey dem fast immer anhaltenden Regenwetter viel ausgestanden.

Als sie hierauf in ein Sennecker Dorf kamen, machte die ungewohnte Erscheinung eines weissen Mannes grosses Aufsehen. Ein Sennecker setzte sich sogleich zu Pferde, jagte bis in das nächste grössere wenigstens sechs deutsche Meilen von da entlegene Dorf, um dem dortigen Chief das Abentheuer zu melden. Zeisberger erwartete sich also daselbst einen besondern Empfang, und ward auch bey seiner Ankunft von dem Chief sehr ernsthaft bewillkommt. Sein freundliches Betragen aber vermochte doch so viel, daß der Chief ihn in sein Haus führete und ihm Essen vorsetzte. Hierauf erfolgte eine zweystündige Unterredung, in welcher der Chief ihm sein Befremden über seine Reise, da noch kein weisser Mensch diesen Weg gekommen, zu erkennen gab, und die Absicht derselben genau wissen wollte. Der Missionarius bediente sich der guten Gelegenheit, ihm das Evangelium zu verkündigen. Der Chief aber behauptete aufs stärkste, daß ein solches Wort GOttes für die Indianer gar nicht gehöre. "Wenn das wahr ist, sagte er unter andern, daß der Schöpfer Himmels und der Erden auf die Welt gekommen und ein Mensch worden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht schuld an Seinem Tode,

sondern

sondern die weissen Leute; diesen alleine hat GOtt die Schrift gegeben; die Indianer aber hat Er anders geschaffen: Er hat ihnen das Wild zu ihrer Nahrung gegeben, das müssen sie im Busch aufsuchen, das ist ihre Handthierung; von der Schrift wissen sie nichts, die können sie auch nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie." Diese und mehrere Reden aber beantwortete ihm der Missionarius mit solchem Nachdruck, daß er endlich nachgab, ganz freundschaftlich ward, und gestand, daß er den Bruder Zeisberger für einen Spion der weissen Leute gehalten habe; darum habe er anfänglich so hart mit ihm geredet. Da er aber nun von der Güte seines Vorhabens überzeugt sey, so wolle er ihn an der Fortsetzung seiner Reise nach Goschgoschünk nicht hindern, warnte ihn aber fast ängstlich vor den Einwohnern dieses Orts, die an Bosheit und Mordsucht ihres gleichen nicht haben sollten. Zeisberger bezeugte ihm, daß wenn dem so wäre, diese Leute es um so nöthiger hätten, das Wort von ihrem Erlöser zu hören, und daß er auf alle Fälle sich vor ihnen nicht fürchte, weil sie ihm ohne den Willen seines GOttes, an den er glaube, nichts thun könnten.

Er kam darauf mit seinen Gefährten in ein anderes Sennecker Dorf, wo gerade ein grosses Fest begangen wurde. Da mußte er, um nicht Argwohn gegen sich zu erregen, als ob er die Indianer verachtete, sichs gefallen lassen, auf dringende Einladung ihren 2 Festmahlzeiten beyzuwohnen. Hier war also für ihn keine Zeit, GOttes Wort zu predigen; desto mehr flehete er in seinem Herzen zu unserm Heilande, daß Er es diese arme Heiden bald wolle erfahren lassen, was das heißt: Freude haben am HErrn!

Am 16ten October trafen unsre Reisende endlich in Goschgoschünk ein, wurden zu ihrer Verwunderung sehr liebreich

liebreich empfangen, und von einem Verwandten des Johannes Papunhank freundlich beherberget.

Goschgoschünk, eine Stadt der Delawaren, bestand aus 3 am Ohio liegenden Dörfern. In dem Mittelsten war der Missionarius eingekehrt, und ließ bald nach seiner Ankunft durch seine Reisegefährten die Einwohner ersuchen, daß sie sich samt den Bewohnern der andern beyden Dörfer versammeln möchten, weil er ihnen Worte zu sagen habe. Zu seinem Vergnügen fand er hier viele, die ihn kannten, indem sie während seines Besuchs in Machwihilusing im Jahr 1763 eben daselbst gewesen und seinen Predigten beygewohnt hatten. Diese hatten sich damals auch die äußere Ordnung der Brüder gemerkt, und als die Einwohner sich versammleten, hielten sie darüber, daß nicht Manns- und Weibsleute durcheinander, sondern jedes Geschlecht für sich saß. Hierauf meldete ihnen der Missionarius, daß er in keiner andern Absicht gekommen sey, als ihnen die große und gute Botschaft zu bringen, wie sie aus der Finsterniß zum Lichte, in wahre Gemeinschaft mit GOtt und zum Genuß der ewigen Seligkeit durch den Glauben an JEsum gelangen könnten. Es war ihm, nach seinem Berichte, bey diesem ersten evangelischen Zeugnisse in dieser wilden Gegend sehr wohl in seinem Herzen, und er konnte den Tod JEsu, der unser Leben ist, mit Freudigkeit verkündigen. Indianer, die das Evangelium zum erstenmale hörten, wurden wohl oft bey solchen ihnen ganz neuen Vorträgen eine besondere Kraft GOttes inne, die Worte und Ausdrücke aber waren ihnen schwer zu verstehen, daher baten sie gemeiniglich selbst um mehrmalige Wiederholung. So ging es auch hier; Anton und Johannes mußten bis spät in die Nacht Zeisbergers Botschaft erklären und deutlich machen; dabey zeugten sie recht getrost gegen das heidnische Wesen, Aberglauben und Unglauben, und stellten sich selbst dar als leben-

lebendige Beweise von der Kraft des Blutes JEsu Christi.

Goschgoschünk war nun voll Freude über den erhaltenen Besuch. Viele konnten sich, nach Zeisbergers Ausdruck an der Nachricht, daß die Sünder einen Heiland haben, nicht satt hören. Verschiedene riefen dabey einmal über das andere aus: „Ja, es ist gewiß so, wie wir jetzt gehört haben; das ist der rechte Weg zur Seligkeit!" Ein blinder Chief, Namens Allemewi war besonders angefaßt, desgleichen eine Einhundert und zwanzig jährige Frau, die sich aus dem untern Dorfe ins Mitteldorf hatte tragen lassen, um auch noch die guten Worte von ihrem Schöpfer und Erlöser zu hören.

Bey alle dem fand Zeisberger doch, daß die schlechte Beschreibung, die der obgedachte Chief im Senneckei Dorfe ihm von Goschgoschünk gemacht hatte, nur allzu gegründet war. Noch nirgends hatte er ein so greuelvolles Heidenthum gesehen. "Hier, schrieb er, hat der Satan eine große Macht; hier sitzt er auf dem Throne, wird von den Heiden angebetet, und hat sein Werk in den Kindern der Finsterniß." Was ihn aber am meisten schmerzte, war der schändliche Mißbrauch, der bey dem abscheulichsten Teufelsdienste mit dem heiligen Namen GOttes getrieben wurde. Dieses rührte von den Indianischen Predigern her, deren ich im ersten Theil gedacht habe, die viel von GOtt redeten, und bey den ärgsten Abgöttereyen behaupteten, daß alles, was sie thäten, zu Seiner Ehre, auch wohl auf Sein Geheiß geschehe.

Ein solcher Prediger, Namens Wangomen, befand sich auch hier in Goschgoschünk, der oftmals öffentlich in der Versammlung zu seinen Leuten gesagt hatte, daß er in der Seite GOttes wie zu Hause sey; da gehe er aus und ein, und sey daselbst so sicher geborgen, daß ihm weder die Sünde noch der Satan etwas schaden könnten, von dem GOtt abe...

[illegible]n die Brüder predigten, der Mensch geworden und am Kreuze gestorben seyn sollte, wisse er nichts, erkenne ihn auch nicht für den rechten GOtt, und dergleichen mehr. Natürlicherweise war diesem der Besuch des Bruder Zeisbergers äusserst zuwider. Gleichwol wohnte er allen Versammlungen stille und aufmerksam bey, bezeigte sich auch oftmals mit Zeisbergern und dessen Reisegefährten sehr umgänglich, und es schien, als ob er durch ihre überzeugende Zeugnisse der Wahrheit wenigstens muthlos gemacht würde, sein falsches Predigen fortzusetzen und dem Evangelio zu widerstehen. Das zeigte sich aber am Ende doch anders: denn als der Missionarius vor seiner Abreise sämmtliche erwachsene Mannsleute zusammenkommen ließ und sie fragte, ob sie einen solchen Zuspruch gerne wieder haben wollten? so bejaheten diese Frage alle übrige einhellig, nur Wangomen schwieg stille; und als die andern in ihn drangen, daß er sich auch erklären möchte, fing er öffentlich an zu disputiren, durch einen Abriß auf der Erde zu zeigen, daß zween Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer gerader und geschwinder zu GOtt führe, als der Weg der weissen Leute. Zeisberger suchte ihn auch jetzt noch auf eine sanftmüthige Art zu bedeuten: Wangomen aber wurde desto dreister, und behauptete, daß er GOtt schon viele Jahre kenne, und einen vertrauten Umgang mit Ihm habe: daß aber GOtt Mensch worden sey, und Sein Blut vergossen habe, davon wisse er nichts, das müsse also nicht der rechte GOtt seyn, sonst müßte er's auch wissen. Darauf bezeugte ihm Zeisberger mit grosser Kraft: Der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige, und dessen Knecht er wäre, sey der Teufel, der sey der Vater der Lügen, u. s. w. Hierauf erwiederte Wangomen etwas kleinlaut: aber ich kann deine Lehre nicht verstehen; sie ist mir ganz was neues und kommt mir fremde vor. "Ich will dir sagen, versetzte

Zeisberger, wie das kommt: Der Satan ist der Fürst der Finsterniß, wo er ist, da ist nichts als Finsterniß; und der wo[illegible], darum bist du auch ganz verfinstert, daß du nichts von GOtt und Seinem Worte verstehen kannst. Wenn du aber umkehrst, und kommst zum Heilande als ein armer, elender und verlorner Mensch, und rufst Ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte Er sich deiner noch erbarmen, und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du etwas von GOtt und Seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland gibt dir noch Frist; wenn du dich zu Ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile, und errette deine arme Seele!" Nach dieser feurigen und doch aus einem liebhabenden Herzen gequollenen Ermahnung, war Wangomen wie geschlagen, bekannte, daß er auch arm sey, und bat ebenfalls um einen abermaligen Besuch. Endlich faßten die Indianer sogar in ihrem Rathe, dem auch Wangomen beywohnte, den Entschluß, bey den Brüdern um einen beständigen Prediger anzuhalten, und gaben diese Bitte dem Missionarius mit, welcher hierauf noch etliche Versammlungen hielt, wobey der Geist GOttes sich so kräftig an den Herzen bewies, daß viele Thränen um JEsu Gnade vergossen wurden. Herzlich froh darüber und dankbar für GOttes mächtige Durchhülfe, trat er mit seinen Gefährten die Rückreise an, war bey Hunger, Nässe und Kälte innig vergnügt, traf am 5ten November in Friedenshütten wieder ein, und erweckte daselbst durch seine Erzählung von diesem Besuche ein freudiges Lob GOttes; darauf reiste er nach Bethlehem ab, um von dem Zustande am Ohio Bericht zu erstatten.

Im Februar 1768 wurde Friedenshütten schon wieder erschreckt, indem die betrübte Nachricht einlief, daß ein weißer

weißer Mann, Namens Stumpf, in der Gegend von Schomokin 10 Indianer, nemlich 4 Männer, 4 Weiber und 2 Kinder ermordet hatte. Unsere Indianer kamen darüber in große Verlegenheit, weil sie neue Unruhen unter den Indianer-Nationen dieser Mordthat wegen befürchteten. Vornemlich aber waren sie um ihre lieben Lehrer bekümmert, die jetzt allerdings Gefahr liefen, ein Opfer der Rachsucht der Wilden zu werden, und sich wie Vogelfrey ansehen mußten, indem die Wilden in solchen Fällen gar nicht zu fragen pflegen, ob jemand schuldig oder unschuldig ist; hat er eine weiße Haut, so ist das ein hinlänglicher Bewegungsgrund, Mordthaten, die durch weiße Leute an Indianern verübt worden, an ihm zu rächen. Unsre Indianer machten daher aus, ihre Lehrer nie alleine zu lassen, sondern um sie herum beständig gute Wache zu halten. Inzwischen war der traurige Vorgang sowol an das Englische Gouvernement, als auch an den General Sir William Johnson gemeldet worden. Ersteres erließ sogleich zwey Proclamationen, setzte darin 200 Pfund Sterling auf den Kopf des Mörders der 10 Indianer, versprach, ihn, sobald man seiner habhaft würde, am Leben zu strafen, und schickte diese Erklärung mit zween Belts of Wampom an sämtliche Indianer an der Susquehannah, damit sie den Frieden und die Freundschaft nicht brechen möchten. Diese Botschaft kam auch nach Friedenshütten, wurde von dem Missionario, auf ausdrückliches Verlangen des Gouverneurs von Pensylvanien, unsern Indianern öffentlich mitgetheilt, und sodann weiter befördert. Hierauf kam von Sir William Johnson noch eine besondere Botschaft an unsre Indianer, worinn er sie ersuchte, daß, wenn sie Anverwandte der unterhalb Schomokin ermordeten Indianer wüßten, sie selbige zu ihm schicken möchten, damit er ihre Thränen abtrocknen, ihr betrübtes Herz stillen, und sie über alles befriedigen könne.

Gedachter General lud zu gleicher Zeit die Chiefs der Irokesen und der übrigen Indianer-Nationen an der Susquehannah und am Ohio zu einer freundschaftlichen Unterredung zu sich ein. Hierzu sollte auch Friedenshütten Deputirte schicken, und wurde von verschiedenen benachbarten Chiefs etlichemal ernstlich dazu aufgefordert. Unsere Indianer aber hatten dazu keine Neigung, theils, weil sie sich überhaupt nicht gerne in politische Dinge mengen wollten, theils, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß dergleichen Reisen und Verrichtungen den Deputirten selbst gemeiniglich mehr schädlich als nützlich gewesen. Sie gaben also lieber dem Cajuger-Chief Vollmacht, auch in ihrem Namen zu erscheinen, zu reden und zu handeln. Diese Gelegenheit ergriffen die Widersacher, unsre Indianer zu plagen, indem sie ihnen nach einiger Zeit die gewisse Nachricht brachten, daß sie, wegen ihrer Weigerung, Deputirte zu senden, vom General Johnson sowol als von sämtlichen Chiefs für Feinde gehalten würden, daher beschlossen worden, sie auszurotten und ihren Ort zu zerstören. So unwahrscheinlich dieses Vorgeben war, so entstand dadurch doch in Friedenshütten eine nicht geringe Unruhe, und der Missionarius Schmick hatte viel zu thun, die Gemüther zu beruhigen. Es gelang ihm aber doch, und man erfuhr denn auch bald, daß erwähnter General, weit entfernt, mit unsern Indianern unzufrieden zu seyn, sie vielmehr öffentlich gelobt, und viele solche Indianer-Städte, wie Friedenshütten, zu haben gewünscht, auch die Chiefs der Irokesen große Hochachtung gegen diesen Ort bezeigt hatten.

Da nun durch besagte Zusammenkunft bey dem General Johnson, der Friede und die Freundschaft zwischen den Engländern und den Indianern aufs neue bestätigt worden, auch die Irokesen mit den Cherokesen Friede gemacht hatten, so verschwand die Furcht vor einem abermaligen Kriege; alles

alles ward wieder ruhig, und der sogenannte König der Cherokesen wurde in Begleitung eines Oneider-Chiefs durch das Land der Irokesen feyerlich herumgeführt, als Freund gezeigt, und kam auf solche Weise auch nach Friedenshütten. Bey dieser Gelegenheit äußerte der Oneider Chief seine und des ganzen grossen Raths in Onondago herzliche Freude darüber, daß unsre Indianer GOtt kennen lernten und Lehrer bey sich hätten, die sie in den Wegen GOttes unterrichteten, und ermahnte sie, davon nicht abzugehen, sondern dabey zu bleiben. Hierzu gab er einen String of Wampom; worauf unsre Indianer durch einen andern String ihm und seiner Gesellschaft bezeugten, daß das ihr innigstes Verlangen sey, GOtt ihren Schöpfer und Heiland alle Tage besser zu kennen und zu lieben, mit dem angelegentlichen Wunsche, daß alle Nationen eben so mit ihrem GOtt und Schöpfer bekannt werden möchten; da würde auch immer Friede und Liebe unter allen regieren.

Was unsre Indianer aber in ihrer damaligen Freude über den erneuerten Frieden störte und nicht wenig befremdete, war die unvermuthete Nachricht, die sie zu gleicher Zeit erhielten, daß die Irokesen alles Land auf der Ostseite des Ohio, worin die Gegend von Friedenshütten mit begriffen war, an die Engländer verkauft hatten, wovon man neue Unruhen erwarten mußte, wie sich solches auch nachher gezeigt hat.

Unterdessen waren die Indianer in Goschgoschünk am Ohio durch einen etwa eine Tagereise von da wohnenden heidnischen Lehrer veranlaßt worden, eine Botschaft nach Friedenshütten abzusenden. Dieser hatte von dem vorjährigen Besuch des Bruder David Zeisbergers gehört, sich genau nach seiner Lehre erkundigt, und da ihm niemand die gewünschte Auskunft geben können, seine Betrübniß darüber bezeigt, mit dem Beyfügen, daß er zwar auch ein Prediger

 sey,

sey, aber alles, was er sage, sey nicht recht und nicht wahr: er habe auch schon viele andere Prediger gehört, die aber auch nicht die Wahrheit predigten. Das habe er durch einen Traum erfahren, in welchem er jemand gesehen, der zu ihm gesagt habe, daß sie alle nicht recht lehrten. Um deswillen wünsche er gar zu sehr, die Lehre der Brüder zu hören weil es wohl seyn könne daß das nun der rechte Weg zu GOtt wäre. Die abgesandten Boten baten daher dringend, daß bald wieder ein Besuch oder lieber der verlangte beständige Prediger nach Goschgoschünk kommen möchte.

Mittlerweile war in Bethlehem schon beschlossen worden, daß Zeisberger sich abermals dahin begeben, den Bruder Gottlob Sensemann von Bethlehem nebst etlichen Indianer Familien von Friedenshütten mit ihnen, eine Weile daselbst wohnen, und wo möglich eine neue Mission einrichten sollte. Er und Sensemann reisten also im April 1768 von Bethlehem ab, und der Bruder Ettwein, jetziger Bischof, begleitete sie bis Friedenshütten, woselbst sie vorgedachte Boten noch antrafen, die nun mit der Nachricht, daß die Brüder sich schon auf dem Wege nach Goschgoschünk befänden, fröhlich dahin zurück eilten. Unsre Pilger aber brachen nebst den Indianer-Brüdern Anton, Abraham und Petrus und deren Familien am 9ten May in GOttes Namen auf, und machten diese Reise theils zu Wasser auf der Susquehannah, der Tiaogu und dem Ohio, theils zu Lande. Sie waren aber nicht lange unterwegs, so erkannten sie es als einen Fehler, daß sie die Irokesen von dieser Reise nicht gehörig benachrichtigt und ihre Zustimmung vorher eingeholt hatten. Schon bey Tiaogu eilten ihnen 20 Hauptleute nach, und wollten ihnen mit einem Belt of Wampom im Namen der Irokesen die Reise an den Ohio verbieten und sie zum Umkehren zwingen. Zeisberger aber nahm es muthig mit ihnen auf, unterrichtete sie von der Absicht der

Reise

Reise, gab ihnen ihren Belt zurück, und versicherte sie, daß er selbst dafür sorgen wolle, daß alles, was man den Irokesen schuldig sey, beobachtet werde, womit sie sich denn endlich beruhigen ließen. Auch nach Friedenshütten kam deswegen eine Botschaft von dem Cajuger-Chief, der aber jene bald hernach an diesem Orte besuchte, und sich, da man es als ein Versehen erkannte, und ihn um Vergebung bat, gar leicht bedeuten ließ. Unsre Pilger setzten indessen ihre Reise getrost fort. Die zu Lande gingen, mußten etliche Tage durch lauter Buschfeuer wandern, welches die Luft sehr heiß machte, und dessen Dampf und Rauch ungemein beschwerlich war. Verschiedene Nächte verdarben ihnen die Wölfe, nicht nur durch ihr Geheule, sondern auch durch ihre Dreistigkeit, indem sie oft so nahe zu ihrem Feuer kamen, daß sie mit Feuerbränden nach ihnen werfen mußten. Es ging übrigens alles gut. Nach einer beynahe 5 wöchentlichen Reise kamen sie am 9ten Juny in Goschgoschünk an, von wo aus man ihnen ein Boot mit Lebensmitteln ein gutes Stück Weges den Ohio hinauf entgegen geschickt hatte. Hier wurden sie nun nicht nur mit fast allgemeiner Freude empfangen, sondern zu ihrer Verwunderung sogar von oberwähntem heidnischen Lehrer Wangomen in sein Haus aufgenommen, welches er, weil es größer war, als die übrigen, ihnen zu Liebe geräumt, und sich mit den Seinigen in ein anderes einquartirt hatte.

Von Goschgoschünk aus gab Zeisberger dem Cajuger Chief umständliche Nachricht von seinem Aufenthalt an diesem Orte, und der Absicht, die er dabey hatte; und der Chief Allemewi schickte nach Joneschio an den Chief der Senecker, denen das Land am Ohio, wo Goschgoschünk lag, zugehörte, eine Botschaft mit den Worten: "Oncle! Ich lasse dich hiemit wissen, daß einige von unsern Freunden mit 2 weißen Brüdern zu uns gekommen sind, welche wir

gerufen haben, uns die guten Worte von unserm GOtt und Schöpfer zu sagen. Du hast uns öfters Botschaft gesandt, daß wir ein gut Leben führen, und dem Guten nachfolgen sollen: das haben wir bisher nicht gethan; nun aber sind wir entschlossen, ein ander Leben zu führen, und alle Sachen der Heiden, als ihre Feste, Tanzen und Saufen von uns zu schaffen, und unsre Brüder, die zu uns gekommen sind, sollen uns im Worte GOttes unterrichten."

Das war denn auch die vornehmste Beschäftigung der Brüder. Zeisberger predigte recht fleißig, richtete tägliche Morgen- und Abendversammlungen ein, und sang dabey Lieder, die ins Delawarische übersetzt, und seinen jetzigen Zuhörern etwas ganz Neues waren. Alle diese Versammlungen wurden im Anfange häufig besucht, und es gab einen artigen Anblick, so viele roth und schwarz gemahlte Gesichter mit Federbüschen und Fuchsschwänzen auf dem Kopfe zu sehen, welches sonderlich bey dem jungen Volke sehr gewöhnlich war. Dabey bemerkte man eine große Aufmerksamkeit und Begierde nach dem Worte der Versöhnung, und das Gefühl von der Kraft GOttes war überaus tröstlich.

Um nun die Predigt des Evangelii noch ungestörter zu treiben, und auch mehr abgesondert zu wohnen, entschlossen sich die Brüder bald, ein eigenes Blockhaus zu bauen, erwählten dazu einen schicklichen Platz, der ein wenig vom Dorfe ablag, und wurden, da ihnen die Einwohner, und sogar das junge Volk, mit großer Willigkeit auf alle Weise behülflich waren, mit diesem Bau geschwinde fertig. Auch pflanzten sie zu ihrem Unterhalte Welschkorn, wozu ihnen die Einwohner klar gemachte Felder gaben, und selbst pflanzen halfen. Um das Haus der Brüder herum schlugen die gläubigen Indianer, desgleichen oberwähnte 2 nach Friedenshütten gesandte Boten und noch etliche Familien aus Goschgoschünk, ihre Hütten auf, und formirten solchergestalt

stalt beynahe ein eigenes kleines Dörfchen, welches nun fleißig besucht wurde, und wo fast Tag und Nacht kein Schweigen war von der großen Wahrheit, daß GOtt in Christo war, und die Welt mit Ihm selber versöhnete.

Es zeigte sich aber auch hier, was man überall findet, daß der natürliche Mensch nicht geneigt ist, sich für so schlecht und verdorben zu halten, als er wirklich ist, und es hielt schwer, die Wilden zu überzeugen, daß das Nichtglauben an JEsum Christum die grösseste Sünde ist. Einer unter andern versicherte den Missionarium, daß er von keiner andern Sünde wisse, als daß er den weissen Leuten 2 Schaafe und 1 Henne gestohlen habe.

Nachdem das Evangelium eine Zeitlang mit grosser Kraft geprediget worden, erhub sich ein recht heftiger Widerstand. Die vornehmste Ursache davon saß, wie man nachgehends von dem Chief Allemewi erfuhr, bey den Hauptleuten, die ein gewisses zauberisches Geheimniß, Menschen unvermerkt ums Leben zu bringen, Brunnen und Flüsse zu vergiften, und ganze Ortschaften mit Seuchen anzustecken, unter sich hatten, und furchten, daß, wenn jemand aus ihrer Gesellschaft sich bekehrte, er das Geheimniß ausschwätzen, und die übrigen in Gefahr setzen würde, von dem aufgebrachten Volk getödtet zu werden. Auf ihre heimliche Anhetzung erschien, als mans am wenigsten dachte, eine Menge recht geschäftiger Feinde. Vor andern standen die alten Weiber gegen den Missionarium auf, klagten öffentlich, daß das Welschkorn erfröre, oder von den Würmern gefressen würde, daß die Hirsche und alles übrige Wild aus der ganzen Gegend weiche, auch Kastanien und Heidelbeeren nicht mehr wüchsen, bloß darum, weil Zeisberger da predigte, und die Indianer nun eine andere Lebensart anfangen und an GOtt glauben wollten. Eine alte Frau insonderheit wüthete ganz ausgelassen gegen ihn und seine Lehre, und

betheuerte, daß, wer in seine Versammlungen ginge und gläubig würde, Anfechtungen vom Satan bekäme und von ihm geplagt würde, daher sich jedermann vor dem weißen Lehrer hüten sollte. Die Hexenmeister stellten feyerliche Opfer an, um die Geister, die nach ihrem Vorgeben über die Anwesenheit der Brüder sehr erzürnt waren, durch abgeschlachtete Schweine wieder zu versöhnen. Ein von andern getaufter Indianer, der in Neuengland gewesen, machte viele Zuhörer bedenklich, indem er sie versicherte, daß die weissen Leute einen jeden, der gläubig und getauft würde, zum Knechte machten; so habe er es in Neuengland und in Friedenshütten gesehen. Andere brachten die Neuigkeit, daß etliche Indianer aus Neuengland über dem großen Wasser gewesen, und einen Brief vom Könige in England an alle Indianer in Amerika mitgebracht hätten, worin er sie vor den Brüdern in Bethlehem warne, daß sie denselben nicht glauben möchten, denn die würden sie den geraden Weg zur Hölle führen. Wieder andere erschreckten die Einwohner mit dem Vorgeben, daß, wenn die Brüder nur erst stark genug wären und die Getauften Indianer die Oberhand bekämen, sie alsdenn die Ungetauften alle umbringen würden. Auch von den Senneckern, die überhaupt nicht nur die wildesten und rohesten, sondern auch die falschesten Indianer, im Aberglauben wie ersoffen und dem Evangelio am meisten zuwider waren, kamen 5, deren einer ein Chief war, nach Goschgoschünk, und äusserten sich sehr unzufrieden darüber, daß die Einwohner weiße Leute unter sich duldeten. Der Sennecker-Chief in Zoneschio war besonders böse, und wollte durchaus nicht gestatten, daß Brüder in Goschgoschünk wohnten, indem er fürchtete, daß ihnen bald viele weiße Leute nachfolgen, eine Vestung bauen und Besitz vom Lande nehmen möchten. Er schickte daher eine Botschaft durch das ganze Indianer-Land bis hinunter zu

den

n Schawanosen, mit den Worten: „Meine Cousins! ich
he, es ist ein Mann im schwarzen Rock, das ist, ein Pre-
ger, zu euch gekommen, der wird euch verführen, und
o ihr auf ihn hört, euch abwendig machen von eurer Vor-
ähren Sitten und Gebräuchen. Ich warne euch, hört ihn
cht an, sondern schafft ihn von euch; wo nicht, so kann
geschehen, daß ihr ihn einmal auf der Straße todt fin-
n." Ueberdem kam im Namen sämtlicher Irokesen eine
heimnißvolle Botschaft nach der andern, deren Absicht,
ie man nachher mit genugsamer Gewißheit erfuhr, keine
ndere war, als die Einwohner von Goschgoschünk über die
nwesenheit der Brüder bedenklich zu machen, und ihnen
ine Ruhe zu lassen, bis sie dieselben entweder fortgejagt,
ns getödtet hätten. Mehr als einmal gerieth auch der
anze Ort durch solche Botschaften in die äusserste Bestür-
ng und Verwirrung; und es war ein Glück, daß der
hief Allemewi sich als ein Freund des Evangelii bezeug und
ndhaft blieb. Von Goschgoschünk, wo das Heiden-
um aufs allergreulichste getrieben wurde, und derjenige,
r ein Wort von GOtt sagen wollte, sogleich seines Lebens
icht mehr sicher war, kam ausdrücklich ein sogenannter
auberer nach Goschgoschünk, um den Bruder Zeisberger
or allem Volk zu Schanden zu machen, das ihm aber übel
elang. Ein ziemlich weit entfernter heidnischer Lehrer
hickte dem Chief Allemewi einen Belt, mit der Drohung,
aß den künftigen Sommer die Sonne gerade über seinem
opfe stehen und es so heiß seyn sollte, daß alles verbrennen
nd kein Welschkorn wachsen würde.

Da dergleichen Botschaften schnell bekannt wurden, so
ahm die Frechheit der Widersacher immer mehr zu, und sie
regte manchmal während der Versammlungen um das
aus herum einen solchen Lärm, daß der Missionarius
fhören mußte.

Wango-

Wangomen, der bis daher den Versammlungen still beygewohnt und sich gegen die Brüder freundschaftlich betragen hatte, zog endlich auch die Larve ab, ging in Gesch. geschünk von Haus zu Haus, und verbot den Einwohnern in die Versammlungen der Brüder zu gehen. Viele nun, die die Schmach scheueten, blieben weg, oder kamen nur des Abends, um von den Feinden nicht gesehen zu werden. Andere blieben haussen stehen und hörten heimlich zu, als ob sie sich GOttes Wort abstehlen müßten. Einigen jungen Leuten wurde von ihren Eltern verboten, zu den Brüdern zu gehen. Andere Eltern wären gerne gekommen, wenn ihre Kinder sie nicht gehindert hätten. Diejenigen aber, die sich durch alles nicht irre machen noch von den Versammlungen abhalten liessen, wurden von den übrigen angefeindet und auf alle Weise geplagt. Verschiedene wurden sogar aus ihren eigenen Häusern gestoßen, und nahmen dann ihre Zuflucht zu den Brüdern, auf deren Fürsprache der Chief Allemewi ihnen in seinem Hause einen Platz einräumte. Hier ging es buchstäblich so, wie unser Heiland vorher gesagt hat: Der Vater war wider den Sohn, und der Sohn wider den Vater; die Tochter wider die Mutter, und die Mutter wider die Tochter; die Schwieger wider die Schnur, und die Schnur wider die Schwieger; und des Menschen Feinde waren seine eigene Hausgenossen.

Den Brüdern war es damals, nach ihrem Ausdruck, als ob sie sich in einer schweren und drückenden Luft befänden, denn sie sahen sich mit den bittersten Feinden umgeben, die sie gern alle Tage aus dem Wege geräumt hätten. Selbst einige von denen, die über ihre Ankunft vor Freuden gejauchzet hatten, waren so umgedreht worden, daß sie nunmehro sie am liebsten fortgesteinigt hätten. Viele sagten ganz laut, daß man die weissen Leute todt schlagen sollte. Andere riethen, daß man nicht nur sie, sondern auch die

gläubi-

gläubigen Indianer umbringen und in den Ohio werfen möchte; und die Freunde der Brüder befürchteten sehr, daß man sie einmal bey Nacht überfallen und ermorden würde. Zween Indianer verbanden sich auch wirklich mit einander, den Missionarium zu ermorden. Einmal bekamen die Brüder Abends spät einen sehr unangenehmen Besuch von etlichen Wilden, die kein anderer als der Mordgeist dahin trieb, die aber doch nicht Muth genug hatten, ihr böses Vorhaben auszuführen. Die Brüder hielten es daher selbst nicht für rathsam, alleine in ihrem Hause zu bleiben, sondern hatten immer etliche von den gläubigen Indianern bey sich, und auch diese durften sich nicht 20 Schritte von ihren Häusern entfernen, ohne ein Beil oder sonst ein Gewehr bey sich zu haben, um die Bösewichter abzuschrecken.

Um dieser Unruhen willen aber wollten die Brüder dennoch ihren Posten nicht verlassen, sondern bauten sich vielmehr noch ein kleines Winterhaus, damit sie, da ihr grösseres Haus fast nie von Besuchenden leer war, zuweilen sich erholen und auch mit den gläubigen Indianern das heilige Abendmahl begehen und andere Gemeinversammlungen halten konnten. Auch setzten sie die Predigt des Evangelii nicht aus, sondern der Missionarius blieb vest entschlossen, alles heftigen Tobens des Feindes ungeachtet, das Wort des Lebens in Niedrigkeit und Demuth getrost zu verkündigen, seine Bewahrung und Vertheidigung aber dem HErrn zu überlassen, zu dessen Preise man auch bekennen muß, daß Er ihn und den Bruder Sensemann ausserordentlich stärkte, so daß sie unter allen diesen Drangsalen nicht erlagen. Auch blieben sie und ihre gläubigen Indianer in zärtlicher Liebe mit einander verbunden, und eines sprach dem andern Muth zu, in Geduld auszuhalten, und gerade in solchen schweren Umständen durch Wort und Wandel am meisten zu beweisen, welches Geistes Kinder sie wären.

In diesem Gedränge von Noth und Trübsal war es für die Brüder eine nicht geringe Ermunterung, daß eine Indianerin zu ihnen kam, und unter vielen Thränen erzählte, was für eine selige Wirkung das Wort der Versöhnung an sie gehabt, und wie JEsus Christus sich ihrem Herzen als ihr GOtt und Erlöser offenbaret hatte. Auch an dem obenerwähnten blinden Chief Allemewi bewies sich die Kraft des Evangelii auf eine besonders merkliche Weise, und er sagte endlich frey heraus, daß er den Sinn habe, an JEsum Christum zu glauben, und nur für Ihn zu leben. Die Brüder bekamen also zu sehen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, und verbanden sich um so herzlicher aufs Neue, um JEsu willen gerne in Noth und Tod zu gehen.

Merkwürdig war auch dieses, daß während der Zeit, da ihnen täglich mit dem Tode gedroht wurde, ihre ernstliche Vorstellungen bey dem grössesten Theil der Einwohner doch so viel Gewicht hatten, daß der Rumhandel, der sonst in Goschgoschünk sehr stark getrieben ward, gänzlich abgestellt, und weder Indianern noch weißen Leuten mehr erlaubt wurde, dieses verderbliche Getränke dahin zu bringen. Ohne diese Abstellung wäre es den Brüdern unmöglich gewesen, da zu bleiben.

Endlich theilten sich die Einwohner von Goschgoschünk ganz offenbar in 2 Partheyen, deren eine das Evangelium durchaus nicht haben, die andere aber es annehmen, und um deswillen lieber Goschgoschünk verlassen und sich in einer andern Gegend anbauen wollte. Und nun hatte sich gleichsam das Licht von der Finsterniß geschieden. Alle, die sich nach einem Heilande sehnten, waren nicht mehr furchtsam, sondern wohnten den Versammlungen öffentlich und fleißig bey, und ließen sich auch durch das rauheste Wetter davon nicht abhalten. Dafür wurden sie von den übrigen eben so öffentlich gehaßt, und Sonntags-Indianer, auch wol

Schwon-

Schwonnaks, das ist, weiße Leute, genannt, welches der ärgste Schimpfname seyn s[illegible].

Im October dieses Jahrs thaten die Brüder, Zeisberger und Sensemann, eine Reise von 3 Wochen nach Zoneschio zu dem feindseligen Chief der Sennecker, um ihm und seinem Rathe von ihrem Wohnen und ihrer Arbeit unter den Indianern am Ohio, den rechten Begriff zu machen; und der Chief Allemewi, an der Spitze derjenigen Einwohner von Goschgoschünk, die GOttes Wort annehmen wollten, sandte zu gleicher Zeit zween Deputirte eben dahin mit folgender Botsch[illegible]ft: "Onele! ich lasse dich hierdurch wissen, daß ich das gute Wort GOttes, welches mir die Brüder, die du hier vor dir siehest, gebracht haben, gerne und mit Freuden aufgenommen habe. Dieses köstliche Wort GOttes höre ich gerne alle Tage, denn es ist nicht genug, daß ich es nur ein- zwey- oder etlichemal höre, sondern ich muß darin täglich unterrichtet werden. Goschgoschünk aber ist dazu kein schicklicher Platz für uns. Mein Bitten und Begehren ist also von dir, Onele! daß du uns möchtest nehmen, und auf das Land an den Onenge oder [illegible]enango hinsetzen, welches bequem und gut, und auch groß genug ist, eine Stadt anzulegen, und die Plantagen nahe dabey zu haben, damit wir alleine seyn können, von den Wilden, den Ungläubigen, nicht beunruhiget werden, und auch alle diejenigen, welche inskünftige gerne von G[illegible]tt hören und gläubig werden wollen, zu uns dahin ziehen [illegible]önnen."

Mit ähnlichen Botschaften sandte Allemewi um dieselbe Zeit andere Deputirte an den Delawar-Chief Pakanke in Kaskaskunk, und an den sogenannten King [illegible]eaver, der weiter nach Westen zu wo[illegible]te. Ueberall, auch in Zoneschio wurde die Botschaft gut aufgenommen, das Vorhaben der Indianer, von Goschgoschünk an die Venango zu ziehen, genehmigt, ihr Entschluß, an GOtt gl[illegible] werden, sehr gelobt,

gelobt, und sie noch dazu ermahnt, den Brüdern zu folgen und gehorsam zu seyn. Da aber in Zeneschio nur der Rath die Botschaft beantwortete, der feindselige Chief aber, auf den es hiebey am meisten ankam, nicht zu Hause war, so blieb die Sache doch unausgemacht, und die mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpfte Reise der Brüder war vergeblich.

Dritter Abschnitt.

1769. 1770.

Anfang der Mission in Tschechschequannink. Fortwährender gesegneter Gang in Friedenshütten. Einige Unruhe und Noth von außen. Aus Goschgoschünk wird die Mission verdrängt. Anbau von Lawunakhannek am Ohio. Zeisbergers Reise von diesem Orte nach Pittsburg. Erste Taufhandlung am Ohio und deren Folgen. Vermischte Nachrichten. Abzug von Lawunakhannek. Anbau von Friedensstadt am Biberfluß. Hoffnungsvoller Zustand der Mission daselbst.

Unter denen Orten, von welchen häufiger Besuch nach Friedenshütten kam, nahm sich Tschechschequannink, welches etwa 6 Deutsche Meilen weiter hinauf an der Susquehannah lag, besonders aus, und es entstand daselbst bald eine große Erweckung, indem die von ihrem Besuch zurückkommenden den übrigen mit warmen Herzen erzählten, was sie gehört und genossen hätten.

Auf wiederholtes dringendes Anhalten der Einwohner, entschloß man sich, einen eigenen Missionarium, den mehrgedachten Bruder Rothe, dahin zu setzen. Vorher aber hielt man für nöthig, daß die Einwohner dieses Orts durch

Depu-

putirte bey dem Cajuger Chief, und durch diesen bey dem grossen Rath in Onondago um Erlaubniß anhielten, einen Lehrer von den Brüdern zu ihrem Unterrichte in ihrer Stadt zu haben. Das geschahe, und die gesuchte Erlaubniß erfolgte ohne Schwierigkeit, mit dem Beyfügen von Seiten des Cajuger Chiefs, daß er nun auch Tschechschequannink oft besuchen wolle, um die guten Worte von GOtt zu hören, denn er sey überzeugt, daß das der rechte Weg sey, zu GOtt zu kommen und mit Ihm bekannt zu werden.

Am 4ten Februar 1769 zog also der Bruder Rothe dahin, hielt Tages darauf dem heilsbegierigen Volke die erste Predigt, und auf Verlangen der Einwohner in der Folge täglich 2 Versammlungen, wobey er grossen Zulauf hatte; und die vielfältigen Beweise von der dabey waltenden Gnade des HErrn machten ihm Muth, die Versöhnung, die durch JEsum Christum geschehen ist, allen Sündern anzupreisen. Solchen, die mit wunderlich gemahlten Gesichtern und klingenden Schellen den Versammlungen beywohnen wollten, wurde freundschaftlich angedeutet, sich vorher abzuwaschen und die Schellen abzulegen. Im März zogen auch ein paar National-Gehülfen von Friedenshütten dahin, um den dasigen Einwohnern mit Wort und Wandel zum Nutzen zu seyn. Tschechschequannink war dann wie das Filial von Friedenshütten; und da der Bruder Rothe noch nicht ordinirt war, so begab er sich zu Begehung des heiligen Abendmahls und zu Taufhandlungen mit seinen Leuten jedesmal dahin.

Eine halbe Englische Meile von Tschechschequannink hielten die Wilden von Zeit zu Zeit ihre Opferfeste, schwärmten in ihrem Bezirk wie die bösen Geister herum, und verführten ein so schreckliches Geschrey und Getöse, daß die Luft weit und breit davon erfüllt wurde, kamen aber doch den Einwohnern von Tschechschequannink nicht zu nahe;

vielmehr ging die Predigt des Evangelii daselbst ungestört fort, und der Geist GOttes war an den Herzen der Zuhörer sehr geschäftig. Ein weisser Mann, der einer Versammlung beywohnte und sahe, daß den Indianern die Thränen so häufig über die Wangen flossen, kam nachher zum Bruder Rothe und sagte: "Ich bin wol getauft und heiße ein Christ, aber so weich bin ich nicht in meinem Herzen." Ueber diese Bewegung des Herzens, die oft auch Thränen aus den Augen preßt, erklärte sich einmal ein Indianer gegen den Bruder Rothe: "Ich habe, sagte er, ehedem gedacht, wenn ich einen Mann weinen sahe: ist das auch ein Mann? Ich werde nicht weinen, wenn man mir auch das Fleisch von den Knochen ablösen sollte; ich bin ein rechter Mann. Siehe, so ein hartes Herz habe ich gehabt. Daß ich jetzt weine, kommt von GOtt; der hat mein hartes Herz erweicht." Solcher Beweise von der gewaltigen Kraft des Wortes GOttes erlebte der Bruder Rothe gar viele, und es war eine Weile nicht anders, als ob sich in und um Tschechschequannink herum alles bekehren wollte.

Nach einiger Zeit aber regte sich auch hier die Feindschaft gegen das Evangelium. Einige sagten gerade zu: "Wir können nicht so leben, wie wir hören, daß die Brüder leben, und wenn wir so leben sollten, so hätte uns GOtt auch unter solchen Leuten lassen geboren werden." Zugleich entstand eine Zwietracht unter den Chiefs des Orts und der benachbarten Gegend, deren einer, Namens James Davis, dem Evangelio gehorsam, und von den andern deshalb angefeindet und geplagt wurde. Die Hexenmeister drohten ihm, daß erst sein Vieh, sodann er selbst und nach ihm der weisse Lehrer sterben sollte. Nicht weniger wurden andere, die sich zu Christo bekehrten, von den feindseligen Chiefs, den Hexenmeistern und ihren nächsten Blutsfreunden verfolgt.

Doch

Doch konnte dieses alles den Lauf des Evangelii nicht hindern, und schon am 18ten May dieses Jahrs hatte der Bruder Rothe die Freude, den Chief James Davis, als den Erstling von Tschechschequannink in Friedenshütten taufen zu sehen. Diesem folgten bald mehrere, die gleicher Gnade theilhaftig wurden, und durch ihr vergnügtes Wesen, so wie durch ihren Wandel, die selige Veränderung ihrer Herzen zu Tage legten. Auch machten sich die Getauften aus eigenem Triebe mit den Fremden zu thun, und waren ihnen durch ihre nachdrückliche Aeußerungen oftmals zum Segen. Samuel, z. E., rieth einem fremden Indianer, der auch an JEsum glauben zu wollen bezeugte, daß er sich solches wohl überlegen möchte. "Man muß wissen, sagte er, was man thut, und ob man auch Lebenslang beym Heilande bleiben will; sonst wird man siebenmal ärger als man war." Ja, sagte der Fremde, der Teufel ist sehr stark. "Aber der Heiland, erwiederte Samuel, ist noch stärker."

In Friedenshütten ging unterdessen das herrliche Werk GOttes auch in diesem Jahr 1769 ganz ungehindert fort. Die Gläubigen wuchsen in der Gnade JEsu Christi, und von den besuchenden Wilden wurden viele aus dem Sündenschlafe erweckt. Nicht wenige derselben waren Räuber und Mörder gewesen; nun erschienen sie als Gnadenhungrige Sünder, deren ungekünstelte Aeußerungen den Missionarien manche Festfreude machten. Als z. E. einer derselben vom Bruder Schmick gefragt wurde, warum er so sehr weine, und was er verlange? gab er zur Antwort: "Ach ich möchte gerne leben! nach dem Heilande und seinem Blute verlangt mein sündiges Herz. Du weißt, ich habe es schon manchmal verlangt, und es dir auch gesagt, aber heute habe ich in allen Versammlungen ein solches Verlangen nach dem Heilande gefühlt, daß ich vor Unruhe meines Herzens nicht weiß, was ich machen soll. Mein Herz ruft immer: HErr, erbar-

erbarme Dich meiner! gedenke auch an mich grossen Sünder, vergib mir doch alle meine Sünden, und wasche mich mit Deinem Blute; nimm mein böses Herz, mein Leib und Seele, und mache mich selig!" Ein anderer hatte zwey Nächte mehrentheils mit Weinen zugebracht. Als der Missionarius ihn darüber befragte, antwortete er: "Soll ich nicht weinen, wenn ich den Heiland und sein Blut nicht im Herzen habe und fühle? Ohne das bin ich ja ein verlorner Mensch, und ich möchte doch gern selig werden, an den Heiland glauben und Ihn lieb haben. Ich habe gedacht: Was muß mich doch daran hindern? ist es meine Frau, oder sonst was anders? Mein Herz hat mir darauf geantwortet: Die Frau ist es nicht; wenn du keine hättest, würdest du daran denken, eine zu haben: es ist was anders; es ist das Herz selbst." Wenn denn solche um Gnade und Erbarmung schreyende Sünder in JEsu Namen absolvirt und getauft wurden, so war ihre und der ganzen Gemeine Freude unbeschreiblich groß. Ein 90 jähriger Greis ward innerhalb 5 Tagen getauft, krank und begraben, und alles lobte GOtt dafür, daß es ihm in seinem hohen Alter noch so wohl geworden, und sein Abschied aus der Welt so vergnügt und lieblich gewesen war; wie sich denn überhaupt der Unterschied zwischen den gläubigen und den wilden Indianern nirgends deutlicher zeigte, als auf dem Sterbebette.

Auch im Aeußern war der Gang in Friedenshütten sehr angenehm und erbaulich; insonderheit verursachte der Fleiß unserer Indianer, ihre Lust zum Arbeiten, ihre Begierde etwas zu lernen, und ihr gutmüthiges Betragen gegen jedermann, den Missionarien viel Vergnügen. Ein Chief am Ohio, der viel löbliches und auch viel schlechtes von Friedenshütten gehört hatte, kam ausdrücklich dahin, um unsre Indianer selbst zu sehen und die Wahrheit zu erfahren, und sagte unter andern: "Ich habe gehört, daß, wenn ein frem-

der

der Indianer zu euch kommt, ihr ihn nicht viel ansehet, und hochmüthige Leute seyd; nun sehe ich aber, daß es Lügen sind, und so glaube ich auch das übrige schlechte nicht, das man mir von euch und diesem Orte erzählt hat."

Wenn solche Chiefs in Friedenshütten besuchten, so pflegte auch der Missionarius Schmick sie zu Tische zu nehmen, gewöhnlich die Chiefs der Irokesen, und allemal hatte die so liebreiche Behandlung, die sie von weißen Leuten nicht gewohnt waren, eine sehr gute Wirkung auf sie, diente unsern Indianern oft zum Nutzen, und vielen Mißverständnissen ward dadurch vorgebeugt, indem der Missionarius dabey die beste Gelegenheit hatte, die Anmerkungen und Bedenklichkeiten der Chiefs, die auf die kleinsten Umstände unglaublich aufmerksam waren, von ihnen selbst zu vernehmen und sie sogleich zu bedeuten, z. E., über die geometrische Ausmessung der Felder, die schon bey einem und dem andern den Argwohn erregt hatte, als ob solches in der Absicht geschähe, das Land sich zuzueignen, oder es gar Stückweise an weiße Leute zu verkaufen. Man führte sie auch gemeiniglich im Missionshause herum, auch in die Kirche, und die Bilder, auf welchen die Geburt JEsu, sein Leiden am Oelberge und seine Creuzigung vorgestellt und den Besuchenden sehr eindrücklich waren, gaben den Missionarien oft erwünschte Veranlassung, ihnen die Geschichte unsers Heilandes kurz zusammen gefaßt zu erzählen, welches auf viele eine gute Wirkung hatte, und sie zu einem fruchtbaren Nachdenken brachte. Manche wurden durch solche Besuche wirkliche Freunde der Brüder, und bekamen darüber wol gar etwas zu leiden. So ward in diesem Jahr ein gewisser Chief der Nantikoks, ein kluger und sehr verständiger Mann, der von der Wahrheit des Evangelii überzeugt war, und sich gegen die Brüder freundschaftlich betrug, um deswillen durch seine eigene Leute von seinem Amt abgesetzt, durch

den Chief in Onondago aber nachher in dasselbe wieder eingesetzt. Bald darauf besuchte er in Friedenshütten, und sagte unter andern: "Meine Leute haben mir wol die Belts und Strings abgenommen, aber meinen Verstand, den mir GOtt geschenkt, haben sie mir doch lassen müssen; den kann ich nun wieder zu allem guten gebrauchen."

Von solchen besuchenden Chiefs erfuhr man nunmehro mit Gewißheit, daß die Irokesen wirklich auch das Land, welches sie im Jahr 1765 unsern Indianern zu ihrem Gebrauch eingeräumt, an die Engländer verkauft hatten. Man hielt daher für nöthig, Deputirte von Friedenshütten nach Philadelphia zu schicken, um bey dem Gouverneur von Pensylvanien um eine neue Zusicherung des Landes anzuhalten. Dieser Herr nahm sie und ihre Bittschrift sehr wohl auf, und beantwortete letztere in einem Schreiben an die Indianergemeine, worin er sie versicherte, "daß sie, als ein ruhiges und friedliebendes Volk, von keinem Menschen in ihren Besitzungen beunruhiget werden sollten, daher er auch den Landmessern Befehl gegeben habe, das Land 5 Englische Meilen in der Runde um Friedenshütten herum nicht aufzunehmen. Unsre Indianer möchten also alle Gerüchte, als ob ihr Land ihnen weggenommen werden würde, für falsch halten. Und sollte sich ja irgend jemand einfallen lassen, sie in ihrer Ruhe zu stören, so wolle er sie schützen und ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dagegen erwarte er von ihnen, daß sie sich fernerhin wie bisher ordentlich aufführten, und mit solchen Leuten, die Unruhe anfingen, nie gemeine Sache machten." Gleiche gnädige Versicherung erhielten auch die gläubigen Indianer in Tschechschequannink. Die befürchtete Verwirrung und Neckerey aber blieb doch nicht aus. Ehe man sichs versahe, kam bald dieser, bald jener, und gab vor, daß der Gouverneur ihm das Land, wo unsre Indianer wohnten, verkauft oder geschenkt habe, und ge-

gen

gen die ausdrückliche Versicherung des Gouverneurs sandten sie doch Landmesser ein, ihr Land aufzunehmen, und man hatte Mühe, sie los zu werden.

Ueberdem ging es mit unsern Indianern gegen den Herbst dieses Jahrs im Aeußern etwas hart. Ihre Nahrungsmittel wollten nicht mehr zulangen; was noch da war, wurde von den vielen Besuchenden und Durchreisenden verzehrt, und es war in der That mitleidenswürdig, ganze Familien mit 5 bis 6 Kindern zu sehen, die nichts zu essen hatten, und auf 10 Englische Meilen weit gehen mußten, um Heidelbeeren zu suchen. Doch verhungerte niemand, ja es legte sich keins hungrig zu Bette, und oftmals hatte man Ursach, einander zuzurufen: GOtt lebt, und hilft noch heute, wie damals, da es hieß: das Mehl im Cad ward nicht verzehret, und dem Oelkruge mangelte nichts.

Bey den Brüdern, die das Evangelium nach Goschgoschünk zu bringen gewagt hatten, wechselte im Jahr 1769 Freude und Leid. Sechs Familien und 3 Wittwen blieben standhaft in dem Verlangen, JEsum Christum kennen zu lernen, und ließen sich weder durch Verachtung noch durch Verfolgung zurückschrecken. Außerdem wurde bald dieser bald jener Wilde um seine Seligkeit bekümmert, und nahm damit seine Zuflucht zu den Brüdern. Einer derselben blieb nicht nur einen ganzen Tag, sondern bis nach Mitternacht bey ihnen, und erzählte seinen Lebenslauf, wie viele Mühe er sich schon gegeben, selig zu werden; er habe auch von [illegible] alles gethan, was ihm Wangomen aufgelegt, und viel geopfert, ihm auch schon 12 Klafter Wampom zum Geschenk gebracht, aber alles umsonst. Er wünschte daher zu wissen, welches der rechte Weg zu GOtt wäre, denn er wollte doch gerne selig werden. Solche Seelen faßten die Brüder denn mit besonderer Liebe an, und zeigten ihnen den Weg zu unserm Heilande, der so kurz, so eben und so

leicht zu sehen ist, wenn man wirklich Gnade und Vergebung der Sünden suchet. Im Februar hatten sie auch schon 4 Personen, die sie als Candidaten zur Taufe ansehen konnten.

Die Macht der Finsterniß erhub sich aber auch gegen sie mit erneuerter Wuth. Wangomen, der indessen eine Reise gethan hatte, erzählte bey seiner Rückkunft in Goschgoschünk mit großer Dreistigkeit, daß etliche weiße Leute aus Virginien in Goschgoschünk gewesen, die Indianer [illegible] Predigen [illegible] selbst mit Ueberzeugung gehört, und mit Thränen bezeuget hätten, daß bey den Indianern die rechte Lehre sey, deren Glauben sie also annehmen wollten, denn es wolle in Virginien nichts mehr wachsen, Viele hätten Hungersnoth leiden, und daß Gott eine Strafe über sie, weil sie nicht den rechten Glauben hätten. Künftiges Frühjahr also wollten sie sich zu den Indianern begeben. "Nun da sehet ihr ja, rief Wangomen aus, daß wir den rechten Weg haben, denn die weißen Leute wollen ihn selbst erwählen und annehmen; warum wolle ihr euch den weißen Brüdern glauben und sie hören?" Zugleich stellte Wangomen fleißig Opferfeste an, um die Indianer dadurch aus den Versammlungen der Brüder heraus zu halten. Und nun fing sein Anhang an, aus allen Kräften zu suchen, und vor den Augen der Brüder alle Greuel des Heidenthums auszuüben. Endlich wurde auch der Rumhandel gegen alle Vorstellungen des Missionarii, der [illegible] und des Chiefs Allemewi mit Gewalt durchgesetzt. Selbst nahmen die Weiber der ungläubigen Indianer sich heraus, vom [illegible] länger zu wohnen, und sagten, [illegible] zu ihrem Willen zu machen.

Als sie aber damit beschäftigt waren, kam ein Seneker-Chief nebst 2 andern nach Goschgoschünk, und warnte den Missionarium durch einen ganz schwarzen String of Wampom,

der

der ärgsten von böser Bedeutung ist, daß Wegziehen von Goschgoschünk aufs allerstrengste, bis auf nähern Befehl von Onondago. Eben so [illegible] warnte er durch einen andern Ewing die Einwohner, Zeisbergers Predigten nicht länger anzuhören, mit der Versicherung, daß es GOtt nicht wohlgefällig sey, wenn sie ihre alten Sitten und Gebräuche verliessen und den weissen Leuten nachfolgten.

Hier aber nahm Zeisberger das Wort, widersprach dem Chief mit grosser Freymüthigkeit, und benutzte diese Gelegenheit, allen Anwesenden die uns in Christo offenbarte Liebe GOttes mit Kraft zu verkündigen. Nachher beantworteten es sowol als der Chief Allemewi auch den ersten Ewing, und beyde erklärten mit Standhaftigkeit, daß, wenn ihnen nicht erlaubt würde, an der Venango sich niederzulassen, sie doch in Goschgoschünk gewiß nicht bleiben, sondern 15 Meilen weiter nach Lawunakhannek auf die andere Seite des Ohio ziehen würden.

Das geschahe denn auch bald. Die Brüder erwählten daselbst einen schicklichen, obwol ganz wüsten Plaz, und legten sich einen eigenen Ort an, um mit ihren gläubigen Indianern, samt den Erweckten von Goschgoschünk und denen, die sich noch zu ihnen halten würden, allein zu wohnen, und das Evangelium ungehindert zu treiben. Die Absicht war aber nicht, daß dieses ein bleibender Gemeinort seyn sollte, sondern nur eine Interims-Einrichtung, bis sich die äussern Umstände der Indianer-Gemeine im Ganzen näher aufklären würden.

Am 5ten April zogen die Brüder mit den gläubigen Indianern, voll Dankbarkeit für die bisher genossene wundervolle Bewahrung GOttes, ganz von Goschgoschünk ab, und mit ihnen Allemewi samt allen denjenigen, denen es um Ruhe für ihre Seelen zu thun war. Noch denselben Abend hielten sie auf ihrem neuen Plaz eine Versammlung zum

lobe den treuen HErrn, der die Seinigen überall mit Seinen Augen leitet.

10. Nun hatte Wangomen in Goschgoschünk wieder freye Hände, und regierte gleichsam uneingeschränkt. Vor Freuden aber vergaß er sich, predigte auch in besoffenem Muthe, und vergieng sich dabey so sehr, daß seine Zuhörer ihn binden mußten, die sich seiner nun herzlich schämten. Indessen giengen sie doch in ihrer Feindschaft gegen die Brüder noch immer fort, suchten sie auch in Lawunakhannek auf allerley Art, theils durch erdichtete beunruhigende Botschaften von benachbarten Chiefs, zu stören und zu plagen, und ließen bey jeder Gelegenheit ihre Bitterkeit merken. Eine Frau, z. E. die von Goschgoschünk mit nach Lawunakhannek gezogen war, wollte an ersterm Orte von einem Indianer Welschkorn kaufen, er gab ihr aber zur Antwort: "Nach Lawunakhannek verkaufe ich keines, denn ihr saget: Wer an GOtt glaubt, der ist selig; ich aber, wenn ich Welschkorn genug habe, so bin ich vergnügt. Ihr möget bey eurem Glauben bleiben, GOtt anbeten, und dabey Hunger leiden; ich will bey meiner Weise bleiben, das Welschkorn anbeten, und mich damit sättigen."

11. Zeisberger setzte indessen seine evangelische Arbeit immer fort, und die National-Gehülfen, Anton und Abraham, standen ihm treulich bey. Letzterer beschäftigte sich besonders mit den erweckten noch ungewissen Indianern, die hier [illegible], und ermunterte sie fleißig, mit ihrer Bekehrung nicht auf dem halben Wege stehen zu bleiben, sondern ihre Herzen durch die Kraft des Versöhnungsopfers JEsu Christi ganz verändern zu lassen, (denn er bemerkte dabey, daß einige derselben das Wort GOttes zwar gerne hörten, das unreine Herz aber und den eitlen Wandel nach väterlicher Weise beybehalten wollten. "Es ist, sagte er einmal mit grossem Nachdruck, ein schweres und geplagtes

Leben,

leben, wenn man kein ganzes Herz zum Heilande hat, sondern mit dem halben Herzen an Ihn glauben, und mit der andern Hälfte der Welt nachhängen will: hingegen gehe alles sehr leicht, wenn man ein ganzes Herz zu Ihm hat. Seht, sagte er ferner, was die Brüder um euretwillen thun: sie könnten daheim in schönen Häusern wohnen; hier aber haben sie nicht einmal ein ordentliches Haus, sondern müssen in der Asche sitzen; sie könnten gut leben, gut essen und trinken haben, hier aber müssen sie verdorbenes Welschkorn genießen; das alles thun sie, um euch Worte vom Heilande sagen zu können, und euch den Weg zur Seligkeit zu zeigen." Wie eben dem Chief suchte Anton sonderlich den Friedensboten, die von Goschgoschünk und andern Orten häufig nach Lawunakhannek kamen, zum Segen zu seyn, und predigte ihnen mit großer Freudigkeit. "Ich habe es nicht durch Träume, sagte er einmal zum Schluß seiner Rede, wie viele Indianer Offenbarungen und Erscheinungen in Träumen haben, sondern ich weiß es bey gutem Verstande und bey mir selber, und so habe ich es an meinem Herzen gefühlt und erfahren." Das machte auf viele Wilden einen tiefen Eindruck. Wenn irgend etwas wahr ist, hieß es oft unter ihnen, so ist es diese Lehre; die Weißen predigen gewiß den rechten Weg zur Seligkeit.

Unter den Besuchenden war der merkwürdigste ein gewisser Glickhican, ein großer Kriegs-Capitain, Rathsherr und Sprecher des Delaware-Chiefs in Kaskaskunk. Dieser kam in der schlimmen Absicht, den Bruder David Zeisberger so abzufertigen und heimzuschicken, wie er ehedem die französischen Patres zu Canada gemacht und nach Hause geschickt hatte, welches ihm, als dem geschicktesten dazu, von den Chiefs aufgetragen worden. Zugleich war er ein Prediger seines Volks, der aber nicht feste auf seiner Meinung bestand, sondern sich bald änderte, wenn er es besser ein-

sehen

[illegible]. Ehe er das [illegible] übersah, überlegte er sich, wie er selbst nachher erzählte, alles sehr wohl, was er, wenn er zu den Brüdern käme, reden und antworten, und wie er seine Sache anstellen wollte, und dünkte sich nun zu seinem Vorhaben recht wohlgerüstet zu seyn. Als er aber nach [illegible] kam, wußte er gar nichts vorzubringen; er entschloß sich also, die Brüder erst anzuhören, und dann darüber zu denken. Anton, dieser unermüdete und eifrige Zeuge JEsu, der bis an sein Ende so begierig war, Seelen zum Heilande zu bringen, daß er Essen, Trinken, Schlaf und andere Geschäfte darüber gerne auf die Seite setzte, nahm ihn nebst den Wilden von [illegible], die hergekommen waren und zusehen wollten, wie es ablaufen würde, in sein Haus, gab ihnen zu essen, und hub hernach seinen Spruch also an: "Meine Freunde, hört mir zu! ich will euch etwas großes sagen. GOtt hat Himmel und Erde, und was darinnen ist, geschaffen; und da ist nichts, was Er nicht geschaffen hätte." Hier hielt er eine kleine Weile inne und sagte weiter: "Er hat auch uns geschaffen; wer ist nun unter euch, der seinen Schöpfer kennet? Ich sage euch die Wahrheit, niemand kennt unsern Schöpfer von Natur, denn wir sind von GOtt abgefallen, und durch die Sünde ganz verdorbene und verfluchte Menschen." Nachdem er wieder eine Weile inne gehalten hatte, damit sie es recht bedenken könnten, redete er weiter und sagte: "Der GOtt, der alle Dinge und auch uns geschaffen hat, ist in die Welt gekommen und ein Mensch worden, gerade so wie wir; hat aber keine Sünde an sich gehabt. Warum ist Er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Mensch worden? Denkt ein wenig darüber!" Dabey hielt er wieder eine gute Weile inne und sagte dann: "Er ist darum Mensch worden, und hat unser Fleisch und Blut angenommen, damit Er Sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unsrer Sün-

den, und damit Er den bittern Tod für uns am Kreuze lei-
den könnte, wodurch Er uns das ewige Leben, und die Se-
ligkeit erworben, und uns von der ewigen Verdammniß er-
löst hat:" und so legte er ihnen den ganzen Rath GOttes
zur Seligkeit in kurzen Sätzen vor. Dadurch wurde Alle-
mewis Herz gefangen; er fühlte die Kraft dieses theuren
Wortes, und bekannte auch sogleich vor dem Chief von
Goschgoschünk, daß alles, was sie jetzt gehört hätten, ge-
wiß Wahrheit sey. In der nächsten Versammlung ward
er außerordentlich bestürzt, da er mit offenen Augen sahe,
was er vor etlichen Jahren im Traum gesehen hatte. Ihm
träumte nemlich, daß er an einen Ort kam, wo er in einem
Saal viele Indianer sahe, die kein geschnittenes Haar und
keine Nasenringe hatten; unter ihnen erblickte er einen klei-
nen weissen Mann; sie winkten ihm hinein zu kommen, da
denn der weisse Mann ihm ein Buch gab und sagte: Lies!
Er antwortete: ich kann nicht lesen! Der weisse Mann aber
erwiederte: Wenn du eine Weile bey uns bist, so wirst du
es schon lernen. Von dem an hatte er seinen Leuten oft ge-
sagt, daß es gewiß weiße Leute gäbe, die den rechten Weg
zu GOtt wüßten; er habe sie im Traum gesehen. Als er
nun hier die Indianer und den kleinen weissen Mann, den
Bruder David Zeisberger, so wie er sie im Traum gesehen
hatte, erblickte, war sein Erstaunen sehr groß. Nun kam
er fleißig nach Lawunakhannek, unterredete sich gründlich
mit den Brüdern, und setzte sogar die bey ihnen wohnenden
noch ungetauften Indianer über ihre Langsamkeit im Werke
der Bekehrung einmal zur Rede: "Was ist das, sagte er,
ich habe schon ein ganzes Jahr das Wort GOttes gehört,
und noch keiner von euch ist gläubig und getauft? es muß
euch kein rechter Ernst seyn, zu glauben, denn so lange Zeit
braucht man gewiß nicht, sich zu bekehren." Bey seiner
Zurückkunft in Kaskaskunk erzählte er den unerwarteten
Aus-

Ausgang seiner Unternehmung, und legte von den Brüdern und ihrer Arbeit unter den Heiden ein schönes Zeugniß ab.

In Goschgoschünk wurde hierauf ein feyerlicher Rath gehalten, ob die Einwohner das Evangelium annehmen wollten oder nicht? Die Stimmen waren getheilt; gegen alles Vermuthen aber am Ende die allermehresten dafür, das Wort GOttes anzunehmen. Dem gemäß ward dem Chief der Sennecker, auf sein oberwähntes Verbot, die Lehre der Brüder anzuhören, folgende Antwort zugefertiget: "Oncle! du hast uns Worte hieher gebracht, daß wir die Predigten der weißen Leute, die zu uns gekommen sind, nicht anhören, noch ihnen glauben sollten. Wisse aber hiermit, daß alle unsre Freunde in Friedenshütten das Wort GOttes angenommen haben, und warum sollen wir nicht auch so thun? Wir wollen das Wort GOttes auch hören, und es hat ja jedermann Freyheit, zu thun, wie ers vor gut findet, zu hören oder nicht zu hören; wer nicht gerne hören will, der kann ja wegbleiben. Die Indianer sind freye Leute, und niemals Knechte oder Sclaven."

Von nun an wurde es den Brüdern in dieser Gegend immer leichter ums Herz; ein ganz anderer Geist hatte jetzt die Oberhand, und es zeigte sich immer mehr wahres Verlangen nach dem Genuß der Gnade unsers Heilandes.

In Ansehung des äußern Durchkommens aber hatten es die Einwohner von Lawunakhannek eine Zeitlang sehr schwer. Auf ihrer neuen Plantage war die erste Erndte noch zu erwarten; ihr altes Welschkorn war schlecht und halb verfault; indessen genossen sie es mit Danksagung. Endlich aber ging auch dieses aus, und sie konnten in der ganzen Gegend auch für Geld keins bekommen. Die Brüder Zeisberger und Sensemann reisten daher mit etlichen Indianer-Brüdern im Julio nach Pittsburg, und waren so glücklich, daselbst etwas zu erhalten.

Sie

Sie fanden aber hier alles voll Furcht vor einem neuen Wildenkriege, indem die treulosen Sennecker aller Friedensschlüsse ungeachtet, den weissen Leuten über 150 Pferde gestohlen, mehr als 200 Stück Rindvieh und Schweine erschossen, und sogar etliche weiße Männer ermordet hätten; welches sie damit entschuldigten, daß die weissen Leute so viel Indianer-Land bekommen hätten, daß sie ihnen nun nie zuviel stehlen und nie zuviel Schaden thun könnten. Hieraus schloß man in Pittsburg, daß sämmtliche Indianer-Nationen den Frieden wieder gebrochen hätten, daher auch von den Plantagen um diese Vestung herum die mehresten Einwohner schon weggeflüchtet waren. Zeisberger, der von der wahren Lage der Sache besser unterrichtet war, hielt es für Pflicht, dem Commendanten und den übrigen Herren in Pittsburg umständliche Nachricht davon zu geben. Er brachte es durch seine Vorstellungen auch wirklich dahin, daß man von dem Gedanken, sämtliche Indianer als Feinde anzusehen und zu behandeln, abstand, dagegen aber beschloß, bey den vornehmsten Oberhäuptern der Indianer-Stämme durch Abgeordnete sich über die Sennecker zu beklagen, und Genugthuung zu verlangen. Zugleich gab er den Rath, daß man in Pittsburg einen eignen Agenten für die Indianer anstellen möchte, der sich von ihren Umständen, Verfassung, Verbindungen und Gebräuchen gründlich unterrichtete, in beständiger Bekanntschaft und Freundschaft mit ihnen bliebe, ihre Klagen über die weissen Leute annähme, die Klagen der letztern über die Indianer am gehörigen Orte anbrächte, und alle vorkommende Irrungen in der Güte beyzulegen suchte. Diesen Rath nahm man in Pittsburg mit Dank an, handelte darnach, und der Erfolg war erwünscht. Solchergestalt hatte der Missionarius zu seinem innigsten Vergnügen Gelegenheit, dem ganzen Lande einen wichtigen Dienst zu erzeigen. Auch ließ er sichs auf

seiner

seiner Rückreise nach Lawunakhannek in allen Indianerstädten angelegen seyn, die Einwohner zu beruhigen und zum Frieden zu rathen; und GOtt segnete diese seine Bemühungen dermaßen, daß die vornehmsten Chiefs dieser Orte, worunter auch Allemewi von Lawunakhannek war, zusammen traten, Deputirte nach Pittsburg sandten, und ihre guten Gesinnungen gegen die Engländer zu erkennen gaben. Sie wurden auch daselbst sehr wohl aufgenommen, als friedliebende Indianer behandelt, und man übergab ihnen einen Belt of Wampom an sämtliche Indianer, wodurch nur die Sennecker für Feinde, die übrigen aber für unschuldig und als Freunde der Engländer erklärt wurden. Da aber nicht nur die Sennecker mit Rauben und Stehlen fortfuhren; sondern auch die weißen Leute ihr gegebenes Wort nicht selten brachen, und sich hie und da an Indianern vergriffen, so wurden die Unruhen nicht völlig gestillt, und die Friedensunterhandlung mit den Indianern, die man in Pittsburg vorgehabt hatte, zerschlug sich.

Die Brüder in Lawunakhannek, die sich bis daher in einer schlechten Jagdhütte beholfen hatten, legten nun am 1sten September den Grund zu einem Versammlungshause, welches ihnen zugleich zur Wohnung diente. Noch vor Winter bezogen sie es, weiheten es dem HErrn, und richteten auch eine von Bethlehem erhaltene Glocke bey demselben auf.

Sie hatten hierauf eine reiche Welschkorn-Erndte, zu offenbarer Beschämung derer, die ihnen Mißwachs prophezeiht hatten, weil sie an JEsum glaubten.

Nun schlug auch die Stunde, welcher sie lange mit Sehnsucht entgegen gesehen hatten, da am 3ten December der Missionarius die große Freude hatte, die Erstlinge aus dieser Gegend, nemlich ein Ehepaar und dessen Kind zu taufen, welches unter einem so mächtigen Gefühl der Gnaden-

gegen-

gegenwart GOttes geschahe, und auf viele der übrigen Indianer eine so selige Wirkung hatte, daß die Brüder über alles hier ausgestandene Leid reichlich getröstet waren, daher auch Zeisberger diesen Tag ein Fest ohne gleichen nannte. Der neugetaufte Mann war einer der 2 Boten, die im Frühjahr 1768 von Goschgoschünk nach Friedenshütten geschickt wurden, einen abermaligen Besuch von den Brüdern zu begehren, und konnte nun sein Vergnügen über die ihm wiederfahrne Gnade nicht genug ausdrücken. Seine Frau sagte hernach zu einer Schwester, es sey ihr so, als ob sie heute ein ganz andrer Mensch wäre, als sie gestern noch gewesen: sie wärs so selig, und habe doch nichts dazu beygetragen.

Verschiedene Einwohner von Goschgoschünk, die der Taufhandlung mit beygewohnt hatten, schlugen nun vor, in einem allgemeinen Rath auszumachen, daß sie alle durchgängig das Evangelium annehmen sollten. Der Missionarius aber bedeutete sie, daß daraus nichts werden könne; ein jedes sollte vielmehr mit seinem eigenen Herzen Rath halten, ob es sich JEsu Christo ergeben wollte oder nicht; das könne man mit sich selber ausmachen, und brauche dazu nicht die Zustimmung der Chiefs zu erlangen. Bald darauf ließ sich der blinde Chief Allemewi zu den Brüdern tragen, war voll Kummer über sich, und brach in die Worte aus: "Brüder! ich kann es nicht länger ausstehen, ich muß euch mein Herz ausschütten. Ich habe schon 3 Tage und Nächte weder geschlafen noch gegessen: mein Herz ist wie geschwollen in meinem Leibe, und ich habe keine Ruhe Tag und Nacht; ich bin ein verlorner Mensch, das sehe und fühle ich, und wenn mirs nicht bald leichter um mein Herz wird, so bin ich des Todes, denn so kann ich es nicht lange aushalten; ich bin nicht allein an der Seele, sondern auch an meinem Leibe recht krank." Es zitterte und bebte alles

 an

an ihm, als er diese Worte redete. Man rieth ihm oft, daß er sich nur kurz entschliessen solle, ein Eigenthum des Heilandes zu werden, so würde er bald Ruhe finden für seine Seele. Nach langem und hartnäckigem Widerstande von Seiten seiner eignen Frau und seiner nächsten Blutsfreunde, und nach vielen Bedenklichkeiten, die er sich selbst machte, entschloß er sich auch endlich, mit seiner ganzen Sündennoth sich in die Arme JEsu zu werfen. Auf seine wiederholte Bitte wurde er am ersten Christtage in den Tod JEsu getauft und Salomo genannt, und konnte nachher nicht genug erzählen, was der HErr an ihm gethan hatte. "Es ist mir, sagte er einmal, nicht allein in meinem Herzen recht wohl, sondern auch mein Leib ist nun ganz gesund; kurz, es ist mir so, als ob ich ein anderer Mensch wäre. Das hätte ich nicht gedacht, daß mirs so wohl werden würde." Dieses Weihnachtsfest war ins ganze ungemein begnadigt. Viele, die vorher gelästert hatten, wurden erweckt, und weinten über ihren verdammungswürdigen Zustand. Einige kamen, bekannten ihre Missethaten, und wollten gerne Trost haben. Andere baten um die Taufe, und Zeisberger sahe nun auch in dieser Gegend mit dankvoller Freude, daß kein Widerstand so hartnäckig, und kein Feind so mächtig ist, der nicht durch das Blut des Lammes GOttes, und durch das anhaltende Zeugniß von Seiner Versöhnung besiegt und überwunden werden könnte.

Friedenshütten nahm an alle dem, was am Ohio vorging, den allernächsten Antheil, und so wie man daselbst über die vielen Leiden des Bruder Zeisbergers und seiner Gehülfen fleißig zu GOtt geseufzt hatte, so war man nun über die selige Veränderung der dortigen Umstände herzlich froh und dankbar, und erkannte sowol hier als in Tschechschequannink die liebliche Ruhe, deren man unverrücklich genoß, als eine nicht geringe Wohlthat. An beyden Orten ging im

Jahr

Jahr 1770 die Predigt des Evangelii in grossem Segen fort, und die Missionarien wurden oftmals mit einer besondern Freudigkeit angethan, wenn sie so viele arme Heiden um sich sahen, und dabey an das Blut der Versöhnung dachten, das auch für sie geflossen ist. Dabey dienten ihnen auch die aufrichtigen Erklärungen der Erweckten zu täglicher Ermunterung, indem sie daraus sahen, wie gnädig GOtt der heilige Geist mit den Seelen sich beschäftigte, und ihnen sowol ihre gänzliche Verdorbenheit, als auch die Nothwendigkeit, sich JEsu Christo zu ergeben, immer deutlicher zeigte. Ein Ungetaufter, z. E. sagte einmal mit grosser Bewegung: "Es ist schon ein Jahr, daß ich gesagt habe, ich wollte mein Herz ganz dem Heiland geben; ich habe es aber nicht gethan, sondern den Heiland und die Brüder betrogen, und in allen Sünden gelebt, und bin doch immer unruhig dabey gewesen: ich sehe mich nun voller Sünden; wo ich mich betrachte, da ist Sünde, ja ich glaube, bis in die Nägel an meinen Fingern ist Sünde; und wenn sich der Heiland nicht über mich erbarmt und mir hilft, so bleib ich verloren; ich kann mir nicht helfen." Ein betrübter ungetaufter Vater bat um die Taufe seines kranken Kindes, und fügte hinzu: "Wenn es nur erst mit JEsu Blut gewaschen ist, alsdann bin ich schon zufrieden, wenn es aus der Zeit geht; denn es geht zum Heiland." Er sahe seinen Wunsch gar bald erfüllt, und war darüber voller Freude. Eine 97 jährige von andern getaufte Indianerin ward in die Brüdergemeine aufgenommen, und verschied nicht lange hernach sanft und selig.

Sehr erfreulich war die Arbeit des heiligen Geistes auch unter der Jugend, zu deren Gebrauch in diesem Jahr 1770 in Friedenshütten neue und grössere Schulhäuser gebaut wurden; und es verlohnte sich der Mühe, sie zu unterrichten, indem sie nicht nur still und gehorsam, sondern auch

gelehrig waren, und die mehresten es recht mit Lust annahmen, was man ihnen beyzubringen suchte. Dabey war es ein eigenes Vergnügen, die Kinder sowol in der Schule als zu Hause mit Mahikandischen und Delawarischen Liedern JEsu Menschwerdung, Marter und Tod dankbarlich besingen zu hören.

Die Irokesen, die, wie oben gedacht, an unsern Indianern so treulos gehandelt, und das Land, worauf mit ihrer völligen Genehmigung Friedenshütten erbaut worden, heimlich an die Engländer verkauft hatten, gingen nun damit um, sie mit den andern wilden Indianern an der Susquehannah zu vermengen, und alle zusammen in die Gegend von Assimsink zu versetzen, woselbst sie gemeinschaftlich eine grosse Stadt anlegen sollten. Zu dem Ende schickten sie im April 1770 eine Botschaft nach Friedenshütten, die aber von unsern Indianern nicht angenommen ward. Vielmehr hielten sie den Irokesen bey dieser Gelegenheit ihre Treulosigkeit vor, und schlugen ihren Antrag als eine widersinnige Zumuthung rund ab. Diese aber schickten nachher abermals eine Botschaft an sie mit 2 Spanischen Thalern, welches ihr Antheil an dem für das verkaufte Land erhaltenen Gelde seyn sollte, wobey versichert wurde, daß, obgleich das Land verkauft wäre, Friedenshütten doch davon ausgenommen seyn und frey bleiben sollte. Unsre Indianer aber schickten ihnen die 2 Thaler zurück, mit den Worten: "Wir haben kein Land zu verkaufen gehabt; es ist euer Land und also auch euer Geld; nehmt es also wieder zurück, denn wir verlangen nichts von eurer Mühe und Arbeit." Die beygefügte Versicherung ließ man unbeantwortet, weil man wußte, daß sie keinen Grund hatte. Eben diese Botschaften kamen auch nach Tschechschequannink, wurden auf gleiche Art abgefertigt, und man war an beyden Orten herzlich froh darüber, daß sie auf die Gemüther so wenig

Ein-

Eindruck machten. Alles blieb in Ruhe, und es war der allgemeine Wunsch, in dieser Gegend noch ferner das Heil Gottes in reichem Maaße zu genießen, und auch den umliegenden Orten durch einen dem Sinn Christi gemäßen Wandel und durch ein leutseliges, dienstwilliges Betragen zum Segen und zur Erbauung zu seyn.

So sehr aber die Missionarien unsre Indianer ermunterten, mit ihren Nachbarn liebreich und freundlich umzugehen, so treulich warnten sie dieselben vor unnöthigem Besuch an andern Orten, weil sie dabey leicht in mancherley Gefahr geriethen, wie sich denn am 11ten May dieses Jahrs die traurige Begebenheit ereignete, daß eine Schwester bey einer solchen Gelegenheit von einem besoffenen Indianer durch einen Schlag an den Kopf todt zur Erde gestreckt wurde.

Uebrigens hatten die Missionarien im Jahr 1770 in der Gegend von Friedenshütten Gelegenheit, die Brandopfer der dortigen Wilden kennen zu lernen, von denen mir beym Entwurf des ersten Theils dieser Geschichte noch keine Beschreibung vorgekommen war, und womit es folgende Bewandniß hat: Wenn ein Knabe einen großen Raubvogel im Traume sieht, der allzeit von Norden kommen, und so groß wie ein Mensch seyn muß, und dieser zu dem Knaben spricht: „Du mußt mir Fleisch braten," so muß der Knabe seinen ersten Hirsch, oder Bären, den er schießt, opfern; die Besorgung davon übernimmt denn ein alter Mann, der zugleich den Ort und Tag zum Opfer bestimmt. Dann werden drey Tage vorher Boten ausgesandt, die Gäste einzuladen, welche oft von weitem her sich dazu einfinden. Nun versammlen sie sich an einem einsamen Orte, in einem langen Hause, wo drey Feuer seyn können. Bey dem mittelsten Feuer verrichtet der alte Mann das Opfer, und hängt auch da das Opferfell auf; bey den zwey übrigen wird das

Fleisch zum Essen gekocht. Sodann läßt der alte Mann 12 gerade gewachsene geschmeidige Stöcke herbeybringen, welche in einem Kreise vestgesteckt, und mit einer wollenen Decke behangen werden. Hierauf läßt er auch 12 Steine holen, und sie, nachdem sie im Feuer glühend gemacht worden, in den Kreis rollen. Jeder dieser Steine ist einem Gott geweiht. Der grösseste Stein ist, nach ihrer Sprache, für den großen GOtt im Himmel; der 2te, für den Gott des Tages, oder der Sonne; der 3te, für die Nachtsonne, oder den Mond; der 4te, für die Erde; der 5te, für das Feuer; der 6te, für das Wasser; der 7te, für das Haus, oder die Wohnung; der 8te, für das Welschkorn; der 9te, für Westen; der 10te, für Süden; der 11te, für Osten, und der 12te, für Norden. Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder Kallebasch, worinn Welschkorn-Körner sind, in die Hand, geht mit dem Knaben, der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Taback auf die glühende Steine, und macht ein Räuchwerk, wobey er klappert, einen jeden Gott mit Namen ruft, und spricht: Dieser Knabe N. N. gibt dir einen schönen fetten Bock, und einen fetten Sapan-Brey; erbarme dich über ihn, und gib ihm und seiner Familie Glück! Wenn der Taback zu brennen anfängt, klatscht der alte Mann in die Hände, und fährt fort, die Götter zu bitten, bis der Taback verbrannt ist. Dann geht er mit den Gästen zu den zwey andern Feuern zum Essen; indessen müssen sich 2 andere Männer zum Opferfell hinstellen, ihre Träume und Gesichte, und was der Vogel zu ihnen gesagt hat, absingen, und das so lange wiederholen, bis alle gegessen haben. Hernach nimmt ein anderer die Klapper in die Hand, singt seinen Traum ab, und hüpft von einem Ende des Hauses bis zum andern. Zuletzt nimmt der alte Mann das Fell, richtet den Kopf und die Hörner nach Norden, hält es so auf seinem Arm,

macht

macht einen ungewöhnlichen Laut dazu, und das ist der Schluß.

In Lawunakhannek währte die selige Gnadenheimsuchung GOttes unsers Heilandes in den ersten Monaten des Jahrs 1770 noch immer fort. Verschiedene Wilde, die dem Geiste GOttes nicht widerstanden, wurden durch die heilige Taufe zu der Gemeine der Gläubigen hinzugethan, und darauf für die Getauften eine eigene Versammlung eingerichtet, um sie an die ihnen wiederfahrne Wohlthat und die nun von ihnen zu erwartenden Früchte des Glaubens zu erinnern. Das that eine gute Wirkung, und es währte nicht lange, so waren auch die Neugetauften muntere Zeugen von der Wahrheit des Evangelii. Sie besuchten getrost an ihrem vorigen Wohnorte Goschgoschünk, und bekannten vor jedermann, was für Sündendiener sie gewesen, und wie große Gnade unser Heiland Ihnen erzeigt hatte. Eben dieses erzählten sie denen, die von Goschgoschünk oder andern Orten zu ihnen kamen, und es war nun kein Haus in Lawunakhannek, in welchem das Wort des Lebens den Besuchenden nicht reichlich wäre verkündigt worden. Das gab dem öffentlichen Zeugnisse des Missionarii noch mehr Nachdruck, und so mancher Besuchender verließ diesen Ort ganz anders, als er dahin gekommen war. Ein fremder Indianer z. E. brachte ein Faß Rum nach Goschgoschünk, in der Absicht, es da auszuschenken. Als er aber bey der Gelegenheit nach Lawunakhannek kam und das Evangelium hörte, wurde er gar balde von seinem unseligen Zustande überzeugt, entschloß sich bey den Brüdern zu wohnen, ein anderes Leben zu führen, und brachte dem Kaufmann in Pittsburg, von dem er den Rum gekauft hatte, das ganze Faß wieder zurück, mit der Erklärung, daß er keinen Rum mehr trinken noch verschenken wollte, denn es sey wider sein Gewissen; er bäte ihn also, das Faß wieder zurück zu nehmen, denn er könne

nicht ruhig seyn, so lange er es bey sich habe; wenn aber der Kaufmann dazu nicht geneigt wäre, so würde er den Rum in den Fluß schütten. Der Kaufmann und andere weisse Leute waren darüber hoch verwundert, und er versicherte, daß das der erste Rum sey, der wieder zurück gebracht worden; auch nahm er unserm Indianer sein Faß gerne wieder ab.

Während dieser angenehmen Zeit hörten die Verfolgungen wol nicht ganz auf, es war aber, als ob die Feinde ihre Kraft verloren hätten. Unter andern konnte ein Wilder, der es im vorigen Jahre auf sich genommen hatte, die Brüder umzubringen, solches noch nicht vergessen, sondern wollte im Januar dieses Jahrs sein Versprechen erfüllen, betrunk sich aber vorher, verirrte sich auf dem Wege nach Lawunakhannek, die Nacht überfiel ihn, er schlief ein, und als er nüchtern wieder erwachte, war ihm der Muth zum Morden entfallen. Auch Wangomen gab sich neue Mühe, die Indianer von den Versammlungen abzuhalten, seine Lügen aber hatten nun keine Wirkung mehr.

Inzwischen ereignete sich ein anderer Umstand, der eine abermalige Pilgerschaft veranlaßte. Lawunakhannek wurde nemlich durch die häufigen Vorbeyzüge der Krieger sehr belästigt, indem die unruhigen Sennecker den mit den Cherokesen geschlossenen Frieden schon wieder gebrochen, und von letztern etliche ermordet hatten. Diese fingen darauf 2 Sennecker, hackten ihnen alle Finger ab, und schickten sie mit folgender Botschaft nach Hause: "Wir haben mit euch und ihr mit uns einen ewigen Frieden gemacht; aber kaum ist der Friede geschlossen, so habt ihr selbigen schon wieder gebrochen; ihr habt uns hoch und theuer versprochen, an der Kette der Freundschaft veste zu halten, aber ihr thut es nicht. Weil ihr denn nun eure Hände nicht anlegen und über dem Frieden halten wollt, so wollen wir euch selbige ab-

ab-

abhacken; hier habt ihr ein Muster und Exempel vor euch.“ Als nun hierauf die Feindseligkeiten fortgesetzt wurden, die Brüder aber und ihre Indianer sich von denselben mehr zu entfernen wünschten, auch das Häuflein derer, die gläubig werden wollten, und deswegen nach Lawunakhannek zogen, so zunahm, daß der Raum daselbst zu enge ward, so entschlossen sie sich, die zu wiederholtenmalen an sie gelangte freundschaftliche Einladung der Chiefs in Kaskaskunk anzunehmen, und sich in dortiger Gegend niederzulassen.

Die Nachricht davon erregte in Kaskaskunk, vornemlich bey oberwähntem Glikkikan, grosse Freude, und in Lawunakhannek war nun alles fleißig, Boote und was sonst zur Reise nöthig war, fertig zu machen. Um aber denen von feindseligen Leuten gehörten Drohungen, daß man sie mit Gewalt am Abzuge hindern oder sie auf dem Wege erschlagen wollte, in Zeiten zu begegnen, meldeten die Brüder ihr Vorhaben dem Rathe in Goschgoschünk, der sie hierauf zu sich bitten ließ, ihnen die verlangte Einwilligung zu ihrer Abreise ertheilte, und den Bruder Zeisberger noch insonderheit ersuchte, an die Lebensgefahr, in der er sich an ihrem Orte befunden, da eine ganze Bande ihm den Tod geschworen hatte, nicht mehr zu denken, sondern alle Beleidigungen zu vergraben. Zeisberger vergab herzlich gerne, und ließ übrigens diese gute Gelegenheit nicht vorbeygehen, von dem HErrn JEsu, dessen Knecht er sey, ein freudiges Zeugniß abzulegen. Ueberdem hatte der Rath ausgemacht, daß, da die weissen Brüder in der guten Absicht zu ihnen gekommen wären, ihnen das Wort GOttes zu predigen, es nun auch nöthig wäre, ihr Leben sicher zu stellen; um deswillen sollte sie die Delawar-Nation, und insonderheit der Monsy-Stamm, als Brüder aufnehmen, und so gut als naturalisiren; damit, wenn etwa ein Krieg entstehen sollte, die Indianer sie nicht wie andere weisse Leute ansehen

und umbringen möchten, sondern die weissen Brüder sollten so behandelt werden, als wenn sie wirklich Delawaren wären. Das sollte nun auch den übrigen Chiefs und Rathsversammlungen der Delawaren zur Genehmigung vorgelegt, und alsdann ein Mann ins Mittel gestellt werden, dessen Sache es wäre, darauf zu sehen und darüber zu halten, daß der zwischen ihnen und den weissen Brüdern gestiftete Friede und Bund nicht verletzt würde. Auch dieses nahmen die Brüder mit Dankbarkeit an, weil es in der Folge nöthig und nützlich seyn konnte.

Am 17ten April 1770 geschahe der Ausbruch von Lawunakhannek in 16 Booten, und die Reise ging auf dem Ohio bey Pittsburg vorbey, bis zur Mündung des in den Ohio fallenden Bieberflusses; auf diesem dann weiter bis zu denen in demselben vorhandenen Wasserfällen, da unsre Pilger ausladen, die Sachen zu Lande fortschaffen und die Boote überziehen mußten. Einer derselben war so schlimm, daß sie 2 Tage damit zubrachten. Da nun diese Arbeit oft wiederholt werden mußte, so war es ihnen eine große Wohlthat, als Glikkikan ihnen von Kaskaskunk mit Pferden zu Hülfe kam.

Nach einer mühseligen Reise, während welcher sie gleichwol, so oft sichs thun ließ, ihre Versammlungen hielten, und sich mit dem immer trostreichen Worte GOttes erquickten, erreichten sie am 3ten May die Gegend, in welcher sie sich anbauen wollten, die zu ihrem Zwecke wie ausgesucht war, und so viel brauchbares Land hatte, daß sich viele Familien daselbst niederlassen konnten. Sie meldeten hierauf ihre Ankunft dem obersten Chief in Kaskaskunk, Namens Pakanke und dessen Rathe mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, wobey Zeisberger sowol, als der Deputirte unserer Indianer, jeder eine ausführliche Rede hielt, um den Einwohnern von Kaskaskunk gleich Anfangs von ihren

neuen

neuen Nachbarn den rechten Begriff zu machen, worauf Pakanke sie in eben so viel Reden bewillkommte.

Nun konnte es der Capitain Glikkikan in Kaskaskunk nicht mehr aussehen, sondern wollte auch zu den Brüdern ziehen. Diese gaben ihm zu überlegen, wie es ihm gefallen würde, um JEsu willen Amt, Ehre und Freunde zu verlieren, und statt dessen Schmach, Verachtung und Verfolgung zu leiden. Er erklärte sich aber so herzlich und standhaft, daß sie sich nicht entbrechen konnten, ihm seine Bitte zu gewähren.

Unsre Indianer liessen denn hier die Anlegung und Bearbeitung der Felder ihr erstes seyn, wohnten derweile in Feldhütten, und schlugen auch zu den Versammlungen eine grosse Hütte auf, die nun von den Einwohnern in Kaskaskunk fleißig besucht wurden.

Den Gemeinort, welchen die Brüder hier anlegen wollten, nannten sie Languntoutenünk, auf deutsch Friedenstadt.

Am 12ten Juny war daselbst die erste Taufhandlung, da die Frau des blinden Chiefs Salomo, die vorher ihrem Manne zuwider gewesen, nachher aber zum Besinnen gekommen und selbst um das Heil ihrer Seele bekümmert worden, dieser Gnade theilhaftig wurde. Glikkikan und andere, die eine solche Handlung noch nicht gesehen hatten, waren von Verwunderung und Erstaunen wie übernommen, und die ganze Versammlung von der dabey waltenden Gnade GOttes so angethan, daß die Brüder Zeisberger und Sensemann mit grosser Freude erfüllt wurden, und neuen Muth faßten, auch unter den allerschwersten Umständen auf ihrem Posten auszuhalten, und mit Dranwagung ihres Lebens sich fernerhin aus allen Kräften zu bemühen, Christo Seelen zuzuführen.

Die Indianer der ganzen Gegend waren nun äusserst verwundert und beynahe bestürzt, auf einmal ein Volk in

ihrer

ihrer Mitte wohnen zu sehen, das sich von ihnen in Sitten und Gebräuchen so ganz unterschied, und eine Lehre öffentlich predigen zu hören, die ihnen völlig neu war. Die Verwunderung aber verwandelte sich bey vielen gar bald in Feindschaft und Bitterkeit. Daß Glikkikan Kaskaskunk verlassen und nach Friedensstadt gezogen war, verursachte an ersterm Orte einen fast allgemeinen Unwillen. Seine Freunde hatten sich alle Mühe gegeben, ihn mit guten Worten davon abzuhalten; da ihnen solches aber nicht gelungen war, so verleumdeten sie ihn nun aufs ärgste, erklärten ihn für einen Zauberer, und setzten ihn dadurch in Lebensgefahr. Der alte anfangs freundlich gesinnte Chief Pakanke, dessen Sprecher und rechte Hand Glikkikan gewesen, veränderte auch seine Gesinnung, wollte nichts mehr davon wissen, daß er die weissen Brüder in seine Gegend eingeladen hätte, schob die Schuld davon auf den Glikkikan, und sagte unter andern im öffentlichen Rathe in vollem Zorn zu ihm: "Und Du bist sogar aus unserm Rathe zu ihnen gegangen! Du denkst wol noch eine weisse Haut zu krigen? Dein einer Fuß wird nicht einmal weiß werden, geschweige dein ganzer Leib. Warst du nicht ein braver und geehrter Mann, da du neben mir im Rathe sassest, wenn wir ein Blanket aufgebreitet und einen Haufen Belte of Wampom vor uns liegen hatten? Das alles verachtest du jetzo, und denkest was bessers gefunden zu haben: aber du wirst dich betrogen finden zu seiner Zeit." Glikkikan antwortete ihm darauf nur so viel: "Ja, ich bin zu ihnen gegangen, und wo sie bleiben, da werde ich auch bleiben; wo sie hingehen, da werde ich auch hingehen." Der Englische Oberste Croghan redete zwar dem Pakanke zu, daß er nicht gegen die Brüder seyn, und alle Indianer, die das Evangelium hören wollten, gerne zu ihnen gehen lassen sollte, denn sie suchten der Indianer Wohlseyn und Bestes; Pakanke

kanke versprach auch alles gute, blieb aber doch widrig gesinnt, und verschiedene liessen sich dadurch abschrecken, den Versammlungen in Friedensstadt beyzuwohnen. Auf der andern Seite grassirte damals unter den Delawaren eine sehr böse Seuche, die viele Menschen wegraffte, und durchgängig einer Zauberey zugeschrieben wurde, da denn viele Chiefs und Rathsleute, vornemlich die in Gekelemukpechünk auf die Gedanken kamen, daß dem Uebel nicht anders zu steuren wäre, als wenn sie allesamt sich entschlossen, das Wort GOttes anzunehmen. Da es nun bekannt wurde, daß der alte Pakanke jetzt dawider war, schickte ihm der Chief und Rath von Gekelemukpechünk einen Klafterlangen ganz schwarzen Belt of Wampom zu, mit den Worten: "Es ist eine Seuche unter uns; viele Indianer sterben weg, und das hat schon ein paar Jahre so gewährt; wir sind alle des Todes, wenn nicht Hülfe geschafft wird. Haltet Rath über diesen Belt, und macht etwas gutes aus. Wer sich dessen weigern und diesen Belt nicht annehmen wird, der soll angesehen werden als ein Feind und Mörder seiner Nation, mit welchem wir werden zu verfahren wissen, wie ers verdient hat." Das klang räthselhaft, und Pakanke sollte den Sinn davon selbst ausfinden. Er that aber doch, als verstånde er es nicht, daß die Annehmung der Lehre der Brüder damit gemeint war.

Uebrigens fanden die Brüder damals, daß es höchst nöthig war, einen Mißverstand zu heben, den die Wilden in Ansehung der gläubigen Indianer bis daher unterhalten, indem sie sich veste eingebildet hatten, daß diese dadurch, daß sie ihr Leben und ihren Wandel geåndert, und nicht mehr mitsündigten, sich auch von aller Theilnahme an den bürgerlichen Lasten losgesagt hätten, und also in denen Fällen, da die Chiefs zu Besorgung wichtiger National-Angelegenheiten viele Wampoms haben mußten, ihnen nicht zu Hülfe

kommen

kommen wollten. Die Missionarien veranstalteten daher, daß unsre Indianer an allen Orten, wo es nöthig war, ihren wahren Sinn darlegten und förmlich erklärten, "daß sie zwar weder in die politischen noch in die Kriegshändel der Wilden sich im mindesten mengen, die zu Friedenszeiten gewöhnlichen National-Lasten aber gerne mit tragen, und zu den Kosten bey Geschäfften, die das wahre Wohl der Nationen und keine Beleidigung anderer brauner oder weisser Menschen zur Absicht hätten, das ihrige zu jeder Zeit willig beytragen wollten; daß sie aber diese ausdrückliche Bedingung machten, daß die Chiefs, Rathsleute und Kriegs-Capitains der Nationen sich nicht die geringste Macht über ihre weissen Lehrer anmaßten, sondern diesen immer frey stehen sollte, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen beliebte, und wenn sie nach Bethlehem zurück gingen, andere Brüder an ihre Stelle zu schicken."

Diese Erklärung erweckte überall grosses Vergnügen, ward vollkommen beyfällig und zum Theil durch feyerliche Gegengesandtschaften beantwortet, und verhütete viele Feindseligkeiten, denen sonst unsre Indianer sowol als ihre Lehrer unausbleiblich ausgesetzt gewesen wären. Von Goschgoschünk mußte der oft erwähnte Wangomen selbst der Deputirte seyn, und die ausführliche in den freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßte Antwort des Raths nach Friedensstadt bringen, auch zum Pakanke nach Kaskaskunk gehen, ihm und seinem Rathe von der Aufnahme der weißen Brüder in den Monsy-Stamm Nachricht geben, und drauf antragen, daß solches auch den übrigen Delawar-Stämmen, und nach deren Genehmigung den Irokesen, Delamattenoos, und Schawanosen mitgetheilt, auch der angestellte Mittelsmann, der über dem mit den weißen Brüdern gemachten Bunde zu halten habe, dafür erkannt würde. Alle diese Botschaften richtete Wangomen vortreflich aus,

schien

schien die vorige Feindschaft gegen die Brüder abgelegt zu haben, und erhielt vom alten Pakanke, der sich bey dieser Gelegenheit ganz freundschaftlich stellte, den Auftrag, nun auch selbst nach Friedenshütten zu reisen und die dortigen gläubigen Indianer einzuladen, ebenfalls in die Gegend von Kaskaskunk zu kommen, und sich den Platz zum Anbau einer eigenen Stadt selbst auszusuchen.

Unterdessen fingen unsre Indianer am 23sten July den Bau des neuen Gemeinorts auf der Westseite des Bieberflusses an, errichteten Blockhäuser, und wären so fleißig und glücklich, daß sie und ihre Lehrer dieselben noch vor dem Anfange des Winters beziehen konnten, worauf die nöthigen Gemeinordnungen eingeführt, und alles hier eben so eingerichtet wurde, wie in Friedenshütten.

Am 28sten October traf der Missionarius Jungmann nebst seiner Frau von Bethlehem zum Dienste der hiesigen Indianergemeine ein, und brachte einen String of Wampom mit, den ihm der freundschaftliche Oberste Croghan in Pittsburg an den Chief Pakanke mitgegeben hatte, des Inhalts, "daß er den Missionarium und seine Frau wohl aufnehmen sollte, weil sie aus Liebe zu den Indianern hergekommen wären, und deren Bestes und Wohlseyn befördern wollten." Dieses ungesuchte gütige Betragen des Obersten erkannten unsre Indianer samt ihren Lehrern mit dem herzlichsten Danke, und auf den Pakanke hatte es eine gute Wirkung. Im November reiste dagegen der Bruder Sensemann wieder nach Bethlehem, nachdem er dem Bruder Zeisberger bis daher bey allen Geschäften und unter allen Trübsalen mit Liebe und Treue zur Hand gewesen war.

Die beyden Missionarien freuten sich nun der besondern Gnadenstunde, die für diese ganze Gegend geschlagen hatte. Der Geist GOttes wirkte bey der Verkündigung des Wortes der Versöhnung mit grosser Kraft, und einem

Sünder

Sünder nach dem andern wurde das Herz aufgethan, auf die freundliche Einladung zu JEsu Christo zu achten. Unter andern ward Glikkikan in einer Versammlung so angefaßt, daß er nach derselben überlaut weinend durch den Ort ging. Alles wunderte sich darüber, daß ein sonst so hochmüthiger Kriegs-Capitain vor seinen ehemaligen Bekannten weinte, und die Brüder sahen auch hier mit Freuden, daß unser Heiland durch das Wort von Seinem Tode die härtesten und stolzesten Indianer-Herzen zerschmelzen und demüthigen kann. Einer von des Packanke Söhnen sagte nach einer Predigt: er habe alles verstanden, was geredet worden, und die Worte wären ihm ins Herz gefahren; nun glaube er, daß es Wahrheit sey. "Wer nur ein wenig nachdenkt, sagte ein Ungetaufter zu einem Besuchenden, der kann klar und deutlich sehen, daß die Brüder die rechte Lehre haben; und wenn man es auch mit dem Verstande nicht recht fassen und begreifen kann, so fühlt man doch etwas im Herzen, wenn man das Wort hört." Auch von andern Orten, sonderlich von Schenenge kamen sehr viele und hörten das trostreiche Evangelium, das den Sündern Muth macht, sich so verdorben, wie sie sind, zu ihrem Erbarmer zu wenden.

In Friedensstadt selbst regierte der Friede GOttes, herzliche Bruderliebe, und eine allgemeine Sehnsucht, unserm Heilande anzuhangen und Ihn über alles zu lieben. Die Getauften kamen immer mehr in einen lieblichen und vergnügten Gang, und schätzten ihr Glück sehr hoch. Einer derselben sprach einmal zu einem Fremden: "Ich kann dir jetzo wol nicht viel sagen, aber ich will dir schon Gelegenheit machen, daß du die süßen Worte vom Heilande hören sollst, denn die köstlichsten Speisen in der Welt sind dem nicht zu vergleichen;" worauf er ihn in die Versammlung führte. Ein berüchtigter Zauberer, der nach Friedensstadt zum

zum Besuch gekommen war, hörte einmal zu, wie eine Indianer-Schwester etlichen fremden Weibsleuten die Gnade unsers Heilandes anpries, und sagte nachher, daß er grosse Lust gehabt habe, seine Kunst an dieser Schwester zu probiren, und ihr etwas anzuthun; sie antwortete aber denen, die es ihr wieder erzählten, daß sie sich vor solchen Drohungen nicht fürchte; denn wenn auch jemand ihr das Leben nehmen könnte, so wüßte sie gewiß, daß sie zum Heiland käme, wo sie noch weit mehr Freude zu hoffen habe, als in diesem Leben. Auch an den Herzen der Kinder arbeitete der heilige Geist sehr merklich, und bereitete unserm Heilande aus dem Munde dieser Unmündigen so manches herzerfreuliche Lob, das die Missionarien oft nicht ohne Verwunderung anhören konnten. Bey den Ungetauften war eine durchgängige Bewegung und ein unablässiges Verlangen nach Trost und Vergebung der Sünden zu spüren. Ein besonderes Vergnügen machte dabey den Missionarien der Umstand, daß der eben erwähnte berühmte Kriegs-Capitain Glikkikan, und der von Goschgoschünk mit ihnen gezogene Chief Gendaskund nun unter allen Ungetauften die gebeugtesten und demüthigsten waren, über ihren ganzen heidnischen Lebenslauf am aufrichtigsten ausredeten, sich nur nach freyer Gnade und Barmherzigkeit sehnten, und am herzlichsten um die Taufe baten. Dieses Glück wiederfuhr ihnen beyden zusammen am 24sten December, und sie blieben auch beyde ausgezeichnete lebendige Beweise der unschätzbaren Wahrheit, daß kein Sünder so stolz und so verdorben ist, der nicht durch die Kraft des Blutes JEsu Christi gänzlich sollte können geändert werden.

Vierter Abschnitt.

1771. 1772.

Die Indianer-Gemeine entschließt sich zum Abzuge von Friedenshütten und Tschechschequannink. Unruhe an ersterm Orte. Vermischte Nachrichten. Unruhen in Friedensstadt. Zeisberger thut eine Recognoscirungs-Reise an den Muskingum. Anbau von Schönbrunn. Aufbruch und Reise der Indianer-Gemeine von der Susquehannah nach Friedensstadt. Anfang von Gnadenhütten am Muskingum. Zeisberger besucht die Schawanosen. Seliger Gang in den drey Gemeinorten.

Im Frühjahr 1771 kam oberwähnter Wangomen nach Friedenshütten, die Botschaft der vornehmsten Chiefs der Delawaren bey der Indianer-Gemeine auszurichten, und sie nebst der Gemeine in Tschechschequannink nach Allegene, das ist, in die Gegenden des Ohio, einzuladen. Die Chiefs versicherten dabey, "daß sie die gläubigen Indianer als ihre Freunde in ihre Arme nehmen und ihnen erlauben wollten, sich selbst ein Stück Landes auszusuchen, wo sie in Ruhe und Friede als Gläubige beysammen wohnen könnten; auch sollten sie ihre weißen Lehrer mitbringen, indem sie dieselben so ansähen, als ob sie von ihrer eignen Farbe wären."

Auf Verlangen der Chiefs hatte der Bruder Zeisberger ihrem Deputirten ein Empfehlungsschreiben mitgegeben, worin er zugleich versicherte, daß bey dieser Einladung keine böse Absicht verborgen liege, vielmehr dasige Chiefs nunmehro darauf bedacht wären, daß sie und ihr junges Volk das Evangelium zu hören bekämen, und dazu Brüder verlangten.

langten. Unsern Indianern aber kam dieser Antrag dennoch sehr bedenklich vor, daher sie dem Wangomen vors erste nur folgende kurze Antwort mitgaben: "Wir sind froh und dankbar, daß der Chief Pakanke und die andern dasigen Chiefs so freundschaftlich an uns gedacht haben. Wir sind aber noch schwer, aufzustehen. Wenn wir uns werden leicht gemacht haben, so wollen wir es den Chiefs zu wissen thun."

Nach einiger Zeit wiederholte der Chief Netawatwees in Gekelemukpechünk diese Einladung auf eine sehr dringende Art, und unsre Indianer stellten gar viele Ueberlegungen deshalb an, zumal da sie auch von den Wyondats oder Huronen, desgleichen von den Delamattenoos waren aufgefordert worden, zu ihnen an den Ohio zu ziehen, mit der Versicherung, daß sie ihnen ihr Land nicht unter ihren Füßen verkaufen wollten, wie die Irokesen gethan hätten.

Es kam aber zu keinem Entschluß bis im Monat May, da Friedenshütten die Freude hatte, von den Brüdern Christian Gregor und Johannes Loretz, Mitgliedern der Direction der Brüder-Unität, die zur Visitation sämmtlicher in Nord-Amerika befindlichen Brüdergemeinen vor kurzem von Europa in Bethlehem angekommen waren, einen sehr angenehmen Besuch zu erhalten. Mit ihnen kam von Bethlehem der Bischof Nathanael Seidel, den viele unserer Indianer schon lange kannten und liebten. Ihr Vergnügen, diese drey Brüder in ihrer Mitte zu sehen, war ungemein groß, und nicht geringer war auf Seiten dieser, vornemlich der beyden Visitatoren, welche diese braune Heerde zum erstenmal sahen, die Dankbarkeit gegen GOtt unsern Heiland, für Sein schönes Gnadenwerk unter den Indianern, das Er nun schon durch viele und starke Prüfungen glücklich hindurch geführt, und unter den härtesten Drangsalen fast wunderbar erhalten hatte.

Sie waren denn nun auch ganz dazu da, dieser lieben Gemeine, so wie der in Tschechschequannink zu dienen, sprachen die Mitglieder derselben einzeln zu ihrem bleibenden Segen, erfreuten das Volk, vornemlich während des Pfingstfestes, mit herzlichen und ermunternden Vorträgen, die von den Dollmetschern vortreflich übersetzt wurden, tauften etliche Personen, besuchten in den Häusern, und waren mit ihrem lehrreichen Zuspruch, so wie mit ihrer Liebe und Freundlichkeit, allen zur Erbauung. Zugleich liessen sie sichs angelegen seyn, den ganzen innern und äussern Zustand der Mission genau zu untersuchen, und hielten deshalb mit den Missionarien sowol als mit den Nationalgehülfen verschiedene Conferenzen. In diesen kam denn auch obgedachte Einladung der Delawaren vor, und es ward ausgemacht, auch nachher von der versammleten Gemeine genehmigt, daß schon diesen Herbst etliche Familien von Friedenshütten nach Friedensstadt ziehen sollten, damit in Betracht so vielfacher Einladungen doch etwas geschähe; die Versetzung der ganzen Indianer Gemeine aber wollte man in Bethlehem noch gründlicher überlegen, wohin die Visitatores und ihre Gesellschaft sodann wieder abreisten, nachdem unsre Indianer sie mit großer Zärtlichkeit und vielfältiger Danksagung entlassen, und sich den Gemeinen in Europa zu fernerm herzlichen Andenken empfohlen hatten.

Als hierauf der Missionarius David Zeisberger von Friedensstadt nach Bethlehem berufen und in seinem Beyseyn die ganze Lage der Mission unter den Indianern besehen und aufs reiflichste erwogen wurde, fand man sich am Ende überzeugt, daß es den Gemeinen in Friedenshütten und Tschechschequannink nicht möglich seyn würde, sich in die Länge an diesen Orten zu erhalten, theils, weil die Irokesen ihr Land verkauft hatten, und die Neckereyen darüber nicht aufhörten, theils, wegen der fortwährenden Unruhen

zwischen

zwischen den Neuengländern und den Indianern in Wajo-
mick, wobey Friedenshütten als naher Nachbar viele Unan-
nehmlichkeiten zu leiden hatte, nicht weniger wegen der
schlechten Aufführung der Sennecker, die unsern Indianern
viel Verdruß machte, und sie unschuldiger Weise dem Arg-
wohn der weißen Leute, als ob sie mit jenen unter einer
Decke lägen, aussetzte: hauptsächlich aber darum, weil im-
mer mehrere weiße Leute sich oberhalb und unterhalb Frie-
denshütten niederliessen, mit Rum handelten, und viele
junge Leute verführten. Man faßte also den Entschluß, der
Indianer-Gemeine zu rathen, den zu wiederholtenmalen
und vermuthlich nicht ohne GOttes weise Fügung an sie
gelangten Ruf, in die Gegenden des Ohio zu ziehen, ge-
trost anzunehmen.

Diesen Rath der Brüder in Bethlehem, machte Zeis-
berger bey seiner Zurückkunft im September sowol in Frie-
denshütten als in Tschechschequannink bekannt, und beyde
Gemeinen beschlossen, im folgenden Frühjahr vorerst nach
Friedensstadt zu ziehen, wohin sogleich einige Familien vor-
ausgingen, um für sich selbst und für die nachkommende Ge-
meine Welschkornfelder anzulegen und zu bepflanzen.

Inzwischen ereignete sich in Friedenshütten eine schmerz-
hafte Begebenheit. Zween Bösewichter, die auf den mehr-
erwähnten Johannes Papunhank, einen sehr würdigen Mann,
einen besondern Haß geworfen hatten, gaben vor, sie hät-
ten von den Chiefs in Zeninge und Hallobamk die gewisse
Nachricht erhalten, daß gedachter Johannes ein Giftmischer,
und an dem schleunigen Tode einiger um die Zeit herum ver-
storbenen Personen, wie auch an den zeitherigen ansteckenden
Krankheiten schuld sey. Durch diese Lüge gerieth der
ganze Ort in eine traurige Unruhe, die über 8 Tage währte.
Einige hielten den Johannes für unschuldig, die mehresten
waren zweifelhaft und bedenklich, etliche aber liessen sich von

den boshaften Verleumdern dermaßen hintergehen, daß sie auf ihre Seite traten, und mit ihnen eine Rotte ausmachten, die es auf nichts geringeres antrug, als den Johannes ums Leben zu bringen. Der Missionarius Schmick, der dieses Bruders Unschuld kannte, gab sich alle ersinnliche Mühe, die betrogenen sowol als die bedenklich gemachten Gemüther zu bedeuten und zu beruhigen; aber vergebens. Er ließ daher die ganze Gemeine zusammen kommen, vor welcher Johannes selbst sich dahin erklärte, "daß er niemals Gift gehabt, auch bis auf die Stunde vom Giftmischen nichts verstanden habe, noch jetzt verstehe. So lange er unsern Heiland nicht gekannt, habe er wohl sonst böses genug in seinem Herzen gehabt; er sey aber in der Taufe mit JEsu Blut von allen seinen Sünden abgewaschen, und gehöre Ihm mit Leib und Seele an, habe Ihn lieb und wolle Ihn lieben, und bey Ihm bleiben, so lange er lebe." Diese herzliche und demüthige Erklärung beruhigte die allermehresten. Gedachte Rotte aber wurde dadurch nur noch mehr erbittert, und fiel den Johannes sogar einmal außerhalb dem Orte an, mit der ungestümen Forderung, daß er entweder sein Gift sogleich herausgeben oder sterben sollte. Johannes aber berief sich ruhig und gelassen auf seine öffentlich gegebene Versicherung, ging sachte davon, und jene hatten keinen Muth, ihren bösen Vorsatz auszuführen. Auch war er während der ganzen für ihn so sehr gefährlichen Geschichte recht getrost, verließ sich auf GOttes Schutz und sagte einmal: "Wenn Er es haben will und zuläßt, daß ich durch solche auf mich gebrachte Lügen mein Leben lassen muß, so verliere ich nichts, sondern werde auf einmal aus aller Noth erlöset und komme zum Heilande. Nur bedaure ich meine Frau und Kind." Seine Frau war aber auch zum Wunder gelassen, und hielt sich eben so wie er an den lieben Heiland, als den treusten Freund in Noth, der so gut zu

helfen

helfen und zu retten weiß. Um aber die beunruhigten Gemüther recht gründlich von seiner Unschuld zu überzeugen, schickte er 2 Boten mit einem Belt of Wampom an obgedachte 2 Chiefs, um von ihnen zu vernehmen, ob sie ihn solcher Schandthaten beschuldigt hätten? Diese konnten ihr Erstaunen darüber nicht genug zu Tage legen, versicherten ihn in ihrer Antwort aufs feyerlichste, von dem ganzen Vorgeben nicht das mindeste zu wissen, und Johannes Papunhanks Unschuld ward dadurch eben so offenbar, als die satanische Bosheit der Verleumder, die sich nunmehro vor den Einwohnern, denen das unverdiente Leiden ihres Bruders tief zu Herzen ging, nicht wohl sehen lassen durften. Alles dankte dem HErrn für die glückliche Beendigung dieses häßlichen Handels; über die von den Bösewichtern verführten Brüder aber trauerte man herzlich. Sie erkannten zwar ihre Vergehung, baten auch öffentlich um Vergebung und erhielten dieselbe; es währte aber doch lange, ehe sie sich wieder raffen konnten, und sie dienten zu einem merkwürdigen Exempel, welch ein Greuel die Verleumdung und das Theilnehmen daran in GOttes Augen ist.

In Tschechschequannink trat in diesem Jahr 1771 die Susquehannah einmal so stark aus, daß sämtliche Einwohner auf Booten in den Busch flüchten mußten, erst nach 4 Tagen ihre Häuser wieder beziehen konnten, und mit Wiederherstellung ihrer verwüsteten Plantagen viel zu thun hatten. Im übrigen blieben die Getauften hier in einem seligen Gange, und waren den Ungetauften, so wie den Besuchenden oftmals zum Trost und Segen. Nathanael z. E. sagte einmal zu einem über seinen Zustand sehr bekümmerten Indianer: "Es ist sehr leicht ein seliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen sündlichen Dingen ganz absagen will, und das glaubt, was man vom Heilande hört: denn wenn man Ihn bittet, so wird einem gegeben. Aber wir sind

dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch nichts. So bin ich ehedem auch gewesen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöstes Herz haben kann, so fing ich an zu bitten und zu beteln, bis der Heiland es mir schenkte; und seit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer seliger werde; ja es ist mir manchmal so wohl, als könnte ich den Heiland sehen; so nahe ist Er mir, und mein Herz wird so voll Freude, als ob es lachte." Samuel drückte sich eines Tages folgendermaßen aus: "Ich bin dem Heilande sehr dankbar, daß Er mich zu Seinen Kindern gebracht hat. Ich sehe es immer mehr ein, wie gut Er es mit mir gemeint hat und noch meint. Viele Worte, sowol in Versen, als in der Bibel, die ich immer gehört, aber keine Erfahrung davon gehabt, sind jetzt meinem Herzen so süsse, und ich freue mich, daß ich den Heiland immer besser kennen lerne. Wo ich gehe und stehe, kann ich nun auch mit Ihm über mein armes Herz ausreden, und sehe mir Ihn und Seine Wunden gerne immer an, denn ich erfahre, daß Seine Marter und Tod etwas hat, das die Sünde lähmet und auf die Seite schafft.

Solche kernichte Aeusserungen von Leuten, die vorher offenbare Knechte der Sünde gewesen waren, machten den Erweckten Muth, und öffneten ihnen den Mund. Viele derselben bekannten mit grosser Wehmuth ihre Sünden und Missethaten, und es war oft recht beweglich anzuhören, wie sie sich über den Zustand ihres Herzens ausdrückten. Ein Fremder z. E. sagte nach einer Predigt: "O ich armer Mensch! ich habe alles wohl verstanden, und glaube, daß es wahr ist; aber mein Herz hat dabey gebebt und gezittert, denn ich sitze mitten in der Sünde oder in der Nacht, und ihr im Lichte." Ein anderer bekannte: "Ich habe jetzt zum erstenmal in meinem Herzen gesehen, daß der Hochmuth eine so schlechte Sache ist; vorher habe ich immer gedacht,

ich

ich wäre nicht hochmüthig, und jetzt sehe ich, daß ich ein recht sehr hochmüthiger Mensch bin, ja mein Hochmuth hat mich vom Heilande zurück gehalten, daß ich noch nicht recht gläubig an Ihn bin.“ Ebenderselbe sagte ein andermal: “Bruder, ich will dir doch sagen, wie es mir gestern und diese Nacht gewesen ist. Ich stieß mich gestern an einer Wurzel, daß ich zu Boden fiel, und als ich darüber ungeduldig wurde, war es, als wenn mich jemand in meinem Herzen bestrafte mit den Worten: Siehe dir einmal den Heiland an, wie geduldig Er ist! Da steht Er, dein Schöpfer, und siehet zu, wie die Kriegsknechte das Loch zu seinem Kreuze machen, läßt sich willig ausstrecken an dem Kreuzesstamm, und Seine Hände und Füße mit Nägeln durchschlagen. Das war mir ein erstaunlicher Blick, und ich konnte vor Erstaunen über Seine Liebe und Barmherzigkeit die ganze Nacht nicht schlafen.“ Erfreulich war auch die Aeusserung eines sehr kranken Knaben, der zu seinem ihn besuchenden Lehrer sagte: “Eine Sache fehlet mir, und das ist des Heilandes Blut; damit bin ich noch nicht von meiner Sündenkrankheit gewaschen. Wenn ich nun das nicht krige, und sollte so sterben, wie ich bin, so komme ich ja nicht zum Heilande, sondern werde verloren gehen, und das will ich doch nicht; darum bitte ich den Heiland, daß Er sich über mich armes Kind erbarmen und mich mit Seinem Blute waschen wolle; wenn ich das erhalte, so darf ich mich nicht vor dem Tode fürchten, sondern kann mich freuen, daß ich zum Heilande komme. Das ist mein Bitten und Verlangen.“ Und diese seine selige Sehnsucht ward bald hernach durch das ihm angediente Bad der heiligen Taufe gestillt.

Von Goschgoschünk am Ohio kamen unterdessen immer mehrere den Brüdern an den Bieberfluß nachgezogen, deren einige sich in Kaskaskunk niederliessen, andere, die ein ernst-

liches Verlangen sich zu bekehren äusserten, und sich den ihnen vorgelegten Gemeinordnungen gemäß zu betragen versprachen, in Friedensstadt zu wohnen Erlaubniß erhielten.

Was damals den Brüdern viel Noth und Plackerey machte, war das dreiste Lügen der Wilden, die sogar erdichtete Briefe und Botschaften im Namen der Chiefs an sie brachten. So ereignete es sich zu Anfang dieses Jahrs 1771, daß im Namen der Chiefs und des Raths in Gekelemukpechünk eine harte Botschaft nach Friedensstadt kam, daß eine Indianerin, die aus ersterm Orte zu den Brüdern gezogen, sich zu Christo bekehrt hatte und getauft worden war, sogleich wieder ausgeliefert werden sollte, oder man würde sie mit Gewalt abholen. Da solches nun gefährliche Folgen hätte haben können, so reiste Zeisberger selbst mit 3 Indianer-Brüdern am 5ten März dahin ab, hatte bey dem an vielen Orten knietiefen Schnee und großen Gewässern einen sehr beschwerlichen Weg, und kam erst am 13ten in Gekelemukpechünk an, kehrte bey dem obersten Chief Netawatwees ein, wurde freundlich aufgenommen, hatte sogleich Gelegenheit, JEsum den Gekreuzigten den zahlreich versammleten Einwohnern zu verkündigen, hielt um eine Rathsversammlung an, und las in derselben obgedachten harten Brief öffentlich vor, da sichs denn fand, daß weder die Chiefs noch der Rath das mindeste davon wußten, sondern nur einer aus ihrer Mitte, der jetzt auch gegenwärtig war, diesen Brief für sich geschrieben, aber mit 2 fremden Namen unterzeichnet hatte, und nun darüber vor allen zu Schanden ward. Der übrige ganze Rath erklärte sich aufs ernstlichste gegen den Inhalt dieses Briefes, und war mit dem Missionario völlig eins, der im Namen aller Brüder darauf bestand, daß, so wenig sie irgend einen Menschen überreden oder gar zwingen würden, an ihrem Orte zu bleiben, eben so wenig irgend jemand mit Gewalt von da

weggeholt werden dürfte, indem die Indianer freye Leute wären, und in solchen Fällen nach ihrem eigenen Belieben handeln könnten. Zeisberger blieb nun noch etliche Tage da, predigte das Evangelium mit grosser Freudigkeit, und hatte viele begierige Zuhörer, fand aber auch recht bittere Feinde, die zwar ihm selbst nicht öffentlich widersprachen, das Zeugniß der mit ihm gekommenen National-Gehülfen aber gar nicht ausstehen konnten, und ganz rasend dagegen wütheten. "Warum kommt ihr daher, sagte einer derselben zum Isaak, und bringet eine ganz neue Lehre unter unser Volk? Ich könnte euch alle zusammen mit Füßen zum Hause hinaus stossen; und wenn auch alle Indianer eure Lehre annähmen, und euren Worten glauben, so will ichs doch nicht thun." Dieser Widerstand rührte ebenfalls von oft erwähnten Indianischen Predigern her, die vorzüglich an diesem Orte das Mittel, die Sünde von sich zu brechen, so stark empfohlen hatten, daß es fast durchgängig eingeführet war. Auch darüber redete der Missionarius mit den Einwohnern, zeigte ihnen, wie durch Brechmittel wol der Magen, aber nicht das Herz gereinigt werden könnte, und pries ihnen um so mehr die Kraft des Blutes JEsu Christi, des Sohnes GOttes an, welche alleine vermögend ist, das unreine Herz zu reinigen und ganz umzuändern, befahl sie sodann der Gnade GOttes, und reiste mit seinen Gefährten nach Friedensstadt zurück.

Kaum aber hatte Zeisberger Gekelemukpechünk verlassen, so kam ein berühmter heidnischer Lehrer dahin, und brachte alles wieder in Verwirrung, indem er öffentlich behauptete, daß der Missionarius ein auch unter den weissen Leuten bekannter Verführer der Indianer sey, der, wenn er eine gute Parthie an sich gezogen hätte, sie über das große Wasser bringen und zu Sclaven verkaufen würde; da werde man sie anstatt der Pferde in den Pflug spannen, und

mit

mit der Peitsche hinter ihnen drein gehen. Durch diese und andere Drohungen jagte er den armen Einwohnern ein solches Schrecken ein, daß ein grosser Theil derselben ihm anhing, und die Brüder sahen daraus, wie schwer es halten würde, in diesen Gegenden, wohin doch die Gemeinen in Friedenshütten und Tschechschequannink eingeladen waren, mit dem Evangelio durchzudringen. "Da muß GOtt, schrieb Zeisberger, gewiß Wunder thun, denn es ist alles wie verschanzt und mit Bollwerken umgeben."

Auch in Kaskaskunk ward die Bitterkeit gegen die Brüder immer allgemeiner, wozu ebengedachte in Gekelemukpechünk ausgesprengte Lüge, die nun auch hieher gekommen war, das ihrige beytrug; und wiewol man bald erfuhr, daß der Indianische Prediger, der dieselbe aufgebracht und verbreitet hatte, nicht lange nachher von Sinnen gekommen, und nun als ein Rasender im Busche herum lief, so ward dadurch doch die Feindschaft gegen die Brüder und alle diejenigen, die ihren Versammlungen beywohnten, nicht vermindert.

Ueberdem gingen damals fürchterliche Kriegsgerüchte herum; auch hörte man oft von Mordthaten, die von weissen Leuten hie und da an Indianern begangen worden. Darüber geriethen sehr viele in Furcht, verliessen ihre Orte, zogen in die Gegend von Kaskaskunk, und es währte nicht lange, so war Friedensstadt mit Wilden umgeben, von denen man nicht wenig Unheil zu befürchten hatte, wie sichs auch nur allzubalde zeigte. Viele, die sich nur etliche Tage bey Friedensstadt aufhielten und hernach weiter zogen, ängstigten die Gemeine mit ihrem schrecklichen Saufen und andern Ausschweifungen, wobey sie oftmals drohten, alles zu ermorden, und den Ort, der ihnen ein Dorn im Auge war, zu verwüsten. Sonderlich war der unter den Indianern nunmehro weit und breit bekannte Bruder Zeisberger

ger ein Gegenstand ihres Hasses, und mehr als einmal in Gefahr, erschossen zu werden. Etliche solche fremde boshafte Leute kamen einmal Abends spät mit Rum nach Friedensstadt, und wollten die Einwohner zum Saufen zwingen; als dieses nicht gelang, drohten sie, erst ihre Lehrer und hernach sie selbst umzubringen, und machten einen so fürchterlichen Lärm, daß die Schwestern in den Busch flüchteten, und die Brüder für nöthig fanden, das Haus der Missionarien wohl zu bewachen.

Unter allen diesen Umständen ging das Werk GOttes in Friedensstadt sehr lieblich fort, und die Gemeine nahm in aller Absicht zu. Am 27sten May dieses Jahrs legte man den Grund zu einem Versammlungshause, und weihete es am 20sten Juny mit Lob und Dank, Gebet und Flehen ein, als eine Stätte, wo den Armen das Evangelium gepredigt werden sollte, zu dessen Anhörung sich immer mehrere einfanden. Unter diesen war einer, der schon einmal im Kriege gescalpt worden war; desgleichen einer von den Mördern, die im Jahr 1755 das Pilgerhaus der Brüder an der Mahony überfielen, der nun in den Versammlungen oftmals so gerührt wurde, daß er sich des Weinens nicht enthalten konnte. Ein anderer Besuchender bezeugte sein Verlangen, einmal doch mit Gewißheit zu erfahren, welches der rechte Weg zur Seligkeit wäre, denn die Quäker sagten, sie hätten die reine Lehre, die Englischen sagten dasselbe, und so hörte er auch von den Brüdern, daß sie das wahre Wort GOttes lehrten. Die National-Gehülfen gaben ihm zur Antwort, daß, wenn er darum bekümmert wäre, der Sache gewiß zu werden, er nur den GOtt, der ein Mensch geworden, und sich Wunden habe schlagen lassen, anrufen sollte; der würde sich ihm bald offenbaren und ihn seiner Sache gewiß machen; dem müsse er aber alsdenn auch gehorsam seyn.

Nach

Nach langem Widerstreben und Besinnen entschloß sich endlich auch der bisher so unfreundlich gewesene Chief Pakanke, in Friedensstadt zu besuchen, hielt sich etliche Tage daselbst auf, hörte das Evangelium mit großer Aufmerksamkeit, und ward dadurch so verändert, daß er nun selbst seinen Kindern zuredete, zu den Brüdern zu gehen und an JEsum gläubig zu werden.

Von Bethlehem kam der Bruder Johann Heckewälder als Gehülfe bey der Mission am 21sten October in Friedensstadt an, und am 27sten November trafen auch die von Friedenshütten hieher bestimmten 4 Familien glücklich ein. Alles freute sich nun auf die zu hoffende Ankunft der beyden Gemeinen, und jedermann war willig, an den für sie zu bepflanzenden Welschkornfeldern zu helfen.

Da aber das feindselige Betragen der mehresten Einwohner von Kaskaskunk und anderer wilden Nachbaren immer ärger wurde, letztere auch sich immer näher an Friedensstadt andrängten, so baten unsre Indianer zu Anfang des Jahres 1772 bey dem Chief und Rath in Kaskaskunk um Schutz, erhielten aber zur Antwort, daß man dazu nicht vermögend sey. Da nun die Brüder zu gleicher Zeit von den Chiefs in Gekelemukpechünk eine freundliche Einladung erhielten, sich samt den Indianern von Friedenshütten und Tschechschequannink in ihre Gegend an den Muskingum-Fluß an beliebigen Plätzen niederzulassen, so ward nach reiflicher Ueberlegung für gut gefunden, daß der Bruder Zeisberger erst eine Recognoscirungs-Reise an den Muskingum thun, einen schicklichen Platz zu Anlegung einer Indianer-Stadt aussuchen, auch mit den Chiefs in Gekelemukpechünk alle nöthige Abrede nehmen, hernach mit etlichen Familien dahin ziehen und ein neues Missionsetablissement anfangen, die Gemeinen aber von Friedenshütten, Tschechschequamink und Friedensstadt sich in und bey letzterm Orte auf-

aufhalten sollten, bis sie auch an dem Muskingum-Flusse sich niederlassen könnten.

Dem zufolge trat Zeisberger am 11ten März 1772 mit etlichen Indianer-Brüdern die Reise an, und entdeckte am 16ten eine große etwa 6 deutsche Meilen von Gekelemukpechünk abgelegene, vom Muskingum nicht weit entfernte, mit einer schönen Quelle, einem kleinen See, gutem Ackerlande, Jagd und allem übrigen, was Indianer zu ihrem Unterhalte nöthig haben, wohl versehene Gegend, ohngefehr 10 deutsche Meilen vom See Erie und 15 von Friedensstadt, nach Westen zu, wo vorzeiten eine große ganz verschanzte Indianerstadt gestanden hatte, indem man die Wälle und andere Rudera von 3 Vestungen noch deutlich sahe. Nach dieser Entdeckung ging er mit seinen Gefährten nach Gekelemukpechünk, meldete dem versammleten Rathe, daß die Indianer-Gemeine dessen gütige Einladung mit Dankbarkeit angenommen habe, verlangte für dieselbe die so eben beschriebene Gegend, und vernahm zu seinem Vergnügen, daß es gerade der Platz war, den die Chiefs und Rathsleute der Indianer-Gemeine zugedacht hatten, worauf noch aufs genaueste und feyerlichste bestimmt wurde, daß das Land vom Munde der in den Muskingum fallenden Gekelemukpechünk-Bach bis hinauf nach Tuskarawi den gläubigen Indianern alleine gehören, und keinem Menschen außer ihnen erlaubt seyn sollte, sich auf demselben niederzulassen. Auch sollte allen in der Nähe ihrer Grenze wohnenden Indianern angekündigt werden, daß sie sich gegen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer friedlich und ordentlich betragen, ihren Gottesdienst nicht stören, und keinem Menschen wehren möchten, zu ihnen zu gehen, um das Wort GOttes zu hören.

Zeisberger dankte dem HErrn für Seinen gnädigen Beystand bey dieser wichtigen Angelegenheit, besahe nochmals

mals die ausgesuchte Gegend, und nahm von derselben im Namen der Indianer-Gemeine Besitz, die er bey seiner Rückkunft nach Friedensstadt mit der Nachricht von seiner glücklichen Verrichtung gar herzlich erfreute.

Nun wurden 5 Familien, zusammen 28 Personen, zum Anfange des neuen Missionsplatzes bestimmt, und nahmen den Ruf dazu sehr gerne an. Mit diesen brach Zeisberger am 14ten April von Friedensstadt auf, und langte nach einer glücklichen aber langsamen und äußerst beschwerlichen Reise am 3ten May auf dem bestimmten Platze am Muskingum an, wo Tags darauf die Plantagen abgesteckt wurden. Hier wohnten sie nun wieder in Feldhütten, und alles war fleißig, Land zu klären und Welschkornfelder anzulegen.

Als die Nachricht von dem Anzuge der Brüder nach Gekelemukpechünk und in die umliegende Gegend kam, erschracken die Widriggesinnten dermaßen, daß ihrer viele aus Furcht vor der Lehre JEsu, die ihren heidnischen Greueln und ihrem sündlichen Leben so gerade zu entgegen war, von da wegzogen. Unter andern verließ ein benachbarter Chief um deswillen sein Dorf, und zog mit seinem ganzen Volke in eine weit entfernte Gegend.

Zeisberger fing indessen auf dem neuen Platze, welcher Schönbrunn genannt wurde, die Predigt des Evangelii sogleich an, zu welcher sich aus Gekelemukpechünk und andern Orten viele begierige Zuhörer einfanden, deren einige von der Kraft der Liebe GOttes so angefaßt wurden, daß sie, als an den Bau der Häuser noch nicht gedacht werden konnte, schon um Erlaubniß baten, bey den Brüdern zu wohnen, und dieselbe auch erhielten. Bald nachher kamen ihre Verwandten, um sie mit Gewalt wieder wegzuholen. Bey dieser Gelegenheit aber hörten sie selbst das Evangelium und fühlten die Kraft des Gnadenwortes dermaßen, daß sie mit einer ganz andern Gesinnung weggingen, als sie gekommen

nen waren. Ein anderer Besuchender bezeugte, daß er schon viele Jahre den rechten Weg zur Seligkeit gesucht, und, wenn er Indianer angetroffen, von denen er geglaubt, daß sie mehr wüßten, als er, ihnen Geschenke und viele Belts of Wampom gegeben, in der Hoffnung, daß sie ihm etwas zuverlässiges sagen würden, aber noch von keinem erfahren habe, wie man selig werden könne. Die Gehülfen sagten ihm hierauf mit Freuden, daß, wenn er das suche, er es nun gefunden und nicht weiter zu suchen, auch keine Geschenke zu geben habe: sie wollten es ihm gerne umsonst sagen. Ein anderer sagte zum Isaak: "Du bist doch auch ein Capitain gewesen, ehe du gläubig warest, und bist es noch; das kannst du nicht läugnen; wie reimt sich aber ein Capitain mit einem Gläubigen?" Isaak antwortete ihm: "Ja, vor diesem war ich ein Capitain, aber ich mußte immer unterliegen; die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Capitain soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfters vest vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und mußte des Satans Sclave seyn. Aber nun bin ich erst ein rechter Capitain, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwältigen, wie ehedem, denn alle eure Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas bessers gefunden habe, welches ich dir auch wünsche."

Am 27sten Juny begingen die Brüder in Schönbrunn zum erstenmale das heilige Abendmahl, und am 25sten July wurde der Platz zu dem neuen Gemeinorte bestimmt und abgesteckt.

Unterdessen bereitete man sich in Friedenshütten und Tschechschequannink zum Abzuge. Als solches den Chiefs der Irokesen zu Ohren kam, gefiel es ihnen nicht; und sie suchten daher ihre an unsern Indianern begangene Treulo-

sigkeit durch schöne Worte und Versprechungen wieder gut zu machen, wollten, nach ihrem Ausdruck, mit den Indianern an der Susquehanna'h nur einen Leib und nur eine Ader ausmachen, und alles bisherige schwere aus dem Wege räumen, damit nur das, wovon sie einen kleinen Vogel hätten reden hören, nicht geschehen möchte. Unsre Indianer aber gaben ihnen zu erkennen, daß sie nunmehro zu spät kämen, und machten ihnen ihren Entschluß, in die Gegenden des Ohio zu ziehen, förmlich bekannt worüber denn jene ihre Traurigkeit bezeigten, aber doch gute Freunde bleiben wollten, und von unsern Indianern gleiche Versicherung erhielten.

Da der Schade, den unsre Indianer durch den Abzug von Friedenshütten erlitten, sehr beträchtlich, und es erweislich war, daß sie durch den Verkauf ihres Landes an die Engländer zu diesem Schritte gezwungen wurden, so verwendeten sich die Brüder in Bethlehem für sie bey der Regierung in Philadelphia, um von derselben eine Vergütung zu erhalten, die auch zum Theil nach einiger Zeit erfolgte.

Inzwischen war der innere Gang der Gemeine an beyden Orten noch besonders lieblich und selig. Unter den Kindern zeigte sich nicht nur viele Lust und Fleiß bey ihrem Unterrichte in den Schulen, sondern auch eine große Liebe zu unserm Heilande, zu dessen Lobe sie sich oft versammleten, Seine Liebe zu besingen: und unter den Erwachsenen merkte man ein fast allgemeines Verlangen, in allen Stücken so gesinnet zu seyn, wie JEsus Christus auch war, und in Seinen Fußstapfen zu wandeln. "Ich kann dir es kaum sagen, äusserte sich einmal ein Bruder gegen seinen Lehrer, wie mir dabey zu Muthe ist, wenn ich mir den Heiland als ein Kindlein, als einen Knaben, wie Er unter den Lehrern gesessen, wie Er hernach gearbeitet und gepredigt, ja bis zum Tode am Kreuz, vorstelle. Alles ist mir wichtig, und ich fühle bey der Betrachtung allezeit etwas besonderes."

Der

Der Missionarius Schmick, der so viele Jahre im Dienste der Indianer-Gemeine ausgehalten und grosse Treue dabey bewiesen hatte, erhielt nun Erlaubniß, nach Bethlehem zurückzugehen, und von seiner mühseligen Arbeit etwas auszuruhen. Am 5ten May machte er mit seinem lieben Volke einen sehr rührenden Abschied, und reiste mit seiner Frau nach Bethlehem ab. Der Missionarius Rothe aber erhielt den Auftrag, samt seiner Frau mit unsern Indianern zu ziehen, und nahm denselben mit Freuden an.

Am 23sten May kam der Bruder Ettwein von Bethlehem in Friedenshütten an, um die pilgernde Gemeine nach Friedensstadt zu begleiten, und brachte auch viele Geschenke von Bethlehem mit, die unter unsre Indianer ausgetheilt wurden, und zu der bevorstehenden Pilgerschaft sehr brauchbar waren.

Am 6ten Juny beging die Gemeine hier zum letztenmal das heilige Abendmahl, feyerte das Pfingstfest auf eine ausgezeichnet selige Weise, freute sich dabey besonders über die letzte Taufe an diesem Orte, die der Tochter des Johannes Papunhank angedient wurde, so wie der Vater der erste gewesen, dem diese Gnade hier wiederfahren war, und hatte, nachdem sich alles zur Reise angeschickt, am 11ten Juny frühe die letzte Versammlung in dem lieben Friedenshütten, erinnerte sich aller hier so reichlich genossenen Gnaden und Wohlthaten GOttes, betete Ihn dafür an, und empfahl sich Seinem mächtigen Schutze auf der Reise, welche sie sodann in Seinem Namen getrost und vergnügt antraten, zusammen 241 Personen, die von Tschechschequannink mit dazu gerechnet.

Der Bruder Ettwein war der Anführer derer, die zu Lande, und Rothe derer, die zu Wasser gingen, welche letztere die grösseste Anzahl ausmachten. Für diese 2 Brüder war die Langsamkeit der Reise eine wahre Schule zur Uebung in der Geduld.

Die Beschwerlichkeit einer solchen Pilgerschaft in einem Lande wie Nordamerika, da eine ganze Gemeine reiset, die alle ihre Haabe sammt ihrem Vieh mit sich führet, kann ein Leser, der nicht selbst dergleichen mit angesehen hat, sich kaum vorstellen, und noch weniger läßt sich eine rechte Beschreibung davon machen. Die zu Lande reiseten, führten gegen 70 Stück Rindvieh und noch mehr Pferde mit sich, und hatten unendliche Mühe, sich selbst und das Vieh durch die oft viele Meilen langen unbeschreiblich dicken Wälder und Gebüsche hindurch zu bringen, da sie nur einen sehr schmalen Pfad vor sich sahen, und auch diesen nicht selten verloren. Dem Bruder Ettwein blieb es immer unbegreiflich, wie sich jemals ein Mensch hat unterwinden können, mitten durch einen solchen dichten und ganz verwachsenen Wald, deren einen er wenigstens 12 deutsche Meilen lang schätzte, zu gehen und einen Pfad zu zeichnen. Und gerade damals, als sie etliche Tage hinter einander durch solche Wälder mehr krochen als gingen, regnete es beständig. In einer Gegend mußten sie durch den Munsyfluß 36mal durchwaten, anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken. Gleichwol hielten sie, wenn es immer möglich war, ihre Versammlungen, denen hie und da auch Fremde, und darunter viele weiße Leute beywohnten, die sonderlich die Englischen Vorträge des Bruder Ettwein mit Aufmerksamkeit anhörten; und das alleine war hinlänglich, die Brüder über alles Ungemach zu trösten, weil sie kein grösseres Vergnügen kannten, als ihren Mitmenschen bey jeder ihnen aufstoßenden Gelegenheit aus eigener Erfahrung zu sagen, wie glücklich man ist, wenn man an JEsum glaubt, und von Ihm Macht bekommen hat, ein Kind GOttes zu seyn.

Die zu Wasser Reisenden mußten alle Abend anlegen, auf dem Lande ein Nachtlager suchen, und litten die mehreste Zeit große Kälte. Bald nach der Abfahrt brachen unter

er ihnen die Masern aus. Sehr viele, und darunter 40 Kinder, wurden von dieser Krankheit befallen, und ihre Pflege vermehrte die Beschwerlichkeiten der Reise. In manchen Gegenden wurden sie bald von Neugierigen bald von Betrunkenen nicht wenig belästigt. Die vielen, und zum Theil sehr gefährlichen Wasserfälle in der Susquehannah verursachten ihnen unsägliche Noth und Arbeit. Indessen fuhren sie doch unter GOttes Geleite auf der Susquehannah bey Schomokin glücklich vorbey, und sodann auf dem Westlichen Arme des Flusses über Longisland bis Großisland, von wo sie, nachdem hier die Landpilger zu ihnen gestoßen, alle zusammen am 29sten Juny die Reise zu Land fortsetzten, und nun in die hohen Gebirge kamen, deren Uebergang ihnen das beschwerlichste war, weil die allermehresten, da die Pferde zu Fortbringung ihrer Haabe nicht hinreichend waren, schwere Bürden tragen mußten. In einem Thale überfiel sie ein fürchterliches Gewitter mit Sturm und Platzregen. Einen großen Theil der Reise wurden sie von den Rasselschlangen geängstigt, die an oder gar auf dem Wege lagen. Ettwein trat einmal auf eine 15jährige Schlange, und erschrak darüber so heftig, daß er etliche Tage, nach seinem Ausdruck, keinen Schritt ohne Furcht thun konnte, und jedes rauschende Blatt ihn an die Schlange erinnerte. Durch den Biß dieser giftigen Thiere verloren sie etliche Pferde, aber kein Rindvieh, weil sie die Vorsicht gebrauchten, dasselbe zuletzt marschiren zu lassen.

Eine sonderliche Plage verursachten ihnen und ihrem Vieh, vornemlich in den Wäldern, die kleinen Fliegen, die von den Indianern Ponks genannt werden, welches so viel heißt, als lebendiger Staub und Asche, weil sie so sehr klein sind, daß man sie kaum sehen kann; und wo sie beissen, da brennts wie glühende Asche. Sobald daher Feuer angemacht wurde, drang das Vieh mit Ungestüm darauf zu,

 um

um sich im Rauch vor diesem Ungeziefer zu retten, und störte unsre Wanderer im Essen und im Schlafe. Nirgends war diese Plage ärger als in einer Gegend, deren indianischer Name sagen will: es hält sich niemand gerne daselbst auf. Die Ursach davon war, daß vor etwa 30 Jahren ein Indianischer Einsiedler da herum auf einem Felsen gewohnt, in allerley Gestalten diejenigen, die auf der Jagd dahin kamen, erschreckt und verschiedene umgebracht hatte. Endlich war es einem muthigen Indianer gelungen, diesen mörderischen Einsiedler zu tödten, und nun hatte man die Fabel hinzugefügt, daß er die Gebeine desselben verbrannt und die Asche in den Busch geblasen habe; diese sey dann lebendig worden, und das seyen nun die Ponks. In einer andern Gegend war alles Holz durch Sturm und Buschfeuer so durcheinander geworfen, daß bey unsern Reisenden des Fallens und Aufstehens gar viel wurde. Ettwein stürzte einmal mit dem Pferde auf eine sehr gefährliche Art. Die Schwester Rothe fiel mit ihrem kleinen Kinde viermal vom Pferde, und blieb einmal im Steigebiegel hängen; ein andermal fiel sie mit dem Kinde bis über den halben Leib in einen tiefen Morast.

Einige Personen entschliefen während der Reise, unter andern ein armer kranker Krüppel, 10 bis 11 Jahr alt, den seine Mutter in einem Korbe auf dem Rücken trug. Dieser ward nun zusehends schwach, bat flehentlich um die Taufe, sahe seinen Wunsch erfüllt, und erreichte bald hernach das Ende aller seiner Noth.

Manchmal lagen unsre Pilger einen auch wol zween Tage stille, um sich mit Nothwendigkeiten aufs neue zu versehen. Mehr als 150 Hirsche wurden auf dieser Reise geschossen. An Fischen fanden sie hie und da großen Ueberfluß; auch trafen sie eine ihnen bis daher unbekannte Sorte Schildkröten an, welche die Grösse einer Gans, einen langen Hals, einen spitzigen Kopf und Taubenaugen hatten;

die Schale war nur oben auf dem Rücken, und unten in der Mitte des Bauches hart, rings herum aber weich wie Leder, und leberfarbig.

Am 29sten July kamen sie endlich aus dem Gebirge heraus an den Ohio, wo sogleich Boote von Baumrinde gemacht wurden, um die Alten, die Kranken und die Bagage zu Wasser gehen zu lassen. Zween Tage darauf hatten sie die Freude, daß der Bruder Heckewälder von Friedensstadt mit einigen Indianer-Brüdern und Pferden ihnen entgegen kam, mit deren Hülfe sie am 5ten August an gedachtem Orte eintrafen, und mit großer Freude empfangen wurden. Sie selbst aber konnten die Gnade und Treue des HErrn nicht genug rühmen und preisen, der ihnen auf dieser achtwöchentlichen Reise, die von so eigner Art war, doch überall gut durchgeholfen, zu Ertragung der schweren Umstände Kraft gegeben, sie von der Hungersnoth, die sie Anfangs am meisten befürchtet hatten, auch bey den fast unzähligen Fährlichkeiten vor Leibesschaden bewahrt, und Liebe, Friede und Einigkeit unter ihnen erhalten hatte.

Die Vorsorge des himmlischen Vaters für Seine Indianer-Gemeine zeigte sich nun auf eine liebliche Weise, und es wurde mit dem demüthigsten Danke erkannt, daß die Einwohner von Friedensstadt sowol als ihre vielen Gäste keinen Mangel litten, und alles mit Wohlgefallen gesättigt wurde; welches gar viele vorher für unmöglich gehalten hatten.

Mit herzlichstem Dank empfingen auch unsre von der Susquehannah hergezogene Indianer von den Quäkern in Philadelphia ein Geschenk von 100 Spanischen Thalern, die sie dazu anwendeten, sich auf die Zukunft mit Brode zu versehen.

Nun fand sich auch der Missionarius Zeisberger von Schönbrunn bald in Friedensstadt ein, da denn über die Mission ins Ganze viele Conferenzen gehalten, alles, was bis

daher ins Delawarische übersetzt worden, mit Beyhülfe einiger geschickten National-Gehülfen gründlich revidirt, und für jeden Gemeinort eine Gehülfen-Conferenz bestellt wurde.

Am 19ten August reisten die Brüder Ettwein, Zeisberger und Heckewälder nach Schönbrunn ab, trafen am 23sten daselbst ein, und ersterer freute sich, die in allem Betracht schöne Gegend zu sehen, wo man fast nichts als Wallnuß- und Lokustbäume erblickte. Weit mehr aber freute er sich über den lieblichen Anfang des Gemeinorts Schönbrunn, zu dessen Sicherstellung fürs künftige er bald hernach, weil Zeisberger gerade krank war, mit den von der Indianer-Gemeine ernannten Deputirten nach Gekelemukpechünk reiste, dessen Einwohner eben damals 70 Gallonen Rum bekommen hatten und in vollem Saufen begriffen waren, solches aber auf die Nachricht von der Ankunft der Brüder und auf Befehl des Chiefs Netawatwees sogleich einstellten, worauf, nachdem sie ausgeschlafen und der Rath sich versammlet hatte, gedachte Deputirte die Ankunft der Gemeinen von Friedenshütten und Tschechschequannink feyerlich meldeten, und dem Rathe zugleich eröffneten, daß man den Gedanken habe, außer Schönbrunn noch einen oder wol gar zween solche Orte anzulegen, wobey der Sprecher der Deputirten, Johannes Papunhank, Gelegenheit nahm, sich über die Gesinnung und Verfassung der Indianer-Gemeine, wie auch über ihre Lehrer und deren Unentbehrlichkeit ausführlich zu erklären. Er that solches auf eine würdige und sehr männliche Art, erzählte dabey, wer er sonst gewesen, und wie GOtt sich seiner erbarmet hätte, und erhielt eine freundliche Antwort, mit dem Beyfügen, daß von Seiten des Raths eine Gegenbotschaft nach Schönbrunn kommen sollte.

Die Brüder Ettwein und Zeisberger freuten sich nun mit Dankthränen über die wunderbare Führung GOttes, der solchergestalt Seine Indianer-Gemeine als ein Licht auf

dem Leuchter mitten unter die Delawaren und in die Nähe der Schawanosen und Huronen gesetzt hatte, worauf Ettiwein den neuen Ort Schönbrunn sehr vergnügt und mit hoffnungsvoller Aussicht in die Zukunft verließ, und über Friedensstadt nach Bethlehem zurück ging.

Bald darauf zog ein grosser Theil unsrer Indianer von Friedensstadt an den Muskingum, um etwa 2 deutsche Meilen oberhalb Schönbrunn einen zweyten Gemeinort anzulegen, welchem man den Namen Gnadenhütten gab.

Während der Zeit, da der Anbau dieser beyden Gemeinorte mit Munterkeit betrieben wurde, that der Missionarius Zeisberger nebst 2 Indianer-Brüdern gegen das Ende dieses Jahrs die erste Reise unter die Schawanosen, die durchgängig für die wildesten unter den Wilden gehalten wurden. In dem ersten ihrer Dörfer kehrten die Brüder bey einem Sohne des oben erwähnten Chiefs Paxnous ein, der sich darüber herzlich freute, das Wort des Lebens begierig anhörte, und sich unter andern dahin erklärte: "er glaube gewiß, daß die Lehre der Brüder die rechte sey, und den rechten Weg zur Seligkeit zeige; sie, die Schawanosen, hätten sich lange Zeit bemüht, den rechten Weg zum ewigen Leben zu finden, sähen aber, daß alles, was sie unternommen, und all ihr Thun und Wirken vergebens sey; sie hätten also beynahe alle Hoffnung aufgegeben, weil sie nicht wüßten, was sie noch mehr gutes thun könnten." Er sprach gut Delawarisch, daher es den Brüdern sehr lieb war, daß er sie in die übrigen Orte der Schawanosen, die sie diesmal besuchen wollten, begleitete. Auf seinen Rath kehrten sie in der Hauptstadt der Schawanosen bey dem heidnischen Prediger ein, weil dessen Wort bey den Einwohnern am meisten galt. Derselbe nahm auch die Brüder freundlich auf, und als Zeisberger auf seine Frage, welches die Absicht ihres Besuchs sey? ihm antwortete, daß er den Einwohnern

Worte des ewigen Lebens zu sagen habe, erwiederte er: das ist uns lieb, das wollen wir gerne hören. Sogleich wurde ein Haus dazu ausgeräumt, und der Missionarius sowol als seine Gefährten, hatten hier erwünschte Gelegenheit, einer Menge begieriger Zuhörer, die gröstentheils die Delawarische Sprache gut verstanden, die große Nachricht bekannt zu machen, wie GOtt nicht will, daß der Sünder verloren gehe, sondern daß er durch den Glauben an JEsum Christum selig werde. Dieses herrliche Evangelium hörte der heidnische Lehrer einige Tage ganz stille mit an: endlich aber konnte er dem Drang seines Herzens nicht widerstehen, sondern ließ sich darüber gegen den Missionarium heraus: "Ich habe, fing er an, die ganze Nacht nicht schlafen können, sondern nur immer über dasjenige gedacht und meditirt, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz sagen: ich glaube, es ist alles Wahrheit, was du predigst; seit einem Jahr ist es mir klar geworden, daß wir alle zusammen sündige Menschen sind: und mit allem, was wir thun, verloren gehen: wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen sollten, um selig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröstet, daß noch jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir sind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamt, habe ich zu ihnen gesagt, daß sie nur noch ein klein wenig Geduld haben sollten, es würde gewiß bald jemand kommen; und da ihr nun gekommen seyd, so glaube ich, GOtt hat euch zu uns gesandt, uns Sein Wort kund zu thun."

Nachdem nun die Brüder JEsum Christum als das Licht der Welt in dieser sonst sehr finstern Gegend mit großer Freudigkeit bekannt gemacht hatten, und Abschied nehmen wollten, erhielt Zeisberger von den Chiefs und dem Rathe noch folgende Botschaft, wobey gedachter Lehrer der Spre-

cher

cher war: "Bruder, wir freuen uns gar sehr, daß du zu uns gekommen bist, uns zu besuchen, und hast uns GOttes Wort gebracht, das wir gerne hören. Wir wollen dich jetzt wissen lassen, was wir gestern in unserm Rathe einmüthig beschlossen haben. Die Weibsleute waren zwar nicht zugegen, weil sie mit Einerndten ihrer Felder jetzo viel zu thun haben, das hat aber nichts zu sagen, denn was wir Männer ausmachen, darin sind sie eins mit uns. Wir sind also eins mit einander worden, daß wir von diesem Tage an das Wort GOttes annehmen, und auch darnach leben wollen. Dieses sagen wir nicht nur mit dem Munde, sondern aus unserm Herzen heraus. Unser Verlangen und Begehren ist daher, daß nicht nur gläubige Indianer, sondern auch weiße Brüder zu uns kommen, bey uns wohnen und uns unterrichten, wie wir selig werden können. Dieses unser Anliegen legen wir dir dar. Wir sind wol schlechte Leute, aber verschmähe uns doch darum nicht, und versage uns unsre Bitte nicht." Eine solche Rede des Raths einer Schawanosen-Stadt setzte den Missionarium in ein frohes Erstaunen, und er versprach mit Vergnügen, dieses Anliegen seinen Brüdern in Bethlehem vorzutragen, gab ihnen aber wohl zu überlegen, ob es auch ihr Ernst sey, dem Worte GOttes gemäß zu leben, indem, wenn ein Lehrer von den Brüdern in ihrer Mitte wohnte, der heidnische Wandel nicht fortgesetzt werden könnte, sondern alles, was dahin gehöre, abgestellt werden müsse? Hierzu erklärten sie sich nicht nur willig, sondern versicherten noch dazu, daß sie entschlossen wären, eine neue Stadt anzulegen, wo nur solche Indianer wohnen sollten, die den Sinn hätten, an GOtt gläubig zu werden. Zeisberger stellte ihnen hierauf vor, ob sie einen solchen Schritt thun könnten, ohne vorher mit den übrigen Chiefs der Schawanosen und mit ihrem Großvater, der Delawar-Nation, darüber zu Rathe zu gehen?

gehen? Sie bezeugten aber, daß sie, weil sie den Weg zum ewigen Leben schon seit einiger Zeit gesucht, von diesem so wol als von jenen sich bereits abgesondert hätten, und in der Theil unabhängig wären.

Sehr zufrieden über diese Reise kam Zeisberger mit seinen Gefährten in Schönbrunn wieder an, woselbst, so wie auch in Gnadenhütten und Friedensstadt, die Advents- und Weihnachtszeit in diesem Jahr 1772 besonders gesegnet war, und die Freude über GOttes Menschwerdung und deren selige Folgen jung und alt belebte. Unter den Besuchenden war abermals einer von den Wilden, die am 24sten November 1755 die eilf Brüder und Schwestern an der Mahony ermordet hatten; er hielt sich über 8 Tage hier auf, und hörte fleißig das trostvolle Wort von dem Erbarmer, der von allen denen, die zu Ihm kommen, keinen hinausstößet. Bey einer Unterredung mit einem andern Besuchenden sagte ein National-Gehülfe zum Schluß: "Warum sollen wir denn nicht glauben? Das Wort, welches uns geprediget wird, beweist sich ja an uns." "Ja, setzte ein anderer Gehülfe hinzu, sobald ich den Heiland von ganzem Herzen gesucht habe, so habe ich Ihn gefunden, und was ich von Ihm gebeten habe, das habe ich bekommen, und nun werde ich immer seliger, so daß mein Herz manchmal vor Liebe wie ein flammendes Feuer brennt." "Ach, sagte ein anderer Besuchender, bis daher habe ich nur gehört, jetzt aber glaube ich, daß mein Schöpfer auch für mich ist Mensch worden, und Sein Blut vergossen hat. Nun verlangt mich, mit diesem Blute gewaschen zu werden, denn ohne dasselbige kann ich nicht leben." Ein Kind von etwa 10 Jahren, das die ganze Nacht schlaflos und mit Weinen zugebracht hatte, antwortete auf Befragen, ob es krank sey? "Nein, es thut mir nichts wehe, aber ich fühle mich wie verloren, und es ist mir wie einem Vögelein, dem die Luft entgehet." "Als

ich

ich so um Trost verlegen vor Ihm stand, (bezeugte ein Getaufter) und über Seinen JEsus-Namen dachte, war es mir so, als sähe ich den Heiland mit Seinen Wunden in Händen und Füßen und in der Seite; da wurde mir leicht ums Herz, und ich fühlte Trost." "Mir ist es so, sagte Michael, als wenn der Heiland in mein Herz eingezogen wäre. O, wie wohl ist mir! ich kann nichts als weinen und mich Ihm ganz aufs neue hingeben." "Solche Weihnachten, wie diese, äusserte die Eva, habe ich noch nie gehabt; ich habe eine nähere Einsicht in das Geheimniß der Menschwerdung GOttes meines Heilandes bekommen." "Mein ganzes Herz, sagte der alte Abraham, ist voll Freuden. Wie gut ists doch, daß man sich dem Heilande ganz ergiebt!"

Fünfter Abschnitt.

1773. 1774.

Etwas von Schönbrunn und Gnadenhütten. Friedensstadt wird verlassen. Unruhen von aussen. Schmick begibt sich wieder zur Mission. Zeisbergers zwote Reise unter die Schawanosen. Ein abermaliger Wildenkrieg beunruhiget die Indianer-Gemeine, stört aber ihren innern Gang doch nicht. Die Delawar-Nation beschliesst feyerlich, das Wort GOttes anzunehmen.

In Schönbrunn und Gnadenhütten befand sich die Indianer-Gemeine mitten unter den Wilden, und hatte alle Ursach, auf guter Hut zu seyn, theils um ihre Jugend und ihre Ungetaufte vor den listigen Verführungen der übelgesinnten Nachbaren zu bewahren, theils um nicht in die politischen Händel der Chiefs verflochten zu werden. Da

nun

nun eine genaue Beobachtung der Gemeinordnungen das beste Mittel dagegen war, so wurde bey der Erneuerung derselben im Jahr 1773 den Einwohnern herzlich zugeredet und deutlich gemacht, daß sie dieselben nie so, als wolle man dadurch über sie herrschen, sondern bloß als einen guten, aber doch nothwendigen Rath anzusehen hätten, bey dessen treuer Befolgung ein Gemeinort sichtbarlich sich wohl befinde, so wie es hingegen klar genug am Tage liege, daß wenn darwider gehandelt würde, solches nie ohne Schaden und Nachtheil abgehen könne; daß folglich auch sie selbst noch mehr als ihre Lehrer darüber zu halten hätten, daß derjenige, der die Gemeinordnungen vorsetzlich und anhaltend überträte, und allen Ermahnungen kein Gehör gäbe, aus ihren Orten entfernt würde. Dieses ward von der Gemeine einmüthig erkannt, genehmigt und in der Folge auch dem gemäß gehandelt.

Uebrigens ordnete man den Gottesdienst, die Conferenzen und Schulen, die Besorgung der Besuchenden, der Armen und der Kranken, und was sonst zum Bestehen beyder Orte gehörte, eben so, wie man es an den vorigen Gemeinorten damit gehalten hatte.

Gekelemukpechünk wurde nun von Schönbrunn und Gnadenhütten aus fleißig besucht, und die Zeugnisse unsrer Indianer von der Erlösung, die durch JEsum Christum geschehen ist, waren vielen zum bleibenden Segen. Noch öfter kamen Besuchende von daher, die von den Missionarien und ihren indianischen Gehülfen mit dem Worte GOttes, das für alle, die es annehmen, voll Trost und Leben ist, reichlich bedient wurden. Dieses selige Wort hörte einer der Chiefs, Namens Echpalawehund, mit solcher Ueberzeugung in seinem Herzen, daß er sich entschloß, allem heidnischen Wesen zu entsagen und zu den Brüdern zu ziehen. Da er aber ein angesehener Mann war, und einen grossen Anhang hatte, so ent-

entstand darüber unter den Einwohnern gedachten Orts eine gewaltige Verwirrung. Einige Widersacher gaben ihre Feindschaft öffentlich zu erkennen, und trugen darauf an, daß die Missionarien, als die Ursach aller ihrer Unruhen aus dem Indianer-Lande fortgeschafft würden; denn vorher, sagten sie, hätten sie ungestört nach hergebrachter Weise leben können, nun aber müßten sie immer hören, daß bald dieses, bald jenes Sünde sey, und sogar ihre Opfer GOtt nicht angenehm wären. Die übrigen aber hielten einen dreytägigen Rath, und beschlossen endlich einmüthig, daß sie ihr Leben ändern, das Saufen und andere Ausschweifungen verbieten, weiße Handelsleute, die immer noch mehr Sünde unter sie brächten, nicht mehr dulden, den Rumhändlern die Fässer zerschlagen, 6 Männer zu Aufsehern über die Ordnung bestellen, und überhaupt ohne Beyhülfe der weißen Lehrer eben so wandeln wollten, wie die gläubigen Indianer, da denn weder ihr Chief Echpalawehund, noch sonst jemand aus ihrer Mitte, Ursach haben würde, ihren Ort zu verlassen und zu den Brüdern zu ziehen. Echpalawehund aber, der die wahre Quelle der Laster schon kannte, suchte ihnen begreiflich zu machen, daß, wenn sie sich davon befreyen wollten, ohne sich zu JEsu Christo zu wenden, sie einen Entschluß gefaßt hätten, zu dessen Ausführung ihnen die nöthige Kraft gänzlich fehlte. Sie wollten aber ihren Ernst doch sehen lassen, und machten den Anfang damit, daß sie einem Rumhändler wirklich 10 Fässer zerschlugen und den Rum verschütteten. Es währte indessen nicht lange, so lagen alle gute Entschlüsse zu Boden, und es ward gesoffen, wie vorher.

Mittlerweile ward die Lage der Indianer-Gemeine in Friedensstadt immer bedenklicher. Die allzunahe Nachbarschaft der Wilden verursachte täglich neue Angst und Noth, und die Folgen des unseligen Rumhandels wurden

end-

endlich unausstehlich. Manchmal trugen die Wilden ganz nahe bey Friedensstadt eine Menge Rum zusammen, soffen und raseten fürchterlich, und kamen in diesem Zustande in den Ort, dessen Einwohner dadurch oft genöthiget wurden, die Fensterladen zuzumachen, und bey hellem Tage Licht zu brennen, weil die Besoffenen ihnen sonst alle Fenster eingeschlagen hätten, wie sich solches schon hie und da ereignet hatte. Daß der Ort bey solchen Gelegenheiten nicht in Brand gerieth, und überhaupt nicht weit mehr Unglück geschahe, war lediglich der Bewahrung des HErrn zuzuschreiben, der manches Unheil auch dadurch verhütete, daß Er, wenn die Wilden etwas Böses im Sinne hatten, Uneinigkeit unter ihnen entstehen ließ, da sie denn zuweilen, anstatt unsre Indianer und ihre Lehrer zu plagen, einander selbst mit Messern anfielen, und mancher ein zerschnittenes und zerfetztes Gesicht davon trug. Einige warfen gleichwol verschiedene Thüren mit großen Steinen ein, drangen in die Häuser, drohten alles zu ermorden, und unsre Indianer, so ungerne sie es thaten, sahen sich doch genöthigt, solche Unmenschen zu greifen und zu binden, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichteten. Einmal kam ein Wilder wie rasend in den Ort gelaufen, rief auf der Straße, daß er den weißen Mann tödten wollte; rannte auch auf des eben damals kranken Missionarius Jungmanns Thüre los, sprengte sie auf, und fuhr wie ein wüthendes Thier in die Stube hinein. Die heftig erschrockene Frau des Missionarius entfloh mit ihrem Kinde, er selbst aber richtete sich im Bette auf, sahe den Bösewicht unverwandt und stille an, und brachte ihn dadurch so aus der Fassung, daß die Indianer-Brüder, die unterdessen herbeyeilten, ihn leicht binden konnten. Zum Schmerz der ganzen Gemeine gelang es den Wilden bey dem noch ungetauften Sohn eines Indianer-Bruders, daß er sich von ihnen nach Kaskaskunk locken

ließ.

ließ. Da soff er mit ihnen; als er aber nachher mit einem Wilden über den gefrornen Bieberfluß gehen wollte, brach er durch, versuchte dreymal vergebens, sich zu retten, stieß zuletzt noch die Worte aus: Es scheint, ich soll sterben; so will ich denn auch sterben; fuhr damit unters Eis und ersoff.

Aller dieser Umstände halber, die man nicht ändern konnte, entschloß sich die Gemeine im Frühjahr 1773 einen ihr so unangenehm gewordenen Ort zu verlassen. Am 11ten April war daselbst noch eine selige Taufhandlung, und damit machte man den Beschluß des öffentlichen Gottesdienstes in Friedensstadt, herzlich dankbar für alle hier so reichlich genossene Segen, Durchhülfe und Bewahrung des HErrn. Tages darauf wurde die Kirche bis auf den Grund niedergerissen, weil die Heiden sich schon hatten verlauten lassen, daß sie dieselbe zu einem Tanz- und Opferhause gebrauchen wollten, und am 13ten erfolgte der Aufbruch unsrer Indianer und ihrer Lehrer in 22 großen Booten, womit sie auf dem Bieberfluß bis in den Ohio, auf diesem bis zur Mündung des Muskingum, und auf diesem bis vor Gnadenhütten und Schönbrunn fuhren.

Auch auf dieser dreywöchentlichen Reise erfuhren sie fast täglich Beweise von dem besondern Aufsehen GOttes, vornemlich bey den gefährlichen Wasserfällen, über welche die Boote gezogen werden mußten, da verschiedene Brüder beynahe ihr Leben eingebüßt hätten.

Die nunmehro erfolgte Vereinigung der ganzen Indianer-Gemeine verursachte allgemeine Freude und Zufriedenheit. In Schönbrunn wohnten die Delawaren, in Gnadenhütten die Mahikander, und an beyden Orten die Gläubigen von andern Nationen. Unter diese alle wurden nun die Wohnungen, Felder und Gärten nach dem Verhältniß des Bedürfnisses eingetheilt. Die vorher da gewesen, nahmen sich der Neuangekommenen auf alle Weise an, und so

sahe sich ein jedes in kurzem mit Wohlgefallen eingerichtet und besorgt.

Unterdessen wurde auch hier die Ruhe von aussen manchmal gestört. Man erhielt die Nachricht, daß die Irokesen einen großen Strich Landes unter der Cansawa, worüber verschiedene Nationen die Oberherrschaft zu haben glauben, für ihren Kopf den Engländern abgetreten, und bereits viele weiße Leute sich daselbst niedergelassen hätten. Mit Bekümmerniß sahe man daraus die heimliche Absicht der Irokesen, die übrigen Indianer-Nationen wieder in einen Krieg mit den Engländern zu verwickeln, beyde Theile dadurch zu schwächen, und für sich dabey im Trüben zu fischen. Auch gab es immerfort kleine Kriege, welche die Wilden mit ihren Landsleuten führten, wodurch unsre Indianer mit beläſtigt wurden, weil man sie als zur Delawar-Nation gehörig ansahe, und diese als allgemeine Friedensstifterin an allen den Händeln Theil nehmen mußte. So erfuhr man unter andern, daß die Cherokeesen den Wawiachtanos den Krieg erklärt, bereits ein ganzes Dorf verheert, sogar die Kinder nicht verschont und Niemanden gefangen genommen, sondern alles umgebracht hatten; daher der Haupt-Chief der Delawaren in Gekelemukpechünk sich genöthigt sahe, eine Gesandtschaft von 12 Mann mit Friedensvorschlägen an die Cherokeesen abzusenden, die auch angenommen wurden. Unsre Indianer trugen zum Vergnügen der Chiefs 12 Klafter Wampom dazu bey. So willig aber fand man sie nicht, als sie aufgefordert wurden, an einer andern in Vorschlag gebrachten Gesandtschaft Theil zu nehmen, welche die Delawaren über das große Wasser an den König von England schicken wollten, um ihn zu ersuchen, daß er die unversöhnlichen Irokesen und Schawanosen mit einander aussöhnen möchte, wobey sie den König auch bitten wollten, ihnen zu sagen, welche von allen Christlichen Re-

ligionen die rechte sey, damit sie einmal aus der Ungewiß-
heit über diesen Punct heraus kämen. Man sahe voraus,
daß ein solches Vornehmen nicht zur Ausführung kommen
würde, wie denn auch nach vielfältigen ernsthaften Berath-
schlagungen nichts daraus wurde, und diejenigen, die zu
Bestreitung der Kosten dieser Gesandtschaft etwas beygetra-
gen, nur den Verdruß hatten, zu sehen, daß die Chiefs
der Delawaren solches nicht zurückgaben, sondern für sich
behielten.

Am 4ten July 1773 hatten die Missionarien in Schön-
brunn die Freude, den Erstling aus der Nation der Chero-
keesen nebst seiner Frau zu taufen.

Hier sowol als in Gnadenhütten mehrte sich nun die
Arbeit der Missionarien so sehr, daß sie um Hülfe bitten
musten, und zu allgemeiner Freude entschloß sich der Mis-
sionarius Schmick, der seit dem Abzuge von Friedenshüt-
ten in Bethlehem ausgeruht hatte, wieder zu seinen lieben
Indianern zu ziehen. Ehe er aber die Reise antrat, hielt
man für nöthig, von Seiten der Indianer-Gemeine eine
Gesandtschaft an die Chiefs und den Rath in Gekelemuk-
pechünk abzusenden, theils um die vorseyende Herkunft des
Bruder Schmicks zu melden, theils um nochmals den wah-
ren Sinn der Indianer-Gemeine in Absicht auf Lehre und
Leben darzulegen, und eine solche Gegenerklärung vom Rathe
zu fordern, wodurch die Gemeine vor allen gewaltsamen
Beeinträchtigungen der Wilden sicher gestellt würde. Man
erwählte dazu 6 Deputirte: Isaak Glikkikan war der Spre-
cher, der dem Rathe, zu welchem sich eine grosse Menge Zu-
hörer eingefunden hatten, die nöthigen Belts und Strings
of Wampom überreichte, und dabey mit ungemeiner Frey-
müthigkeit etliche Reden hielt, die tiefen Eindruck machten.
Unter andern sagte er: "Wir haben uns in Ansehung unserer
Lehre und unsers Lebens schon erklärt, daß wir den heidni-

schen Wesen und allen sündlichen Indianischen Gebräuchen und Gewohnheiten abgesagt, und damit nichts zu thun haben, sondern ein GOtt wohlgefälliges Leben führen wollen. Ihr habt uns aber noch nicht darauf geantwortet, da es nun doch bald ein Jahr ist; statt dessen habt ihr uns mit euren schlechten Sachen beschwert, die wir doch alle von uns hinaus gethan haben. Wir thun es euch also nochmals zu wissen, daß wir das süsse und seligmachende Wort GOttes angenommen haben, nicht nur mit dem Munde, sondern mit unserm ganzen Herzen. Das Wort, das uns GOtt gesandt hat, haben wir mit uns hergebracht, und halten vest darüber, als über einen grossen Schatz, den wir gefunden haben; und dabey werden wir beharren bis an unser Ende. Wer nun unter den Indianern dasselbe gerne hören und annehmen will, der komme zu uns, wir wollen uns ein Vergnügen daraus machen, ihn darinn zu unterrichten. Schickt daher diesen Belt an eure Enkel, die Schawanosen, und an eure Oncles, die Delamattenoos, u. s. w."

Die Nachricht, daß noch ein weisser Lehrer kommen sollte, gefiel dem Rathe der Delawaren anfangs nicht. Der alte Chief Netawatwees meinte, daß sie an ihren jetzigen Lehrern genug hätten, indem der neue doch nichts anders predigen würde. Er ließ sich aber endlich doch bedeuten, und gab seine Einwilligung dazu, worauf einige Indianer-Brüder nach Bethlehem abreiseten, da denn der Missionarius Schmick mit seiner Frau am 18ten August in Gnadenhütten eintraf.

Im September that der Missionarius Zeisberger in Begleitung der 2 Gehülfen Isaak Glikkikan und Wilhelm abermals eine Besuchreise zu den Schawanosen, deren vornehmster Chief sie in einem ihrer Dörfer auf einer Reise begriffen antraf, den ihnen freundlich die Hand gab, und sie in einem erhabenen Tone mit folgenden Worten bewillkommte:

Die-

"Diesen Tag hat GOtt werden lassen, der es so beschlossen, daß wir einander von Angesicht sehen und sprechen sollen." Nachher aber erklärte er sich sehr umständlich über die weissen Leute und deren betrügerisches Verfahren gegen die Indianer, das er mit Exempeln bewies, und am Ende behauptete, daß sie es alle so machten, zwar gutes redeten, aber in ihren Herzen lauter Arges über die Indianer dächten, und wol gar schon beschlossen hätten. Da er nun, so oft er die weissen Leute nannte, auf den Missionarium hinwies, so glaubte dieser, daß er ihn dadurch von seinen fernern Besuchen unter den Schawanosen abschrecken wollte. Er nahm daher Gelegenheit, sich über die Brüder und über die Absicht bey ihrer Arbeit unter den Indianern nachdrücklich gegen ihn zu erklären, verkündigte ihm dabey das Wort der Versöhnung und beschloß mit der Versicherung: "Wenn du auch meinen Worten nicht glaubest, so wird dennoch die Zeit kommen, da ich und du und wir alle vor GOtt erscheinen, und alles an den Tag kommen wird: da wird auch das offenbar werden, und du wirst es selbst bekennen, daß ich jetzo die Wahrheit geredet habe." Der Chief aber war gegen die weißen Leute, denen er allen Jammer der Indianer zuschrieb, so sehr eingenommen, daß Zeisbergers Worte wenig Eingang bey ihm fanden. Doch ließ er sich am Ende besänftigen, und erlaubte, daß der Missionarius seinen Besuch in den Dörfern der Schawanosen fortsetzte, fügte aber hinzu, daß er nichts anders zu erwarten habe, als daß man ihm das Gehirn einschlagen würde. Zeisberger ließ sich dadurch nicht schrecken, besuchte noch an mehrern Orten, predigte das Wort vom Kreuz mit großer Kraft, und fand keinen Widerstand, säete aber, wie er sich nachher ausdrückte, nur auf Hoffnung, und sahe übrigens, daß von dem Gedanken, eine Mission unter dieser Nation zu errichten, für die Zeit abzusehen war.

 Bald

Bald nach Zeisbergers Rückkunft wurden die in Schönbrunn und Gnadenhütten erbauten Kirchen oder Versammlungshäuser mit grosser Freude eingeweiht.

Unter denen, die im Jahr 1773 in die ewige Ruhe eingingen, war der oftererwähnte National-Gehülfe Anton der merkwürdigste, und sein Verlust that den Missionarien sehr wehe. Er war seit dem Jahr 1750 ein treues Mitglied der Gemeine, hieng mit ganzem Herzen an unserm Heilande, hatte eine unvergleichliche Gabe zum Uebersetzen, und überdem, bey einer hellen Einsicht in die Wahrheit des Evangelii, einen grossen Trieb, das Wort des Lebens seinen Landsleuten zu verkündigen, als wozu ihm GOtt vorzüglich Mund und Weisheit gegeben hatte. Er war auch damit sehr vielen zum bleibenden Segen, und freute sich ihres guten Gedeihens. Trübsal, Gefahr und Verfolgung, dergleichen sehr viel, vornemlich in Goschgoschünk, über ihn kam, störten ihn nicht im gläubigen Aufsehen auf JEsum, sondern dienten ihm vielmehr dazu, daß er den Liebhaber seiner Seele immer besser kennen lernte, in dessen Dienste er bereit war, nicht nur Spott und Schmach, sondern auch den Tod zu leiden. Vier Tage vor seinem Ende sagte er zu einer Gesellschaft: "Brüder! ich werde nun zum Heiland gehen, und da will ich euch bitten, verleugnet doch ja nicht den Glauben. Reißt nicht ein, was der Heiland unter euch aufgebaut hat, sondern haltet darüber. Gehorchet euren Lehrern, und thut, was sie euch sagen. Macht es ihnen nicht schwer, und laßt euch von niemanden irre machen. Denkt auch nicht, wenn ich nicht mehr unter euch seyn werde, daß die Sache des Heilandes darunter leiden werde. Er wird Sein Werk unter euch fortführen, wie Er bis daher gethan hat, und sich auch solche Brüder ausrüsten, die Er dazu brauchen kann." Er entschlief mit einem sehr vergnügten Blick im 77sten Jahr seines Alters, und

blieb

blieb bey allen, die ihn gekannt hatten, in besonders gutem Andenken.

Das Jahr 1774 war für die Indianer-Gemeine eine sehr unangenehme Zeit. Ein Krieg, der zwischen den Virginiern eines theils, und den Cherokeesen, Schawanosen und Senneckern anderntheils im Frühjahr ausbrach, setzte die dasigen Gegenden in eine so allgemeine Verwirrung, Angst und Schrecken, daß die beyden Orte Schönbrunn und Gnadenhütten, bis zu Ende des Novembers fast keinen ruhigen Tag hatten. Die erste Veranlassung dazu war, daß drey Cherokeesen, die in Schönbrunn besucht hatten, gleich nachher 2 weiße Handelsleute ermordeten. Ein andrer weißer Mann, der auf der Reise war, wurde von einigen Senneckern mit dem Beil getödtet. Das brachte einen Theil der weißen Leute in Virginien gar bald auf die Beine, und es währte nicht lange, so hörte man, daß sie 9 Sennecker getödtet und 2 verwundet hatten, ohne von dem Gouvernement in Virginien dazu Befehl zu haben.

Nun breitete sich die Unruhe überall aus. Ein großer Theil der Schawanosen nahm Antheil am Kriege, und ging in vielen kleinen Partheyen aufs Morden aus. Die Sennecker thaten desgleichen, und die Virginier machten es eben so. Viele weiße Leute, die an den Ufern des Ohio sich niedergelassen hatten, nahmen schon die Flucht. Die den Händen der Virginier entflohenen Sennecker aber kamen nach Gekelemukpechünk, und droheten, alle weiße Leute, die sie nur ansichtig würden, zu ermorden. Daher alle, die sich damals des Handels wegen an gedachtem Orte befanden, von den Delawaren alsbald versteckt und wohl bewacht wurden.

Sobald man solches in Schönbrunn und Gnadenhütten erfuhr, wurden unsre Indianer um ihre Lehrer bekümmert, und hielten eben auch gute Wache.

Diese Handelweise, da weiße Leute offenbar in Schutz genommen wurden, erfüllte die Sennecker und hernach auch die Schawanosen gegen die Delawaren, folglich auch gegen unsre Indianer, mit Feindschaft und Bitterkeit. Auf der andern Seite wurde die Delawar-Nation, als die Bewahrerin des Friedens, nicht nur von dem Englischen Gouvernement, sondern auch von den übrigen Indianischen Nationen, die keinen Krieg haben wollten, stark angegangen, ihres Amtes wahrzunehmen, über dem Frieden vest zu halten, und die streitenden Partheyen auseinander zu bringen. Die Chiefs der Delawar-Nation waren dazu auch geneigt, gaben sich viele Mühe, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, und veranstalteten verschiedene Friedensunterhandlungen, denen auch Deputirte von unsern Indianern mit beywohnten. Diese zerschlugen sich aber entweder ganz, oder es ward nur zum Theil Friede gemacht, oder der geschlossene Friede wurde gleich nachher wieder gebrochen. Indessen wurden die Delawaren aller dieser gutgemeinten Bemühungen halber von den kriegerisch gesinnten Wilden immer mehr angefeindet, endlich gar gespottet, und Schwonnaks, d. i. weiße Leute, genannt. Das verdroß die junge Mannschaft der Delawaren. Sie wollten den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen, und verlangten von ihren Chiefs und Capitains zu wiederholtenmalen, daß sie sich zu den Schawanosen schlagen und gegen die weißen Leute zu Felde ziehen möchten. Die Chiefs und Capitains aber verwarfen solches jedesmal, und wollten nicht davon hören. Da nun die junge Mannschaft diese standhafte Weigerung dem starken Einfluß zuschrieb, den unsre Indianer auf ihren großen Rath hätten, als ob sie dabey von den Missionarien unterrichtet und geleitet würden, so wurden die Gemeinorte von dieser Seite mit der größesten Gefahr bedroht, indem das aufgebrachte, wilde junge Volk fast nicht abzuhalten war,

seine Wuth gegen sie auszulassen. Dazu kam, daß einige der vornehmsten und ältesten Chiefs der Delawaren eine solche Schwäche zeigten, daß sie sogar eine feyerliche Gesandtschaft an die Schawanosen abgehen ließen, mit der Erklärung, daß sie durchaus nicht Schwonnaks genennt seyn wollten, und daß, wenn man ihnen etwa deswegen diesen Schimpfnamen beylegte, weil in Schönbrunn und Gnadenhütten weiße Lehrer wären, sie hiermit zu erkennen gäben, daß sie, die Chiefs, daran keinen Theil hätten, und das Wort GOttes in Ewigkeit nicht annehmen, viel weniger darnach leben würden, auch die gläubigen Indianer in ihre Gegend nicht gerufen hätten, als welches vielmehr nur von etlichen thörichten Leuten geschehen seyn müßte. So offenbar falsch dies letztere Vorgeben, und so klar es war, daß gedachte Chiefs solches nur aus Angst thaten, so bekam die wilde junge Mannschaft dadurch doch solchen Muth, daß sie sich sogar erfrechten, in starker Anzahl nach Schönbrunn und Gnadenhütten zu kommen, und sich daselbst Ausschweifungen zu erlauben, die traurige Folgen hätten haben können, wenn GOttes Hand diese Orte nicht beschützt hätte.

Unter diesen Umständen, da die Missionarien keine Stunde ihres Lebens sicher waren, hielt man für rathsam, den Missionarium Rothe und seine Frau, weil sie 2 kleine Kinder hatten, lieber nach Bethlehem zurück gehen zu lassen, und GOtt brachte sie bey mancher Gefahr glücklich dahin. Um aber auch das Leben der übrigen Missionarien so viel möglich sicher zu stellen, sandten unsre Indianer abermals eine Gesandtschaft an den Rath der Delawaren in Gekelemukpechünk, und verlangten, daß derselbe es doch einmal öffentlich erklären möchte, daß er die Indianer-Gemeine samt ihren Lehrern in diese Gegend eingeladen habe. Zugleich begehrten sie, daß die Missionarien so angesehen werden sollten, als ob sie zur Delawar-Nation gehörten, und mit dersel-

den nur Einen Leib ausmachten. Diese Botschaft wurde vom Rathe zwar dem Anscheine nach wohl aufgenommen, die Antwort aber, wie gewöhnlich, auf eine gelegene Zeit verschoben, und also der Unsicherheit kein Ende gemacht.

Nun löseten die Kriegs- und Friedensgerüchte einander fast täglich ab. Und diese ängstliche Abwechselung währte viele Monate hinter einander.

Sehr oft sahe man Wilde durch Schönbrunn und Gnadenhütten ziehen, die aufs Morden ausgingen, oder aus dem Kriege mit Scalps und Gefangenen zurückkamen, wobey die Drohung oft wiederholt wurde, daß beyde Gemeinorte überfallen und verwüstet werden sollten.

Von den Schawanosen kamen etliche Botschaften an unsere Indianer mit der Warnung, ihre Orte eilig zu verlassen und in den Dörfern der Schawanosen Sicherheit zu suchen, wodurch auch 2 Familien sich in Furcht jagen liessen, und zu ihrem größten Schaden sich von der Gemeine entfernten. Ein andermal kam Nachricht, daß die Schawanosen, 1000 Mann stark, im Anzuge wären, um die Indianer in Gekelemukpechünk, Schönbrunn und Gnadenhütten aufzufordern, mit ihnen gegen die Virginier gemeinschaftliche Sache zu machen, im Fall der Weigerung aber sie alle zu massacriren, und ihre Orte zu verheeren. Dann hieß es wieder, daß die Virginier im Anmarsch wären, daher viele Einwohner von Gekelemukpechünk schon zu flüchten anfingen, und unsern Indianern ein gleiches riethen. Diese aber wollten lieber abwarten, ob GOtt ihnen nicht auf andre Art aus der Noth helfen würde. Hernach zeigte es sich, daß die mehresten dieser erschreckenden Nachrichten bloß boshafte Erdichtungen waren, wodurch etliche feindselige Einwohner von Gekelemukpechünk die beyden Gemeinorte mit Uneinigkeit und Unruhe erfüllen wollten. Indessen hielten unsre Indianer doch eine Zeitlang alle ihre Boote in Bereitschaft, um im

Fall

Fall der Noth auf denselben die Flucht zu nehmen. Verschiedenemale wurden sie auch des Nachts durch fürchterliche Nachrichten dermaßen erschreckt, daß alle schon flüchten wollten. Mehr als einmal wurden die Schwestern mitten am Tage von den Welschkornfeldern verjagt; ja es gab Tage und Wochen, da die Einwohner wie eingeschlossen waren, und sich ausserhalb dem Orte nicht durften sehen lassen, weil sich streifende Partheyen in der Nähe befanden, die ihnen auflauerten. Ueberhaupt war die Macht der Finsterniß zu dieser Zeit recht drückend zu fühlen, wobey aber die Missionarien samt ihrem lieben Volke nichts weiter thun konnten, als daß sie täglich zu GOtt schrien, und Ihn um Schutz und Schirm und um Seine mächtige Hülfe kindlich anfleheten.

Endlich sahe sich das Englische Gouvernement genöthigt, die Sache ernstlich anzugreifen, und Truppen ins Feld rücken zu lassen. Diesen wurde bey ihrem Ausmarsch scharf eingebunden, keinen von unsern Indianern zu beleidigen, und weder durch Schönbrunn noch durch Gnadenhütten zu marschiren. Das ausgeschickte Corps griff hierauf einen großen Schwarm der Schawanosen an, schlug sie, nahm viele gefangen, und verwüstete 4 bis 5 ihrer Dörfer. Da sie aber noch nicht Friede machen wollten, rückte der Gouverneur von Virginien, Lord Dunmore, selbst mit hinlänglicher Mannschaft tief in ihr Land hinein, zwang sie zum Frieden und zur Auslieferung ihrer weißen Gefangenen, so viel deren noch am Leben waren, nahm ihre vornehmsten Anführer und noch einige Schawanosen und Senecker als Geissel mit sich, und stellte solchergestalt die Ruhe wieder her, wozu die Schawanosen sich um so mehr bequemen mußten, da alle ihre Bemühungen, den großen Rath der Irokesen in Onondago und andere Indianer-Nationen auf ihre Seite zu ziehen, vergeblich gewesen.

Auß

Aus diesem kurzen Abrisse von den damaligen Unruhen wird genugsam erhellen, daß die Indianer-Gemeine große Ursach hatte, sich über das Ende derselben zu freuen und GOtt herzlich dafür zu loben. Sie that solches nicht nur in der Stille, sondern auch gemeinschaftlich und feyerlich am 6ten November, da sie ein Friedens-Dankfest beging, und sich der so augenscheinlichen Bewahrung des HErrn, der sie nicht über Vermögen hatte versuchen lassen, und Seiner gnädigen Durchhülfe mit tiefer Beugung und frohem Muthe erinnerte.

Die Dankbarkeit dafür war um so größer, da bey allen Unruhen der innere Gang der Gemeine mehr gewonnen als verloren hatte. Die öffentliche Verkündigung des Evangelii ging während derselben unausgesetzt fort, und die mehresten Zuhörer, worunter auch viele Kriegsleute waren, hörten das Wort des Lebens nicht umsonst. Einige, die den Versammlungen mit großer Bewegung beygewohnt hatten, begaben sich zwar auf den Rückweg nach Hause, kehrten aber nach etlichen Tagen wieder um, und bezeugten, daß sie das, was sie gehört hätten, nicht vergessen könnten, sondern Tag und Nacht darüber denken müßten, und nicht ruhig gewesen wären, bis sie sich entschlossen hätten, wieder umzukehren, um von dem guten Heilande noch mehr zu hören. Ein berühmter Indianischer Prediger hörte in Schönbrunn das Evangelium zum erstenmal, und es fuhr ihm mit solcher Kraft ins Herz, daß er nicht ruhte, bis er Erlaubniß erhielt, da zu bleiben. Viele kranke Indianer, Weiber in Kindesnöthen, auch solche, die auf Reisen in diesen Gegenden krank geworden, ließen sich nach Schönbrunn oder Gnadenhütten bringen, weil, wie sie sagten, wenn sie auch sterben sollten, ihnen da doch die Hoffnung übrig bliebe, noch vor ihrem Ende Worte von ihrem Erlöser zu hören, und sich in der Noth zu Ihm wenden zu können. Ob nun gleich

die Missionarien davon wenig oder gar keine Frucht erwarteten, weil der Mensch in der Noth sich viel gutes vornimmt, woran er nachher nicht mehr denkt, so erlebten sie doch verschiedene Exempel, daß solche Kranke bey der Gelegenheit von Herzen an den Heiland gläubig wurden.

Auch liessen unsre Indianer während der Unruhen, wenn sie gleich oft gestört wurden, ihre äußere Geschäfte doch nicht liegen, wie viele ihrer Nachbaren thaten, sondern besorgten ihre Aecker, Gärten und Zuckersiederey wie gewöhnlich, hatten GOttes Segen zu rühmen, und konnten noch Nothleidenden mittheilen, wie denn unter andern viele durchziehende Krieger von ihnen liebreich aufgenommen, gespeist und getränkt wurden, worüber jene sich nicht wenig wunderten. "Ich habe es hier, sagte einmal ein Capitain, nicht so gefunden, wie ich drunten in unsern Dörfern gehört habe: da haben sie mir gesagt, daß, wenn ein fremder Indianer herkommt, er sich im Busch Feuer machen muß, und kein Essen bekömmt; das sehe ich jetzt ganz anders an denen, die von uns herkommen; sie werden in Häuser aufgenommen und bekommen zu essen. In Gekelemukpechünk sahen sie uns sauer an, aber hier haben uns alle Männer und Weiber, ja die Kinder freundlich gegrüßt."

Unter denen, die im Jahr 1774 Erlaubniß suchten und erhielten, in Schönbrunn zu wohnen, war auch eine Familie aus Onondago, von des Missionarius Zeisbergers dortiger Verwandtschaft. Diese war schon von Römischen Priestern getauft worden, und ward also nur öffentlich in die Brüdergemeine aufgenommen. Der Mann bezeugte, daß er schon etliche Jahre in lauter Unruhe seines Herzens zugebracht, dabey viel überlegt und gesucht, wie es seinem Herzen wohl seyn könnte, es aber nirgends gefunden habe, als jetzo, da er hieher gekommen und von GOttes Menschwerdung, Leiden und Sterben gehört habe. "Nun glaube ich,

sprach

sprach er, daß Christus sein Blut auch für mich Sünder vergossen hat; Sein Eigenthum will ich ganz seyn. Es ist kein Haar an mir, das nicht Seine seyn soll." Auch der Chief Newallike, dessen bey Friedenshütten erwähnt worden, zog in diesem Jahr, nachdem er lange Zeit mit sich gekämpft hatte, ob er sich Christo ergeben solle, aus Drang seines Herzens mit seiner und noch einer Familie von der Susquehannah nach Schönbrunn.

Hier und in Gnadenhütten nahm man damals unter den Ungetauften eine große Bewegung wahr. Manche, die eine Weile in Gleichgültigkeit hingegangen waren, wurden heilsamlich erschüttert, und erkannten ihr Zurückbleiben. "Hier bin ich armer Sünder, sagte einer derselben, der ich schon viele Jahre unter GOttes Volke gewohnet, und noch kein Leben im Herzen habe. O! wie schäme ich mich, wenn ich daran denke, mit welcher Geduld der Heiland mich die Zeit her getragen hat. Nun aber kann ich nicht länger so todt einher gehen; ich möchte gern ein neues Leben im Herzen haben, wozu mir die Abwaschung meiner Sünden in JEsu Blute nöthig ist." Einer ganzen Familie, die eine geraume Zeit in Schönbrunn gewohnt und noch kein Zeichen einer wahren Sinnesänderung von sich gegeben hatte, ward angedeutet, daß, wenn sie keinen Grund wüßte, warum sie da wäre, sie besser thäte, wenn sie sich sonst wohin begäbe. Das brachte sie zum heilsamen Nachdenken. Mann und Frau, die bis daher einander entgegen gewesen, wurden nun eins gesinnt, baten um Erlaubniß, bleiben zu dürfen, und der Mann bediente sich des Ausdrucks, daß er sich schon glücklich schätzen wollte, wenn ihm nur erlaubt würde, unter den Versammlungen haussen an der Thür zuzuhören. Man gewährte ihnen ihre Bitte und bereuete es nicht; denn sie bekehrten sich von Herzen, wurden getauft, und waren treue Mitglieder der Gemeine. Eine Indianerin, die lange

Zeit

zeit ohne Gefühl und Leben in ihrem Herzen gewesen, zeigte nun mit vielen Thränen an, wie ihr der Heiland ans Herz gekommen, und wie es ihr auf einmal so geworden sey, daß sie habe glauben können, daß Er die Wunden an Händen und Füßen und in Seiner Seite um ihrer Sünde willen empfangen habe. Sie habe sich recht vorstellen können, wie die Dornenkrone Sein Haupt zerrissen und verwundet hätte; ihr Herz sey davon ganz voll, und nun verlange sie sehr, mit Seinem Blute von allen ihren Sünden abgewaschen zu werden. Ein Ungetaufter, der von Gekelemukpechünk nach Schönbrunn gezogen war, und darüber von einem Wilden aus ersterem Orte scharf angeredet wurde, antwortete: "Es wissen alle Indianer, wie gottlos ich gelebt habe; es war meines gleichen in Gekelemukpechünk nicht mehr zu finden, so daß mein Großvater Netawatwees und alle meine Freunde mir um meines gottlosen Lebens willen gram waren, und mir oft sagten, ich sollte mich fortpacken, und nicht mehr vor ihr Angesicht kommen. Jetzt aber, da meine Freunde und die andern Indianer sehen, daß ich hier bin und gläubig werden will, so verdrießt sie das noch vielmehr, als mein voriges gottloses Leben." Eines Tages kam der ungetaufte Chief Echpalawehund zu dem Bruder Schmick, und sagte zu ihm: "Gestern kam der Heiland meinem Herzen nahe, und es fiel mir mit vieler Wehmuth auf: schon so viele Jahre hast du Ihn mit deinen Sünden betrübt. Ich sagte denn zum Heilande: Erbarme dich über mich! Du siehest und kennest doch meine Armuth. Schenke mir Gnade und vergib mir meine Sünden. Wasche mich rein; ich will mich Dir gerne ganz ergeben! Darauf dachte ich: Zu des Heilands Füßen will ich mich werfen und da liegen bleiben, bis Er sich mein erbarmet, und wenn ich auch da sterben sollte." Sein Verlangen ward bald gestillt; er bekam in der Taufe den Namen Petrus, und es währte nicht

lange, so gab er bey denen, deren Chief er vorher gewesen war, einen muntern Zeugen JEsu ab.

So wie [illegible] Gnade sich unter den Ungetauften ins Ganze kräftig bewies, so war damals besonders unter den grössern Knaben und Mädchen eine gründliche Arbeit des heiligen Geistes zu spüren. Auch unter den Kindern entstand eine selige Erweckung, und die Missionarien bemerkten mit innigster und dankvoller Bewegung ihrer Herzen, wie diese Unmündigen sowol in ihren Versammlungen als auch zu Hause um JEsu Gnade weinten und Ihm wiederholt versprachen, daß sie Ihm, der Sein Leben für sie in den Tod gegeben, mit Seel und Leib angehören wollten. Der Vorfall, da ein 10 jähriges Mädchen, das eben im Pflanzen auf einem Welschkornfelde begriffen war, von einem plötzlich umstürzenden Baume auf der Stelle erschlagen wurde, veranlaßte in ihren kindlichen Gesprächen die Anmerkung, daß auch Kinder zu jeder Stunde bereit seyn müßten, vergnügt aus der Zeit zu gehen, weil sie nicht wüßten, was ihnen begegnen könnte.

Als etwas vorzüglich liebliches bemerkte man damals den getrosten Muth, mit welchem die National-Gehülfen ihren Landsleuten das uns durch Christum erworbene Heil anpriesen. Solches geschahe selbst in öffentlichen Rathsversammlungen in Gekelemukpechünk, denen die ältesten und bewährtesten unter unsern Indianern auf Verlangen der Chiefs fleißig beywohnen mußten, da sie denn die Gelegenheiten, ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen, nicht leicht unbenutzt ließen. Einer derselben erklärte sich einmal vor dem ganzen Rathe über die Missionarien, und sagte unter andern: "Unsre Lehrer suchen kein Land, noch sonst etwas zu ihrem Vortheil, wie andre weisse Leute, sondern ihre Sache ist, uns den Heiland zu predigen, und uns täglich zu unterrichten, wie wir mit unserm GOtt und Schöpfer bekannt werden,

den, durch Ihn Friede und Ruhe ins Herz, und ein seliges Leben erlangen können. Sie haben die Indianer lieb, und wohnen daher unter uns, und wir können unsre Lehrer nicht wie andre weisse Leute ansehen, sondern als unsre rechten und nächsten Freunde."

Gleichwol waren die Missionarien verschiedenen Chiefs und einem grossen Theil des Raths in Gekelemukpechünk immer noch ein Stein des Anstosses, und man ging etlichemal ernstlich damit um, sie mit Gewalt fortzujagen. GOtt vernichtete aber alle diese Anschläge, und bediente sich dazu vornemlich des vornehmsten Kriegs-Capitains der Delawaren, Namens White Eye. Dieser war es, der die Chiefs und den Rath im Zaum hielt, daß sie sich an den Missionarien nicht vergriffen, und nichts bewog ihn dazu, als die kräftige Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangelii, zu der er in seinem Herzen gelangt war. Das sahe man deutlich aus seinen Reden, die er an die Chiefs und den Rath zum Besten der Indianer-Gemeine und ihrer Lehrer hielt, wobey er oft so bewegt war, daß die Thränen seine Worte unterbrachen. Er bezeugte auch bey allen Gelegenheiten freymüthig, daß es den Indianern nicht wohl gehen könne, wenn sie das seligmachende Wort, das GOtt ihnen durch die Brüder gesandt hätte, nicht annehmen. Darum arbeitete er aus allen Kräften daran, daß sie sich dazu entschliessen sollten, und war untröstlich über obenangeführte Erklärung etlicher Chiefs in Gekelemukpechünk, daß sie das Wort GOttes in Ewigkeit nicht annehmen wollten. Er bekam aber auch manches dafür zu leiden. Sonderlich suchte ihm der alte Chief Netawatwees, der an obengedachter Erklärung den stärksten Antheil hatte, auf alle Weise wehe zu thun. White Eye aber blieb standhaft, verlangte durchaus, daß die Gläubigen im Indianer-Lande völlige Gewissensfreyheit und ihre Lehrer Sicherheit haben sollten, wobey

es nothwendig sey, daß die Gläubigen für sich alleine wohnten und von den Chiefs und dem Rathe gegen die Belästigungen der Ungläubigen geschützet würden. Als er aber damit bey den Chiefs und dem Rath nicht durchdringen konnte, trennte er sich öffentlich von ihnen. Das erregte grosses Aufsehen, und da er den Chiefs so wie dem ganzen Volke ein fast unentbehrlicher Mann war, so kam es zu Unterhandlungen, wobey einige Indianer-Brüder die Mittelspersonen seyn mußten. Der Erfolg war besser, als man erwartet hatte, denn der Chief Netawatwees erkannte nicht nur sein Unrecht gegen den Capitain White Eye, sondern ward auch gegen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer ganz anders gesinnt, und blieb ihr wahrer Freund bis an sein Ende.

Diese seine veränderte Gesinnung erklärte er nun vor dem ganzen Rath, in Gegenwart der Deputirten von Schönbrunn und Gnadenhütten. Capitain White Eye wiederholte hierauf seinen Antrag, mit welchem er vorhin war abgewiesen worden: der Rath gab seine Zustimmung, und es ward im Namen der ganzen Delawar-Nation eine Acte ausgefertiget, des Inhalts: "Von nun an bekennen wir uns dazu, daß wir das Wort GOttes annehmen wollen, und daß die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern im Indianer-Lande alle Freyheit haben und gleiche Rechte und Vortheile, wie andere Indianer, genießen sollen. Das Land soll ihnen offen stehen, und die gläubigen Indianer sollen eben so viel Recht und Antheil an dem Lande haben, als die Ungläubigen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden will, der soll dazu Freyheit haben und ihm nicht gewehret werden. Hingegen sollen sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen."

Netawatwees bezeugte über die Ausfertigung dieser Acte seine herzliche Freude und beschloß mit den Worten: "Ich bin

in schon ein alter Mann und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch habe thun können, damit es unsre Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es GOtt gefällt." Ueberdem schickte er an den obengenannten Chief Pakanke in Kaskaskunk folgende Botschaft: "Ich und du sind beyde schon alt, und wissen nicht, wie lange wir noch zu leben haben. So laß uns denn noch ein gutes Werk thun, ehe wir aus der Zeit gehen, und unsern Kindern und Nachkommen hinterlassen, daß wir das Wort GOttes angenommen haben. Laß dieses unsern letzten Willen und unser Testament seyn." Das nahm Pakanke an, und er und andere Chiefs machten solches nunmehro an allen Orten, wo es nöthig war, förmlich bekannt. Zu mehrerer Sicherheit wurde auch mit den Delamattenoos, die etwa 30 Jahre vorher den Delawaren das Land geschenkt hatten, hierüber gehandelt, ihre Einwilligung dazu begehrt und auch erlangt, daß die gläubigen Indianer gleiches Recht mit den übrigen Delawaren an dieses Land haben sollten. Um nun diese ganze Verhandlung nach Indianischer Art Rechtskräftig und die ausgefertigte Acte unwiederruflich zu machen, schickten unsre Indianer abermals eine feyerliche Gesandtschaft an die Chiefs und den Rath der Delawaren, um denselben ihren Dank abzustatten. Hier wiederholten die Deputirten die ganze Erklärung des Raths in Ansehung der gläubigen Indianer und ihrer Lehrer, und Netawatwees bekannte sich nun nochmals vor allem Volk dazu, daß er die Indianer-Gemeine samt den Missionarien in diese Gegend gerufen habe, und daß alles, was die Deputirten wiederholt hätten, wirklich im Rath beschlossen worden. Hierauf folgte die Danksagung im Namen beyder Gemeinorte mit etlichen Belten of Wampom, welche auch an die benachbarten Nationen gesandt wurden, und nicht mit allerley Figuren,

sondern so einfach gemacht waren, daß jedermann sie sogleich als Zelte der gläubigen Indianer erkannte. Und nun erst konnte diese Sache als völlig beendigt angesehen werden.

Gekelemukpechünk wurde unterdessen von seinen Einwohnern verlassen, und eine neue Stadt auf der Ostseite des Muskingum, der Mündung der Walhalding gerade gegen über von ihnen angelegt, die sie Goschachgünk nannten, die auch der alte Netawatwees zu seiner Chief-Residenz erwählte.

Sechster Abschnitt.

1775. 1776.

Fortwährender erfreulicher Zustand der Indianer-Gemeine. Anbau von Lichtenau am Muskingum. Bedenkliche Lage der Indianer-Gemeine bey dem Ausbruch eines langwierigen Wildenkrieges.

Die Ruhe, welche die Indianer-Gemeine im Jahr 1775 zu genießen hatte, that derselben sehr wohl, und beförderte auch den Besuch der Fremden, die sich manchmal so häufig einfanden, daß der Kirchensaal in Schönbrunn, der doch gegen 500 Menschen faßte, viel zu klein war.

Unter diesen Besuchenden befand sich auch Herr Richard Conner, ein weißer Maryländer, nebst seiner Frau, die verschiedene Jahre unter den Schawanosen gewohnt, nachher aber in Pittsburg sich niedergelassen hatten. Beyden war das Wort der Versöhnung, das sie in Schönbrunn hörten, eine so schmackhafte Speise, daß sie auf den Gedanken kamen, Pittsburg zu verlassen und bey unsern Indianern zu wohnen. Nun waren zwar die Missionarien um des oft erwähnten Argwohns der Indianer-Nationen willen, sehr bedenklich, weiße Leute aufzunehmen. Sie machten ihnen daher

daher viele Schwierigkeiten und stellten ihnen auch vor, daß es ihnen sehr schwer werden möchte, sich allen den Gemeinordnungen zu unterwerfen, die für unsre Indianer doch nothwendig wären. Conners aber bezeigten sich dazu von Herzen willig, wollten nicht das mindeste vor den gläubigen Indianern voraus haben, sondern nur ihre Seelen erretten; und ihr Bitten und Flehen war so unablässig, daß man, nach vorgängiger reiflicher Ueberlegung mit den National-Gehülfen, sich endlich entschloß, es zu wagen und ihren Wunsch zu erfüllen. Sie zogen darauf mit frohem Muthe von Pittsburg ab, richteten sich in Schönbrunn auf Indianische Art ein, und wurden durch die Aufnahme der Brüdergemeine einverleibt. Nachher gelang es ihnen auch, ihr 4jähriges Söhnlein, welches die Schawanosen mit Gewalt zurück behalten hatten, nach vieler Mühe und für 40 Spanische Thaler wieder zu bekommen.

Eine besondre Freude erlebte man um diese Zeit an der Frau des Delawarischen Capitains Pipe, die sonst immer vorgegeben, daß alles nicht wahr sey, was bey den Brüdern geprediget würde; sie wüßte es besser, denn sie sey am Orte der Geister gewesen, wo die Erdbeeren und Heidelbeeren so groß wie Aepfel und im Ueberfluß wären; da gedächte sie auch hinzukommen; wo die Brüder aber hinkämen, da wollte sie nicht hin. Sie ging daher auch lange Zeit in keine Versammlung. Endlich aber wagte sie es doch, einer Kinderstunde, in welcher ein Kind getauft wurde, beyzuwohnen, und der Geist GOttes kam ihr dabey so kräftig ans Herz, daß sie sich vor Weinen nicht zu lassen wußte, und nachher versicherte, daß sie von nun an nicht mehr sagen wolle, daß die Brüder Unwahrheit predigten, sie sey nun eines andern überzeugt worden und wolle gern gläubig werden. In diesem Jahr kam auch der bey Goschgoschünk oft genannte Prediger Wangomen nach Schönbrunn zum

Besuch, und trug es darauf an, seine alberne Lehre hier anzubringen und die Gemüther zu verwirren. Die National-Gehülfen aber nahmen ihn so ernstlich vor, daß er völlig zu Schanden wurde, und sie entließen ihn mit den Worten: "Geh du lieber zu unsern Kindern in die Lehre, die können dir noch sagen, was zu deiner Errettung dient."

Nach einer Predigt in Gnadenhütten, die von der unbeschreiblichen Liebe GOttes, welche uns durch JEsu Menschwerdung und Tod offenbaret worden, gehandelt hatte, fragte ein fremder Mahikander eine Indianische Schwester, ob die alle, die in der Kirche wären, diese große Liebe GOttes auch fühlten? "Das kann ich dir nicht sagen, antwortete die Schwester, ob es alle so im Herzen fühlen; wer aber an den Heiland glaubt und Ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tisch schönes Essen stünde, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die andern aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die Seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden, und Seine Liebe nicht vergessen." Hierauf sagte der Mahikander: "Das Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabey doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich kaum erwarten es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: das Kind hat doch GOtt geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich nichts befriedigen konnte; und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von

meinem

meinem Verstande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zum Kind blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sahe ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch niemand als GOtt geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und sagte: Du, o GOtt! der Du alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo Du bist, ich habe aber gehört, daß Du im Himmel wohnest; Du hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg! Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabey denke ich nun: Vielleicht ist es auch so bey denen, die GOtt lieb gewinnen, daß sie Ihn nicht vergessen können, und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bey dem Kinde war, das ich so lieb hatte."

Einen andern Besuchenden befremdete es, daß er für die Vorträge der Missionarien nichts bezahlen durfte. "Ich habe, sagte er, in den 3 Tagen, daß ich hier gewesen bin, schon viele gute Worte gehört, und alle umsonst, ohne Wampoms zu geben. So ist es unter andern Indianern nicht, sondern wenn man von den alten klugen Männern was gutes hören und erlernen will, so muß man ihnen Strings oder Belts of Wampom geben, sonst sagen sie einem nichts."

Im May 1775. hatte Gnadenhütten einen angenehmen 6 tägigen Besuch von dem Chief einer großen Schawanosenstadt, der mit seiner Frau, einem Capitain, etlichen Rathsmännern und übrigem Gefolge, die zusammen mehr als 30 Personen ausmachten, den Versammlungen fleißig beywohnte, einen guten Eindruck davon zu bekommen schien, und mit dem Bruder Schmick eine besondere Freundschaft errichtete.

Es hatten aber beyde Orte auch häufigen Zuspruch und viele Plage von solchen Indianern, die während der Unru-

hen im vorigen Jahre sich nur mit Kriegsgeschichten beschäftigt, die Sorge für ihre Nahrung verabsäumt und nun kein Brodt hatten. Auch solchen theilten unsre Indianer gern mit, so lange sie konnten, kamen aber dadurch mit der Zeit selbst in grosse Noth, und die Hausväter musten zum Theil Tagereisen weit auf die Jagd gehen, um ihren und der ihrigen Hunger zu stillen. Bey dieser Gelegenheit verlor sich einer derselben in einer großen Wildniß von seiner Gesellschaft und fand sich erst nach 7 Tagen aus der Irre heraus, zu unaussprechlicher Freude seiner Frau und Kinder und der ganzen Gemeine, die ihn schon alle für todt gehalten hatten. Er war fast verhungert, völlig einer Leiche ähnlich; und es hielt schwer, ihn so weit zu bringen, daß er wieder Speise zu sich nehmen konnte. Sein Herz aber war hoch erfreut über die Treue des HErrn, an den er sich in den ängstlichen Umständen kindlich gehalten hatte. "Der liebe Heiland sey gelobet, sagte er zum Bruder Schmick, daß Er mich die 7 Tage im Busch erhalten hat. Ich habe oft in der Irre zu Ihm gefleht: Du lieber Heiland, Du weißt ja, warum ich auf die Jagd gegangen bin; ich suche nichts, als nur für mich, meine Frau und Kinder das Nothdürftige zum leiblichen Unterhalt. Hilf mir aus dem Irrwege zu meiner Frau und Kindern und zu meinen Brüdern. Sey mir nahe und stärke mich, der ich schon sehr schwach bin! Und das hat der liebe Heiland auch gethan und mich Armen erhört. Ich kann Ihm nicht genug dafür danken."

Unter denen, die im Jahr 1775 des Bades der heiligen Taufe theilhaftig wurden, befand sich ein Sohn des oft erwähnten Chiefs Pakanke in Kaskaskunk, der im Busch krank worden, und nach Gnadenhütten gebracht zu werden begehrt hatte. Hier hörte er das Wort des HErrn, der den Elenden so herrlich hilft, mit großer Begierde; bat flehentlich um die Taufe, und sagte unter andern: "Ich verlange nichts

nichts als nur ein seliger Mensch zu werden, daß der Heiland mein böses Herz mit Seinem Blute waschen, mir alle meine Sünden vergeben, und mir das ewige Leben schenken wolle." Er fragte hierauf den Bruder Schmick, wenn der Christtag wäre, und da dieser ihm den Tag nannte, weinte er, und rief aus: "Ach wenn sich doch der liebe Heiland alsdenn über mich erbarmen, und mir auch Leben ins Herz schenken wollte, denn an dem Tage bin ich geboren und habe das leibliche Leben bekommen." Er wurde auch wirklich an diesem Tage getauft. Ein anderer Ungetaufter, der wegen seines schlechten Betragens von Gnadenhütten weggeschickt wurde, faßte darüber einen solchen Zorn, daß er sich ganz schwarz mahlte und in einer bösen Absicht mit einem großen Messer in des Bruder Schmicks Wohnung drang. Er fand aber nur seine Frau zu Hause, drehte um, besann sich, erkannte seinen unseligen Zustand, bat flehentlich, ihn wieder anzunehmen, und nicht lange hernach hatte Schmick die Freude, ihn in JEsu Tod zu taufen. Noch ein anderer, der schon zum Nachfolger des alten Netawatwees im Chiefs-Amte ernannt worden, sagte solches wieder ab, und wollte lieber gläubig und getauft werden, als diese Ehre genießen.

Unter denen, die der HErr in diesem Jahr vollendete, war der oft erwähnte Johannes Papunhank, ein bewährter Mann, der in Freud und Leid unerschütterlich unserm Heilande anhing und genugsame Proben davon abgelegt hatte, daß sein Glaube rechter Art war. Er hatte die Besorgung der äußern Angelegenheiten der Gemeine in Schönbrunn auf sich, war gleichsam ihr Vorsteher, und verrichtete sein Amt mit Munterkeit und Treue. Die letzte Zeit war er ausnehmend vergnügt, blieb es auch in seiner Krankheit, und verlangte nicht wieder gesund zu werden, sondern sehnte sich, JEsum, seinen HErrn, von Angesicht zu sehen. In dieser Sehnsucht entschlief er allen Anwesenden zu großem Ein-

druck. Besonders empfindlich war den Missionarien der Verlust des National-Gehülfen Josua, welcher als einer der Erstlinge schon im Jahr 1742 getauft und nachher als Gehülfe gebraucht wurde, wobey er viele Treue bewies, mit Einfalt und Kraft seinen Landsleuten den Tod des HErrn verkündigte, auch mit seiner schönen Gabe zum Uebersetzen unermüdet gerne diente, und allgemeine Liebe genoß. In Gnadenhütten war er überdem Vorsteher der Gemeine in ihren äußern Angelegenheiten, hielt mit Weisheit und Standhaftigkeit über den Ordnungen des Orts, und ging selbst andern mit gutem Exempel vor. Kurz vor seinem Verscheiden sagte er zum Bruder Schmick: "Ich gehe als ein Sünder heim, denn ich bin der ärmste und schlechteste unter allen, und habe nichts, als des Heilandes Blut. Seine Gerechtigkeit ist mein Kleid." Und in diesem schönen Kleide, das allein vor GOtt gilt, ging er in die Ewigkeit.

In diesem Jahr 1775 war es mit dem zwischen Großbrittannien und dessen Nord-Amerikanischen Colonien ausgebrochenen großen Streite so weit gekommen, daß man auch in den Gegenden des Ohio und Muskingum die unangenehmen Folgen davon merklich zu empfinden bekam. Ich führe indessen von diesem Kriege bloß dasjenige an, was Bezug auf unsre Indianer hat, und, ohne ihre Geschichte unverständlich zu machen, nicht wegbleiben darf. Um der Deutlichkeit willen nenne ich die Großbrittannischen Truppen und Anhänger Engländer, die jetzigen Freystaaten aber und deren Truppen und Anhänger Amerikaner.

Die Indianer-Gemeine gerieth durch diesen Krieg in eine ausserordentliche Klemme, und es ist fast unglaublich, wie große Vorsicht die Brüder damals gebrauchen mußten, um weder bey den Engländern, noch bey den Amerikanern, noch auch bey den so verschieden gesinnten Indianer-Nationen anzustoßen.

Im

Im October und November dieses Jahres wurde in Pittsburg mit den Deputirten von 6 Indianer-Nationen eine Friedensunterhandlung gehalten, zu welcher die von dem Amerikanischen Congreß abgeordneten Commissarien auch den Missionarium Zeisberger nebst etlichen Deputirten der Indianer-Gemeine freundlich einluden. Zeisberger entschuldigte sich höflich; die Deputirten unserer Indianer aber begaben sich nach Pittsburg, woselbst die Absicht, den Frieden zu bevestigen, nur zum Theil erreicht wurde, indem die Deputirten der Wyondats oder Huronen mißvergnügt nach Hause gingen, und mehr geneigt waren, die Parthey der Engländer zu nehmen.

Inzwischen bediente sich Capitain White Eye dieser Gelegenheit, sowol den Commissarien des Congresses, als auch sämmtlichen Indianischen Deputirten bekannt zu machen, daß die Delawar-Nation sich entschlossen hätte, das Evangelium von JEsu Christo anzunehmen. Letzteres schien auch vornemlich den Einwohnern von Goschgoschünk ein wahrer Ernst zu seyn, wozu das wol viel beytrug, daß ihr alter Chief Netawatwees sie gar oft und dringend dazu ermahnte. Gegen das Ende des Jahrs kam sogar eine feyerliche Gesandtschaft im Namen der Chiefs und des Raths der Delawaren von Goschgoschünk nach Schönbrunn, mit dem Antrage, daß man noch einen dritten Gemeinort anlegen möchte. "Brüder und Freunde, hieß es unter andern, ihr habt uns gleich bey eurer Ankunft gemeldet, daß ihr gesonnen wäret, 2 bis 3 Städte für die gläubigen Indianer anzulegen. Zwey stehen nun da, und wir sehen, daß sie bereits ziemlich stark besetzt sind. Da wir nun nach langem Ueberlegen einmüthig beschlossen haben, das Wort GOttes anzunehmen, so denken wir, es wäre Zeit, den dritten Ort anzulegen, damit unser Volk sehen könne, wo sie, so viel ihrer gläubig werden wollen, eine Stätte haben. Darum ersuchen wir euch,

daß

daß ihr sobald als möglich dazu thut. Ihr sollt den Grund legen, das Wort GOttes dahin pflanzen, und die Einrichtung, die ihr am besten verstehet, gleich anfänglich da machen. Diese Einrichtung soll nicht etwa nur für die Alten und Erwachsenen seyn, sondern auch hauptsächlich für unsre Jugend und Kinder, denn unser Sinn und Wille ist, daß etwas ewigdaurendes werden soll, so lange als Indianer seyn werden. Wir sähen es gerne und wünschen es, daß unsre Kinder im Lesen der heiligen Schrift unterrichtet würden, damit es nie wieder vergessen werden könne. Unsre Augen sehen auf euch, denn wir sind nicht im Stande, das auszuführen." Diese Botschaft nahm man an, und da die Deputirten zugleich zween Plätze zu einer neuen Stadt vorgeschlagen hatten, so that der Missionarius Zeisberger im Frühjahr 1776 in Begleitung einiger National-Gehülfen eine Reise dahin, dieselben zu besehen, worauf nach reifer Ueberlegung, und nach dem Wunsche der Chiefs und des großen Raths der Delawaren, eine etwa 3 Englische Meilen unterhalb Goschgoschünk auf der Ostseite des Muskingum gelegene Gegend erwählt wurde, einen dritten Gemeinort anzulegen, den man Lichtenau nannte.

Der Chief Netawatwees und die allermehresten seiner Leute äusserten darüber eine ungemein große Freude; diejenigen aber, die keine Lust hatten, sich durch die Predigt des Evangelii in ihrem Sündendienste stören zu lassen, entschlossen sich, den Brüdern aus dem Wege zu gehen, und zogen fort.

Am 10ten April 1776 begaben sich die Brüder David Zeisberger und Heckewälder nebst 8 Indianischen Familien, zusammen 35 Personen, von Schönbrunn in die zum Anbau von Lichtenau bestimmte Gegend, und hielten daselbst noch denselben Abend unter freyem Himmel die erste Versammlung, den HErrn zu loben, dem sie hier leben und die-

nen

en wollten. Sie campirten nun wieder, wie gewöhnlich, unter Hütten, legten Felder und Gärten an, und baueten längst dem Muskingum von Norden nach Süden den Gemeinort, der nur aus einer Gasse bestand und das Versammlungshaus in der Mitte hatte. Diese schwere Arbeit wurde ihnen dadurch sehr erleichtert, daß nicht nur viele Indianer-Brüder von Schönbrunn und Gnadenhütten ihnen treulich beystanden, sondern auch der Chief Netawatwees aus eigner Bewegung mit einer grossen Menge seiner Leute ihnen gar oft zu Hülfe kam. Auch besuchende fremde Indianer, unter andern 4 Cherokesen, legten mit Hand an die Arbeit. Solchergestalt kam es gar bald so weit, daß unsre hierher gezogene Indianer samt ihren Lehrern, ihre Feldhütten mit Freuden verlassen und ihre Wohnungen beziehen konnten.

Da nun durch die Verkündigung des Evangelii viele Indianer aus Goschachgünk und andern Orten um ihre Seligkeit bekümmert wurden, und verschiedene auf ihr Bitten Erlaubniß erhielten, in Lichtenau sich anzubauen, so nahm dieser neue Ort nach und nach zu, und die Missionarien hatten dabey die Freude, zu sehen, daß man für die Indianer keinen bessern Predigtplatz hätte aussuchen können. Selbst aus den entferntesten Gegenden kamen Wilde dahin, und hörten das Wort des Lebens zu ihrem bleibenden Segen. Unter diesen zeichnete sich besonders einer aus, der über 200 deutsche Meilen weit aus der Nachbarschaft der Illinois hergekommen, und über das, was er hörte, sehr nachdenkend war. Eines Tages setzte er sogar den Bruder Zeisberger darüber zur Rede, und sagte zu ihm: "Denkst du denn, daß es Wahrheit und gut ist, was du predigst?" Zeisberger antwortete ihm: "Ich predige GOttes Wort, und das ist Wahrheit, und wird Wahrheit bleiben in alle Ewigkeit." "Ich aber, sagte jener, kann es noch nicht glauben, daß es Wahrheit ist." Diese Ehrlichkeit gefiel

dem

dem Missionario, und er tröstete ihn damit, daß, wenn er das Wort nur erst recht hörte, und Gefühl und Leben ins Herz bekäme, er es gewiß als Wahrheit erkennen werde.

Am 28sten July 1776 war die erste Taufhandlung in Lichtenau, da ein Enkel des Netawatwees dieser großen Gnade theilhaftig und Johannes genannt wurde. Es währte nicht lange, so war dieser Neugetaufte ein muntrer Zeuge der Wahrheit unter seiner Nation, ohne sich vor den Nachstellungen derer zu fürchten, die dem Evangelio zuwider waren. Als ihm daher einmal von einem Wilden gerathen wurde, daß er von dem, was er wüßte und im Herzen fühle, nicht zu andern reden, sondern es lieber für sich behalten möchte, weil er sonst leicht um sein Leben kommen könnte, antwortete er: "So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberey der Indianer noch fürchten, und darum unsern Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie Er Sein Blut für alle vergossen hat? Das sey ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heilande kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben; denn das ist GOttes Wille." Netawatwees, der sich über die mit seinem Enkel vorgegangene selige Veränderung herzlich freute, ließ es auch gern geschehen, daß sein Sohn mit seiner Familie gar nach Lichtenau zog, und fing endlich selbst an, über den Zustand seines Herzens ernstlich zu denken. Unter andern erzählte er einmal, daß er sich ein Kerbholz gemacht und schon 13 Sonntage aufgezeichnet hätte, da er in Lichtenau in die Versammlungen gekommen sey. Wenn er nun bisweilen darüber dächte, daß er schon so lange vom Heilande gehört hätte, oder auch nur sein Kerbholz ansähe, so würde sein Herz so weich, daß er weinen müßte, welches er aber zu verbergen suchte.

Unter

Unter denen, die im Jahr 1776 nach Lichtenau zogen, befand sich auch ein Chief von Assiningk, der eine weiße Frau hatte, welche von den Wilden vor 19 Jahren als ein Kind aus Virginien gefangen weggeführt worden. Als diese der ersten Frühstunde beywohnte, sagte sie mit Thränen: "O wie froh bin ich, daß ich einmal hier bin, u[illegible] 9 Jahren wieder zum erstenmal das Wort G[illegible] habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu [illegible] d bey euch zu wohnen, und nun hat mir GOtt mein [illegible] gen gewährt. Ich bin auch diesen Morgen so fröhlich erwacht, als ich mich kaum zu besinnen weiß."

Gnadenhütten erhielt unterdessen abermals einen sehr freundlichen Besuch von dem Schawanosen-Chief, gemeiniglich Kornstock genannt, der sich mit mehr als 100 seiner Leute, Männer, Weiber und Kinder, ein paar Tage daselbst aufhielt. Besonders freundschaftlich bezeigte er sich gegen den Missionarium Schmick, und ließ ihm unter andern durch seinen Dollmetscher, einen alten Mulatten, der schon 20 Jahre unter den Schawanosen gewesen war, folgende Worte sagen: "Ich bin sehr erfreut, dich und deine Frau zu sehen. Sonderlich werde ich die Liebe, die ihr mir erzeiget, als ich vor einiger Zeit hieher kam, nie vergessen. Ich sehe dich und deine Frau dafür als meine Eltern an, und erkläre und erkenne euch aufs neue als dieselben." Schmick erwiederte: "Das ist zu viel Ehre für uns. Es wird uns genug seyn, wenn du mich zu deinem Bruder und meine Frau zu deiner Schwester annehmen willst." Damit war er denn auch zufrieden, gab dem Missionario und seiner Frau die Hand, bedankte sich und sagte: "Diese jetzt gestiftete Freundschaft will ich allen meinen Freunden bekannt machen."

In Schönbrunn und Gnadenhütten wurde im Jahr 1776 das Delawarische Buchstabirbüchlein, welches der

Missio-

Missionarius Zeisberger verfertigt hatte, bey dem Unterricht der Jugend eingeführt, und erweckte bey derselben grosse Freude.

Die Indianer-Gemeine, welche zu Ende des Jahrs 1775 aus 414 Personen bestanden hatte, wohnte nun also an 3 nicht weit von einander entfernten Orten, die eine beständige liebliche Gemeinschaft mit einander unterhielten. An jedem Orte war damals der innere Gang ins ganze sehr erfreulich. Das Evangelium bewies sich sowol an den Einwohnern, als an den Besuchenden, sehr kräftig. Von leztern wurden viele getauft, und erstere wuchsen in der Erkenntniß JEsu Christi so merklich, daß die Missionarien zum Preise GOttes bekennen mußten, daß die Mission in einem blühenden Zustand war. Desto bedenklicher aber zeigte sich ihre Lage von aussen. Bald kam eine Botschaft im Namen des Königs von England, der von unsern Indianern, so wie von allen Indianer-Nationen verlangte, den mit ihm gemachten Frieden nicht zu brechen, sondern vest zu halten, und bey dem obwaltenden Streite mit den Colonien stille und in Ruhe zu bleiben, wozu auch unsre Indianer vorzüglich geneigt und von Herzen willig waren. Dann erhielten sie wieder eine andre Botschaft von Seiten des Congresses in Philadelphia, in sehr freundschaftlichen Ausdrükken, mit der Nachricht, daß ein Agent der Indianer bey dem Congreß ernannt worden, und sie also nun bey ihm ihre Angelegenheiten anzubringen hätten. Nicht lange hernach erfuhr man, daß die Schawanosen sich zu den Engländern geschlagen, und gegen die Amerikaner aufs Morden ausgegangen waren. Endlich erhielt man gar die Nachricht, daß sämtliche Irokesen an dem Kriege Theil nehmen, und auf die Seite der Engländer treten wollten. Diesem Exempel würden denn auch die Delamattenos und mehrere Indianer-Nationen folgen: der Delawar-Nation aber, die

über

über den Frieden zu halten hat, sollte solches nicht eher gemeldet werden, bis es so weit wäre, daß dem Kriege nicht mehr gesteuret werden könnte. Diese und mehrere dergleichen Nachrichten erregten bey unsern Indianern manche Bangigkeit. Entschlossen, sich in alle die Kriegshändel nicht zu mengen, sahen sie doch nichts anders vor sich, als daß sie zwischen die Engländer, die Amerikaner, und diejenigen Indianer-Nationen, die mit der Unpartheylichkeit der gläubigen Indianer nicht zufrieden waren, folglich zwischen 3 Feuer gerathen würden. Am meisten waren sie um ihre lieben Lehrer besorgt, die beym Ausbruche eines Wildenkrieges hier im Indianer-Lande sich entweder von der Indianer-Gemeine entfernen, oder, wenn sie bey derselben blieben, ihre Tage in beständiger Lebensgefahr verbringen müßten.

Der Delawar-Chief Netawatwees that zwar sein möglichstes, die Indianer-Nationen vom Kriege zurück zu halten, schickte Boten an sie, und ließ sie zum Frieden ermahnen. Dagegen bekam er von den Huronen eine Gesandtschaft mit der Ankündigung, daß die Delawaren ihre Schuhe bereit halten sollten, in den Krieg zu ziehen. Er nahm aber diese Botschaft nicht an, sondern rieth den Huronen durch einige Belte, die er ihnen sandte, daß sie stille sitzen und sich des Elendes erinnern möchten, in welches sie sich dadurch gestürzt hätten, daß sie an dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Franzosen Theil genommen. Diese Belte wurden zwar nach Fort Detroit zu den Häuptern der Huronen gebracht, durften ihnen aber nicht anders, als in Gegenwart des dortigen Englischen Befehlshabers übergeben werden, der seiner Pflicht gemäß die Belte sogleich zerschnitt, sie den Deputirten vor die Füße warf und letztern befahl, sich innerhalb einer Stunde aus dem Staube zu machen. Den Capitain White Eye, welcher einer der Deputirten war, beschuldigte er noch dazu, daß er die Parthey der Amerikaner

rikaner hielte, und sagte ihm, daß er, wenn er seinen Kopf lieb hätte, sich eiligst fortmachen sollte.

Der Congreß erbot sich hierauf, die friedliebende Indianer in Schutz zu nehmen, und sie in eine solche Gegend zu versetzen, wo sie vor aller Gefahr sicher seyn sollten. Kein Chief aber unterstand sich, dieses Anerbieten seinem Volk bekann: zu machen, weil fast durchgängig, auch unter den Delawaren, eine Neigung zum Kriege zu verspüren war, die bey einem solchen Vorschlage sogleich ausgebrochen wäre, und das Uebel ärger gemacht hätte.

Von Seiten der Amerikaner wurde sodann den Missionarien gerathen, daß wenigstens sie für ihre Personen sich nach Pittsburg in den Schutz des Congresses begeben möchten. Da sie aber wohl wußten, daß unsre Indianer ohne Lehrer und Führer in die traurigsten Umstände gerathen und sich bald zerstreuen würden, so liessen sie sich damit nicht ein, und wollten bey der ihnen anvertrauten Gemeine lieber aushalten, wenn die Gefahr auch noch so groß seyn sollte. Zu ihrer Unterstützung kam im Herbst dieses Jahrs der ledige Bruder William Eduard von Bethlehem.

Um dieselbe Zeit herum kamen d[illegible]ronen und Mingues den Gemeinorten sehr nahe, und ermordeten 11 weiße Leute auf einer Plantage nicht weit von Lichtenau. Einige von ihnen schlichen schon des Nachts in Goschachgünk herum, und suchten auszuforschen, ob nicht weiße Leute daselbst wären. Endlich kamen ihrer 6 am 12ten November auch nach Lichtenau, und der Bruder Heckewälder erschrack nicht wenig, als er früh bey Oeffnung des Missions-Hauses diese fürchterliche Leute gerade vor der Thür erblickte. Indessen eilten sogleich einige Indianer-Brüder herbey, denen sie auf Befragen zwar gestanden, daß sie gekommen wären, weiße Leute zu suchen und ihnen die Köpfe einzuschlagen, dabey aber doch versicherten, daß sie nicht die weißen Lehrer der

Jn-

Indianer, sondern nur weiße Handelsleute ausgeliefert haben wollten.

Nun ließen die Amerikaner auch gegen die den Engländern ergebene Indianer Truppen marschiren, und ersuchten die Chiefs der Delawar-Nation um den freyen Durchzug durch ihr Land, mit der Versicherung, daß ihnen, wenn sie stille säßen, kein Leid wiederfahren sollte. Diese geriethen darüber gleichwol in große Bestürzung, weil sie erwarten mußten, daß, wenn die Amerikaner den kürzern zögen, die nachsetzenden Feinde alle Delawarische Dörfer plündern und verwüsten würden, welches denn auch unsre Gemeinorte betroffen hätte. Indessen konnte der Durchmarsch doch nicht ausdrücklich verweigert werden. Man antwortete also mit Stillschweigen.

Jetzt zeigte sichs deutlich, warum Lichtenau so nahe an Goschachgünk hatte müssen gebauet werden, indem unsre Indianer weder sich selbst noch ihre Lehrer vor den Kriegführenden Wilden hätten schützen können, wenn sie nicht an den Chiefs und an dem Rath in Goschachgünk eine tägliche Stütze gehabt hätten. Dabey hüteten sie sich zwar sorgfältig, an den Botschaften der Delawaren, die sie bald an die Engländer, bald an die Amerikaner, bald an andre Indianische Nationen ergehen liessen, den mindesten Antheil zu nehmen, wie sie sich denn überhaupt aus allen politischen Geschäften gänzlich heraus hielten.

Inzwischen kam hierbey doch ein bedenklicher Umstand vor. Die Delawar-Chiefs erhielten manchmal Briefe aus Pittsburg und andern Amerikanischen Orten. Sie selbst konnten die Briefe nicht lesen, ersuchten also die Missionarien, ihnen den Inhalt zu sagen. Da dieser nun weder den Krieg, noch andre politische Dinge betraf, so lasen sie den Chiefs die Briefe vor. Manchmal beantworteten sie dieselben auch, auf Bitten und im Namen der Chiefs. Eine

solche Gefälligkeit den Chiefs abzuschlagen, wäre nicht nur unfreundlich, sondern auch gefährlich gewesen, weil jene sogleich den Argwohn gefaßt hätten, daß die Missionarien nicht ihre wahren Freunde wären. So unschuldig aber auch die Sache an sich war, so hätten die Missionarien doch gewünscht, damit verschont zu bleiben, weil sie befürchteten, daß Leute, die um den Zusammenhang nicht wußten, aufmerksam darauf werden, und es für eine politische Correspondenz mit den Amerikanern, den Engländern zum Nachtheil, halten würden. Die Folge hat auch gelehrt, daß ihre Furcht gegründet war. Je nöthiger die Missionarien unter solchen Umständen den Umgang eines verständigen Chiefs hatten, dem sie sich mit ihren Besorgnissen getrost anvertrauen konnten, desto weher that ihnen der Verlust des alten Chiefs Netawatwees, der gegen das Ende des Jahrs 1776 in Pittsburg starb. Seitdem seine Gesinnung in Absicht des Evangeliums sich geändert hatte, war er ein treuer Freund der Brüder, und da er zugleich der erfahrenste Chief seiner Zeit war, so war sein Gutachten den Brüdern oft von gutem Nutzen. Sein testamentlich hinterlaßner Wunsch, daß die ganze Delawar-Nation das Wort GOttes von den Brüdern annehmen möchte, wurde von seinen Nachfolgern im Chief-Amte sehr oft in den Rathsversammlungen in Erinnerung gebracht, und der Bund verschiedenemal erneuert, daß sie ihr möglichstes thun wollten, diesen letzten Willen ihres alten würdigen Chiefs in Erfüllung zu bringen. Bey einer solchen Gelegenheit nahm White Eye einmal die Bibel und einige Buchstabirbüchlein in die Hand, und sagte zu dem ganzen Rath unter großer Bewegung und mit Thränen: "Meine Freunde! ihr höret nun, was unser alter Chief uns hinterlassen hat. Ich nehme darum mein junges Volk und die Kinder zusammen und knie nieder vor Dem, von dem sie herkommen, und bitte Ihn, daß Er sich unsrer

erbar-

erbarmt, und Sein Wort und Seinen Willen uns offenbaret. Und weil wir es denen nicht zu wissen thun können, die noch nicht geboren sind, so bitten wir unsern lieben HErrn, es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt zu machen."

Mittlerweile fuhren die Huronen fort, in den Ortschaften der weißen Leute, die es mit den Amerikanern hielten, zu plündern und zu morden. Die Chiefs der Delawaren wurden daher um unsre Missionarien in Schönbrunn und Gnadenhütten immer mehr bekümmert, und erboten sich, beyde Gemeinen nach Goschachgünk zu nehmen, um solchergestalt die weißen Brüder in ihrer Mitte zu haben, und sie zu schützen. Die Missionarien aber hielten solches noch nicht für nöthig, und setzten überhaupt ihr Vertrauen bloß auf den HErrn, der schon in so mancher Noth Seine Flügel über sie gebreitet hatte.

Bald darauf kam wieder eine Botschaft von den Huronen, mit dem Anbringen, daß sie ungerne in den Krieg gingen, sich aber doch dazu gezwungen sähen; daß auch die Irokesen und alle westliche Nationen sich wie Ein Mann gegen die Amerikaner vereinigt hätten, und daß die Delawaren sich nun erklären sollten, zu welcher Parthey sie sich halten würden? Diese aber gaben zur Antwort: sie wollten stille sitzen, sich zu keiner Parthey schlagen, sondern Friede mit jedermann haben, denn auf diese Weise hofften sie am besten durchzukommen. Das sey ihnen auch von den Amerikanern immer gerathen worden, als welche gar keine Hülfe von den Indianern verlangten. Diese Antwort, welche durch eigne Deputirte an die Huronen gesandt wurde, ward von denselben unvermuthet gut aufgenommen, und machte so viel Eindruck auf sie, daß sie sich gegen den Englischen Befehlshaber in Fort Detroit ernstlich dahin erklärten, daß, da er sie nur immer anfrische, gegen die Amerikaner in den Krieg zu gehen, selbst aber stille säße, und also nur haben wollte, daß

die Indianer ausgetrieben würden, sie nun bloß bis Morgen, d. i. bis zum Frühjahr, zusehen wollten, und wenn sie alsdenn fänden, daß er nichts thäte, so wollten sie ihm alle seine Belte vor die Füße werfen, nach Goschachgünk kommen, ihre Freundschaft mit den Delawaren wieder erneuren, und dann mit ihnen nach Pittsburg gehen, und Freundschaft mit den Colonien machen. Sie zogen auch hierauf wirklich nach Hause, und sahen von dem Kriege für die Zeit ab.

Inzwischen war diese standhafte friedliche Gesinnung der Delawaren, dem Englischen Befehlshaber in Detroit sowol als den Häuptern der Huronen unbegreiflich. Endlich schrieb man dieselbe unsern Missionarien und ihrem starken Einflusse auf die Berathschlagungen der Delawar-Chiefs zu, und schon damals wurde, wie man nachher erfuhr, der Anschlag gefaßt, die Missionarien aufzuheben, und nach Detroit zu bringen.

Siebenter Abschnitt.

1777.

Traurige Spaltung in Schönbrunn. Der treugebliebene Theil der Gemeine verläßt diesen Ort, und zieht nach Gnadenhütten und Lichtenau. Der Wildenkrieg wird immer ernstlicher. Etliche Missionarien gehen nach Bethlehem zurück. Ein Corps Huronen setzt Lichtenau und Gnadenhütten in große Gefahr. Abwendung derselben. Ein blinder Lärm bringt die Indianer-Gemeine auf die Flucht. Ihr innerer Gang bleibt gesegnet.

Im Jahr 1777 ging die Unruhe von aussen immer fort. Die Nachricht von dem Siege, den die Amerikaner über die Englischen Truppen erhalten hatten, vermehrte die

Ver-

Verwirrung. Die Schawanosen entschlossen sich wieder zum Kriege, und wollten auf die Chiefs, die zum Frieden riethen, nicht mehr hören. Von allen Seiten wurde berichtet, daß die Wilden erst über die weissen Leute herfallen, und hernach auch diejenigen Indianer vertilgen wollten, die nicht mit ihnen in den Krieg gezogen wären. Vornemlich aber wurde unsern Missionarien gar oft der Tod gedroht, und endlich sogar die Zeit angegeben, wenn sie ermordet werden sollten.

Inzwischen blieben die Chiefs der Delawaren unerschütterlich bey ihrem Entschlusse, an dem Kriege zwischen England und den Colonien keinen Theil zu nehmen. Die Monsys aber, bekanntlich einer der 3 Delawar-Stämme, trugen in der Stille darauf an, sich von den übrigen Delawaren zu trennen und zu den Mingues, einem puren Mord- und Raubgesindel, zu schlagen. Ehe sie aber ihre kriegerische Gesinnung öffentlich erklärten, suchten sie sich erst unter den Gegnern der Brüder, woran es in diesen Gegenden nicht fehlte, einen Anhang zu machen. Endlich versuchten sie sogar, sich in die Gemeinorte einzuschleichen, um wo möglich einige zu überreden, sich zu ihrer Parthey zu schlagen.

Newallike, der Chief, dessen bey Friedenshütten an der Susquehannah gedacht worden, war der erste in Schönbrunn, der sich verleiten ließ, das Heidenthum wieder zu wählen, unter dem Vorwande, daß er, wie er sagte, es nun probirt habe, gläubig zu werden, er habe aber nicht gekonnt; daher sey nichts an der ganzen Sache. Capitain White Eye aber, der selbst nicht zu den Gläubigen gehörte, antwortete ihm: "Du bist zu den Brüdern gegangen, weil du nirgends in der Welt etwas hast finden können, wobey dein Herz selig seyn konnte, und glaubtest, es bey den Brüdern gefunden zu haben, welche Worte ich von dir selbst gehört habe; und kaum hast du es noch versucht, so gibst

du es auf, und kehrst wieder zum alten. Das ist nicht männlich gehandelt!"

Newallikes böses Exempel zog, leider! viele andre nach sich, und ehe man sichs versahe, hatte man mitten in Schönbrunn einen Haufen Abtrünnige, die mit einander eins waren, das Heidenthum wieder einzuführen. Sie entsagten auch endlich ihrem Zusammenhange mit den gläubigen Indianern ganz öffentlich.

Das war ein Uebel, das die Missionarien noch nicht erlebt hatten, und ihnen weher that, als alle Trübsale, die noch über sie gekommen waren. Sie unterliessen zwar nicht, alle Mittel, welche die Liebe an die Hand gibt, zu versuchen, um die abtrünnig gewordenen wieder zum heilsamen Nachdenken zu bringen. Aber alle diese Versuche waren vergeblich. Man entschloß sich daher, einer so gefährlichen Rotte, anstatt mit ihr zu streiten, lieber aus dem Wege zu gehen. Dazu kam, daß von allen Ecken die wahrscheinlichsten Nachrichten einliefen, daß die Wilden, mit den Abtrünnigen einverstanden, schon im Anzuge wären, Schönbrunn zu überfallen. Es ward also denjenigen Einwohnern, die dem Glauben treu geblieben waren, zu Ende März 1777 durch den Missionarium David Zeisberger vorgeschlagen, diesen Ort, wo GOttes Geist nicht mehr alleine regieren könne, zu verlassen, und vors erste nach Lichtenau zu ziehen. Das wurde einmüthig, wiewol unter unzähligen Schmerzensthränen, angenommen, und sogleich Anstalt dazu gemacht.

Mittlerweile trugen es die Monsys samt den Abtrünnigen darauf an, daß die Missionarien nach Fort Detroit gebracht, oder getödtet werden sollten. Als dieses aber nicht gelang, sprengten sie falsche sehr wahrscheinlich klingende Gerüchte aus, als ob die Missionarien samt den gläubigen Indianern in augenscheinlicher Gefahr wären, von den Huronen überfallen und getödtet zu werden.

Das

Das bewog den Bruder Jungmann, nebst seiner Frau und dem Bruder Heckewälder am 3ten April in finsterer Nacht mit der ersten Colonne der treugebliebenen Gläubigen von Schönbrunn eiligst abzuziehen. Verschiedene der letztern entschlossen sich unterwegs, sich derweile in Gnadenhütten niederzulassen, dessen Einwohner noch nicht flüchten, sondern warten wollten, bis die Gefahr näher käme. Mit den übrigen trafen die Missionarien am 4tem April in Lichtenau ein. Heckewälder aber kehrte bald wieder nach Schönbrunn zurück, tröstete die daselbst noch zurückgebliebenen gläubigen Indianer, besorgte die Versammlungen, und hielt so viel möglich über Zucht und Ordnung, da schon allerley liederliches Gesindel sich daselbst einfand, um von den verlassenen Häusern Besitz zu nehmen.

Am 19ten April hielt Zeisberger die letzte Versammlung in Schönbrunn, die sehr beweglich war, und worinn sonderlich um Erbarmung über die Abtrünnigen zu GOtt unserm Heilande geflehet wurde. Nachher wurde das Versammlungshaus, wie gewöhnlich, niedergerissen, und noch an selbigem Tage Schönbrunn völlig geräumt.

Daß dieser Abzug von Schönbrunn, und das Unterbringen so vieler Personen in Lichtenau und Gnadenhütten, mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, kann man sich leicht vorstellen. Die Veranlassung dazu aber blieb doch das schwerste, und war für die Missionarien ein unvergeßliches Leiden.

In demselben Monat April sandten die Chiefs der Delawaren abermals Deputirte, und darunter auch 2 Indianer-Brüder aus Lichtenau, an die Huronen, um sie nochmals zu versichern, daß sie neutral bleiben würden, und ihnen zugleich zu wissen zu thun, daß die Delawar-Nation das Wort GOttes angenommen hätte, und daher die weissen Lehrer in Lichtenau und Gnadenhütten öffentlich in ihren

Schutz nähme. Hierzu bewog sie das Gutachten des Obristen Morgan in Pittsburg, an den sie heimlich geschrieben, ihm ihr Vorhaben, die Missionarien aus den Gemeinorten fortzuschaffen, gemeldet, und seine Gedanken darüber zu vernehmen, gewünscht hatten. Seine Antwort aber war: "Ich kann dazu nichts sagen. Sie, die Missionarien, werden selber wissen, was darinn zu thun ist, denn sie sind von GOtt gesandt. Ich denke aber, es ist nicht gut, wenn sie auf eine Art genöthiget werden, fortzugehen, denn ich sehe solches Unternehmen nicht anders an, als ein Werk vom Teufel, der das gute Werk unter den Indianern hindern und zerstören will. Daher ist mein Rath und Wille, daß ihr sie sicher zu behalten und zu schützen."

Sobald gedachte Deputirte bey den Huronen ankamen, und es ruchtbar wurde, daß 2 gläubige Indianer darunter, und einer derselben, Isaak Glikkikan, der Sprecher der Gesandtschaft wäre, sagten jene sogleich zu einander: "Nun werden wir die Wahrheit zu hören bekommen, denn die gläubigen Indianer lügen nicht." Die Botschaft wurde auch von ihnen sowol als von der Englischen Regierung in Detroit wohl aufgenommen, und im Junio erfolgte auf dieselbe eine sehr beruhigende Antwort, worinn man sich in Ansehung unserer Missionarien so ausgedrückt hatte: Sie, die Delawaren, sollten ihre weißen Lehrer als ein köstliches Kleinod betrachten, denn sie schafften viel gutes unter den Indianern, und wären auf ihre geist- und leibliche Wohlfahrt bedacht. Sie sollten sich also glücklich schätzen, daß sie bey ihnen wären, sie schützen und ja nicht aus ihren Händen lassen.

Auf der andern Seite wurden auch von den Amerikanern im Jahr 1777 verschiedene Friedensunterhandlungen mit den Indianer-Nationen angestellt. Und da keine derselben recht nach Wunsch ausfiel, so sollte im Junio dieses Jahrs in Goschachgünk eine Zusammenkunft der Deputirten

sämmt-

sämmtlicher Indianer-Nationen statt haben. Die Huro-
nen aber, denen es kein rechter Ernst war, Friede zu hal-
ten, hintertrieben dieses Vorhaben, und noch in demselben
Monat ging ein groser Haufe von ihnen wieder aufs Mor-
den aus, und kam in die Gegend von Gnadenhütten. Hier
fehlte wenig, so wären etliche Indianer-Schwestern, die
von Gnadenhütten nach Lichtenau gingen, ihnen in die
Hände gefallen. Zum Glück hörten sie von weitem ihren
Todtengesang, und hatten noch Zeit, durch starkes Laufen
zu entkommen.

Zu Ende des Monats July wurde gleichwol wieder eine
Friedensunterhandlung in Pittsburg gehalten. Kaum aber
hatte sie ihren Anfang genommen, so verschwand alle Hoff-
nung zum Frieden, weil ein Trupp Amerikaner auf eine Par-
thie Sennecker, die noch dazu zu besagter Friedensunter-
handlung kamen, gefeuert hatte. Dadurch wurden die Wil-
den wieder gegen die weißen Leute aufgebracht, hielten sie
allesamt für treulos, und suchten nur Gelegenheit, sich an
ihnen zu rächen.

Bald darauf kam von den Huronen eine aus 20 Mann
bestehende Gesandtschaft nach Goschachgünk, bot dem grosen
Rath der Delawaren den Kriegs-Belt 3 mal an, und for-
derte denselben zum Kriege gegen die Colonien sehr ernstlich
auf, als wozu sich alle Nationen diesseits und jenseits des
Sees Erie wie Ein Mann vereinigt hätten. Die Delawar-
Chiefs aber blieben standhaft in ihren friedlichen Gesinnun-
gen, gaben den Kriegs-Belt zurück, und liessen den Chiefs
der Huronen sagen, daß sie ihrem Begehren kein Genüge
thun könnten, denn sie hätten beym Friedensschluß nach
dem letzten Kriege versprochen, nicht mehr gegen die weißen
Leute zu fechten, solange die Sonne scheinen und die Bäche
fließen würden; sie hätten also keine Hand, den Kriegs-Belt
anzufassen. Mit dieser Antwort gingen die Deputirte unzu-

frieden

frieden wieder zurück, und man hatte nichts anders zu erwarten, als daß die Delawaren, folglich auch unsre Indianer, von den aufgebrachten Wilden würden angegriffen werden.

Nun waren die Missionarien keine Stunde ihres Lebens sicher. Unsre Indianer bewachten sie zwar bey Tag und Nacht mit großer Treue; da die Umstände aber immer bedenklicher wurden, so entschloß man sich, die Anzahl der Missionarien so viel möglich zu vermindern, und den Missionarium Jungmann mit seiner Frau nach Bethlehem zurück gehen zu lassen, wohin der Bruder Heckewälder schon im May abgegangen war. Sie traten diese Reise am 6ten August nach einem sehr rührenden Abschiede an, nachdem sie 7 Jahre der Indianer-Gemeine treulich gedient hatten, und GOtt brachte sie durch viele Gefahr glücklich an Ort und Stelle.

Gleich den Tag nach ihrer Abreise kam die gewisse Nachricht nach Lichtenau, daß 200 Mann Huronen, unter Anführung ihres sogenannten Halb-Königs, wirklich in Anmarsch wären. Die Bestürzung darüber war allgemein. Nach reifer Ueberlegung aber entschloß man sich, nichts von Furcht merken zu lassen, sondern diesen Wilden lieber mit Wohlthun entgegen zu kommen. Es wurden daher sogleich Ochsen und Schweine geschlachtet, auch andre Eßwaaren zusammengebracht, und es war mit Verwunderung anzusehen, wie sämmtliche Indianer-Brüder und Schwestern mit Freuden das Ihrige dazu beytrugen, weil sie dieses für das einzige Mittel hielten, das Leben ihrer lieben Lehrer, die noch bey ihnen waren, sicher zu stellen. Als hierauf die Wilden am 8ten August in Goschachgünk eintrafen, und die Indianer-Brüder ihnen die für sie in Menge zubereiteten Speisen von Lichtenau dahin entgegen brachten, war ihre Freude darüber ungemein groß. Diese gute Laune suchten

die

die National-Gehülfen in Lichtenau zu benutzen, und schickten bald darauf eine feyerliche Deputation an den Halb-König und seine Hauptleute ab. Isaak Glikkikan war dabey der Sprecher, und hielt eine Rede an sie, die ich doch hersetzen will, damit meine Leser auch sehen, wie unsre Indianer-Brüder mit wilden Kriegsleuten zu reden pflegen:

"Oncles! Wir, eure Cousins, die gläubigen Indianer hier in Lichtenau und in Gnadenhütten, freuen uns, daß wir Gelegenheit haben, euch zu sehen und zu sprechen. Wir reinigen eure Augen von allem Staube und was der Wind etwa hineingewehet haben mag, damit ihr eure Cousins mit klaren Augen und heiterm Angesichte sehen könnet. Wir reinigen eure Ohren und euer Herz von allen schlechten Gerüchten, die ein böser Wind in eure Ohren, ja in euer Herz auf eurer Reise hieher mag gebracht haben, damit unsre Worte in eure Ohren Eingang und in eurem Herzen Platz finden mögen." Hier wurde ein String of Wampom gegeben, und Isaak fuhr fort: "Oncles! höret die Worte der gläubigen Indianer, eurer Cousins, hier in Lichtenau und in Gnadenhütten! Wir thun euch hiermit zu wissen, daß wir schon vor etlich und 30 Jahren das Wort GOttes angenommen haben, und daher täglich, Morgens und Abends, unsre Versammlungen halten. Wisset also auch, daß wir unsre Lehrer bey uns haben, die uns und unsre Kinder im Wort und in der Lehre unterrichten. Aus GOttes Wort, welches uns unsre Lehrer verkündigen, lernen wir, Friede mit allen Menschen zu haben, und in Freundschaft mit jedermann zu leben; denn so hat uns GOtt befohlen zu thun; daher wir ein Volk sind, das den Frieden liebt. Diese unsre Lehrer sind nicht allein unsre Freunde, sondern wir sehen sie an und lieben sie als unser eigen Fleisch und Blut. Da wir nun eure Cousins sind, so ist unsre Bitte und Begehren von euch, Oncles! daß ihr diese unsre Lehrer gleichfalls als

euren Leib und als eure Cousins ansehet. Wir sind Ein Leib mit ihnen, können also nicht von einander getrennt werden, und was ihr ihnen thut, das thut ihr uns, es sey gutes oder böses." Hierauf wurde ein String of Wampom von etlichen Klaftern überreicht. Der Halb-König versicherte hierauf, daß diese Worte in sein Herz gedrungen wären: er wollte daher mit seinen Kriegsleuten sogleich darüber zu Rathe gehen. Das that er, und gab sodann den Deputirten folgende Antwort: "Meine Cousins! Es ist mir sehr lieb, und ich fühle mich sehr wohl dabey, daß ihr meine Augen, Ohren und Herz gereinigt habt von allem Bösen, das der Wind auf dieser meiner Reise in mich hineingewehet hatte. Ich bin auf einer Reise, die nicht von gewöhnlicher Art ist; denn ich bin ein Kriegsmann, und gehe in den Krieg, daher mich manches anwandelt, und viele böse Gedanken in meinen Kopf, auch in mein Herz gehen. Ich freue mich aber, daß meine Augen nun helle sind, und daß ich meine Cousins mit klaren Augen anschauen kann. Ich freue mich, daß ich mit offnen Ohren meine Cousins anhören und ihre Worte zu Herzen nehmen kann." Hierauf gab er einen String of Wampom, und nun wiederholte er alle Worte der Deputirten, die Missionarien betreffend, versicherte seine Zufriedenheit damit, und fügte hinzu: "Bleibt dabey, und laßt euch durch nichts darinn stören. Gehorchet euren Lehrern, die euch nichts als gutes sagen, und von GOtt unterrichten, und seyd gar nicht bekümmert, daß ihnen einiges Leid geschehen werde; es soll ihnen niemand Schaden thun. Haltet euren Gottesdienst, und bemenget euch nicht mit andern Sachen. Ihr sehet zwar, daß wir jetzt in den Krieg gehen; seyd aber ganz stille und ruhig dabey, und denket nicht viel darüber, u. s. w."

Während dieser Verhandlung war man in Lichtenau in nicht geringen Sorgen, wie es damit ablaufen würde; daher auch

auch mit den Deputirten vorläufig die Abrede genommen worden, daß sie, sobald sie merkten, daß der Halb-König aus keinem freundlichen Tone spräche, noch ehe er ausgeredet hätte, eiligst einen Boten nach Lichtenau schicken sollten, damit man sich noch auf die Flucht begeben könnte. Desto größer war nun die Freude der Indianer-Gemeine über den guten Ausgang, und alles fühlte sich angeregt, den HErrn für die gnädige Erhörung der unzähligen in der Stille zu Ihm geschickten Seufzer kindlich zu loben, und die schön passende Loosung desselbigen Tages zu realisiren. Sie hieß: **Singet fröhlich unserm GOtt, der unsre Stärke ist! Jauchzet dem GOtt Jacob!**

Noch denselben Tag besuchte der Halb-König mit dem obersten Capitain und 82 Kriegsleuten in Lichtenau. Zuerst gingen sie in das Schulhaus, woselbst sich die Missionarien David Zeisberger und Eduards befanden, gaben ihnen sämmtlich die Hand, nannten sie ihren Vater, und der Halb-König sagte unter andern: "Wir freuen uns, unsern Vater gesehen und ihm die Hand gegeben zu haben. Von heute an wollen wir euch erkennen und ansehen als unsern Vater, und ihr sollt uns ansehen und erkennen als eure Kinder, und euch darinn durch nichts irre und bedenklich machen lassen, sondern es soll so bleiben in Ewigkeit. Wir wollen auch allen Nationen bekannt machen, was heute hier geschehen ist, und sie werden sich ohne Zweifel darüber freuen." Zeisberger antwortete diesem freundlichen Compliment gemäß, worauf die Missionarien und einige Indianer Brüder mit dem Halb-König und seinen Officieren unter einer Laubhütte speisten; die übrigen Krieger lagerten sich vor dem Orte im Schatten, wo sie so reichlich mit Essen versorgt wurden, daß, als sie gegen Abend sehr zufrieden nach Goschachgünk zurückgingen, jeder noch eine gute Portion mit sich nehmen konnte. Der Halb-König schickte hierauf Boten sowol an

den

den Englischen Befehlshaber in Detroit, als auch an die Chiefs im Huronen-Lande, und gab ihnen von dem mit der Indianer-Gemeine gemachten Bunde Nachricht, mit dem Beyfügen, daß er und seine Krieger die weißen Brüder zu ihrem Vater angenommen hätten und ewig dafür erkennen wollten.

Unterdessen hatte man in Gnadenhütten von der unvermutheten Abwendung der Gefahr nicht zeitig genug Nachricht erhalten können, daher der Missionarius Schmick auf dringende Vorstellung der allzufurchtsamen National-Gehülfen schon am 9ten August mit seiner Frau und dem Bruder Schebosch von da nach Pittsburg geflüchtet war, von wo sie weiter nach Bethlehem gingen.

Nun sahen sich also die 2 Missionarien, Zeisberger und Eduards, ganz alleine, hatten 2 Gemeinen, die über 2 deutsche Meilen von einander entfernt waren, zu bedienen, und dabey keine andre Aussicht, als daß eine Trübsal die andre ablösen würde. Ihre Wehmuth über diese ihre Lage, läßt sich leichter denken als beschreiben. GOtt aber tröstete ihre Herzen und stärkte ihren Glauben so kräftig, daß sie sich aufs neue dazu verbanden, bey der Indianer-Gemeine in aller Noth standhaft auszuhalten. Ihre Loosung war also: Komm ich um, so komm ich um. Zeisberger blieb in Lichtenau, und Eduards begab sich nach Gnadenhütten. Sie besuchten aber einander fleißig, theilten Leid und Freude, und einer war dem andern zum Trost und zur Ermunterung. Jetzt sahen sie es erst recht ein, welche Wohlthat GOtt ihnen durch oberwähnten Vertrag der Indianer-Gemeine mit den Huronen erzeigt hatte. Ohne denselben hätten sie entweder gar nicht, oder doch nur gleichsam verstohlner Weise ihr Amt bey unsern Indianern verrichten können. So aber konnten sie nun frey und sicher und überall, und selbst unter den wilden Kriegsleuten, herumgehen, die ihnen alle

Freundschaft und Ehrerbietung erwiesen. Viele derselben wohnten den Versammlungen in Lichtenau, die nie ausgesetzt werden durften, aufmerksam bey, und täglich kamen etliche, den Bruder Zeisberger zu besuchen und als ihren Vater zu begrüßen. Einige waren kränklich, und freueten sich über Zeisbergers Geschicklichkeit und Willigkeit, ihnen zur Ader zu lassen.

Hier stießen nun noch mehrere Krieger, sowol Huronen als Irokesen, Ottawas, Chipawas, Schawanosen, Wonpahos, Petawontacken, und einige Franzosen zum Halb-König. Er hielt aber sehr gute Mannszucht, und ließ nicht die mindeste Ausschweifung begehen. Manchmal lagen über 200 Krieger des Nachts dichte vor Lichtenau, hielten sich aber so stille, daß man fast nichts von ihrem Daseyn merkte, welches bey einem so wilden Volke und so vermischten Haufen gewiß sehr zu bewundern war. Sonderlich hielt der Halb-König scharf darüber, daß sein Volk nicht ins Saufen gerathen durfte, weil alsdenn Mord und Todtschlag unvermeidlich gewesen wäre. Er erkundigte sich sogar bey den Brüdern, ob sich seine Leute ordentlich aufführten, und freute sich, wenn er dessen versichert wurde.

Inzwischen war die Erhaltung so vieler Krieger und ihr häufiger täglicher Besuch in Lichtenau den Einwohnern doch sehr lästig, besonders ihr freundliches Betteln, da manchmal ein paar 100 auf einmal kamen, vor jedem Hause tanzten, und auf solche Art um Vorrath an Speise und Taback baten. Man dankte also GOtt, als sie am 22sten und 23sten August abmarschirten, um so mehr, da schon am letzten Tage so viel Rum aus Pittsburg in diese Gegend gebracht wurde, daß in den folgenden Tagen die ganze Nachbarschaft von Lichtenau auf allen Seiten besoffen war, und einen schrecklichen Lärm verführte.

Nun aber befürchtete man, daß dieses freundliche Betragen der Huronen, die Englisch gesinnt waren, bey dem Congreß einen üblen Eindruck machen möchte. Die Delawar-Chiefs hatten daher viel zu thun, ihre streitbare Mannschaft, die sich beständig vor einem Ueberfall der Amerikaner fürchtete, in Ruhe zu erhalten. Nachher erfuhr man auch zuverlässig, daß damals verschiedene Anschläge waren geschmiedet worden, Lichtenau und Gnadenhütten und andre Delawar-Städte zu überfallen. GOtt aber hatte sie alle zunichte gemacht.

Gegen den Herbst dieses Jahrs wurden die Umstände noch drückender. Man erhielt nemlich die fürchterliche Nachricht, daß ein anderer Amerikanischer General in Pittsburg angekommen, der keinem Indianer, er möchte Freund oder Feind seyn, Pardon geben, sondern sie alle ohne Unterschied ausrotten wollte. Dieses brachte endlich auch die Delawaren ins Gewehr, und alle Abmahnungen der Missionarien halfen nicht, weil sie, wie sie sagten, nun doch sterben müßten, sie möchten fechten oder nicht. Dazu kam das Gerücht, daß die Amerikaner in etlichen Tagen in Goschachgünk einrücken würden, und eine Nachricht nach der andern verkündigte ihre Annäherung. Die streitbare Mannschaft der Delawaren vereinigte sich also mit den Huronen, die noch in der Nähe waren. Die Indianer-Gemeine aber, die unverrücklich dabey blieb, an dem Kriege nicht den mindesten Antheil zu nehmen, und denjenigen, der es thun wollte, nicht mehr für ihr Mitglied zu erkennen, konnte nun keine andre Parthie ergreifen, als sich zur Flucht fertig zu machen.

Es ward daher ein Platz an der Walhalding bestimmt, wo die Gemeinen von Lichtenau und Gnadenhütten zusammen treffen wollten. In allen Häusern wurde gepackt und aufgeräumt. Endlich kamen am 17ten September Abends spät

spät Eilboten nach Lichtenau und Gnadenhütten, mit der Nachricht, daß die Feinde schon ganz nahe wären. Beyde Gemeinen nahmen also mit ihren Lehrern noch in derselben Nacht auf Booten die Flucht, und zwar in solcher Eile, daß das mehreste von ihrer Haabe zurück blieb. Auf dem bestimmten Platz an der Walhalding trafen sie zusammen, lagerten sich, und erwarteten nichts anders, als daß es am folgenden Tage bey Lichtenau zu einem blutigen Gefechte kommen würde. Ehe aber der Tag noch anbrach, kam die unvermuthete frohe Nachricht, daß es bloß eine Heerde Buschpferde gewesen, was man für die Armee der Amerikaner gehalten hatte. Beyde Gemeinen blieben indessen am 18ten in ihrem Lager, um einander zu besuchen, und es war eine Freude anzusehen, welche Liebe unter ihnen waltete. Des folgenden Tages kehrte jede Gemeine mit Freuden wieder an ihren Ort zurück.

Am 23sten September Abends spät kam eine Botschaft aus Pittsburg vom Amerikanischen General Hand und dem mehrgedachten Obersten Morgan, mit der Versicherung, daß die Delawaren von den Amerikanern nichts zu fürchten hätten. Ehe dieses aber noch bekannt gemacht werden konnte, verbreitete sich in Lichtenau das Gerücht, daß eine Armee in der Nähe wäre, und alles wollte schon wieder flüchten. Zeisberger ließ daher noch nach Mitternacht die Gemeine zusammen kommen, und erfreute sie mit der guten aus Pittsburg erhaltenen Nachricht, worauf sich alles fröhlich zur Ruhe begab. Und nun kehrten auch die Delawar-Chiefs zu ihrem friedlichen System wieder zurück.

Zu Anfang des Octobers dieses Jahrs fiel ein Gefechte zwischen den Huronen und einer Freyparthie Amerikaner vor, die gegen das ausdrückliche Verbot der Regierung in Pittsburg ausgezogen war, die Delawar-Städte und also auch die Gemeinorte zu überfallen. Der Halb-König aber

schlug sie, und machte sie bis auf etliche wenige nieder, worauf er mit seiner siegreichen Schaar wieder in Lichtenau besuchte, aber zu großem Vergnügen der Gemeine schon den 6ten October den Rückmarsch nach Hause antrat.

Bald darauf erfuhr man in Lichtenau, daß ein Theil der Delawaren, die an der Cajahaja und an der Walhalding hinauf wohnten, an dem Kriege Theil zu nehmen anfingen. Da nun dieses die Indianer-Gemeine mit ins Unglück hätte bringen können, so ließ der Missionarius Zeisberger dem großen Rath der Delawaren in Goschachgünk eine sehr nachdrückliche Vorstellung darüber thun, mit der Versicherung, daß die gläubigen Indianer entschlossen wären, sich von den Delawaren sogleich zu entfernen, sobald sie sich bewegen liessen, mit in den Krieg zu ziehen. Das hatte die Folge, daß sämmtliche Häupter der Delawaren von allen Orten zu einem ausserordentlichen Rathe zusammen berufen wurden, worinn am 31sten October einmüthig beschlossen wurde, über dem Frieden und der Neutralität veste zu halten.

Während dieser Zeit der Verwirrung und Trübsal, da der Mordgeist und die Kräfte der Finsterniß sich so thätig bewiesen, ging GOttes Werk unter unsern Indianern ungehindert fort. Bey den Getauften nahm man, nach dem Ausdruck der Missionarien, ein ganz neues Leben aus GOtt und ein solches Feuer der Liebe unter Jung und Alt wahr, wie es bey Leuten zu seyn pflegt, die in der ersten Liebe stehen. Bey der großen Unruhe, welche der fast tägliche Durchzug hin- und hergehender Schaaren von Kriegern verursachte, wurden sie nicht nur nicht muthlos, sondern liessen sich vielmehr die schweren und bedrängten Zeiten dazu dienen, daß sie sich im Glauben noch näher an unsern Heiland hielten, und allein bey Ihm Trost und Hülfe suchten. In den Versammlungen waltete eine mächtige Gnade, und die Predigt

des

des Evangelii in Lichtenau wurde von fremden Indianern so häufig besucht, daß es sehr oft an Platz gebrach. Viele wurden getauft, und einige, die schon in andern Verfassungen getauft waren, in die Gemeine aufgenommen. Der Zeugengeist belebte die National-Gehülfen damals ganz besonders. Einige derselben gingen so gar nach Goschachgünk, den Kranken und Lahmen, die nicht nach Lichtenau kommen konnten, die Gnade JEsu anzupreisen, und fanden grossen Eingang. Etliche Indianer-Prediger standen zwar gegen sie auf, konnten aber dem Geiste, der aus den National-Gehülfen redete, nicht widerstehen, sondern mußten alle verstummen. Bey den ungetauften Kindern zeigte sich an beyden Gemeinorten eine so selige Bewegung, daß die El sich oft keinen Rath wußten, wie sie ihre Kleinen trösten sollten, wenn sie so herzlich um die Taufe weinten. Unter diesen waren auch die Kinder eines noch ungetauften Chiefs von Assiningk, Namens Wekapachtschiechen, der in Lichtenau wohnte. Dieser wendete sich an die Missionarien, und sagte: Es gehe ihm so nahe, wenn er seine Kinder des Tages oder des Nachts auf dem Angesicht weinend liegen sähe, und er könne ihnen doch nicht helfen, sondern müsse vielmehr mit ihnen weinen. Er habe daher gedacht, er wäre wol Ursach daran, daß seine Kinder so trostlos seyn müßten. Er wolle also den Missionarien seine Kinder empfehlen und bitten, daß sie nicht um seinetwillen möchten zurückgehalten werden. Er würde sich sehr freuen, wenn seine Kinder ihm vorangingen, und vor ihm getauft würden. Eben derselbe redete eines Tages den versammleten Rath in Goschachgünk folgendermaßen an: "Lieben Brüder und Freunde! weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, so lasset uns desto angelegentlicher zum Heilande beten, daß Er uns durch diese gefährliche Zeiten hindurch helfe, denn jetzt haben wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wol

noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bey diesem Volke GOttes leben und sterben will. Wo die Brüder bleiben, da soll ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mirs auch gehen. Ich werde es für eine grosse Gnade schätzen, bey ihnen mein Leben beschliessen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Wekapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bey der Brüdergemeine geblieben ist." Seine Freundschaft drohete ihm hierauf den Tod, wenn er die Brüder nicht verlassen wollte. Er ließ sich aber dadurch so wenig irre machen, als vorher durch ihre Schmeicheleyen, und wurde bald hernach getauft. Ein anderer erweckter Indianer, der auf seine Bitte Erlaubniß bekommen hatte, bey den Brüdern zu wohnen, machte solches dem Rathe seines Orts bekannt, mit der Versicherung, daß er nicht nur dem Saufen, sondern auch dem ganzen Indianischen Leben absagen und nach Gnadenhütten ziehen wollte. Die Glieder des Raths lobten sein Vornehmen, und sagten: "Du hast den besten und sichersten Weg erwählet; wenn du nach Gnadenhütten ziehest, so können wir glauben, daß du nicht mehr saufen willst, denn die Gläubigen saufen nicht, das wissen wir."

Eine besondere Freude machte GOtt den Missionarien dadurch, daß viele von denen, die im Frühjahre abtrünnig worden, gegen das Ende desselben Jahres ihre Untreue von Herzen bereueten, und um Vergebung und Wiederannahme baten. Einer derselben, der schmerzhaft krank lag und freundlich besucht wurde, gestand es zwar zu, daß er ganz alleine an seinem unseligen Zustande schuld sey, bezeigte aber, daß sein Herz ganz todt sey, und keinen Muth zum Heilande habe, weil, wenn er auch sich wieder zu Ihm wenden wolle,

ihm

ihm sogleich einfiele, daß er sich gar zu sehr an Ihm und an der Gemeine versündigt, indem er sie nicht allein verlassen, sondern auch viel Böses gegen dieselbe unter die Wilden ausgesprengt habe; worauf er versichert wurde, daß bey JEsu Christo auch Gnade und Vergebung für die Abtrünnigen zu finden sey, weil Er ja am Kreuze sogar für Seine Mörder gebeten habe. Und dieses Wort des Trostes fand Eingang in sein geängstigtes Herz.

Achter Abschnitt.

1778. 1779. 1780. 1781.

Fortdauer des Wildenkrieges. Gefährliche Lage und gnädige Bewahrung der Indianer-Gemeine und ihrer Lehrer. Gnadenhütten wird verlassen, nach einiger Zeit wieder bezogen, und Schönbrunn wieder gebauet. Lichtenau wird verlassen, und Salem gebauet. Unter allen Unruhen geht GOttes Werk unter den Indianern ungehindert fort. Der Prediger Grube von Litiz besucht die Indianer-Gemeine zu ihrem großen Segen.

Da der Krieg zwischen England und den nunmehrigen Freystaaten in Nordamerika noch lange fortwährte, so gingen auch die Unruhen unter den Indianer-Nationen noch fort, doch so, daß vom Anfange des Jahrs 1778 bis in die Mitte des Jahrs 1781 nicht viel ernsthaftes, sondern mehrentheils nur Neckereyen vorkamen, wovon die Indianer-Gemeine das Unangenehme reichlich mit erfuhr, ohne gleichwol dadurch in ihrem Gange wesentlich gestört zu werden, daher ich diese Jahre kurz zusammen fasse.

Ein eigener Trost für die Missionarien während dieser Periode war, daß in der allgemeinen Verwirrung doch der Briefwechsel mit den Brüdergemeinen in Pensylvanien nicht unterbrochen wurde, welches dazu diente, daß da letztere sich ebenfalls wegen des fortwährenden Krieges in kümmerlichen Umständen befanden, sie einander von Zeit zu Zeit ermuntern konnten, in Geduld und Glauben auszuhalten, und die Hülfe des HErrn zu erwarten.

Die Huronen setzten während dieses Zeitraums ihre Feindseligkeiten gegen die Freystaaten immer fort, und man erhielt von Zeit zu Zeit eine Menge trauriger Nachrichten von ihren und anderer Wilden mörderischen Einfällen in die Pflanzorte der Weißen, so wie von einem ähnlichen Betragen der Letzteren gegen die Wilden. Dabey war es für die Missionarien und ihr Volk allemal ein herzangreifender Anblick, wenn die wilden Krieger vom Rauben und Morden zurück kamen, und weiße zum Theil verwundete Gefangene beyderley Geschlechts, und darunter kleine Kinder, mit sich führten, auch Todte und Scalps durchtrugen. Unsre Indianer bezeigten sich dabey sehr mitleidig, gaben den Gefangenen zu essen, und liessen es durchaus nicht zu, daß sie in den Gemeinorten gepeitscht, oder auf andere Art gemißhandelt würden, wie sonst die Gewohnheit der Wilden ist, so oft sie mit erwachsenen Gefangenen durch einen Ort passiren. Ueber dieses mitleidige Verbot wurden die barbarischen Krieger oft sehr aufgebracht, mußten aber doch gehorchen.

Unter solchen Gefangenen befand [illegible] einmal ein [illegible] jähriger Greis nebst 2 jungen Männern. Mit ersterem hatten unsre Indianer ein besonderes Mitleiden, und boten den Kriegern eine große Summe, um ihn loszukaufen, aber umsonst. Als diese Gefangene in die Heimath der Krieger gekommen waren, wurden die 2 junge Männer auf die im ersten Theile S. 196. beschriebene grausame Weise gemar-

tert

tert und verbrannt. Dem Greise sollte es eben so gehen. Es wurde ihm aber durch ein kleines Mädchen heimlich geholfen, und er war so glücklich, daß er ein Pferd bekam und entfloh. Die Wilden setzten ihm zwar nach, er entkam aber doch und in die Gegend von Gnadenhütten, wo er vor Hunger nicht weiter konnte, nachdem er schon 10 Tage bloß von Gras gelebt hatte. In diesem Zustande fand ihn ein Indianer Bruder im Busche, mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen ähnlich, so daß er Mühe hatte, ihn nach Gnadenhütten zu bringen. Hier kam er in gute Pflege, und brach in die Worte aus: "Ach guter GOtt, habe Dank, daß du mich armen Menschen wieder zu Christen gebracht hast! Ist es nun dein Wille, daß ich hier sterben soll, so bin ich es von Herzen zufrieden." Er starb aber nicht, und wurde nachher von den Brüdern nach Pittsburg befördert.

Uebrigens wurde in diesem Zeitraum gar manche Schaar wilder Krieger durch die liebreichen und vernünftigen Vorstellungen unserer Indianer so gerührt, daß sie von ihrem mörderischen Vorhaben abließ und nach Hause kehrte, wodurch viel Blutvergießen verhütet ward. Oft konnten auch unsere Indianer sich selbst gegen die Räubereyen der durch- und vorbeyziehenden Wilden nicht anders schützen, als daß sie Deputirte an sie abschickten, ihnen die Unbilligkeit ihres Betragens vorstellten, und dabey einen String of Wampom übergaben.

Bey diesen Unruhen, wozu noch kam, daß auch die Freypartien der weißen Leute überall herum streiften, war die Gemeine in Gnadenhütten der Gefahr am mehrsten ausgesetzt. Sie wurde daher im April 1778 eingeladen, lieber für die Zeit nach Lichtenau zu ziehen. Diesen Antrag nahm sie an, und Gnadenhütten ward verlassen. Solchergestalt wohnten nun die 3 Indianer-Gemeinen beysammen, wes-

halb man in Lichtenau den Versammlungssaal merklich erweiterte, und den Ort mit vielen Häusern vergrösserte.

Unterdessen wurden die Delawar-Chiefs zu wiederholtenmalen vom Englischen Befehlshaben im Fort Detroit und denen Indianer-Nationen, die auf seiner Seite waren, aufs ernstlichste und oft mit den schärfsten Drohungen zum Kriege aufgefordert. Sie liessen sich aber lange Zeit nicht wankend machen, und wurden darin durch den guten Rath der Missionarien und der National-Gehülfen treulich unterstützt, die solches sowol der Indianer-Gemeine als auch dem ganzen Lande schuldig zu seyn glaubten, indem es eine ausgemachte Sache war, daß durch die Neutralität der Delawaren viele andre Nationen in Ruhe erhalten wurden, weil sie die Delawar-Nation, als ihren Grosvater, doch nicht gerne beleidigen wollten. Auch wurde dieses Betragen der Brüder von der Regierung in Pittsburg als eine Wohlthat fürs ganze Land erkannt, wie solches der Obriste Morgan dankbarlich bezeigte, mit der Versicherung, daß dadurch die Wuth der Krieger ins ganze gedämpft worden sey.

Nun genoß man eine gute Weile einer Ruhe, die um so erquickender war, je länger man das Gegentheil erfahren hatte. Die bösen Monsys aber waren unterdessen unablässig geschäftig, die übrigen Nationen gegen die Delawaren, und besonders gegen die Indianer-Gemeine und deren Lehrer aufzuhetzen. Als nun dieses noch dazu kam, daß die Delawaren auch von Seiten der Freystaaten zum Kriege gegen die Englischgesinnten Indianer aufgefordert wurden, so fingen ihre Chiefs endlich doch an zu wanken, entschlossen sich zum Kriege, und schlugen sich auf die Seite der Engländer. Hierüber verlor sich sogleich ihre Freundschaft gegen unsre Indianer und die Missionarien, die unermüdet zum Frieden riethen, und verwandelte sich nach und nach in Feindschaft; denn nunmehro war die friedlichgesinnte Indianer-Gemeine

ihnen

ihnen im Wege, daß sie nicht nach ihrer Neigung handeln konnten. Menschlichem Ansehen nach war es also um die Gemeine geschehen; denn die Englischgesinnten Indianer-Nationen hatten in Detroit einmüthig beschlossen, daß das Kriegsbeil auf dessen Kopf fallen sollte, der es nicht annehmen würde. Eine ähnliche Gesinnung zeigten die Nationen, die es mit den Freystaaten hielten. Unsre Indianer waren also mitten inne.

Der erste Schritt, den man sich gegen sie erlaubte, war, daß ihre junge Mannschaft von den Chiefs der Delawaren aufs ernstlichste und zu wiederholtenmalen aufgefordert wurde, auch die Waffen zu ergreifen. Ihre Weigerung war standhaft, setzte sie aber in nicht geringe Gefahr, indem die Delawaren endlich gar aussprengten, daß die Indianer-Gemeine es mit den Amerikanern hielte. Noch gefährlicher wurde dadurch die Lage der Missionarien, deren Rath und Ansehen man diese Weigerung allgemein zuschrieb. Die Drohung wurde daher von den Wilden sehr oft wiederholt, daß sie entweder getödtet, oder gefangen weggeführt werden sollten, weil man sich alsdann, wenn man sie nur erst fort hätte, mit der Indianer-Gemeine bald fertig zu werden schmeichelte.

Fast unzählige Bewahrungen GOttes erfuhren die Brüder zu dieser Zeit. Schon im Sommer 1778 erhielten die Missionarien zuverlässige Nachricht, daß der Gouverneur in Detroit eine Parthie Engländer und Indianer nach Lichtenau schicken und sie abholen lassen wollte. Nach einiger Zeit aber vernahmen sie, daß diese Expedition wieder aufgeschoben worden, weil der Capitain, der die Parthie commandiren sollte, plötzlich gestorben, und nicht gleich ein anderer an seine Stelle da war. Ein anderer Englischer Officier hatte von den Wilden verlangt, daß sie ihm nur die Missionarien todt oder lebendig liefern sollten. Jene versprachen es, vergassen es aber. Auch im Sommer 1779

schwebte

schwebte eine große Gefahr über ihnen, welcher zu entgehen, sie keinen Weg vor sich sahen. Eine Armee Engländer und Indianer von Detroit war auf ihrem Marsch nach dem Fort Laurenz in Tuskarawi schon diesseits der Huronen-Städte angekommen, und der commandirende Officier hatte ebenfalls die Absicht, in die Gegend unsrer Indianer zu rücken, und die Missionarien aufzuheben. Es kam aber plötzlich die Nachricht, von einem Einfall der Amerikaner, weswegen alle Indianer, die bey ihm waren, ihn verliessen, daß er also sein Vorhaben aufgeben und nach Detroit zurück kehren mußte. Der Bruder Schebosch befand sich einmal auf einer Reise nach Pittsburg, ohne es zu wissen, zwischen zwo Partheyen, deren eine die andere verfolgte, und erfuhr erst nachher die Gefahr, in der er gewesen war. Verschiedenen Boten, die von den Brüdern in nothwendigen Geschäften ausgeschickt worden, wurde von Mördern aufgelauert, sie entkamen aber glücklich.

Sehr oft wurde das Wort bey ihnen erfüllt: Der HErr machet zunichte der Heiden Rath, und wendet die Gedanken der Völker. Einmal ließ der Halbkönig der Huronen die Missionarien warnen, auf guter Hut zu seyn, weil er mit Gewißheit erfahren hätte, daß ihnen nach dem Leben getrachtet würde, vornemlich dem Bruder Zeisberger. Auch verbreiteten einige boshafte Leute das Gerüchte, daß gedachter Missionarius drauf antrage, die gläubigen Indianer zu den Amerikanern herüber zu führen. Als ihm nun die Gefahr, in die er dadurch gerieth, schriftlich gemeldet wurde, antwortete er: "Bin ich in Gefahr, so kann ich es nicht ändern, und überlasse es gänzlich meinem lieben HErrn, dem ich diene, wie Er meine Sache und mein Schicksal ordnet. Uebrigens bin ich gelassen und getrost, wiewol ich mich nicht muthwilliger Weise in Gefahr setzen werde." Indessen kam die Gefahr ihm doch einmal sehr nahe. Ein weißer Mann

von Sandusky, Namens Kornick, war mit einem andern weißen Manne, Simon Gisley genannt, der mit einer Anzahl Mingues aufs Rauben und Morden ausgegangen, zusammen gekommen, und hatte von ihm gehört, daß er noch so glücklich zu seyn hoffte, entweder alle weiße Brüder, oder doch einen von ihnen nach Detroit zu bringen. Kornick erzählte solches dem Bruder Zeisberger, und warnte ihn. Dieser aber, solcher Drohungen gewohnt, machte sich nichts daraus, sondern ging in seinem Beruf wohin es nöthig war. Als er nun eines Tages mit 2 Indianer-Brüdern auf der Reise war, begegnete ihm besagter Simon Gisley wirklich mit 8 Mingues und einem weißen Gefangenen. Sobald Gisley den Missionarium erblickte, rief er seiner Compagnie zu: "Seht, da kommt uns der entgegen, den wir schon lange zu sehen und zu bekommen gewünscht haben; thut nun, was euch gut dünkt!" Der Anführer der Mingues aber schwieg stille und schüttelte den Kopf. Sie thaten also nur einige Fragen und zogen weiter. Auch ein Officier von Detroit, der im Jahr 1779 auf dem Marsch nach Fort Laurenz begriffen war, hatte gedachtem Herrn Kornick gesagt, daß eine seiner Hauptangelegenheiten, warum er dahin wollte, diese sey, die Missionarien abzuholen, insonderheit den Bruder Zeisberger. Als ihm Kornick nun vorstellte, daß die Missionarien den Engländern nicht nur keinen Schaden thäten, sondern noch dazu viel Gutes unter den Indianern stifteten, erwiederte er, daß man solches gar wohl wisse, wenn sie aber erst die Missionarien weg hätten, so krigten sie nicht nur die Delawaren, sondern auch alle übrige Nationen mit sich in den Krieg.

Alle Nachrichten, die man nunmehro erhielt, stimmten darin überein, daß es auf die gänzliche Zerstörung der Indianer-Gemeine abgesehen sey. Das war für einige, die sich im Glauben noch nicht hatten gründen lassen, eine Versuchung,

suchung, der sie nicht widerstehen konnten. Sie entfernten sich von der Gemeine aus Furcht. Hier sahe man aber auch die Treue des HErrn, der mit den Schwachheiten Geduld hat; denn diese alle bewahrte Er, daß sie während ihrer Abwesenheit an ihren Seelen keinen Schaden litten. Sie kamen auch balde wieder, und schämten sich ihrer Kleinmüthigkeit.

Nach und nach wurde indessen die Zerrüttung unter den Delawaren immer ärger. Viele derselben fingen an zu flüchten, und keiner konnte sagen, warum? Dennoch gingen sie davon und liessen ihr Korn und was sie eingeerndtet hatten, im Stiche. Unsre Indianer aber blieben ruhig, vertrauten dem HErrn, und mancher von ihnen hatte auch zu dieser Zeit Gelegenheit, ein Zeugniß der Wahrheit abzulegen. Unter andern hatte der Amerikanische General Intosch einmal eine lange Unterredung mit einem Getauften, Namens Johann Martin, und that allerley geistliche und andere Fragen an ihn, die ihm Johann Martin zu seiner völligen Zufriedenheit beantwortete, so daß der General sich nicht genug darüber wundern konnte. "Ich kann wol, sagte Johann Martin zum Beschluß, die Bibel nicht lesen, aber ich weiß doch, daß es so geschrieben steht, und so sind wir von unsern Lehrern gelehrt worden; der General kann die Bibel lesen, und wird wissen, ob es Wahrheit ist, was ich sage." Du hast ganz recht, erwiederte dieser; es ist Wahrheit, was du sagst, und ich freue mich sehr, so einen Indianer zu sehen. Nun sehe ich auch, daß ihr nicht mehr Heiden, sondern christliche Indianer seyd, und ich will euch helfen und dienen, so viel in meinem Vermögen seyn wird.

Inzwischen wurde die Indianer-Gemeine doch durch blinden Lärm sehr oft beunruhiget und geängstiget, daher der Amerikanische Oberste Gibson die Missionarien freundlich einlud, sich mit ihrem Volke nach Fort Laurens in Sicherheit zu begeben, wenigstens sich näher bey dieser Festung

nieder-

niederzulassen, welches die Regierung in Pittsburg auch darum wünschte, weil die Truppen der Freystaaten um unserer Indianer willen der feindlichen Wilden schonen müßten; wenn erstere aber weg wären, so würden sie bloß ihre Feinde vor sich haben. Man verbat sich aber diese Einladung aufs höflichste, weil sich der Krieg am meisten dahin zu ziehen pflegt, wo eine Festung ist, wie denn auch gedachtes Fort Laurenz von den Wilden etlichemal belagert, und endlich von den Amerikanern verlassen wurde. Auch die Schawanosen luden diejenigen Mitglieder der Indianer-Gemeine, die Mahikander oder Monsys waren, freundlich ein, zu ihnen zu ziehen, ihre Lehrer mitzubringen, und ihren Gottesdienst ungestört zu halten. Die Gemeine blieb aber ungetrennt und ruhig.

Mittlerweile zeigte sichs, daß Lichtenau allzustark mit Einwohnern besetzt war. Man entschloß sich also im Jahr 1779, das verlassene Gnadenhütten wieder zu beziehen, und das zerstörte Schönbrunn wieder aufzubauen, doch nicht auf demselben Platze, sondern auf der andern Seite des Muskingum. Gnadenhütten war bald wieder in Ordnung, und wurde von dem Bruder Eduards bedient. Mit dem Bau von Schönbrunn aber ging es nicht so geschwinde, wie sonst gewöhnlich. Der unter Anführung des Bruder Zeisbergers dahin gezogene Theil der Gemeine mußte die größeste Hälfte des Jahres unter Feldhütten wohnen, die gottesdienstlichen Versammlungen unter freyem Himmel halten, und konnte erst im December 1779 das neue Schönbrunn beziehen, und die Kirche einweihen, welches mit großer Freude geschahe.

Lichtenau, woselbst nun der schon im Frühjahr 1778 nebst dem Bruder Schebosch zur Mission zurückgekommene Bruder Heckewälder die Gemeine bediente, war bis daher der schicklichste und sicherste Ort für unsere Indianer gewesen. Die Einwohner von Goschachgünk aber bezeigten sich schon

seit

seit geraumer Zeit nicht mehr so freundschaftlich, wie sonst. Vielmehr suchten sie unsre Indianer auf alle Weise zu beunruhigen. Sonderlich war ihr Stehlen und schreckliches Saufen, samt dessen abscheulichen Folgen eine tägliche Plage der Gemeine. Dazu kam, daß die wilden Krieger es nun zur Gewohnheit gemacht hatten, immer durch Lichtenau zu marschiren, und daselbst Rasttag zu halten, da sie denn allezeit umsonst und reichlich gespeist und getränkt werden mußten, welches in die Länge nicht zu ertragen war. Man hielt also fürs beste, diesen Ort nach und nach zu räumen, und lieber einen neuen an dessen statt zu bauen. Dazu erwählte man eine Gegend am Muskingum, etwas über eine deutsche Meile unterhalb Gnadenhütten, und nannte den Ort Salem. Am 30sten März 1780 war die letzte Versammlung in Lichtenau, mit herzlichem Lobe GOttes für alle an diesem Orte so reichlich genossene Gnade und Segen. Nachher wurde auch hier das Versammlungshaus niedergerissen, und der Abzug nahm seinen Anfang. Weil es aber zu Wasser den Strom hinauf ging, so brachte man über 8 Tage damit zu, obgleich Salem nur 4 deutsche Meilen von Lichtenau ablag.

Mit dem Anbau dieses neuen Gemeinorts, wobey die Einwohner von Gnadenhütten und Schönbrunn treulich halfen, ging es so schnell, daß schon am 22sten May die Kirche eingeweiht wurde. Tages darauf beging die Gemeine daselbst zum erstenmal das Mahl des HErrn, und am 28sten war in Salem die erste Taufhandlung. Im December 1780 wurde dieser Ort ganz fertig, und von fremden Indianern gar häufig besucht.

Aber auch hier wollten die feindseligen Delawar-Chiefs unsre Indianer nicht in Ruhe lassen, und beschlossen daher zu Anfange des Jahres 1781 daß alle Einwohner von Goschachgünk, die nicht in den Krieg ziehen wollten, sich in

der

der Nähe von Salem niederlassen sollten. Alle Vorstellungen, die von unsern Indianern dagegen geschahen, wurden nicht angenommen. Indessen wurde dieser übel gemeinte Anschlag nachher doch zunichte.

Was den innern Gang der Gemeine betrifft, so war diese ganze Periode eine überaus angenehme Gnadenzeit. Die Missionarien lebten in lieblicher Eintracht, und dienten dem HErrn mit Freuden. Auch unter den indianischen Brüdern und Schwestern waltete grosse Liebe, und es war mit Vergnügen zu bemerken, wie sie von selbst darauf bedacht waren, alles aus dem Wege zu räumen, was dieselbe hätte stören können. Ueberhaupt war die Arbeit des heiligen Geistes an ihren Herzen so deutlich wahrzunehmen, daß die Missionarien darüber oftmals aller Noth der Erde vergaßen. Nach einer Predigt z. B. über das Evangelium vom Säemann, prüften sich viele, unter welche Classe sie sich zu rechnen hätten. Einer sagte, er hätte sich getroffen gefunden, daß er unter denen wäre, da der Saame an den Weg gefallen, wo er zertreten, und von den Vögeln aufgefressen worden. Ein anderer fand, daß bey ihm das Wort wie unter die Dornen gefallen, weil noch Gutes und Böses bey ihm unter einander läge, und er dem Heilande noch nicht alles hingegeben hätte. Ein dritter rechnete sich unter die seichten Herzen, da das Wort noch keine Wurzel fassen können, u. s. w. Die mehresten aber, die es sich selbst nicht ableugnen konnten, daß der edle Saame bey ihnen auf ein gutes Land gekommen, dankten dem HErrn dafür in der Stille. Als ein Missionarius einmal einen Indianer-Bruder bey dem Sprechen zum heiligen Abendmahl so anredete: "Erzähle mir doch, wie es in deinem Herzen aussieht!" gab dieser ihm zur Antwort: "Keine angenehmere Anrede hättest du an mich thun können; alle Stunden am Tage bin ich dazu fertig, und wenn man mich des Nachts zu dem

Zwecke aufwecken würde, so würde ich keine Zeit brauchen, mich zu besinnen, oder erst recht wacker zu werden, denn der Heiland hat mein Herz so eingerichtet, daß ich meine Armuth und Mangelhaftigkeit meinen Brüdern eben so gerne darlege, als die Seligkeit, die ich geniesse." Ein anderer Getaufter klagte seinem Lehrer, daß er den Heiland verloren habe. Auf Befragen, wie denn so? erwiederte er: "Ich wollte einen unsträflichen Wandel führen, und hielt mich auf über einige, die in den Gemeingnaden schon weiter sind, als ich, daß sie sich bisweilen mit Dingen einlassen könnten, die sich, nach meinen Gedanken, für Kinder GOttes nicht schickten. Ich dachte, so soll es nicht mit mir werden; was ich dem Heilande versprochen habe, will ich auch halten. Endlich krigte ich Gefallen an mir selber, vergaß die Hülfe des Heilandes, und nun bin ich, wie ein verlassenes Kind." Ein Neugetaufter sagte zu seiner Mutter und zu seinen Freunden in Goschachgünk: "Ihr denkt vielleicht, daß nichts an der grossen Sache vom Heilande und Seiner Versöhnung ist, und daß nur eben viel davon geredet wird. Ich habe ehedem auch so gedacht, und mein Gespötte damit gehabt. Nun kann ich euch aber aus Erfahrung sagen, daß es etwas zum Erstaunen grosses ist, und daß eine Gotteskraft über einen kommt, die das Herz zermalmet, wenn man hört, was der Heiland für uns gethan und gelitten, und wie viel es Ihn gekostet hat, uns arme und verlorne Menschen aus der Gewalt des Satans zu erlösen." Einmal wollten ein paar fremde alte Männer einen getauften Jüngling über seinen Glauben befragen, und der eine Alte sagte, er wollte die halbe Nacht mit ihm zubringen und sehen, ob er, da er doch noch ein Knabe wäre, einem alten Greise auf alles würde Red und Antwort geben können. Es währte aber nicht lange, so sagte der Greis, daß er schon genug habe, und ermahnte den Jüngling, bey der Gemeine zu bleiben, so

lange

lange er lebe. "Ich, setzte er hinzu, bin schon zu alt und zu verhärtet, als daß ich gläubig werden könnte." Ein anderer Getaufter erklärte sich gegen einen Besuchenden: "Ich glaube den weissen Lehrern, wie ich selig werden kann, nicht darum, weil sie es gesagt haben, sondern mein Herz wurde, ehe ich getauft ward, von seinem elenden Zustande überzeugt, und ich lernte glauben, daß der Heiland mein Erlöser und Seligmacher sey. Und nachdem ich getauft war, fühlte ich, daß ich ein ganz andrer Mensch war, als vorher. Mein Herz brannte, und ich war unaussprechlich selig. So ist es mir noch, und das darum, weil mir der Heiland meine Sünden vergeben, und mich mit Seinem Blute gewaschen hat."

In den öffentlichen Predigten war die Bewegung unter den Zuhörern oft ganz ausserordentlich, so daß der Prediger inne halten mußte. Viele Besuchende wurden dabey von der Gnade JEsu ergriffen, und so viele derselben nicht widerstunden, auch der heiligen Taufe theilhaftig. Unter letztern befand sich auch ein weisses Ehepaar von der Menonisten Gesinnung. Der Mann, Namens John Leath, hatte schon viele Jahre unter den Indianern gewohnt, und seine Frau war als ein halbjähriges Kind von den Wilden weggeführt worden.

Einige fremde Indianer, die in Lichtenau besuchten, bezeugten gehört zu haben, daß Wunderdinge daselbst vorgingen, daher sie gekommen wären, dieselben auch anzusehen und zu hören. Die Indianer-Brüder bekräftigten es, daß allerdings solche Wunderdinge vorgegangen wären, und noch vorgingen, wovon sie in ihrem ganzen Leben vielleicht noch nichts gehört hätten, und fingen darauf an, ihnen zu erzählen, wie GOtt der Schöpfer aller Dinge in die Welt gekommen, Sünder selig zu machen, und solches nun wirklich, und auch in Lichtenau thue. Diese Liebe und Gnade GOttes unsers Heilandes übersteige alle unsere Ver-

 nunft,

unft, und wir würden selbst in der Ewigkeit nicht aufhören können, über die Wunder Seiner Gnade zu erstaunen. Diesem Zeugnisse hörten die Wilden sehr aufmerksam zu, und als Isaak Glikkikan, einer dieser Zeugen JEsu, nach Hause gehen, und sich schlafen legen wollte, weil es schon gegen Mitternacht war, sagte einer von den Wilden, sein ehemaliger Camerad, zu ihm: "Wir haben sonst manche Nacht bey einem Fest oder beym Saufen mit einander zugebracht, und es kam kein Schlaf in unsre Augen: laß uns nun einmal eine Nacht mit dieser grossen Sache zubringen, und mit einander darüber ausreden!" Das that Isaak gerne, und die Nacht ward mit Fragen und Antworten über das, was der HErr für uns gelitten, zugebracht. Ein fremder Indianer, der aus den Gegenden des Mississippi her war, besuchte in Salem. Nachdem er nun dem Missionario von seinen Reisen und der Beschaffenheit des Landes am Missisippi und den dort herum wohnenden Indianern vieles erzählt hatte, setzte er hinzu: "So bin ich auf der Erde herumgefahren, bis ich alt und, wie du siehest, grau geworden bin. Ich habe mich dabey viel bemüht, etwas Gutes für meine Kinder und Nachkommen auszufinden, und habe nirgends das mindeste gefunden. Nun bey euch finde ich auf einmal, was ich so lange vergeblich gesucht habe; und die Ursach, warum ich so lange hier bleibe, ist, daß ich recht viel hören möge, damit, wenn ich wieder zu den Meinigen komme, ich ihnen etwas sagen könne." Eine fremde Frau sagte einmal nach der Predigt zu einem Getauften: "Ich könnte schon bey euch wohnen und gläubig werden, denn ich bin nicht so schlecht und sündig, wie manche andre, sondern ich habe mich in meinem ganzen Leben vor schlechten Dingen gehütet." Jener aber antwortete ihr: "Ich dachte ehemals auch, wie du, und glaubte, gerechter zu seyn, als alle andere. Es wurde mir aber in einer Versammlung auf

einmal klar, daß ich der Schlechteste unter allen sey; ja ich glaubte, der Heiland hätte um meinetwillen das meiste ausgestanden; hierauf warf ich mich mit allen meinen Sünden zu Seinen Füßen, und nun weiß ich von keiner andern Schönheit an mir, als daß ich ein versöhnter Sünder bin, und glauben kann, daß ich ewig mit dem Heilande leben werde; und dieses ist mir genug." Der National-Gehülfe Abraham beschloß einmal seine Rede an die Besuchenden mit den Worten: "Nun haben wir euch gesagt, wie ihr selig werden könnet. Wenn ihr es annehmen wollt, so werdet ihr erfahren, daß es Wahrheit ist. Nehmt ihr es aber nicht an, so haben wir gethan, was wir zu thun schuldig waren, und ihr werdet einmal nicht sagen können, daß ihr zu den Gläubigen gekommen wäret, und die hätten euch nicht gesagt, was ihr thun solltet, um selig zu werden." Ein fremder Indianer von Wobasch erkundigte sich bey den Indianer-Brüdern um den Grund ihrer Lehre, und was sie doch unter einander hätten, das sie so zusammen hielte? Er glaubte, es müßte ein Geheimniß seyn; worauf sein leiblicher Bruder, ein Getaufter, der in Lichtenau wohnte, ihm JEsu Gnade einfältig und kräftig anpries. Er hatte aber nicht lange geredet, so sagte jener: "Nun ist es genug, ich bitte dich, höre auf, denn während deiner Rede wird mir ganz wunderlich ums Herz. Ich kann es nicht mit Worten sagen, was ich fühle; aber ich sehe schon, wenn ich viel darüber denken wollte, so würde ich untüchtig werden, meinen Geschäften, Botschafter an die Nationen zu seyn, ferner nachzugehen". Ein anderer fremder Indianer kam weinend zum Missionario, und sagte: "Es ist mir heute in der Predigt etwas ins Herz gefahren, das mich ganz krank macht. Ich weiß nun, daß ich ein elender und verdorbener Mensch bin, und daß der böse Geist mich ganz in seiner Gewalt hat, und meine Seele ewig verloren gehen muß, wenn ich nicht an-

 ders

ders werde." Ein Mörder, der bey einer Taufhandlung zugegen war, und sich, um alles recht genau zu sehen, auf die Bank gestellt hatte, konnte es da nicht lange aussehen, sondern verkroch sich bald unter die Bänke. Er hatte hernach mit dem Isaak Glikkikan eine Unterredung, da er ihn unter andern fragte: ob er wol wisse, wo der Teufel seine Wohnung habe? "Ja, erwiederte Isaak, ich kann dir es sagen; er wohnet in deinem Herzen." Ein ungetaufter Schawanose sagte einmal unter andern: "Als ich erst hieher kam, und so viel von armen sündigen Menschen reden hörte, dachte ich bey mir selbst: Die gläubigen Indianer müßten doch recht schlechte Leute seyn, und haben es wohl nöthig, sich zu bessern. Ich dachte, so sieht es bey mir nicht aus: ich weiß von keiner Sünde, die ich bey mir hätte, sondern muß meinem GOtt wohlgefallen. Ich habe auch jederzeit gesucht, ihm gefällig zu seyn, und aus der Ursache fleißig geopfert. Nun aber ist mir seit kurzem etwas in einer Versammlung klar geworden, und ich bin gewiß, daß ich ein recht sündiger Mensch bin, und daß es in meinem Herzen just so aussiehe, wie in dem alten Korbe da." (Es stand eben ein Korb da mit allerley Unrath.) "So wie ich, fuhr er fort, vorher meinen Hochmuth fühlte, und nichts an mir auszusetzen fand, so fühle ich nun solche Armuth, daß ich kaum einen Gläubigen ansehen kann, und ich wünschte von Herzen, daß der barmherzige Heiland mir Sünder auch gnädig seyn und mir meine Sünden vergeben möchte." Hierbey fing er überlaut an zu weinen; und bald hernach ward er als der Erstling aus der Nation der Schawanosen in JEsu Tod getauft. Er war von dieser Gnade so angethan, daß er etliche Wochen nachher zum Bruder Zeisberger sagte: "Meine Augen stehen in Thränen den ganzen Tag, und so oft ich des Nachts erwache, so fällt mir am ersten ein, wie der Heiland um meiner Sünden willen geschlagen und ge-

peinigt

peinigt worden. Er soll auch mein ganzes Herz haben, meinen Leib, ja alle Knöchelchen bis auf das kleinste, das an mir ist." Ueberhaupt war ihm seit seiner Taufe das Leiden und der Tod JEsu eine so große und wichtige Sache, daß er mit jedem, der zu ihm kam, davon zu reden anfing. Auch bezeugte er, daß er sich vor dem Tode nicht mehr fürchte; er wisse gewiß, daß seine Seele erlöset und errettet sey.

Vorzüglich merklich war die Arbeit des heiligen Geistes an den Kranken und Sterbenden. Ein krankes Mädchen von 6 Jahren sagte mit Thränen: "Nun verlange ich nichts mehr auf dieser Welt, als nur das Eine, mit dem Blute des Heilandes abgewaschen zu werden; denn will ich gerne zu Ihm gehen." Sie wurde auch zu ihrer ausnehmenden Freude getauft. Eine Indianerin, der eben diese Gnade auf ihrem Krankenlager wiederfuhr, konnte die folgende Nacht vor Freuden nicht schlafen, war unaussprechlich selig, und sagte: "Nun wünsche ich je eher je lieber zum Heilande zu gehen, und verlange nicht wieder gesund zu werden." Den Tag vor ihrem Verscheiden fragte sie: "Was muß doch den Heiland zurück halten, daß Er mich nicht zu sich nimmt?" Sie wurde darauf versichert, daß Er gewiß balde kommen und ihr Verlangen stillen werde. Am folgenden Tage aber rief sie aus: "Nun kommt Er!" und balde drauf entschlief sie. Ein neugetaufter Knabe von 8 Jahren ließ kurz vor seinem Ende den Bruder Zeisberger zu sich rufen, und sagte zu ihm: "Nun will ich nach Hause gehen; aber was soll ich anziehen?" Zeisberger anwortete: "Du bist schon angezogen und in der heiligen Taufe schön gekleidet worden mit Christi Blut und Gerechtigkeit; du bedarfst nichts mehr." Gut, sagte der Knabe, nun freue ich mich! und sogleich verschied er unter Zeisbergers Einsegnung. Eine kranke Indianerin wurde auf ihr inständiges Bitten nach Lichtenau gebracht, ließ den Missionarium Zeisberger zu sich bitten,

und sagte: "O wie froh bin ich, daß ich hier bin! Ich bin eine schlechte Creatur; in meinem ganzen Leben habe ich nichts gethan, als eine Sünde nach der andern begangen. Ich wußte wol nicht, was ich that, war auch dabey ruhig; nun aber, da ich krank bin, wird mir angst und bange. Alles schlechte, so ich begangen, fällt mir ein, und ich fürchte mich vor dem Tode." Zeisberger wieß sie zu Dem, der dem Tode die Macht genommen hat. Das Wort nahm sie an, wendete sich zu JEsu Christo, und wurde auch bald hernach in Seinen Tod getauft. Alle Anwesende freueten sich über diese Sünderin, und ihr lichter Blick, den sie gleich nach der Taufe bekam, setzte jedermann in Verwunderung, sonderlich die Fremden. Sie betete darauf zu wiederholtenmalen: "Lieber Heiland! nimm mich nun auch gleich zu dir!" Nach einer Weile sagte sie: "Bald wird es geschehen, bald; der Heiland steht schon da. O mein Heiland! nimm mich doch zu dir!" Endlich rief sie aus: "Nun wird es geschehen!" und damit verschied sie. Ausser diesen erreichten noch viele unserer Indianer in diesem Zeitraum das Ende aller Noth. Darunter war einer, der über 100 Jahr alt gewesen seyn muß; denn er wußte von der Zeit zu erzählen, da das erste Haus in Philadelphia gebaut worden, worin er als ein Knabe gewohnt hatte.

Ein Schweizer, Namens Lange, der in Goschachgünk wohnte, und den Indianern mit seinem Schmiedehandwerk diente, ließ sich in seiner letzten Krankheit auf einem Schlitten nach Lichtenau ziehen, und klagte dem Bruder Zeisberger den Jammer seiner Seele: "O was bin ich für ein Sünder, sagte er unter andern, es kann unmöglich ein grösserer Sünder seyn, als ich bin!" Zeisberger verkündigte ihm darauf das theure Evangelium, daß JEsus Christus für solche Sünder Sein Blut vergossen hat, und einen jeden, auch den Schlechtesten, liebreich annimmt, wenn er Ihn nur von Herzen um Gnade anflehet. Dieser Zuspruch hatte

auf

auf den Kranken eine so selige Wirkung, daß er getröstet und lächelnd verschied.

Capitain White Eye, der so vielen Indianern aufs ernstlichste angerathen hatte, an JEsum Christum gläubig zu werden, hatte solches in Ansehung seiner selbst, um seiner vielen politischen Geschäfte willen immer verschoben. Mitten in denselben aber war sein Ende da, indem er in Pittsburg an den Blattern starb. Die Indianer-Gemeine, der er gar viel gedient hatte, nahm an seinem Tode besondern Antheil, und es war der allgemeine Wunsch, daß GOtt unser Heiland seine Seele möchte zu Gnaden angenommen haben.

Daß unsre Indianer nicht nur für Freunde, sondern auch für ihre Feinde beteten und ihnen Gutes wünschten, war den Wilden besonders auffallend und fast unbegreiflich. Vornemlich aber beteten sie für die noch übrigen im Jahr 1777 in Schönbrunn abtrünnig gewordenen, die sie, ihres feindseligen Betragens ungeachtet, doch nicht als ihre Feinde, sondern als verirrte Schaafe betrachteten. Sie hatten auch die Freude, daß ihr Gebet gnädiglich vom HErrn erhört wurde; denn die mehresten dieser verunglückten Leute, sonderlich die verführte Jugend, fanden sich als reuige Sünder wieder ein, baten flehentlich um Vergebung, und erhielten dieselbe öffentlich unter vielen Thränen der sie wieder mit Liebe anfassenden Gemeine. Sie wurden auch großentheils wieder in die Gemeinorte als Einwohner aufgenommen, und einige derselben entschliefen nachher getröstet und vergnügt.

In Ansehung des äussern Bestehens unsrer Indianer war die treue Vorsorge unsers Vaters im Himmel in diesem Zeitraum besonders sichtbar. Außer ihrem eigenen Bedürfniß hatten sie gar viele Hungrige zu speisen und Nothleidende zu besorgen. Es ward ihnen aber alles Nöthige beschert. Sie hatten gute Jagd. Ihre Erndten fielen reichlich aus, und keines hatte über Mangel zu klagen.

 Im

Im May 1780 reiste der Prediger Grube zur Visitation der Indianer-Gemeine von Litiz in Pensylvanien ab, und mit ihm der Bruder Senseman nebst seiner Frau, die zum Dienst bey der Mission bestimmt waren. Die Reise ging zum Theil über sehr hohe Berge, unter andern über den Seidel, den Allighene- und den Lorel-Berg, und fiel sonderlich dem Bruder Grube sehr hart, der unterwegs von einem Pferd in die Hüfte geschlagen worden. In Pittsburg predigte er einer Anzahl von deutschen Leuten, und taufte auch einige Kinder, weil in dortiger Gegend damals kein Prediger war. Von hier wurde er und seine Gesellschaft durch Indianer-Brüder abgeholt. Der Befehlshaber in Pittsburg, Oberst Gibson, behandelte diese Pilger sehr freundlich, schenkte ihnen ein Reisezelt, und war ihnen zu ihrem Fortkommen, da der Weg von da bis zu unsern Indianern äusserst unsicher war, auf alle Weise beförderlich. Unsre Reisende erfuhren auch wirklich etwas von dieser Unsicherheit. Drey weiße Leute, die gerne Scalps von Indianern gehabt hätten, weil darauf ein hoher Preiß gesetzt worden, lagen am Wege versteckt, und schossen auf einen Indianer, der vor dem Bruder Grube und seiner Gesellschaft herging. Die Kugel aber ging ihm nur durch den Hemdermel. Da nun hierüber alles in Allarm gerieth, sprangen die 3 Laurer auf, und eilten davon. Am 30sten Juny kamen unsre Pilger in Schönbrunn an, zu unbeschreiblicher Freude der Missionarien und ihres lieben Volks.

Grube hielt sich nun bald in dem einen, bald in dem andern Gemeinorte auf, besprach sich mit jedem Gemeingliede einzeln, auch mit den Kindern, und freute sich besonders über die allgemeine Offenherzigkeit, die er bey Alten und Jungen wahrnahm. Außerdem hielt er viele Conferenzen, sowol mit den Missionarien, denen sein Besuch zu nicht geringer Ermunterung diente, als auch mit den Natio-

nal-

nal-Gehülfen. Der Gemeine und ihren Abtheilungen hielt er viele gesegnete Versammlungen, und führte bey derselben auch das in der Brüdergemeine bekannte Stundengebet ein.

Am 15ten August trat dieser würdige Mann in Begleitung des Bruder Schebosch seine Rückreise an, und alles Volk sahe ihm mit Thränen nach. Er war auf dieser Reise sehr krank, setzte dieselbe aber doch immer fort, und dankte GOtt, als er am 2ten September wieder in Litiz eintraf.

Im November 1780 kam der Bruder Schebosch zurück, und mit ihm der Bruder Michael Jung von Bethlehem zum Dienste bey der Mission. Dagegen reiste der Missionarius Zeisberger im Frühjahr 1781 nach Bethlehem ab, und so unsicher die Wege auch waren, half GOtt ihm doch glücklich dahin.

Neunter Abschnitt.

1781.

Die Missionarien Zeisberger und Jungmann kehren zu den Missions-Plätzen zurück. Kurze Ruhe von außen. Unvermuthete Ankunft eines Corps wilder Krieger. Die Missionarien werden gefangen genommen, nachher wieder losgelassen und mit der ganzen Indianer-Gemeine nach Sandusky abgeführt. Kümmerliche Einrichtung daselbst. Abruf der mehresten Missionarien nach Fort Detroit. Ihr Verhör. Sie werden losgesprochen und kommen bey ihrer Gemeine wieder an.

Bereits im Jahr 1779 war der Bischof Johann Friedrich Reichel, Mitglied der Direction der Brüder-Unität, als Visitator nach Nordamerika gekommen, mit dem angelegentlichen Wunsch, auch der bedrängten Indianer-Ge-

meine

meine mit gutem Rath zu dienen. Die damaligen Umstände aber, und seine übrigen Geschäfte hatten ihm nicht erlaubt, selbst ins Indianer-Land zu reisen. Es war ihm daher sehr angenehm, nicht nur durch den Prediger Grube, bey dessen Rückkunft von seinem vorjährigen Besuch bey der Indianer-Gemeine, sondern auch durch den Missionarium Zeisberger während seines Aufenthalts in Bethlehem im Sommer 1781 von dem ganzen Gange der Mission gründlich unterrichtet zu werden. Mit letzterm sowol als auch mit dem Missionario Jungmann, der sich mit seiner Frau dem Dienste der Indianer-Gemeine abermals widmen wollte, nahm er wegen künftiger Bedienung derselben umständliche Abrede. Die übrigen Diener der Mission, die nicht nach Bethlehem hatten kommen können, ermunterte er schriftlich zur treuen Fortsetzung ihres schweren aber seligen Dienstes. Auch schrieb er an die Indianer-Gemeine einen herzlichen und lehrreichen Brief, worin er sie zum Beharren im lebendigen Glauben an JEsum Christum und zum Wandel im Lichte liebreich und nachdrücklich ermahnet.

Im Julio 1781 kamen die Missionarien Zeisberger und Jungmann mit ihren Frauen glücklich bey der Mission wieder an, und unsre Indianer freueten sich darüber, wie Kinder über die Wiederkunft geliebter Eltern. Eben erwähnter Brief des Bischofs Reichel, welcher der Indianer-Gemeine öffentlich vorgelesen wurde, war derselben zu großem Segen, und jedes Glied ermannte sich aufs neue, Christo anzuhangen, Ihn über alles zu lieben und nur für Ihn zu leben.

Sämmtliche Gemeinorte waren nun auch mit Lehrern gut versehen. David Zeisberger stand der Mission ins Ganze vor, bediente aber insonderheit nebst dem Bruder Jungmann die Gemeine in Schönbrunn. Die Brüder Senseman und Edwards besorgten die Gemeine in Gnadenhütten, so wie

die

die Brüder Heckewälder und Michael Jung die Gemeine in Salem.

Von außen befand sich die Gemeine damals, und seit dem vorigen Herbst, in ungestörter Ruhe, und wußte und hörte nichts von feindlichen Indianern, ausgenommen, daß einigemal Krieger durchgingen, und einmal eine 80 Mann starke Parthie, die aus Wilden von allerley Nationen bestand, Miene gemacht hatte, unsre Indianer und ihre Lehrer aufzuheben und mit sich ins Land der Schawanosen zu führen, wovon man sie aber doch durch freundliches Zureden wieder abgebracht hatte. Auch von Englischer Seite befürchtete die Gemeine keinen Angriff, weil sie in die Aufrichtigkeit der im vorigen Abschnitt angeführten vom Fort Detroit erhaltenen Versicherung nicht den mindesten Zweifel setzte.

Diese angenehme Zeit der Erholung aber nahm im August dieses Jahrs unvermuthet ein Ende. Die Indianer-Gemeine, welche samt ihren Lehrern von GOtt unserm Heilande ganz vorzüglich dazu erwählt zu seyn schien, durch viele Leiden Seinen Namen zu preisen, und durch Geduld in Trübsalen die Wahrheit Seines herrlichen Evangelii zu bestätigen, sollte nun Drangsale erfahren, dergleichen noch nicht über sie gekommen waren.

Die Veranlassung dazu war, wie man nachher mit Zuverlässigkeit erfuhr, der Verdacht der Englischen Regierung in Fort Detroit, als ob unsre Indianer heimliche Anhänger der Freystaaten, und die Missionarien Spionen wären, die einen dem Englischen Interesse nachtheiligen Briefwechsel führten. Dieser Verdacht, der durch die Widersacher der Brüder erweckt worden, wurde durch dieselben auch so reichlich genähret, daß die Regierung in Detroit endlich beschloß, sich von dieser Unruhe mit aller Gewalt zu befreyen. Demzufolge begab sich der Englische Agent der Indianischen An-

gele-

gelegenheiten nach Niagara zu einem grossen Rathe der Irokesen, und that ihnen den Antrag, die Indianer-Gemeine mit ihren Lehrern, die sich von einander nicht trennen ließen, aufzuheben und wegzuführen. Die Irokesen genehmigten diesen Vorschlag. Weil sie ihn aber nicht selbst ausführen wollten, so schickten sie eine Botschaft an die Chipawas und Ottawas, und machten ihnen mit der ganzen Indianischen Brüdergemeine ein Präsent, Suppe davon zu kochen, welches ein Indianischer Kriegs-Terminus ist, und so viel heißt: Wir übergeben sie euch zum Schlachten. Die Chipawas und Ottawas aber schlugen es ab, mit der Erklärung, daß sie dazu keine Ursach hätten. Nun geschahe dem oftgenannten Halbkönige der Huronen der Antrag mit denselben Worten. Dieser, der sich sonst gegen unsre Indianer und die Missionarien so freundlich bewiesen hatte, nahm den Antrag an, versicherte aber, daß er es blos darum thue, damit er die gläubigen Indianer von ihrem Untergange erretten und sie beym Leben erhalten könne. Indessen würde auch dieser Halbkönig sich zu einem solchen Unternehmen gewiß nicht haben brauchen lassen, wenn nicht der Delawar Capitain Pipe, ein bekannter Feind des Evangelii und der Indianer-Gemeine, und ihr vornehmster Verkläger in Detroit, ihn dazu aufgehetzt hätte.

Pipe und sein Delawarischer Anhang vereinigte sich nun mit dem Halbkönige und seinen Kriegern, nebst einigen wenigen Schawanosen, worauf sie ein gemeinschaftliches Fest mit einem gebratenen Ochsen anstellten. Hier wurde das Unternehmen noch umständlicher verabredet, doch so, daß bloß die Capitains erfuhren, worauf es eigentlich abgesehen sey. Diesen wurde aufgegeben, die Missionarien lebendig oder todt zu liefern. Das ganze Werk aber ward so geheim betrieben, daß unsre Indianer nicht das geringste davon erfuhren, bis zu Anfang des Augusts, da man von

dem

dem Abmarsch einer starken Parthie wilder Krieger Nachricht erhielt.

Zuerst hoffte man, daß es wieder ein leeres Gerücht seyn würde. Am 10ten August aber kamen die Wilden wirklich angezogen, erst nur 140 Mann stark; nach und nach aber wuchs die Schaar bis über 300 an. Ihre Anführer waren der Halbkönig der Huronen, ein Englischer Capitain, Namens Matthäus Elliot, nebst noch etlichen Englischen Officiers, und der Delaware Capitain Pipe. Sie führten eine Englische Fahne, und ließen sie auch in ihrem Lager wehen. Bey ihrer Annäherung gegen Salem ließ der Halbkönig unsern Indianern sagen, daß sie sich nicht fürchten möchten; es sollte ihnen kein Leid geschehen, denn deswegen sey er selbst gekommen, um sie vor allem Schaden zu bewahren; er habe aber etwas Gutes zu sagen, und man möchte ihm daher zu wissen thun, an welchem ihrer Plätze solches am besten geschehen könnte. Da nun Gnadenhütten in allem Betracht die beste Lage dazu hatte, so ward dieser Ort dazu bestimmt. Die Wilden schlugen also am 11ten August am Westende von Gnadenhütten ihr Lager auf, und wurden von unsern Indianern aufs beste bewirthet. [illegible]

Anfänglich war auch das Betragen der Englischen Officiers und der Wilden sehr freundlich. Am 20sten August aber berief der Halbkönig unsre Indianer und ihre Lehrer zusammen, und hielt folgende Rede an sie: „Meine Cousins, ihr gläubigen Indianer in Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem! Ich bin sehr um euch bekümmert, weil ich sehe, ihr wohnt an einem sehr gefährlichen Orte. Zwey gewaltige, grimmige und mächtige Götter stehen und sperren den Rachen weit auf gegen einander, und zwischen den beyden sitzet ihr mitten inne, und seyd in Gefahr, von einem oder dem andern, oder auch wol von beyden aufgerieben und von ihren Zähnen zermalmet zu werden. Es ist daher für euch nicht rathsam,

länger

länger da zu bleiben. Bedenkt euer junges Volk, eure Weiber und Kinder, sie beym Leben zu erhalten, denn hier werdet ihr alle umkommen. Darum nehme ich euch bey der Hand, hebe euch auf, und setze euch dahin, wo ich wohne, oder doch nahe bey mir, wo ihr sicher seyn und in Ruhe wohnen werdet. Sehet eure Felder und eure Wirthschaft nicht an, sondern stehet auf und kommt mit mir! Nehmt auch eure Lehrer mit, und haltet dort, wo ihr hinkommen werdet, euren Gottesdienst, wie ihr gewohnt seyd. Lebensmittel werdet ihr dort auch schon finden, und unser Vater über dem See (der Gouverneur von Detroit) wird schon für euch sorgen. Das ist es, warum ich gekommen bin, es euch zu sagen." Zur Bekräftigung überreichte er einen String of Wampom.

Ueber diesen unerwarteten Antrag unterredeten sich die Missionarien mit den National-Gehülfen von den 3 Orten, und letztere gaben am 21sten August dem Halbkönige folgende Antwort: "Oncle, und ihr Capitains der Delawaren und Monseys, die ihr unsre Freunde und Eine Nation mit uns seyd! Ihr Schawanosen, unsre Enkel, und alle, die ihr hier versammlet seyd! Wir haben eure Worte gehört: wir haben aber bisher noch keine so große Gefahr gesehen, daß wir nicht bleiben könnten. Wir haben Friede mit allen Menschen, und mit dem Kriege nichts zu thun, wünschen und begehren auch nichts, als daß man uns Ruhe und Friede genießen lasse. Ihr sehet selbst sehr wohl, daß wir nicht sogleich aufstehen und mit euch gehen können, denn wir sind schwer, und es gehört Zeit dazu. Wir werden aber eure Worte bewahren und überlegen, und dir, Oncle! künftigen Winter, wenn wir unsre Felder werden eingeerndtet haben, eine Antwort sagen: worauf du dich verlassen kannst."

Mit dieser Antwort würde sich der Halbkönig ohne Zweifel begnügt haben, wenn die Englischen Officiers nebst

dem

dem Delaware-Capitain Pipe nicht so eifrig und anhaltend in ihn gedrungen wären, die Gemeine weiter zu treiben. Sonderlich bezeigte sich der obgenannte Capitain Pipe dabey sehr geschäftig. Die ganze Ursach war, daß der Halbkönig am 2[illegible]sten August seine Unzufriedenheit über die Antwort der Brüder in harten Ausdrücken zu erkennen gab; worauf ihm aber wiederum vorgestellt wurde, daß seine Forderung allzuhart sey, daher er den Einwohnern der 3 Gemeinorte doch nur soviel Zeit lassen möchte, daß sie ihre Erndte einbringen könnten, indem sie sonst voraus sähen, daß sie in Hungersnoth und unbeschreibliches Elend gerathen müßten, wenn sie sich mit leeren Händen auf eine so weite Reise und in eine ihnen völlig unbekannte Gegend begeben sollten. Diese Vorstellung hörte der Halbkönig an und schwieg.

Unterdessen bemühten sich die gemeinen Wilden, unsern Indianern die ihnen zugedachte Gegend als ein Paradies zu beschreiben; und bey vielen Unwissenden fanden diese Lügen wirklich Eingang, und machten ihnen Lust, dem Halbkönige zu folgen. Nun waren also unsre Indianer selbst getheilt. Einige riethen, gleich aufzubrechen, und mit den Wilden zu ziehen, ohne die Folgen davon zu bedenken. Andre, und zwar die mehresten, waren völlig dagegen, und bezeigten, daß sie lieber auf der Stelle sterben wollten.

Dieses verursachte den Missionarien den größten Kummer. Auf ihr Gutachten kam am Ende alles an, und sie sahen nun, daß sie entweder den einen oder den andern Theil damit beleidigen müßten. So viel sie auch auf Mittel und Wege dachten, aus der Klemme herauszukommen, so fanden sie immer nichts, als daß es auf allen Seiten wie verriegelt war. Indessen hielten sie die Versammlungen täglich fort, und unterließen nicht, die Gemeine zu ermahnen, zu ermuntern, zu trösten und auf den HErrn zu weisen, zu dem sie täglich Tag und Nacht schrieen, dessen Wegweisung aber

dißmal so verborgen waren, daß sie gar nicht wußten, was sie eigentlich wünschen sollten. Ergebenheit in Seine allzeit weise Führung, Stille und Gelassenheit, und die Bitte: HErr, Dein Wille geschehe! war das einzige, was ihnen übrig blieb. Doch hielten sie dieses auf alle Fälle für das sicherste, es aufs äusserste ankommen zu lassen, und nicht anders als gezwungen den Wilden zu folgen, damit die Gemeine, wenn sie in Jammer und Noth käme, ihnen nicht die Schuld beymessen und Vorwürfe darüber machen könnte.

Mittlerweile schien es einmal, als ob der Halbkönig sein Vorhaben, Gewalt zu brauchen, aufgeben wollte. Die Englischen Officiere aber sparten keine Mühe, ihn und seine Capitains anzuspornen, daß sie die Missionarien gefangen nehmen möchten, indem sie, wenn sie ohne dieselben nach Detroit kämen, von dem dortigen Gouverneur keine Gunst zu erwarten hätten. Dazu kam in diesen Tagen der Trübsal das Unglück, daß unter unsern Indianern selbst etliche untreu wurden, und den Wilden den Anschlag gaben, vors erste nur die weissen Brüder zu arretiren und fortzuführen, denen dann die gläubigen Indianer gewiß alle nachfolgen würden. Andere waren so unverständig, daß sie, wenn sie gefragt wurden, ob sie gerne mit den Wilden gehen wollten, antworteten: "Wir sehen nur auf unsre Lehrer; wie die thun werden, so wollen wir auch thun." Auf die Weise fiel die ganze Schuld immer auf die Missionarien, die dadurch das Hauptaugenmerk der Wilden wurden. Ueberdem ereignete sich ein Umstand, der ihre Lage verschlimmerte. Sie hatten in der Stille 2 Indianer-Brüder nach Bethlehem abgefertigt, um der dortigen Gemeine von ihrem Zustande Nachricht zu ertheilen, doch ohne ihnen Briefe mitzugeben. Diese Boten aber wurden von den Wilden angehalten, zurückgebracht und aufs schärfste befragt. Sie sagten die Wahrheit, und diese enthielt nichts bedenkliches. Die Wilden aber

ließ-

liessen sichs doch nicht ausreden, daß die Missionarien sie abgesandt hätten, die Amerikaner zu ihrer Hülfe zu rufen.

Die Anführer hielten daher, wie man hintennach von einigen aus ihrer Mitte erfuhr, verschiedene Rathsversammlungen über diese Angelegenheit, und beschlossen endlich einmüthig, sämtliche weiße Brüder und Schwestern umzubringen. Indessen wollten sie doch auch gerne wissen, ob einer von den gemeinen Kriegern, der als ein berühmter Hexenmeister viel bey ihnen galt, ihren Entschluß genehmigte? Dieser aber antwortete ihnen, daß er nicht einsehen könne, was für Vortheil ihnen daraus erwachsen könnte, wenn sie die Weißen umbrächten; sie könnten damit vielmehr das Uebel ärger machen; denn die Häupter der gläubigen Indianer blieben ja doch da, wenn auch ihre Lehrer aus dem Wege geräumt wären. Die Capitains hielten also wiederum Rath, und wurden schlüssig, außer den weißen Brüdern auch sämtliche National-Gehülfen zu ermorden. Worauf sie gedachten Hexenmeister wieder herbeyriefen, und ihm ihren neuen Entschluß entdeckten. Er gab ihnen aber zur Antwort: "Ihr habt also beschlossen, meine leiblichen Freunde umzubringen, denn die meisten ihrer Hauptleute sind meine Freunde, nur wenige ausgenommen. Wofern ihr einem einzigen von ihnen etwas zu leide thut, so weiß ich augenblicklich, was ich thun werde." Dieser Bescheid erschreckte sie, und damit war ihr Rath zunichte.

Indessen wurden die Wilden immer frecher, tanzten und soffen in Gnadenhütten, und trieben allen Muthwillen. Ob ihnen gleich nichts versagt, sondern Vieh zum schlachten gegeben wurde, so oft sie es verlangten, so schossen sie dennoch unsern Indianern ihr Rindvieh und Schweine auf der Straße todt, und liessen das Aas nicht wegnehmen, so daß der Ort mit unleidlichem Gestank erfüllt wurde. Auch gingen kleine Partien von ihnen aus, brachten Gefangene nach Gnaden-

hütten, und dieser Ort wurde dadurch ein trauriger Schauplatz des Krieges.

Endlich berief der Halbkönig alle weiße Brüder von Schönbrunn und Salem nebst den National-Gehülfen nach Gnadenhütten. Verschiedene derselben konnten ihre Posten nicht verlassen, weil sie über Ordnung halten, und die Schwestern und Kinder vor den Ausschweifungen der Wilden bewahren mußten. Die Missionarien David Zeisberger, Sensemann und Heckewälder aber fanden sich mit einigen National-Gehülfen am 3ten September ein, und merkten balde, daß ihnen etwas schweres bevorstand. Nach ihrem Ausdruck war es ihnen nicht anders, als ob die Luft voll böser Geister schwärmte.

Nun wurden sie vor den Kriegsrath gefordert, und der Halbkönig drang sehr hart in sie, daß sie sich, ohne erst wieder auseinander zu gehen, auf der Stelle rund erklären sollten, ob sie sogleich mit ihm ziehen wollten oder nicht? Da die Missionarien sich aber auf ihre schon ertheilte Antwort beriefen, und dabey zu bleiben versicherten, brach die Versammlung ohne weiteres plötzlich auf. Jetzt wurde dem Bruder Zeisberger von einem Delawar Capitain heimlich gesteckt, daß, da er in ihre Nation aufgenommen und also ihr Fleisch und Bein sey, die Delawar-Krieger geneigt wären, ihn in ihren Schutz zu nehmen. Da solches aber nur ihm, und nicht seinen Mitarbeitern zu gute gekommen wäre, so schlug er dieses Anerbieten aus. Gleich darauf wurde er nebst genannten 2 Brüdern von etlichen Huronen angegriffen und für gefangen erklärt. Indem sie nun so fortgeschleppt wurden, kam ein anderer Hurone wild auf sie zugesprengt, und stieß mit seinem Spieß nach des Bruder Sensemanns Kopf, verfehlte ihn aber. Dem folgte ein Monsey, welcher die Missionarien bey den Haaren ergriff, sie schüttelte und spottweise sagte: Seyd gegrüßt, meine Freunde!

Man

Man brachte sie darauf vors erste in das Lager der Delawaren, woselbst sogleich der Todtengesang über sie angestimmt wurde. Während desselben luden die Huronen, aus Furcht vor unsern Indianern, ihr Gewehr aufs eiligste, wobey sie so zitterten, daß sie kaum wußten, was sie thaten. Sie zogen darauf die Missionarien bis aufs Hemde aus, und nahmen ihnen ihre Kleider weg. Unterdessen lief der ganze Schwarm der übrigen Wilden ins Missions-Haus, plünderte und verwüstete es aufs gräulichste. Einige unserer jungen Indianer hatten sich zwar mit Beilen vor die Thür des Hauses gestellt, und wollten die Räuber abhalten, mußten aber der Uebermacht weichen. Den Bruder Eduards, der im Hause war, ließen sie frey ausgehen. Er wollte aber ohne seine Brüder nicht frey seyn, ging zu ihnen ins Lager, und ward ihr Mitgefangener.

Nun brachte man sie in das Gezelt eines Englischen Officiers, der beym Anblick der jämmerlichen Figur, die sie machten, einiges Mitleiden gegen sie bezeigte, und versicherte, daß es gar nicht so gemeint gewesen, auf solche Art mit ihnen zu verfahren, wiewol es des Gouverneurs in Detroit ausdrücklicher Befehl sey, sie mit Gewalt wegzunehmen, wenn sie nicht gutwillig mitgingen. Von hier wurden sie, nachdem sie einige alte Lumpen zu ihrer nöthigsten Bedeckung bekommen, in das Lager der Huronen geführt, und in 2 Hütten gefangen gesetzt, die Brüder Zeisberger und Heckewälder in eine, und Eduards und Sensemann in die andre. Letztern wollte man in den Stock thun, auf seine Vorstellung aber, daß solches nicht nöthig sey, unterblieb es. Auch wurden die Brüder nicht gebunden, wie andere Gefangene, die da waren, sondern nur scharf bewacht. Hier saßen sie auf der bloßen Erde, und hatten nichts, womit sie sich in der kalten Nacht hätten zudecken können.

Bald nachdem sie solchergestalt einquartiert worden, sahen sie, daß eine Menge bewaffneter Krieger sich auf den Weg nach Salem und Schönbrunn begab, und die Vorstellung von der Mißhandlung, welche die Ihrigen nun zu erwarten hatten, marterte sie weit mehr als ihr eigenes Leiden. Mit Einbruch der Nacht trafen etwa 30 Wilde in Salem ein, brachen die Thüre des Missions-Hauses mit Gewalt auf, nahmen den Bruder Michael Jung, dem sie beynahe mit dem Beil den Kopf gespalten hätten, desgleichen die Schwester Heckewälderin mit ihrem kleinen Kinde gefangen, führten sie aus dem Hause, und stellten sie auf die Gasse, plünderten das Haus, nahmen alles, was ihnen anstand, mit fort, verdarben das übrige, und kamen zu Mitternacht mit dem Bruder Michael Jung unter Anstimmung des Todtengesangs in Gnadenhütten an, worauf er zu den Brüdern Zeisberger und Heckewälder eingesetzt wurde. Die Schwester Heckewälderin aber hatte auf Fürbitte der Indianer-Schwestern von den Wilden Erlaubniß erhalten, bis zum nächsten Morgen in Salem zu bleiben, da sie denn von Indianer-Brüdern mit ihrem Kinde auch nach Gnadenhütten gebracht wurde.

Nach Schönbrunn kamen in derselben Nacht nur etliche Huronen, überfielen den Missionarium Jungmann, nebst seiner Frau, desgleichen die Schwester Zeisbergerin und Sensemannin, die schon schliefen, und liessen ihnen nicht Zeit, sich ordentlich anzukleiden, sondern riefen wie ausser Othem, daß 30 bis 40 Krieger bald nachkommen und sie umbringen würden; sie sollten sich daher aufs eiligste in ihre Hände geben, so würden sie beym Leben bleiben, denn sie wollten sie schützen; ihre Sachen wollten sie einpacken und mit ihnen nach Gnadenhütten bringen, wo sie alles wiederbekommen sollten. In der Bestürzung glaubte man ihnen, und die Schwester Zeisbergerin half den Räubern noch, ihre

Sachen

Sachen einpacken, bis sie sahe, daß die Betten aufgeschnitten und die Federn auf die Gasse ausgeschüttet wurden, wie die Wilden auch in Gnadenhütten und Salem gethan hatten. Nachdem die Räuber nun auch noch das Kirchengeräthe weggenommen, machten sie sich mit ihrem Raube auf, und fuhren mit ihren Gefangenen zu Wasser davon. Vor allen war hierbey die Schwester Sensemannin zu bedauren, die erst vor 3 Tagen entbunden worden, und nun mit ihrem Kindlein bey finsterer Nacht, im Regen und in so barbarischer Gesellschaft fort mußte. GOtt aber, dem alles möglich ist, ließ weder ihr noch dem Kinde den geringsten Schaden wiederfahren, und stärkte sie recht wunderbar. Wäre sie zu schwach gewesen, den Wilden zu folgen, so wäre sie mit ihrem Söhnlein ermordet worden, wie diese Barbaren schon mancher armen Frau in ähnlichen Umständen gethan hatten. Am 4ten September früh wurde auch diese Gesellschaft unter Anstimmung des Todtengesangs in Gnadenhütten eingebracht. Hier sahen die Brüder Zeisberger und Sensemann aus ihrem Gefängniß den Einzug ihrer Frauen mit an, und man kann denken, wie ihnen zu muthe war, zumal, da sie nicht wußten, wie diese Geschichte noch ablaufen würde.

Indessen erhielten sämtliche Gefangene noch denselben Tag Erlaubniß, einander zu sehen und zu grüßen, welches unter so vielen Thränen und mit so herzlicher Liebe geschahe, daß selbst die Wilden darüber erstaunten, und ihre Rührung nicht verbergen konnten. Die Schwestern, welche bey den Umständen sehr gelassen und getrost waren, und alles mit Geduld ertrugen, bekamen bald darauf, nebst dem Bruder Jungmann ihre Freyheit, und weil im Missions-Hause alles zerstört war, so blieben sie in dem Hause des Bruder Schebosch, welcher nicht mit gefangen gesetzt worden, weil er für einen Indianer passirte, indem er ihre ganze Lebensart

im äussern angenommen, auch eine Indianerin geheirathet hatte. Hier durften die Gefangenen zuweilen zu ihnen kommen, so wie sie auch jene in ihrem Gefängniß manchmal besuchen durften. Dabey sahen sie die Wilden in ihren Kleidern einhergehen und Staat machen, und die Schwestern mußten sogar von ihrer eigenen Leinwand, die man ihnen geraubt hatte, für die Räuber Hemde machen.

Die darauf folgende Nacht sprengten etliche boshafte Leute aus, daß die Frauen der Missionarien entflohen und nach Pittsburg gegangen wären. Darüber gerieth alles in Allarm. Der Bruder Heckewälder wurde in seinem Gefängniß geweckt und darüber befragt, seine Versicherung aber, daß die Schwestern gewiß nirgends, als in ihrem Quartier auf ihrem Nachtlager befindlich wären, nicht eher geglaubt, bis die Sache an Ort und Stelle aufs genauste untersucht und so befunden worden war.

Im Anfang dieses ganzen Auftrittes waren die gläubigen Indianer so bestürzt, daß sie es ungefehr so machten, wie die Jünger, als unser Heiland gefangen wurde: Sie verliessen ihre Lehrer und flohen, huben ihre Stimme auf, und weinten zusammen so überlaut, daß die Luft davon erschallte. Als sie sich aber etwas gefaßt hatten, nahmen sie den Räubern manches von dem geraubten unter den Händen weg, oder kauften es ihnen ab, und stellten es den weissen Brüdern und Schwestern wieder zu. Einige hatten gar so viel Muth, daß sie öffentlich am Tage in das Lager der Wilden gingen, und ihnen verschiedene geraubte Stücke mit Gewalt wieder abnahmen. Auch steckten sie den Gefangenen Abends spat etliche Blankets zu ihrer Bedeckung heimlich zu, holten sie aber des Morgens wieder ab, damit sie ihnen nicht am Tage von den Wilden geraubt würden.

Nun aber ereignete sich noch ein gefährlicher Umstand. Eine junge Indianer-Frau, die mit den Wilden gekommen war,

war, und alles mit angesehen hatte, sagte zu einer gläubigen Indianerin, daß sie das nicht vergessen könne, wie man die weißen Männer behandelt hätte. Sie habe darüber die ganze Nacht nicht schlafen können. Ohne sich aber weiter zu erklären, nahm sie heimlich des Delawar-Capitains Pipe bestes Pferd, jagte damit fort nach Pittsburg, und brachte die Nachricht von dem Schicksal der Missionarien dahin. Sobald ihre Abreise ruchtbar wurde, setzte man ihr nach. Da sie aber nicht mehr einzuholen war, wurden die Wilden äusserst erbittert, und legten die Schuld auf die Missionarien, von denen sie glaubten, daß sie durch diese Frau Briefe nach Pittsburg gesandt und die Amerikaner zu ihrer Erlösung herbey gerufen hätten. Noch wahrscheinlicher aber war es ihnen, daß der gläubige Indianer Isaak Gli[illegible], mit welchem gedachte Frau befreundet war, sie abgesandt hätte. Sie schickten also eine Parthie Krieger nach Salem, die ihn gebunden und unter dem Todtengesang nach Gnadenhütten brachten. Als er gebunden wurde, und bemerkte, daß die Wilden dabey sehr furchtsam waren, ermunterte er sie selbst, und sagte: "Ehedem, da ich GOtt noch nicht kannte, hätte ichs nicht gelitten, daß jemand mich angetastet hätte. Seitdem ich mich aber durch seine Gnade zu Ihm bekehrt habe, bin ich willig um Seinetwillen alles zu leiden." Sobald er im Lager angekommen war, entstand unter den Kriegern ein gewaltiger Lärm, und es hieß allgemein, daß der arme Isaak mit Beilen zerhackt werden sollte. Die Delawaren, welche ihm wegen seiner Bekehrung besonders feind waren, hätten es auch gerne gethan; der Halbkönig aber legte sich drein, und verbot es. Indessen befragten sie ihn doch sehr scharf, belegten ihn, ob er gleich unschuldig befunden ward, mit vielen Schmäh- und Drohworten, und liessen ihn nach etlichen Stunden wieder gehen. Nachher erfuhr man, daß die Regierung in Pitts-

dung auf den Bericht gedachter Frau anfänglich wirklich Willens gewesen, unsern Indianern und ihren Lehrern zu Hülfe zu kommen, aus Bedenklichkeit aber doch davon abgesehen, welches als eine gnädige Bewahrung GOttes zu erkennen war; denn sonst wäre die Indianer-Gemeine zwischen 2 Feuer gekommen, und das erste, was die Wilden gethan hätten, wäre gewesen, daß sie die weissen Brüder und Schwestern getödtet hätten.

Nachdem nun die gefangenen 5 Brüder 4 Tage lang eine bittere Erfahrung davon gemacht hatten, was es heißt, unter Räubern und Mördern, und in ihrer Gewalt sich befinden, so gaben die National-Gehülfen bey dem Halbkönige und den übrigen Captains eine Bittschrift ein, und verlangten ernstlich, daß ihre Lehrer wieder losgelassen würden. Die Wilden sahen denn auch selbst wohl ein, daß aus dem Abzuge der gläubigen Indianer nichts werden würde, solange die Missionarien sie nicht dazu anführten. Sie liessen also am 6ten September Abends die 5 Brüder vor ihren Rath kommen, gaben ihnen ihre Freyheit wieder, und verlangten, daß sie nun die gläubigen Indianer aufmuntern sollten, sich zum Abzuge fertig zu machen.

Voll Lob und Dank gegen GOtt unsern Heiland begaben sie sich nun wieder zu der ihnen anvertrauten Gemeine, gingen nach Salem, beriefen auch die Gemeinen von Schönbrunn und Gnadenhütten dahin, hielten das Mahl des HErrn unter einem hinnehmenden Gefühl Seiner Gnadengegenwart, verkündigten noch das Evangelium, verrichteten eine Taufhandlung, und ermahnten die Gläubigen zu der Treue, die sie ihrem Heilande in diesen Stunden der Versuchung schuldig wären. Besonders merkwürdig waren ihnen, während dieser ganzen Zeit der Trübsal, die täglichen Loosungen, die so zupaßten, als ob man sie ausdrücklich auf ihre Umstände eingerichtet hätte.

Als sie sich solchergestalt etliche Tage in Salem erquickt hatten, kamen am 10ten September gegen 100 Mann von den Wilden, die sie unterdessen nie aus den Augen gelassen und immer von weitem umringt hatten, auch in diesen Ort herein, und trieben ihr tolles Wesen ganz ungescheut. Die Missionarien sahen nun deutlich genug, daß für sie und ihre Gemeine kein anderer Rath übrig blieb, als abzuziehen, weil die Wilden sie überall verfolgten. Sie entschlossen sich also, es der Gemeine vorzuschlagen, fanden sie dazu willig, und brachen mit derselben am 11ten September von Salem auf.

Noch nie aber waren sie mit solcher Wehmuth aus einer Gegend abgezogen, als diesmal, da sie ihre schönen Gemeinorte, Gnadenhütten, Salem und Schönbrunn, samt einem großen Theile ihrer Haabe verlassen mußten. Ueber 200 Stück Rindvieh und mehr als 400 Schweine hatten sie schon vorher verloren. Viel altes Welschkorn, und mehr als 200 Acker Welschkorn, das schon meist reif war, Kartoffeln, Kraut, Rüben und allerley Gewächse mußten sie mit dem Rücken ansehen. Blos der äußere Verlust betrug nach einer mäßigen Berechnung weit über 12000 Thaler. Was sie aber am meisten schmerzte, war die gänzliche Unterbrechung des Unterrichts der Jugend. Bücher und Schriften waren verbrannt. Dabey sahen sie, nach dem Ausdruck der Missionarien, nichts vor sich, worüber sie sich hätten freuen können, sondern lauter Noth, Elend und Gefahr. Sie mußten indessen ihre Seelen in Geduld fassen und gehen, wo sie ungern hingingen. Der HErr aber war bey ihnen. Das fühlten sie, und das erhielt sie bey Muth.

Ein Theil der Wilden nebst den Englischen Officieren zog mit ihnen und bedeckte in einer Entfernung von etlichen Englischen Meilen den Zug vorwärts, hinterwärts und auf den Seiten, so daß die Indianer-Gemeine ganz eingeschlossen war. Die Reise ging über Goschachgünk bis an die

Walhal-

Walhalding ganz zu Lande; dann theils zu Wasser auf gedachtem Strome, theils an demselben hin, nach dem Flusse Sandusky zu. Etliche Fahrzeuge versanken im Wasser, und diejenigen, die es betraf, verloren ihren Proviant, und alles, was sie hatten. Die zu Lande gingen, trieben das Vieh, dessen aus Salem und Schönbrunn doch noch eine grosse Heerde zusammen gekommen war. Am 29ten September kam der Halbkönig mit der übrigen Mannschaft von Salem ihnen nach, woselbst sie seit dem Abzuge der Gemeine gelegen, und nicht allein die 3 Gemeinorte vollends ausgeplündert, sondern auch von dem, was unsre Indianer im Busch vergraben, so viel geraubt hatten, als sie hatten finden können.

Daß diese Pilgerschaft überaus langsam und beschwerlich war, läßt sich leicht erachten. Indessen zog das ganze Volk doch sehr geduldig fort. Niemand entfernte sich bey der Gelegenheit von der Gemeine. Keiner legte die Schuld der Unruhe und des Verlustes auf den andern. Es ließ sich auch keine Unzufriedenheit noch Uneinigkeit merken, sondern sie hielten in Liebe zusammen wie Ein Mann, waren vergnügt im HErrn, und hatten unterwegs täglich ihre Versammlungen. Bey Gockhosink, zu deutsch Eulenwohnung, welches es auch in der That war, beschlossen sie die Wasserfahrt, und mußten von da an wieder ganz zu Lande gehen. Und nun trieben die Wilden sie vor sich her, nicht anders, als ob es eine Heerde Vieh gewesen wäre. Gewöhnlich befanden sich die weißen Brüder und Schwestern auf dem Marsch mitten unter der Indianer-Gemeine. Eines Tages aber, da letztere nicht so früh aufbrechen konnte, als die Wilden gerne wollten, machten sich diese an die weißen Brüder und Schwestern, zwangen sie zum Aufbruch, jagten sie unfreundlich vor sich her, peitschten ihre Pferde, daß sie wild wurden, und liessen den Müttern nicht so viel Zeit,

daß

daß sie ihre Kinder stillen konnten. Dazu war der Weg äusserst böse, weil es durch lauter Moräste ging. Die Schwester Zeisbergerin stürzte dabey zweymal vom Pferde, blieb einmal im Steigbügel hängen, und wurde so fortgeschleppt: Man kam ihr aber bald zu Hülfe, und es ging noch ohne großen Schaden ab. Einige von den gläubigen Indianern, die ihnen nacheilten, konnten sie, so sehr sie sich auch angriffen, doch nicht eher als im Nachtquartier einholen, und erst den folgenden Morgen wurden sie aus den Händen der Wilden erlöst.

Am 11ten October kamen sie endlich am Fluß Sandusky an, von welchem die ganze Gegend den Namen führt, in Ober- und Nieder Sandusky eingetheilt wird, und etwa 25 deutsche Meilen von den Wohnungen unsrer Indianer am Muskingum entfernt ist. Hier verließ sie der Halbkönig mit seinen Huronen, und ging nach seiner Heimath, ohne ihnen zu sagen, was sie nun thun sollten. Da saßen sie also mit einander in einer Wüsteney, wo weder Jagd noch andre Nahrung zu finden war; und diejenigen, die sich durch die betrügliche Vorspiegelung der Wilden, als ob sie am Sandusky große äusserliche Vortheile finden würden, hatten verblenden lassen, sahen nun ihren Irrthum mit Beschämung ein.

Nach einigem Hin- und Herziehen und vielen Ueberlegungen beschlossen sie in Ober-Sandusky zu überwintern, erwählten dazu einen Platz, so gut er in dieser wüsten Gegend zu haben war, und baueten sich geschwinde ganz kleine Blockhäuser, um sich gegen die Kälte zu schützen, zumal da sie weder Betten noch wollene Decken hatten, und sich überhaupt sehr armselig behelfen mußten, weil die Wilden nicht nur den Missionarien, sondern auch unsern Indianern nach und nach alles geraubt, und blos das zum Zuckerkochen nöthige Geräthe gelassen hatten. Während des Bauens wurden die Versammlungen unter freyem Himmel gehalten, und

weil

weil es allemal Abends geschahe, so machten sie Feuer auf dem Platze, die ihnen statt der Lichter dienten.

Ins Ganze gefiel es ihnen hier so übel, daß sie dem neuerbauten Orte nicht einmal einen eigenen Namen geben mochten. Ich nenne ihn daher nur Sandusky, nach der Gegend und dem Flusse, an welchem er lag.

Nichts drückte sie hier härter, als der Mangel an Lebensmitteln, und oft gedachten sie der Kinder Israel in der Wüste und des Brodts, das GOtt ihnen vom Himmel gab. Viele hatten schon lange nichts mehr zu essen, und lebten blos von der Gabe der andern, die noch etwas erübrigen konnten. Auch die Missionarien, die sich sonst allezeit im äußern selbst besorgt hatten, mußten hier samt den Ihrigen von Allmosen leben, die bey der Gemeine, welche selber Mangel litt, für sie gesammelt wurden. Sobald es daher nur möglich war, reisten viele von unsern Indianern nebst dem Bruder Schebosch wieder nach den verlassenen Gemeinorten am Muskingum, am Welschkorn zu holen, welches daselbst, wie schon gedacht, in Menge auf den Feldern geblieben war.

Uebrigens kamen viele Wilden nach Sandusky zum Besuch, aber niemand aus Begierde nach dem Evangelio, worüber sie vielmehr lachten und spotteten. Der Delawar-Capitain Pipe machte sich sogar öffentlich groß damit, daß er die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern gefangen genommen, die nun seine Sclaven wären; und der Halbkönig der Huronen kündigte ihnen bey einem Besuche an, daß sie nun unter seiner Herrschaft stünden, und alles thun müßten, was er von ihnen verlangte, selbst wenn er sie zum Kriege aufforderte. Da man diese Prahlerey mit Stillschweigen beantwortete, so wurden die Wilden immer frecher, und setzten auch die Achtung gegen die Missionarien ganz aus den Augen. Je weniger man also hier das Wort der Versöhnung

bey

bey ihnen anbringen konnte, desto erfreulicher war es, daß verschiedene, die seit einem Jahre und drüber durch allerley Umstände von der Gemeine weg in die Irre gerathen waren, sich hier wieder herzufanden.

Kaum aber waren die Missionarien hier ein wenig zu Athem gekommen, so erschienen 2 Delawar-Hauptleute mit einer Botschaft von dem Englischen Gouverneur in Fort Detroit an die Delawaren und Huronen, die also lautete: "Meine Kinder! Euer Vater über dem See Erie ist sehr erfreut worden durch die Nachricht, daß ihr die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern nach Sandusky gebracht habt, daß also nunmehro alle Nationen eins, und die Hindernisse aus dem Wege geschafft sind, daß auch die Vögel im Gebüsche euch nicht so viele Lügen vorsingen werden. Und nun werden die Virginier im Finstern sitzen, und von uns nichts mehr hören, wovon wir viele Vortheile zu hoffen haben. Es wird euch überlassen, wo ihr sie — die gläubigen Indianer — hinsetzen wollt, und wo sie wohnen können. In einigen Tagen wird ein Fahrzeug von Detroit am Miami-Fluß mit Waaren für euch eintreffen, woselbst euch euer Vater für eure gute Dienste, die ihr ihm geleistet, wohl belohnen wird. Er verlangt aber auch, daß Capitain Pipe die Lehrer mit etlichen Häuptern der gläubigen Indianer zu ihm bringe. Er will sie gerne sehen und selber mit ihnen sprechen, und sagt: Ich weiß besser mit ihnen zu sprechen, als ihr, denn ich kenne sie, und kann sie auch besser besorgen und bewirthen, weil ich das Vermögen dazu habe."

Die Brüder, die längst gewünscht hatten, mit gedachtem Gouverneur selbst zu sprechen, und ihm statt der vielen Lügen, die er gehört hatte, die Wahrheit zu sagen, liessen sich solches recht gerne gefallen. Dem zufolge traten die Missionarien David Zeisberger, Sensemann, Heckewälder und Eduards, nebst vier National-Gehülfen am 25sten

October

October die Reise nach Fort Detroit an. Die Brüder Jungmann und Michael Jung aber blieben nebst den Schwestern bey der Indianer-Gemeine. Daß der Abschied von einander überaus schmerzlich war, läßt sich leicht begreifen, theils weil man nicht wußte, was den Abreisenden in Detroit bevorstand, theils weil letztere die Ihrigen in gänzlichem Mangel an Lebensmitteln verlassen mußten.

Sie reisten ganz zu Lande, größtentheils längst dem See Erie, durch viele Moräste, große überschwemmte Ebenen, sumpfichte Wälder, und hatten viele Beschwerlichkeiten zu ertragen. Das härteste für sie aber war die Nachricht, die sie unterwegs erhielten, daß etliche von den gläubigen Indianern, die, wie oben gedacht, an den Muskingum gegangen waren, Welschkorn zu holen, von den weißen Leuten gefangen und getödtet worden, und eine große Schaar weißer Leute im vollen Marsch nach Sandusky sey, diesen Ort zu überfallen. Von dieser Nachricht war nur soviel wahr, daß der Bruder Schebosch nebst 5 gläubigen Indianern in Schönbrunn gefangen und nach Pittsburg geführt worden. Die übrigen kamen glücklich wieder nach Sandusky, und brachten etwa 400 Büschel Welschkorn mit, das sie mit vieler Mühe bekommen hatten. Unsre Pilger aber erfuhren das Wahre nicht. Man kann sich also leicht vorstellen, wie groß ihre Bestürzung war, und mit welchem Kummer sie ihre Reisen fortsetzten.

Am 3ten November kamen sie in Detroit an, und auch gleich vor den dortigen Englischen Gouverneur. Dieser war Anfangs damit nicht zufrieden, daß nicht sämtliche Missionarien samt den Ihrigen gekommen waren, weil er willens gewesen, sie allesamt nach Philadelphia zu schicken. Uebrigens versicherte er, daß er sie von ihren Plätzen am Muskingum blos darum habe abholen lassen, weil er gehört, daß sie mit den Amerikanern correspondirt hätten, dem Engli-

schen

schen Gouvernement zum Schaden, weswegen viele Klagen gegen sie eingelaufen wären. Die Missionarien erwiederten hierauf, wie sie gar nicht daran gezweifelt hätten, daß ihm viele böse Gerüchte von ihnen müßten zu Ohren gekommen seyn, indem sie solches aus der Behandlung, die sie erfahren, genugsam hätten abnehmen können: daß er aber sehr fälschlich berichtet worden, würde sich ausweisen, sobald man die Sache gehörig untersuchte. Zugleich äußerten sie, daß es nicht nur für sie sehr schmerzlich, sondern auch unverantwortlich seyn würde, wenn sie von der ihnen anvertrauten Mission getrennt werden sollten, die dann bald zu Grunde gehen müßte. Der Gouverneur entließ sie hierauf, und sorgte auf eine gütige Art, daß sie ordentlich logirt und mit allem nöthigen versehen wurden. Viele Englische, Deutsche und Französische Officiere besuchten sie, und bezeigten ihr Mitleiden wegen der ihnen widerfahrnen üblen Begegnung, die ihnen noch gut anzusehen war, indem sie in sehr schlechter und zerrissener Kleidung einhergingen. Dagegen sahen sie in Detroit verschiedene, die viele von den ihnen am Muskingum geraubten Kleidungsstücken trugen.

Ihr gerichtliches Verhör wartete nun auf die Ankunft ihres Verklägers, des Delawar-Capitains Pipe, und es war ihnen nicht wohl zu Muthe, als sie erfuhren, daß das Urtheil über sie von der Aussage dieses feindseligen Mannes abhangen sollte. Aeusserlich sahen sie sich dabey aller Hülfe beraubt. GOtt war ihre einzige Zuversicht: daran genügte ihnen, und Er verließ sie auch nicht. Am 9ten November ging das Verhör vor sich. Nach einigen Ceremonien zwischen dem Gouverneur und dem Capitain Pipe über die Scalps und Gefangene, die er aus den Freystaaten eingebracht hatte, stand letzterer auf, und redete den Gouverneur an: "Vater! du hast uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist gesche-

geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, ließ-
sest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzo hier vor dir; du kannst selbst mit ihnen sprechen, wie du begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gerne, daß hart mit ihnen verfahren wird." Dies letzte wiederholte er zwey bis dreymal. Der Gouverneur hielt ihm hierauf seine eigene gegen die Brüder eingebrachte Klagen umständlich vor, und forderte ihn auf, zu beweisen, daß dieselben Grund, und die Missionarien wirklich mit den Amerikanern, dem Englischen Gouvernement zum Nachtheil, correspondirt hätten. Pipe antwortete, daß wol etwas an der Sache seyn möchte. Die Missionarien würden es aber nunmehro nicht mehr thun, da sie in Detroit wären. Diese Antwort war dem Gouverneur nicht hinlänglich; er verlangte also ernstlich, daß Pipe sich bestimmt erklären sollte. Pipe, dem man ansehen konnte, daß er in die Enge kam, neigte sich zu seinen Rathsmännern und fragte sie, was er antworten sollte? Diese aber hingen die Köpfe und schwiegen. Er ermannte sich indessen geschwinde, stand auf und sagte zum Gouverneur: "Ich habe dir gesagt, daß etwas an der Sache sey, nun aber sage ich dir gerade heraus, wie es ist. Die Lehrer hier sind unschuldig; sie habens nicht für sich gethan; sie habens thun müssen." Er schlug dabey an seine Brust, und sagte: "Ich bin schuld daran, und die Chiefs, die mit mir in Goschachgünk waren; wir haben sie dazu gezwungen, wenn sie sichs zu thun geweigert haben." Das bezog sich auf den unschuldigen im Namen der Delawar-Chiefs geführten Briefwechsel, dessen ich oben erwehnt habe.

Hierauf befragte der Gouverneur den Capitain Pipe um seine und seines Anhangs Gesinnung, ob sie die Missionarien wieder zu ihren Indianern wollten zurückkehren lassen, oder

ob sie das Gegentheil lieber sähen? Allen zum Wunder erklärte sich Pipe für das erstere, und man sahe deutlich, daß GOtt sein Herz gewendet hatte. Nun befragte der Gouverneur die Missionarien über ihre Ordination und Beruf zur Mission, vornemlich aber über ihr Verhältniß gegen die Freystaaten, auf welches letztere sie sich erklärten, daß sie nicht ohne Vorwissen des Congresses bey der Indianer-Gemeine gewesen, und von demselben in ihrer Arbeit auf keine Weise gehindert worden, aber auch keine Vorschrift bekommen, wie sie sich zu verhalten hätten.

Der Gouverneur, welcher in der ganzen Sache nichts gethan hatte, als was seine Pflicht von ihm forderte, bezeugte hierauf öffentlich, daß die Missionarien fälschlich angeklagt worden, und völlig unschuldig wären, versicherte auch sein Wohlgefallen an der Civilisirung der Indianer und dem Unterrichte derselben im Christenthum, und erlaubte den Missionarien, zu ihrer Gemeine zurück zu kehren. Dieses wurde auch dem Capitain Pipe und seinen Kriegern verdollmetschet. Den National-Gehülfen bezeigte der Gouverneur sein Vergnügen, sie zu sehen, und ermahnte sie, ferner ihren Lehrern zu gehorchen, und sich nicht in den Krieg zu mengen. Darauf gab er ihnen die Hand, und versprach ihnen, sie mit allem nöthigen unentgeltlich zu versorgen, welches auch geschahe. Den Missionarien aber bot er nun sein Haus aufs freundschaftlichste an, und ließ sie, da sie ganz gegen seinen Willen und Befehl ausgeplündert worden, mit Kleidung, und was sie sonst brauchten, aus dem königlichen Magazin versehen. Auch 4 Taschenuhren, die ihnen bey ihrer Gefangennehmung in Gnadenhütten geraubt und an einen Handelsmann in Detroit verkauft worden, kaufte der Gouverneur demselben wieder ab, und stellte sie den Missionarien zu, mit denen er sich nun mehrmalen über die Mission sehr liebreich und theilnehmend unterhielt. Zuletzt gab er

ihnen einen Paß, welchem die Erlaubniß beygefügt war, ihr geistliches Amt unter den christlichen Indianern ungestört fortzusetzen; worauf die Missionarien sich nur noch dieses von ihm ausbaten, daß, wenn fernerhin Klagen gegen sie kommen sollten, er sie davon benachrichtigen möchte, da sie ihm denn allezeit die Sache, wie sie nach der Wahrheit wäre, berichten würden. Das versprach er, und entließ sie als ein Freund, der es deutlich merken ließ, wie sehr es ihn schmerzte, daß sie so übel behandelt worden.

Für diesen erwünschten Ausgang der Sache, wobey die Obrigkeit sich als GOttes Dienerin bewiesen hatte, lobten die Missionarien samt den National-Gehülfen den HErrn in der Stille, reisten am 14ten November von Detroit fröhlich wieder ab, und trafen am 22sten bey den Ihrigen und der Indianer-Gemeine in Sandusky wieder ein. Hier war die Freude darüber um so grösser, da man daselbst nichts anders wußte, als daß sie in Detroit gefangen gehalten würden.

Von nun an blieben sie eine Weile in Ruhe, und bauten sich ein Versammlungshaus. Ihr äusseres Bestehen aber verursachte noch immer viele Noth und Sorgen. Gewöhnlich wußten sie den Tag vorher nicht, was sie den andern Morgen essen würden. Oft mußten sie in die umliegende Dörfer der Wilden gehen, Korn zu suchen, erhielten aber immer nur wenig, und so halfen sie sich von einem Tag zum andern mühsam fort. Verschiedenemale war, nach ihrem eigenen Ausdruck, die Hungersnoth unbeschreiblich drückend, und man hörte vieles Wehklagen. Zu ihrem Glücke kamen gegen das Ende des Jahrs viele Hirsche in die Gegend. Auch 2 Englische da herum wohnende Kaufleute, oberwehnter Herr Mack Kornick und Herr Robins, nahmen sich ihrer an, kauften Welschkorn für sie ein, und dienten ihnen überhaupt nach Vermögen, welches sie als eine Vorsorge unsers Vaters im Himmel mit kindlichem Dank erkannten.

Am

Am 7ten December hatte die Indianer-Gemeine die erste Versammlung in ihrem neuerbauten Bethause, und flehete zum HErrn, daß er auch an dieser Stätte in ihrer Mitte wohnen und wandeln, und das Wort von seinem Leiden und Tode an den Herzen aller derer segnen wolle, die es daselbst hören würden. Auch hatten sie ein sehr gesegnetes und freudenreiches Weihnachtsfest, und beschlossen dieses für sie so besondere Jahr mit Loben und Danken zu JEsu Füssen. Aus Mangel an Brod und Wein aber konnten sie das heilige Abendmahl nicht begehen.

Zehnter Abschnitt.

1782.

Große Hungersnoth in Sandusky. Sämtliche Missionarien werden nach Fort Detroit abgeholt. Ein Theil der Indianer-Gemeine wird am Muskingum von einer Rotte weißer Leute überfallen und ermordet. Ankunft der Missionarien in Detroit. Die Indianer-Gemeine zerstreut sich, und entgeht dadurch ihrer gänzlichen Vertilgung.

Getrost und hoffnungsvoll trat die Indianer-Gemeine in das Jahr 1782 ein, ohne zu vermuthen, daß es das allerhärteste für sie seyn werde, dergleichen sie noch nicht erlebt hatte.

Die ersten Monate wurden die gottesdienstlichen Versammlungen in der gehörigen Ordnung gehalten, und der HErr bekannte sich dazu mit Gnade. Einige Erweckte wurden getauft, und verschiedene Getaufte, die verirrt gewesen, erhielten Vergebung, und gelangten wieder zur Gemeinschaft der Gläubigen.

 Inzwi-

Inzwischen aber fehlte es nicht an Noth. Gegen das Ende des Januars war die Kälte so ausserordentlich, daß man sich sogar des Nachts nicht genugsam erwärmen konnte. Nachher verursachte das Wasser, welches in den Häusern aus der Erde quoll, den Bewohnern derselben nicht wenig Ungemach. Das Vieh, welches unsre Indianer in großer Anzahl mitgebracht hatten, fand auf dem unfruchtbaren Lande sein Futter nicht; sie konnten ihm auch mit aller Mühe keins verschaffen, und mußten also alles, was nicht geschlachtet werden konnte, mit Wehmuth elendiglich verhungern sehen. Dazu kam bald hernach die Hungersnoth unter den Menschen, die den Jammer sehr vermehrte. Sogar für Geld konnte man in der ganzen Gegend wenig auftreiben, und was sich noch fand, war übermäßig theuer. Viele Arme nährten sich blos von wilden Kartoffeln. Endlich stieg die Noth so hoch, daß viele mit Fleisch von krepirten Pferden und Kühen ihr Leben zu erhalten suchen mußten.

In dieser traurigen Lage besuchte der Halbkönig der Huronen mit einem Gefolge von Indianern und weißen Leuten in Sandusky. Da man ihnen nun nicht, wie sonst gewöhnlich, Essen vorsetzen konnte, so begab sich ein National-Gehülfe zum Halbkönige, und sagte ihm, daß sie nichts hätten, als Fleisch von umgekommenem Vieh, und fügte hinzu: "So oft du in Gnadenhütten bey uns warest, gaben wir dir nicht nur satt zu essen, sondern wenn du von uns Thee und Zucker, Brod, Butter, Milch, Schwein- und Rindfleisch, und was dich gelüstete, verlangtest, so gaben wir dirs, und haben weder dir noch deinen Kriegern etwas versagt. Du hießest uns aber aufstehen, und mit dir gehen, und sagtest, wir sollten unsre Plantagen nicht ansehen, denn wir würden genug finden, daß wir leben könnten. Wenn jemand einen Vogel, oder ein andres Thier fängt, so ist er doch bald besorgt, ihm etwas Futter zu verschaffen. Du

hast

hast uns hieher gebracht, aber noch keinem etwas Welschkorn angeboten, hast also deinen Zweck nun erreicht, und bist froh, daß wir hier verhungern, und jämmerlich umkommen müssen." Der Halbkönig, in seinem Gewissen von der Wahrheit dieser Worte überzeugt, schwieg und ging davon. Andere Wilde, die zum Besuch nach Sandusky kamen, und so viel todtes Vieh umher liegen sahen, verlachten und verspotteten unsre Indianer, und bezeigten ihre Freude darüber, daß es ihnen so hart ging. "Nun, sagten sie, seyd ihr uns gleich werden. Ihr müßt es nicht besser haben als wir."

Vom Hunger getrieben begaben sich verschiedene Gesellschaften von Sandusky nach Schönbrunn, Gnadenhütten und Salem am Muskingum, um Proviant zu holen, weil man hörte, daß nunmehro keine Gefahr daselbst zu befürchten wäre. Es war auch damals die einzige Zuflucht unsrer armen Indianer, Lebensmittel zu bekommen, und wiewol ihr dortiges Welschkorn vom vorigen Jahr her noch auf den Feldern stand, so war es doch noch viel besser, als dasjenige, welches in Sandusky von einigen Leuten für unerhörten Preis ausgeboten wurde.

Den größten Kummer aber machten den Missionarien und ihrer Gemeine etliche unlautere Leute in ihrer Mitte, die das sündliche Leben wieder erwählten, es in der Gemeine durchsetzen, und sich an die Gemeinordnungen durchaus nicht wollten binden, noch weniger wegweisen lassen. Allen zum Trotz blieben sie im Gemeinorte, wurden wol gar böse, wenn man sie ermahnte, gingen in die Dörfer der Wilden, und suchten diese aufs neue gegen die Missionarien aufzuwiegeln.

Nun zeigte sichs auch immer deutlicher, daß die eigentliche Absicht der Widersacher der Brüder dahin ging, der Predigt des Evangelii im Indianer-Lande mit Gewalt ein Ende zu machen, und die geschloßne Indianer-Gemeine zu zerstreuen. Dem Gouverneur in Detroit, der den Missio-

narien versprochen hatte, daß sie ihre Arbeit unter den Indianern ungehindert sollten fortsetzen können, war es nicht möglich, sein gegebenes Wort zu halten, indem die Feinde der Brüder ihm keine Ruhe ließen. Schon bald nach der Abreise der Missionarien von Detroit im vorigen Herbste hatten einige vornehme Delawar-Chiefs dem Gouverneur ihr Erstaunen darüber bezeigt, daß er die weißen Lehrer entlassen, und also ihre Hoffnung, diese schädlichen Leute einmal ganz los zu werden, fehlgeschlagen sey. Der Gouverneur aber hatte sie mit Weisheit und Standhaftigkeit abgewiesen. Dagegen trat nun der Halbkönig der Huronen wieder auf. Zween seiner Söhne, die im vorigen Herbste zum Morden ausgegangen waren, hatten darüber ihr Leben verlohren. Das schrieb der Vater dem heimlichen Anstiften der Brüder zu, ließ sich solches nicht ausreden, und dachte auf Rache. Andern theils lebte er in beständiger Furcht, daß unsre Indianer sich einmal für die ihnen zugefügte Leiden an ihm selbst rächen würden. Er sann also immer auf Mittel, sie zu zerstreuen, und wußte dazu kein besseres, als ihre Lehrer von ihnen zu trennen. Hierzu kam noch ein Umstand. Zween unbesonnene Leute von der Indianer-Gemeine wollten ihre in Pittsburg gefangen sitzende Verwandte besuchen. Da man aber voraussahe, daß solches neuen Verdacht gegen die Missionarien erregen würde, als ob sie mit den Amerikanern correspondirten, so stellte man ihnen diese Gefahr vor, und bat sie, von ihrem Vornehmen abzustehen. Sie gingen aber doch heimlich dahin. Ob nun gleich der Missionarius Zeisberger diesen Vorfall unverzüglich sowol dem Gouverneur in Detroit, als auch dem Halbkönige der Huronen zu wissen that, so faßte letzterer doch dabey an, und verklagte die Missionarien bey dem Gouverneur, daß sie, so lange sie in Sandusky wären, alle 10 Tage Briefe nach Pittsburg geschickt hätten, und gewiß die Amerikaner her-

anlocken würden, die Huronen zu vertilgen. In einem Briefe, den er überdem durch weiße Leute an den Gouverneur deshalb schreiben ließ, that er noch hinzu: Es sey ihm nicht wohl, so lange die Lehrer in Sandusky wären, und er befürchte ein Unglück, begehre also, daß der Gouverneur sie je eher je lieber abholen lasse, und wenn das nicht geschähe, so würde er alsdann schon wissen, was er zu thun hätte.

Hierauf kam am 1ten März 1782 ein schriftlicher Befehl von gedachtem Befehlshaber an den Halbkönig der Huronen und einen bey ihm befindlichen Englischen Offizier, daß die Missionarien samt ihren Familien nach Detroit gebracht, aber nicht geplündert, noch sonst übel behandelt werden sollten. Wie herzdurchschneidend diese Nachricht für die Missionarien war, ist leicht zu erachten. Nach ihrem eigenen Berichte wären sie viel lieber in den Tod gegangen, als sich gezwungen zu sehen, ihre Gemeine, die sie weit mehr liebten, als ihr leibliches Leben, zu verlassen, und gleichsam ihre Heerde den Wölfen preis zu geben. Hier standen ihre Sinnen stille, und ihre Ueberlegungen hatten ein Ende. Es war auch in der That nichts dabey zu thun, als sich willig drein zu ergeben, denn die geringste Vorstellung dagegen hätte nicht nur nichts geholfen, sondern den Huronen Gelegenheit gegeben, die Missionarien abermals zu mißhandeln.

Als solches der versammleten Gemeine gemeldet wurde, entstand ein so klägliches Geweine, daß den Missionarien das Herz brach. Eins nach dem andern kam nachher zu ihnen, und sie hatten viel zu thun, sie anzuhören, zu ermahnen und zu ermuntern. Alle trauerten und klagten, daß sie in kurzem verlassen seyn würden, wie Schaafe, die keinen Hirten haben. Unter andern drückte sich ein Indianer-Bruder so aus: "Ich sehe allen Verlust von aussen nicht an, daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß

mein Vieh drauf gegangen ist; alles das will ich gerne tragen, und mich nicht darüber grämen: aber daß sie uns noch am Ende unsrer Lehrer berauben, und uns um unsre Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über alles, und thut mir im Herzen wehe. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache, und ihr heidnisches Leben wieder annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen, und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen." Ein andrer, der untreu gewesen, bekannte es öffentlich. "Ich, sagte er, habe mich sehr versündiget, denn ich habe meine Lehrer verklagt und verrathen, so wie Judas den Heiland verrathen hat, und muß nun verloren gehen, wenn ich nicht Vergebung erlange." Die Missionarien vergaben ihm herzlich gerne, und trösteten die übrigen mit der unwandelbaren Treue des HErrn, der alles, was er thut und geschehen läßt, gewiß mit einem seligen Ende krönet. Aus Vorsicht entschlossen sie sich, den National-Gehülfen keinen Rath zu geben, was sie nach ihrem Abschiede thun sollten, sondern sie lediglich der Leitung des Geistes GOttes zu überlassen, so wie sie auch für sich selbst und die Ihrigen keinen andern Trost hatten, als daß sie, wenn gleich wie im Finstern, doch gewiß an der guten Hand des HErrn gingen, der ihr Leitstern, Schutz und Schirm seyn würde.

Den Tag vor ihrer Abreise aber hatten sie noch den unbeschreiblichen Schrecken, daß ein Krieger aus der Gegend des Muskingum mit der herzangreifenden Nachricht ankam, daß alle unsre Indianer, die sich an den verlassenen Gemeinorten befunden hatten, um Leb[illegible]ittel zu holen, von den Amerikanern gefangen, nach [illegible]bourg geführt, und einige [illegible]selben umgebracht wor[illegible] [illegible] Schmerz hierüber ganz

durch-

durchdrungen, mußten unsre Missionarien am 15ten März den mehr als zehnfachen Tod wirklich ausstehen, und sich von der ihnen anvertrauten lieben Gemeine trennen. Sie liessen dieselbe also noch einmal zusammen kommen, und Zeisberger ermahnte sie mit väterlicher Zärtlichkeit, sich nunmehro, da ihre Lehrer von ihnen genommen würden, desto vester an den treuen Heiland zu halten, der selbst die Quelle alles Heils und die Ursach aller Seligkeit sey. Sein Verdienst sollte ihre tägliche Weide und Nahrung seyn, so würden sie vor der Welt und aller Sünde bewahret und unbefleckt erhalten werden. Hierauf fiel er mit der Gemeine auf die Knie, dankte dem HErrn für alles gute, so sie bey aller Noth in dieser Gegend von Ihm genossen, legte Ihm seine braune Heerde, die Er mit seinem theuren Blute erworben, an sein erbarmungsvolles Herz, und empfahl dieselbe der Pflege und Aufsicht des heiligen Geistes und dem Schutz und der Bewahrung unsers lieben himmlischen Vaters, sie beym Worte von JEsu Versöhnung und im Glauben an Ihn zu erhalten, bis sie einander wieder sähen. Die heißen Thränen, die in dieser Versammlung vergossen wurden, hat nur der HErr zählen können. In diesem kummervollen Zustand, da die Missionarien einen Theil der Gemeine gefangen, etliche davon ermordet glaubten, und den andern Theil, von dem sie voraussahen, daß derselbe jämmerlich zerstreut werden würde, verlassen mußten, traten sie in Begleitung eines von obgedachtem Englischen Officier dazu verordneten Franzosen, und im Angesicht des Halbkönigs und seiner Krieger ihre Reise nach Detroit in JEsu Namen an.

Hier verlasse ich unsre Pilger, um den blutigen Auftritt zu beschreiben, der sich unterdessen am Muskingum ereignet hatte, und wovon die erste obenerwähnte Nachricht lange nicht so schrecklich, als die Begebenheit selber war.

Die

Die Regierung in Pittsburg hatte für billig erachtet, die gläubigen Indianer, die nebst dem Bruder Schebosch im vorigen Jahre in Schönbrunn von den Amerikanern gefangen und nach Pittsburg geführt worden, wieder in Freyheit zu setzen. Sie kamen auch im Frühjahr dieses Jahrs glücklich in Sandusky an, bis auf den Bruder Schebosch, der von Pittsburg nach Bethlehem ging, um daselbst von dem Zustande unsrer Indianer mündliche Nachricht zu geben. Dieses menschliche Betragen der Regierung in Pittsburg verdroß diejenigen Amerikaner, von welchen schon mehrmalen angezeigt worden, daß sie Amerika für das gelobte Land, und die Indianer für Cananiter hielten, die schlechterdings ausgerottet werden müßten. Da sie nun erfuhren, daß grosse Gesellschaften unsrer Indianer von Sandusky an den Muskingum gingen, um Welschkorn zu holen, so verbanden sich etwa 160 derselben aus der Gegend der Monongehella, unsre Indianer daselbst zu überfallen, die 3 Gemeinorte zu zerstören, und dann nach Sandusky zu marschiren, um auch dem noch übrigen Theil der Indianer-Gemeine das Garaus zu machen. Sobald der Oberste Gibson, Commendant in Pittsburg, das Vorhaben dieser Rotte erfuhr, schickte er einen Boten an den Muskingum, unsre Indianer zu warnen; er kam aber zu spät. Dem ungeachtet erhielten letztere, die sich in die drey Gemeinorte vertheilt hatten, doch so zeitig Nachricht von dem Anmarsch der Amerikaner, daß sie gut noch hätten flüchten können. Sonderlich warnte sie ein weißer Mann, der den Wilden entsprungen war, die nicht weit von Gnadenhütten eine weiße Frau und ein Kind ermordet und auf einen Pfahl gesteckt hatten. Ihm folgten bald diese Amerikaner selbst, und sagten in Gnadenhütten, daß die im Anmarsch seyende weiße Leute ihnen gewiß nachsetzen, und jeden Indianer, den sie fänden, umbringen würden. Unsre Indianer aber, die sich sonst immer so bedenklich,

miß-

mißtrauisch und furchtsam zeigten, wenn sie nur die mindeste Unsicherheit vermutheten, waren es diesmal gar nicht, sondern gingen der wirklichen Gefahr mit unbegreiflicher Sicherheit entgegen.

Unstreitig kam dieses daher, daß sie blos vor den Wilden sich fürchten zu müssen glaubten, zu den Amerikanern aber sich nichts böses versahen. Noch am 5ten März wurde der National-Gehülfe Samuel von Schönbrunn nach Salem berufen, wo sämtliche anwesende Gehülfen mit einander überlegten, ob sie flüchten sollten, wenn die weissen Leute kämen? Aber sowol die in Salem als die von Gnadenhütten waren alle dafür, nicht zu flüchten. Samuel hingegen rieth, solches einem jeden selbst zu überlassen, in der Sache zu handeln, wie sein Herz gestellt wäre; und so schieden sie von einander. Als Samuel wieder nach Schönbrunn ging, begleiteten ihn noch etliche Brüder ein Stück Weges, und er bezeugte nachher, daß eine solche Liebe und Eintracht unter den Indianischen Brüdern und Schwestern gewesen, wie er nie vorher gesehen hätte.

Inzwischen marschirten die Amerikaner zuerst auf Gnadenhütten los, wo sie am 6ten März ankamen. Etwa eine Viertelmeile vom Ort, trafen sie den jungen Schebosch im Busch an, schossen nach ihm und verwundeten ihn so, daß er nicht fort konnte. Er bat um sein Leben, wie die Mörder selbst nachher erzählten, und sagte ihnen, daß er Scheboschens, eines weissen christlichen Vaters Sohn sey. Sie hörten aber darauf nicht, sondern zerhackten ihn mit Beilen. Hierauf begaben sie sich zu unsern Indianern, die fast alle auf den Feldern waren, und umzingelten sie unvermerkt, stellten sich aber freundlich, hießen sie in den Ort kommen, und versprachen ihnen kein Leid zu thun, bedauerten sie auch wegen des [illegible] von den Engländern und den Wilden zugefügten Leidens, und versicherten sie des Schutzes und der Freund-

Freundschaft der Amerikaner. Unsre arme Indianer, die von des jungen Schebosch's Tod nichts wußten, glaubten ihnen alles, gingen mit ihnen in den Ort, und bewirtheten sie nach Vermögen. Dabey gaben sie sich als christliche Indianer zu erkennen, die am Kriege nicht den mindesten Antheil genommen hätten. Von einem Fäßchen Wein, das bey ihnen gefunden wurde, sagten sie, daß es ihr Abendmahlswein sey, den sie bey ihrem Abzuge im vorigen Jahre vergraben, und jetzt nach Sandusky bringen wollten. Man deutete ihnen aber an, daß sie nach Pittsburg geführt, und solchergestalt vor den Engländern und Wilden für immer sicher gestellt werden sollten. Auch hierüber bezeigten sich unsre Indianer ganz vergnügt, in der Meynung, daß dieses der Weg seyn könnte, den GOtt erwählet hätte, ihrem bisherigen Leiden ein Ende zu machen. Davon ganz eingenommen, gaben sie ihre Gewehre, Beile und andre Instrumente mit Freuden her, die ihnen von den Amerikanern unter dem Vorwande abgefordert wurden, daß sie ihnen dieselben aufheben und in Pittsburg wiedergeben wollten. Auch die Sachen, welche unsre Indianer im Busche versteckt hatten, zeigten sie den Amerikanern, halfen ihnen dieselben zusammenpacken, um sie nach Pittsburg abzuführen, und leerten sogar ihre Bienenstöcke für ihre vermeintlichen Freunde aus.

Unterdessen war der Gehülfe Johann Martin nach Salem gegangen, und hatte den gläubigen Indianern, die sich daselbst befanden, die Nachricht gebracht, daß die Amerikaner gekommen wären, und sie in ihren Schutz und Besorgung nehmen wollten, daher sie gar nicht bedenklich seyn dürften, mit ihnen zu gehen. Die Salemer brauchten auch nicht lange Zeit, sich dazu zu entschließen, und glaubten einmüthig, daß GOtt diese Amerikaner gesandt hätte, sie aus dem ihnen so unangenehmen Sandusky zu erlösen, und stellten sich vor, daß, wenn sie nur erst in Pittsburg wären, sie bald zur An-

legung

legung eines Gemeinortes in einer sichern Gegend gelangen, und von der Gemeine in Bethlehem mit gutem Rath und brüderlicher Hülfe treulich würden unterstützt werden. Mit diesem Entschlusse giengen Johann Martin und noch 2 Salemer-Brüder des folgenden Tages nach Gnadenhütten, um ihn ihren dortigen Brüdern sowol, als auch den Amerikanern bekannt zu machen. Letztere bezeigten hierauf ein Verlangen, Salem zu sehen, daher ein Trupp von ihnen hingeführt und dort freundschaftlich bewillkommt wurde. Hier stellten sie sich eben so freundlich, wie in Gnadenhütten, und überredeten unsre Indianer, sogleich mit ihnen zu gehen. Das geschahe, und es gab auf dem Wege viele geistliche Gespräche, wobey unsre Indianer, deren einige gut Englisch sprachen, den Amerikanern, die sehr gottesfürchtig scheinen wollten, ihre Fragen über Religions-Sachen gründlich und schriftmäßig beantworteten. Mit gleicher Aufrichtigkeit antworteten ihnen die Gehülfen Isaak Glikkikan und Israel auf ihre politische Fragen, und machten sie mit dem Zustande und der Denkweise der Indianer-Gemeine ganz nach der Wahrheit bekannt.

Mittlerweile waren unsre völlig wehrlose Indianer in Gnadenhütten von den Amerikanern unvermuthet auf einen Haufen zusammen getrieben, und ohne Widerstand zu Gefangenen gemacht und gebunden worden. Gleiches Schicksal hatten nun auch die Salemer. Als sie gegen Gnadenhütten kamen, wurden sie plötzlich angegriffen, ihrer Gewehre, selbst der Taschenmesser beraubt, und gefesselt in den Ort gebracht. Hierauf hielten die Amerikaner einen Rath über ihre Gefangene, und beschlossen durch Mehrheit der Stimmen, des folgenden Tages sie allesamt hinzurichten. Diejenigen unter ihnen, die anderer Meynung waren, rungen die Hände, und riefen GOtt zum Zeugen, daß sie an der Vergießung des Blutes dieser unschuldigen christlichen

India-

Indianer keinen Theil hätten. Jene aber liessen sich dadurch nicht irre machen, und waren nur über die Art des Todes nicht einig. Verschiedene wollten die Gefangenen zusammen verbrennen, andre waren fürs Scalpen, und letztere behielten die Oberhand; worauf einer von ihnen sich zu unsern Indianern verfügte, und ihnen ankündigte, daß sie, da sie christliche Indianer wären, sich auch christlich zubereiten möchten, denn morgen müßten sie alle sterben.

Daß sie über dieses unerwartete Todesurtheil heftig erschracken, ist leicht zu begreifen. Indessen faßten sie sich doch bald, und liessen sich geduldig in 2 Häuser führen, in deren einen die Brüder, im andern die Schwestern und Kinder wie Schlachtschaafe hingeworfen wurden. Die Brüder erklärten sich dabey gegen ihre Seinigen, daß GOtt dem HErrn ihre völlige Unschuld bekannt sey, daß sie aber dennoch bereit wären, willig in den Tod zu gehen. Da sie aber bey ihrer Bekehrung und Taufe Christo versprochen hätten, in aller Absicht nur für Ihn und Ihm zum Wohlgefallen auf der Welt zu leben, und sie sich doch so mancher Versehen bewußt wären, so wünschten sie, etwas Zeit zu haben, um ihr Herz vor Ihm auszuschütten, und Ihn um Gnade anzuflehen. Das ward ihnen zugestanden, und sie verbrachten ihre letzte Nacht hienieden im Gebet, sprachen einander Muth zu, und eins ermahnte das andere, bis ans Ende treu zu bleiben. Ein Bruder, Namens Abraham, der eine geraume Zeit in einem schlechten Herzensgange gewesen, that, als er sein Ende so nahe sahe, vor seinen Brüdern ein öffentliches Bekenntniß, und sagte: "Lieben Brüder! allem Anschein nach werden wir alle mit einander bald zum Heilande kommen, denn es ist wol so über uns beschlossen. Ihr wißt, daß ich ein schlechter Mensch bin, den Heiland und die Brüder durch meinen Ungehorsam viel betrübt, und nicht gewandelt habe, wie ich sollte. Ich will mich aber doch an den

Hei-

Heiland halten bis an mein Ende, und von Ihm nicht lassen, ob ich gleich schlecht bin. Ich glaube auch, daß Er mir alle meine Sünden vergeben, und mich nicht verstoßen wird." Die Brüder versicherten ihn hierauf auch ihrer Vergebung, und sie sowol als die Schwestern liessen noch zur Ehre GOttes unsers Heilandes ihre Lobgesänge laut erschallen, in der fröhlichen Hoffnung, Ihn nun bald ohne Sünde loben zu können.

Als ihr Todestag, der 8te März, angebrochen war, wurden 2 Häuser zu ihrer Hinrichtung ausgesucht, eines für die Brüder, das andre für die Schwestern, und deswegen von den muthwilligen Mördern Schlachthäuser genannt. Inzwischen begaben sich einige derselben zu den gefangenen Brüdern, und bezeigten sich ungeduldig darüber, daß die Hinrichtung noch nicht anginge, worauf die Brüder sich erklärten, daß sie nunmehro zum Sterben bereit wären. Sie hätten ihre Seelen GOtt befohlen, und er hätte ihnen die Versicherung in ihrem Herzen gegeben, daß sie zu Ihm kommen, und ewig bey Ihm seyn sollten.

Gleich nach dieser Erklärung ging das Blutbad an. Die unschuldigen Indianer Brüder und Schwestern wurden samt den Kindern, je zween und zween in gedachte 2 Schlachthäuser von ihren Peinigern mit Stricken hingeführt, geskalpt und so ermordet.

Sie waren dabey, nach dem eigenen Zeugnisse ihrer Mörder, ausserordentlich geduldig, und gingen ihrem Tode mit heiterer Gelassenheit entgegen. Erwähnter Abraham war das erste Schlachtopfer. Eine Schwester, Namens Christina, die ehedem im Schwesternhause zu Bethlehem gewohnt hatte, und gut Deutsch und Englisch sprechen konnte, fiel zwar vor dem Amerikanischen Capitain auf die Knie, und bat um ihr Leben, bekam aber zur Antwort, daß er ihr nicht helfen könne.

Sechs und neunzig Personen waren es, die mit dieser Art des Todes den HErrn priesen, nemlich 62 Erwachse-

 ne,

ne, darunter 5 der würdigsten National-Gehülfen, und 34 grössere und kleinere Kinder.

Nur 2 Jünglinge, beyde 15 bis 16 Jahr alt, entrunnen fast wunderbarer Weise den Händen der Mörder. Der eine, als er sahe, daß es mit der Ermordung Ernst war, machte sich glücklich von seinen Fesseln los, entwischte unbemerkt aus dem Haufen, und kroch durch ein enges Fensterloch in den Keller unter dem Hause, in welchem die Schwestern hingerichtet wurden, deren Blut bald darauf durch den Fußboden in den Keller drang, und nach seiner Aussage stromweise floß, woraus zu schliessen, daß die Schwestern, wenigstens viele derselben, nicht blos gescalpt, sondern vermuthlich vorher mit Beilen oder Schwerdtern ermordet worden. Der Jüngling, zu dessen Glück niemand in den Keller kam, hielt sich in demselben verborgen bis gegen Abend, da es ihm nach vieler Mühe gelang, sich zu dem Fensterloch hinauf zu arbeiten, sich durchzudrängen, und in ein nahgelegenes Gesträuche zu entkommen. Dem andern Jüngling, Namens Thomas, hatten die Mörder nur einen Schlag gegeben, die Kopfhaut abgezogen, und ihn für todt gehalten. Weil ihm aber beym Scalpen die feine Haut, welche unmittelbar auf der Hirnschale liegt, nicht verletzt worden, so kam er nach einer Weile wieder zu sich, und sahe sich mit lauter blutigen Leichnamen umgeben. Unter diesen bemerkte er einen, Namens Abel, der sich rührte, und sich zu erheben bemühte. Thomas aber hielt sich ganz stille, als wenn er todt wäre, und das war sein Glück; denn bald darauf sahe er einen von den Mördern hereinkommen, der die Leichname betrachtete, des Abels Bewegungen gewahr ward, und ihn sogleich mit etlichen Hieben tödtete. Unser Thomas blieb nun unter unsäglichen Schmerzen immer stille liegen, bis es finster wurde. Jetzt wagte er es, bis an die Thür zu kriechen, und als er keinen Menschen da herum bemerkte, schlich er sich lang-

langsam fort, entkam ebenfalls in den Busch, und verbarg sich die Nacht hindurch. Diese beyden Jünglinge trafen hernach im Busch zusammen, und GOtt brachte sie durch Umwege, und durch viele Gefahr und Noth wieder nach Sandusky. Ehe sie aber die Gegend von Gnadenhütten verliessen, bemerkten sie aus ihrem Gesträuche, daß die Mörder über die Ausführung ihrer Unternehmung sehr vergnügt thaten, und endlich die 2 Bluthäuser voll Leichname in Brand steckten.

Diejenigen gläubigen Indianer, die sich damals in Schönbrunn befanden, wurden alle gerettet. Die Missionarien hatten nemlich auf die Nachricht, daß sie nach Detroit kommen sollten, eilends einen Boten an den Muskingum abgeschickt, unsre Indianer nach Hause zu rufen, um sie noch zu sehen, und zugleich Pferde zur Reise von ihnen zu bekommen. Dieser Bote traf gerade an dem Tage, da die Mörder in Gnadenhütten ankamen, in Schönbrunn ein, und richtete seine Botschaft aus. Die Schönbrunner schickten daher sogleich einen andern Boten nach Gnadenhütten, um sowol ihnen, als denen in Salem eben diese Nachricht zu geben. Ehe derselbe aber nach Gnadenhütten kam, fand er den jungen Schebosch am Wege todt und gescalpt liegen, und als er sich umsahe, bemerkte er von weitem viele weisse Leute in Gnadenhütten. Voll Schrecken kehrte er auf der Stelle um nach Schönbrunn, und meldete es daselbst, worauf alles die Flucht nahm, und sich vors erste in den Wäldern verbarg. Hier konnten sie lange nicht schlüssig werden, wo sie sich hinwenden, und auf welche Art sie weiter fortkommen sollten. Als daher die Mörder nach Schönbrunn kamen, waren unsre Indianer noch in der Nähe des Ortes, beobachteten alles, was daselbst vorging, und hätten sehr leicht entdeckt werden können. Die Mörder aber waren hier wie mit Blindheit geschlagen. Da sie niemanden antrafen, zerstörten und verbrannten sie nur den Ort, und zogen ab.

Eben so machten sie es auch mit Gnadenhütten und Salem, nahmen hierauf die Kopfhäute der unschuldigen Schlachtopfer mit sich, desgleichen etwa 50 Pferde, eine Menge Blankets und andre Sachen, und marschirten nach Pittsburg, um auch die wenigen Indianer, die sich seit einiger Zeit auf der Nordseite des Ohio, gedachter Vestung gegen über aufhielten, ums Leben zu bringen. Verschiedene derselben wurden Opfer ihrer unmenschlichen Wuth, einige aber entflohen. Unter letztern war Anton, ein Mitglied der Indianer-Gemeine, der sich gerade in Pittsburg befand, und glücklich nach Sandusky entkam, woselbst auch die Schönbrunner, nachdem sie viele Noth und Gefahr überstanden, wohlbehalten eintrafen.

Vorstehende Erzählung gründet sich theils auf die eigene Aussage der Mörder in Pittsburg, theils auf den Bericht obgedachter zween entronnener Jünglinge sowol, als auch des National-Gehülfen Samuels von Schönbrunn, und des eben erwähnten Anton, welche bey sorgfältiger Vergleichung mit einander in den Hauptumständen völlig übereinstimmend befunden worden.

Aus der Neuyorkschen Zeitung, in welcher die gläubigen Indianer Mährische Indianer genannt, und von einer sehr verhaßten Seite vorgestellt wurden, ersahe man nachher, daß die mörderische Rotte an ihrem Vorhaben, auch nach Sandusky zu marschiren, um die noch übrigen gläubigen Indianer ebenfalls aus der Welt zu schaffen, für dasmal verhindert worden.

Einige Wilden äußerten sich über diesen Vorfall mit den Worten: "Wir wollten unsre Freunde, die gläubigen Indianer, wieder ins Heidenthum zu uns herüber ziehen, aber GOtt hat es nicht haben wollen, und hat sie darum zu sich genommen." Die Bestürzung und Wehmuth aber der Indianer-Gemeine über die jämmerliche Hinrichtung einer so großen Anzahl ihrer Glieder, ist nicht zu beschreiben. Va-

ter und Mutter beweinten ihre ermordete Kinder, Männer und Weiber ihre Gatten, Kinder ihre Eltern, Brüder und Schwestern ihre Geschwister. Und da sie nun auch ihre Lehrer nicht mehr hatten, die sonst alle ihre Leiden mit ihnen theilten, und ihren Glauben an GOttes Treue stärkten, so war ihr Schmerz fast unerträglich. Dennoch murreten sie nicht, noch weniger schrien sie um Rache, sondern beteten lieber für die Mörder, und tröstete sich am Ende damit, daß die Ihrigen, von allem Elende erlöset, beym HErrn daheim wären.

Der Bruder Schebosch erfuhr den grausamen Tod seines Sohnes in Bethlehem, wo man die erste Nachricht von dem Blutbade am Muskingum durch Leute erhielt, die in Pittsburg einer Auction beygewohnt hatten, welche von den Mördern mit den von unsern Indianern erbeuteten Sachen angestellt worden, wobey sie auch die Kopfhäute derselben vorgezeigt hatten. Scheboschens Bestürzung war außerordentlich, und nicht minder wehmüthig war die Theilnehmung sämtlicher Brüdergemeinen in Amerika und Europa. Da GOtt aber gewiß immer seine heiligen und weisen Ursachen hat, warum er solches Leiden über seine Kinder kommen läßt, so konnte man auch bey dieser erschrecklichen und unbegreiflichen Begebenheit nichts anders thun, als die Hand auf den Mund legen, und den HErrn anbeten, dessen Wege unerforschlich, aber allezeit gut sind. Es scheint wol ausgemacht zu seyn, daß die Mörder unsrer Indianer sie just nicht um des Namens JEsu willen, sondern blos darum umgebracht haben, weil sie Indianer waren, weswegen sie auch der kleinsten Kinder nicht verschonten. Ich will sie daher auch mit den Märtyrern der ersten christlichen Kirche, da ebenfalls manchmal ganze Haufen Christen um ihres Glaubens willen hingerichtet wurden, gerade nicht vergleichen. Indessen ist soviel doch gewiß, daß sie sich bis ans Ende als getroste Bekenner JEsu betragen, und obwol ihrer völligen Un-

Unschuld sich bewußt, sich dennoch ohne Widersetzung wie Schlachtschaafe behandeln lassen, ihre Seelen ihrem treuen Schöpfer und Erlöser empfohlen, sich den Händen ihrer blutdürstigen Mörder geduldig übergeben, und solchergestalt mit ihrem Tode die Wahrheit des Evangelii bestätiget und verherrlichet haben, wie denn auch ihre Mörder selbst einstimmig bekannt haben, daß es gute Indianer gewesen, denn sie hätten gesungen und gebetet bis an ihren Tod. Dieses Zeugniß der Wahrheit wird predigen, solange das Andenken dieser entsetzlichen Mordthat dauren wird.

Uebrigens erkannte man nunmehro besonders drey Umstände als weise Fügungen des HErrn. Erstlich, daß die Indianer-Gemeine im vorigen Herbste aus der Gegend des Muskingum fortgeführt worden. Wäre sie da geblieben, so würde sie wahrscheinlich gänzlich vertilgt worden seyn. Nun aber wurden doch mehr als zwey Drittheile derselben gerettet. Zum andern, daß, da unsre Indianer ihre Reise an den Muskingum antreten wollten, und die Missionarien, um allen Verdacht zu vermeiden, es den Huronen meldeten, damit einige von ihnen mitgehen möchten, solches doch nicht geschahe. Wären letztere mitgegangen, so hätten sie die Gläubigen wol nicht beschützen können, sie hätten aber den Mördern einen Vorwand gegeben, auch unsre Indianer, so wie die Huronen, als Krieger zu behandeln, und dadurch wäre ihr Tod in den Augen der Welt sehr zweydeutig geworden. Der dritte merkwürdige Umstand war der Abruf der Missionarien nach Detroit gerade zu der Zeit und Stunde, da derselbe dazu dienen konnte, daß sämtliche gläubige Indianer, die in Schönbrunn waren, am Leben erhalten wurden. Bey aller Wehmuth fand man also doch viele Ursach, den HErrn zu loben und zu preisen. Verstehen wir auch Seine Wege nicht, und sind unsre Augen zu kurzsichtig und zu blöde, seine Absichten zu erreichen, so wissen wir doch un-

umstößlich gewiß, daß Er treu ist, und seinen Kindern alles zum Segen wendet.

Ich komme nun wieder zu unsern Missionarien, die bey ihrer und der ihrigen Abreise von Sandusky von einem großen Theile der weinenden Gemeine noch ein Stück Weges, und von verschiedenen bis Nieder-Sandusky begleitet wurden. Sie hatten nicht soviel Pferde auftreiben können, als sie brauchten, daher einige von ihnen durch Wasser und Moräste zu Fuße gehen mußten, worüber der Bruder Eduards ein lahmes Bein davon trug. Dabey mußten sie manchmal unter freyem Himmel übernachten, und hatten große Kälte auszustehen, anderer schweren Umstände nicht zu gedenken. GOtt aber hielt seine Hand besonders über den Schwestern und Kindern, daß sie nicht erlagen. Ihr Begleiter, der Franzose, betrug sich sehr gut gegen sie; und da sie Mangel an Lebensmitteln hatten, so erweckte GOtt hie und da Wohlthäter, die ihnen aus der Noth halfen, worunter sich besonders etliche Kaufleute von Detroit auszeichneten, die sich in Nieder-Sandusky aufhielten, wo unsre Pilger lange liegen mußten. Diese nahmen sie in ihre Häuser auf, und versorgten sie aufs liebreichste mit allem, was sie nöthig hatten. Hier mußten sie am 21sten März einen neuen Schmerz ausstehen, da die gläubigen Indianer, die sie bis dahin begleitet hatten, unter unzähligen Thränen von ihnen schieden und wieder zu den Ihrigen gingen.

Nun sahen die Missionarien sich also von ihrer lieben Gemeine ganz abgeschnitten, ein Umstand, der ihnen bey allen bisherigen Trübsalen noch nicht vorgekommen, und so unfaßlich war, daß ihnen gar oft dabey einfiel: Jetzt will es fast so scheinen, als ob GOtt verließ die Seinen. Bald hernach erfuhren sie hier durch etliche Indianer-Brüder, die ihnen ihre Bagage nachbrachten, die Ermordung unsrer Indianer am Muskingum mit allen ihren Umständen, und der

Schmerz übernahm sie dermaßen, als ob sie ihre eigene Kinder auf diese grausame Art verlohren hätten. Es war, wie sie schreiben, ein herzfressender Bericht für sie, und GOtt allein konnte sie trösten.

Da sie in Nieder-Sandusky auf Fahrzeuge zum weitern Fortkommen länger warten mußten, als man vermuthet hatte, so wurden sie daselbst noch von verschiedenen unserer Indianer aus Sandusky besucht. Aber auch dieser Umstand machte ihnen Noth, indem die anwesenden Huronen eines Tages ein gewaltiges Geschrey erhuben, und aussprengten, daß die besuchenden gläubigen Indianer etliche Huronen-Weiber umgebracht hätten. Es wurde indessen auf der Stelle untersucht, und zur Beschämung der Verläumder falsch befunden.

Am 11ten April kam der Engländer, der von der Regierung in Detroit Befehl hatte, die Missionarien dahin zu bringen, der aber mehrgemeldeten Franzosen dazu bestellt hatte, mit Wilden aus dem Kriege nach Nieder-Sandusky, und führte sich gegen die Missionarien als ein Wütherich auf, schwur und drohete einmal über das andere, ihnen das Beil in den Kopf zu hauen. Die Nacht hindurch soff er in dem Hause, wo sie waren, und betrug sich ärger, als ein besoffener Heide. Der HErr aber bewahrte sie und die Ihrigen auch hier vor allem Schaden. Endlich schickte der Gouverneur von Detroit 2 Fahrzeuge nebst einem Sergeanten und 14 Jägern, mit dem schriftlichen Befehl, die Missionarien von Nieder-Sandusky abzuholen, es in allem Betrachte gut mit ihnen zu machen, und sie auf dem See Erie nicht in Gefahr zu setzen, wenn es stürmisch seyn sollte, mit dem Zusatz, daß derjenige, der ihnen das geringste Leid zufügte, deshalb zur Verantwortung gezogen werden sollte. Diese Drohung erschreckte obenerwähnten boshaften Engländer. Er blieb also zum Vergnügen unsrer Pilger in Nieder-Sandusky zurück.

Am 14ten April fuhren sie von da ab, und kamen über den See Erie, und endlich durch die engen Pässe zwischen diesem und dem See Huron am 20sten glücklich in Detroit an. Hier wurde ihnen auf Befehl der Regierung ein grosses Zimmer in den Baracken, das ganz neu für Officiere zurecht gemacht worden, eingeräumt. Bald darauf kam der Gouverneur zu ihnen, und versicherte sie, daß zwar viele neue Klagen gegen sie bey ihm eingelaufen wären, daß er aber dieselben für ungegründet gehalten, und sie nicht um deswillen, sondern um ihrer eigenen Sicherheit willen von Sandusky habe abholen lassen, indem er gewisse Nachricht gehabt, daß ihr Leben in grosser Gefahr gewesen, wenn sie länger daselbst geblieben wären. Er stellte es nun gänzlich in ihr Belieben, in Detroit zu bleiben, oder zurück nach Bethlehem zu gehen, und ließ sie übrigens mit allem, was sie brauchten, aufs beste besorgen. Nach einigen Wochen verließen sie mit seiner Genehmigung die Baracken, und bezogen ein Haus vor der Stadt, woselbst sie einer mehrern Ruhe genossen.

Mittlerweile gerieth die Indianer-Gemeine in die bedenklichste Lage. Nach der Abreise der Missionarien hielten zwar die National-Gehülfen die Versammlungen noch eine Weile in der Ordnung fort, wovon ein in Sandusky besuchender Englischer Kaufmann, der denselben mit beygewohnt hatte, den Missionarien nachher in Detroit erzählte, daß er sie gemeinschaftlich habe singen und einander ermahnen hören, bis sie zusammen geweint hätten, wie die Kinder, welches ihm sehr eindrücklich gewesen. Bald aber huben etliche untreue Leute in ihrer Mitte ihr Haupt empor, schrieben es ganz laut den Missionarien zu, daß es den gläubigen Indianern so übel ginge, und behaupteten sogar, daß sie an dem Tode der Ermordeten schuld wären; sie hätten alles das wohl voraus gewußt, und wären darum davon gegangen. Solche alberne Reden, die von dem treuen Theile der

Gemeine nicht ohne Verdruß angehört werden konnten, verursachten viel Mißvergnügen und Unruhe. Dazu kam, daß das böse Gewissen den Halbkönig der Huronen so marterte, daß er nicht ruhen konnte, bis alle gläubige Indianer aus der Gegend fort waren, indem ihre Gegenwart ihn beständig an sein treuloses und verrätherisches Betragen gegen sie und ihre Lehrer erinnerte. Er kündigte ihnen also endlich in vollem Ernste an, daß sie sich aus der Gegend wegbegeben, und einen andern Ort zum Wohnen suchen sollten. Es schien also, als ob für unsre arme Indianer nirgends mehr ein Plätzchen zu finden wäre, wo sie hätten sicher seyn können. Zwischen zwey streitenden Partheyen mitten inne, wurden sie von der einen gefangen genommen und geplündert, von der andern zum Theil ermordet. Von den weißen Leuten hatten sie keinen Schutz zu hoffen, und vor den Heiden mußten sie unstät und flüchtig seyn, waren also wie vogelfrey. Das aber war und blieb ihr mächtiger Trost: Der HErr unser GOtt lebt noch, und er wird uns nicht verlassen. Am empfindlichsten schmerzte sie der Spott der Wilden, die öffentlich sagten: "Wir wollen sehen, ob ihr GOtt, von dem sie so viel predigen, und so viel Wesens machen, und auf den sie sich immer verlassen, sie schützen und erretten kann, und ob Er stärker ist, als unser Gott."

Unterdessen entschlossen sie sich auch diesmal, nicht mit Gewalt zu widerstehen, sondern da es GOttes Wille und Zulassung zu seyn schien, sich lieber zu zerstreuen. Das geschahe. Ein Theil der Gemeine zog ins Land der Schawanosen, die übrigen liessen sich in der Gegend von Pipes-Town nieder, dachten aber auch da nicht zu bleiben, sondern sich weiterhin nach dem Miami zu ziehen.

Mit dieser Zerstreuung hörte gleichsam das Daseyn einer Indianer-Gemeine auf. Es währte aber nicht lange, so erkannte man auch hierbey den Finger GOttes und Seine

treue

treue Vorsorge. Die nemlichen Mörder, die das Blutbad am Muskingum angerichtet hatten, liessen ihr aufgeschobenes blutdürstiges Vorhaben in Ansehung des noch übrigen Theils der Indianer-Gemeine nicht fahren, sondern marschirten im May 1782 gerade auf Sandusky los, trafen nun aber keine Seele mehr daselbst an. Es war also ganz offenbar eine Schickung vom HErrn, daß die Missionarien nach Detroit abgeholt wurden. Wäre das nicht geschehen, so hätten unsre Indianer sich nicht zerstreut, und wären ohne Zweifel bey dieser Gelegenheit allesamt ermordet worden. Folglich hat dieser Abruf, der Anfangs die Zerstreuung der Mission anzukündigen schien, unsern Indianern zweymal das Leben gerettet. Die Mörder geriethen gleich darauf mit einem Corps Engländer und Englischgesinnter Indianer ins Handgemenge, und wurden sämtlich niedergemacht.

Eilfter Abschnitt.

1782. 1783. 1784.

Die zerstreute Indianer-Gemeine fängt an sich zu ihren Lehrern wieder zu sammlen. Anbau von Neugnadenhütten am Huron. Allmählicher Fortgang der Bemühungen, die zerstreute Heerde wieder zusammen zu bringen. Ungewöhnlich harter Winter. Hungersnoth und deren Abhülfe. Man sieht sich genöthiget, darauf anzutragen, auch Neugnadenhütten wieder zu verlassen.

Vorbeschriebene Zerstreuung unsrer Indianer ging den Missionarien sehr nahe, zumal da sie mit Grunde befürchteten, daß sie unter den Wilden nicht wenig Schaden an ihren Seelen leiden würden. Sie waren daher weit entfernt,

fernt, an die ihnen vom Gouverneur in Detroit freygestellte Rückkehr nach Bethlehem zu denken. Pflicht und Liebe brachten sie zu dem Entschlusse, alles mögliche zu thun, um die zerstreute Heerde nach und nach wieder zu sammlen. Dem zufolge trugen sie darauf an, einen neuen Gemeinort anzulegen, und die gläubigen Indianer zu sich einzuladen. Sie überlegten solches mit dem Gouverneur, der ihr Vorhaben mit Vergnügen genehmigte, und ihnen eine Gegend am Flusse Huron, etwa 5 deutsche Meilen von Detroit, vorschlug, die sie auch zu ihrer Absicht völlig zupassend fanden. Die Chiefs der Chipawas aber, denen dieses Land gehörte, mußten dazu erst Erlaubniß ertheilen. Der Gouverneur sprach sie also darum an, und auf die einzige Einwendung, die sie machten, daß vielleicht die Delawaren damit nicht zufrieden seyn, und ihnen vorwerfen würden, daß sie ihre Freunde von ihnen abwendig gemacht, erwiederte er, daß, da die Delawaren die christlichen Lehrer verdrängt, sie damit auch die christlichen Indianer selbst vertrieben hätten. Diese müßten sich daher umthun, ob sie jemand aufnehmen wollte: und die Delawaren könnten nichts dagegen einwenden, wenn sie nicht ihre eigene Schande aufdecken wollten. Die Chipawas gaben hierauf ihre Einwilligung mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit, und der gütige Gouverneur schickte sogleich eine Botschaft mit einem String of Wampom zu den zerstreuten gläubigen Indianern, sie davon zu benachrichtigen, und sie allesamt zu ihren Lehrern wieder einzuladen, wo sie völlige Freyheit geniessen, und mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen hinlänglich versorgt werden sollten.

Die Folge davon war, daß die Missionarien am 8ten July die große Freude hatten, 2 Familien von der braunen Heerde bey sich wieder zu bewillkommen, denen der würdige National-Gehülfe Abraham mit den Seinigen und noch einer Familie bald nachfolgte. Diese schlugen alle bey dem

Hause der Missionarien in Detroit ihre Hütten auf. Auch der Bruder Conner fand sich mit den Seinigen in Detroit ein. Ein anderer von den Zerstreuten kam mit den wilden Kriegern nach Detroit, und war auch bemahlt wie ein Wilder. Er hatte nichts davon gewußt, daß die Missionarien noch daselbst waren, und sagte, da [illegible] sie sahe: "Ihr sehet wol, meine Brüder, daß ich jetzt n[illegible] [illegible]ehe, wie ein Bruder. Ich hatte es schon a[illegible] [illegible]mals wieder Gelegenheit zu haben, bey den Br[illegible] Wort GOttes zu hören, daher dachte ich, daß ich m[illegible] mit den Wilden gut vertragen und mich ihnen gleichstellen müßte, um nicht verfolgt zu werden. Da ich aber sehe, daß sich die Indianer-Gemeine wieder sammlet, und die Brüder bey ihnen sind, so will ich bitten, daß sie mich doch auch wieder annehmen." Und das geschahe mit Freuden. Die übrigen gläubigen Indianer waren durch die freundschaftliche Botschaft des Gouverneurs und der Missionarien ebenfalls hoch erfreut worden, hatten sich aber durch falsche Nachrichten boshafter Leute, die sie von der Rückkehr zu ihren Lehrern abbringen wollten, wieder irre machen lassen, und wollten noch etwas zusehen. Inzwischen fingen die Missionarien mit ihren lieben Indianern in Detroit die Versammlungen zum Lobe des HErrn wieder an, und hielten sie aus Mangel des Raums unter freyem Himmel. Dazu kamen denn gemeiniglich ihre Nachbarn, die Gefangenen und viele andere. Allen war dieses etwas ganz neues, dergleichen sie bey Indianern noch nie gesehen hatten. Besonders war es ihnen zum Wunder, daß die Gläubigen so schön singen konnten. Hier legten die Missionarien manches Zeugniß von der Liebe JEsu ab, luden alle gnadenhungrige Sünder zu Ihm ein, und hatten ausserdem, wenn sie aufgefordert wurden Kinder zu taufen oder Begräbnisse zu besorgen, erwünschte Gelegenheit, den Tod des HErrn in Englischer und Deutscher

Sprache

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

1.0 2.8 2.5 3.2 2.2 3.6 4.0 2.0
1.1 1.8
1.25 1.4 1.6

6"

Sprache zu verkündigen. Auch predigte Zeisberger etlichemal den dortigen Gefangenen, wozu sich auch viele Einwohner von Detroit einfanden.

Da sich nun ein Häuflein von 28 gläubigen Indianern zu den Missionarien wieder gesammlet hatte, so entschlossen sie sich, mit Genehmigung des Gouverneurs, in oberwähnter Gegend am Fluß Huron, den Bau eines neuen Gemeinorts in GOttes Namen anzufangen, in der gewissen Hoffnung, daß sich immer mehrere von der zerstreuten Gemeine zu ihnen herbeyfinden würden. Der Gouverneur war ihnen dabey auf alle Weise behülflich, und ließ sie mit Proviant, mit Booten, Brettern und dem nöthigen Werkzeuge aus dem königlichen Magazin, desgleichen mit etlichen Pferden und Kühen versehen. Auch die Gemahlin dieses gütigen Herrn beschenkte sie mit allerley Sämereyen, und beyde gaben ihnen häufige Merkmaale ihrer leutseligen Gesinnung. Besonders dankbar waren die Missionarien dafür, daß der Gouverneur ihnen dazu verhalf, die unterbrochene Correspondenz mit Pensylvanien und Europa wieder in Gang zu bringen, von wo aus man sie mit Geld unterstützte, welches sie in Montreal hoben.

Am 20sten July 1782 zogen die Brüder Zeisberger und Jungmann mit ihren Frauen, und die zwey ledigen Brüder Eduards und Michael Jung mit 19 gläubigen Indianern dankbar und fröhlich von Detroit ab, dessen Einwohner sie lieb gewonnen hatten, und ihnen zum Theil mit Thränen nachsahen. Die Brüder Sensemann und Heckewälder blieben samt den Ihrigen und den übrigen Indianern vors erste noch in Detroit, die dasigen Geschäfte der wieder auflebenden Mission zu besorgen. Unsre Pilger aber fuhren durch den See Sinclair in den Fluß Huron, erreichten am 21sten Abends die bestimmte Gegend, und erwählten am folgenden Tage auf der Südseite des Flusses einen schicklichen Platz

zum

zum Anbau des Gemeinorts, den sie zum Andenken ihrer Wohnung am Muskingum Gnadenhütten nannten, den ich aber um mehrerer Deutlichkeit willen, Neugnadenhütten nenne. Noch denselben Abend lobten sie den HErrn gemeinschaftlich mit Freuden, und flehten um Seine Gnade, Hülfe und Bewahrung.

Nun griffen sie getrost die Arbeit an, baueten sich Hütten von Baumrinde, legten Gärten und Felder an, wozu sie erwünschten Boden fanden, und lebten dabey von der Jagd und Fischerey. Ahorn, Buchen, Eschen, Linden, Eichen, Pappeln und Hickery waren die gemeinsten Sorten von Holz, und Sassafraß-Bäume gab es daselbst von solcher Stärke, daß sie dergleichen noch nirgends vorher gesehen hatten. Wilden Hanf trafen sie daherum in Menge an. Salz aber war in der ganzen Gegend ein rarer Artikel, und selbst für Geld schwer zu bekommen. Sie erkannten es daher als eine Wohlthat von GOtt, daß sie Salzquellen entdeckten, und sich Salz kochen konnten. Auch war die Gegend reich an Wasserquellen. Die Witterung fanden sie von der am Muskingum wenig verschieden. Das Ungeziefer, worunter die Muskiten die ärgsten waren, plagte sie zwar dermaßen, daß sie in dickem Rauch sitzen mußten, wenn sie ein wenig Ruhe haben wollten. Je mehr aber der dichte wilde Busch, womit das ganze Land bedeckt war, ausgehauen ward, desto erträglicher wurde es auch in dem Theil. Schlangen hatten sie noch nirgends so wenige gesehen als hier.

Schon im August steckten sie den neuen Ort ab, und bauten vors erste nur eine Gasse Blockhäuser. Zu Ende dieses Monats kamen auch die in Detroit gebliebenen nach Neugnadenhütten, woselbst die Missionarien bald darauf das neue Missionshaus bezogen. Am 21sten September begingen sie hier zum erstenmal das heil. Abendmahl, welches unsern Indianern so neu war, als wenn sie es noch nie genossen hätten.

Nach

Nach und nach fanden sich noch mehrere von den Zerstreuten herbey, die bey einem abermaligen Einfall der Amerikaner ins Schawanosen-Land in große Gefahr gerathen waren, sich aber doch allesamt durch die Flucht gerettet hatten. Solche durch Detroit nach Neugnadenhütten reisende gläubige Indianer ließ der Gouverneur allezeit mit Nahrung, und, wenn es nöthig war, auch mit Kleidung versehen. Selbst die Einwohner von Neugnadenhütten gingen von Zeit zu Zeit nach Detroit, Lebensmittel zu holen, womit gedachter Herr sie so lange versorgte, bis sie selbst erndten konnten. General Haldimand in Quebeck genehmigte dieses freundliche Betragen des Gouverneurs, wie man denn überhaupt der Englischen Regierung das Zeugniß geben muß, daß dieselbe sich gegen die Mission überaus liebreich bewieß.

Im Herbst 1782 fingen die Chipawas an, in Neugnadenhütten zu besuchen, waren freundlich und bescheiden. Das Evangelium aber, das die National-Gehülfen ihnen verkündigten, hörten sie für die Zeit blos mit Stillschweigen an. Diese Wilden haben sonst den Ruhm, daß sie die besten und friedlichsten Indianer sind. Sie sind aber auch sehr faul, pflanzen wenig, leben mehr von der Jagd, kochen Eicheln zu ihrem Fleisch, und essen allenfalls auch das Fleisch von todten Pferden, wie die Kalmucken.

Am 5ten November weihete die kleine wieder gesammlete Indianer-Gemeine, die nun aus 53 Personen bestand, ihre neuerbaute Kirche ein, beging ein fröhliches Weihnachtsfest, und beschloß dieses Thränenjahr doch mit Lob und Dank und mit gebeugter Bewunderung der weisen Führung des HErrn.

Der Anfang des Jahrs 1783 war lieblich und gesegnet. Unsern Missionarien that es besonders wohl, den Händen der wilden Chiefs nunmehr entronnen zu seyn, nachdem sie es reichlich erfahren hatten, wie schwer es ist, mit einer christ-

christlichen Willen unter heidnischer Obrigkeit und christliche zu leben. Man fing der vorigen Gemeine wieder an, da sie mit freudigem Aufthun ihres Mundes predigten, und das Evangelium seine Kraft an den suchenden Wilden bewies, deren einen im Januar Erlaubniß erhielt, in Neugnadenhütten zu wohnen. Auch von Detroit kamen weisse Leute, sonderlich Deutsche Gefangene zum Besuch dahin, hauptsächlich um den Versammlungen beyzuwohnen.

Im Aeussern sorgte GOtt für unsre Indianer sehr gnädig. Ihr Zuckerkochen gab viel aus. Ihre Hirschjagd war glücklich, und ihr Handel bestand darin, daß sie Fleisch und Häute gegen Welschkorn und andre nöthige Waaren nach Detroit vertauschten. Auch machten sie Besen, Körbe und andere Handarbeit, die sie in Detroit gut absetzen konnten.

Im May 1783 erhielten die Missionarien zu ihrer grossen Freude die erste Nachricht von dem zwischen England und den Americanischen Freystaaten geschlossenen Frieden, und im Julii hatten sie das Vergnügen, daß die Brüder Weygand und Schebosch von Bethlehem nach einer 7 wöchentlichen Reise über Albany, Oswego, Niagara, Fort Erie und Detroit in Neugnadenhütten eintrafen, durch welche sie das besondere Theilnehmen der Gemeinen in Europa und Amerika an ihren überstandenen vielen Leiden erst recht umständlich erfuhren, und auch dadurch herzlich getröstet wurden. Schebosch, dessen Frau und Kinder schon in Neugnadenhütten waren, blieb daselbst. Der Bruder Weygand aber reiste im September wieder nach Bethlehem, und der Bruder Michael Jung ging mit ihm.

Der grösseste Theil der vorigen Indianer-Gemeine befand sich nun noch unter den Wilden, und zwar meist im Lande der Twichtwees, etwa 60 deutsche Meilen von Neugnadenhütten nach Westen zu. Die Missionarien sandten daher bey jeder Gelegenheit neue Botschaften an sie, sie zu

sich einzuladen, die aber oft aus Bosheit ganz verkehrt ausgerichtet wurden; wie denn die Widersacher des Evangelii sich alle ersinnliche Mühe gaben, die Furcht vor den weissen Leuten, besonders vor der Englischen Regierung, bey ihnen zu nähren, blos um die Wiedervereinigung der zerstreuten Gemeine zu verhindern, und, wo möglich, die mehresten in der Gewalt der Heiden zu erhalten. Hier waren sie wirklich wie Schaafe unter den Wölfen, wurden von den Wilden auf alle Art geplagt, und auch dessen, was sie noch hatten, diebischer Weise beraubt. Neugnadenhütten beschrieb man ihnen als einen sehr schlechten, und dabey sehr gefährlichen Ort, wo ein gewisser Tod ihrer wartete. Einige wilde Chiefs kündigten ihnen mit grosser Dreistigkeit an, daß sie sich nur darein ergeben, das Heidenthum wieder annehmen, und leben sollten, wie sie, denn es sollte kein Wort GOttes mehr im Indianer-Lande gehört werden. Manche schwache Leute liessen sich dadurch in Furcht setzen. Etliche geriethen sogar in Versündigungen, und liessen sich dann durch falsche Schaam von der Rückkehr zur Gemeine abhalten.

Von diesen betrübten Umständen erhielt man in Neugnadenhütten von Zeit zu Zeit Nachricht, und je weniger man dabey thun konnte, desto eifriger flehete die Indianer-Gemeine zum HErrn für ihre zerstreute Brüder und Schwestern, und wurde auch erhört. Drey unsrer jungen Indianer wagten es im Sommer 1783, und gingen getrost nach Neugnadenhütten, um mit eigenen Augen zu sehen, und die Wahrheit zu erfahren. Der eine blieb gleich da, die andern zween aber kehrten voll Freuden wieder zurück, und erzählten den armen Zerstreuten, wie sie es gefunden hatten.

Nun machten sich sogleich 43 derselben auf, um wieder zu ihrer Heerde zu kommen. Da sie aber aus Mangel an Lebensmitteln unterwegs oft Halte machen, und auf die Jagd gehen mußten, so meldeten sie solches durch einen Boten den

Brüdern,

Brüdern, auf deren Bitte der Gouverneur in Detroit ihnen Proviant entgegen sandte. Bald darauf kamen sie alle glücklich bey der Indianer-Gemeine in Neugnadenhütten an, und die Freude auf beyden Seiten war unaussprechlich.

Diesen folgten von Zeit zu Zeit noch mehrere aus der Zerstreuung nach, und liessen sich weder durch List noch durch Gewalt davon abhalten. Einer Schwester unter andern, die aus einer vornehmen Chiefs-Familie war, droheten ihre Verwandten, ihre Kleider ihr wegzunehmen, wenn sie zu den Brüdern ginge. Sie erklärte sich aber, daß sie auch dadurch ihre Absicht nicht erreichen würden. "Was mich, sagte sie, zu meinen Lehrern treibt, ist meiner Seele Wohlseyn und ewige Seligkeit. Was hilft es mir, wenn ihr mir auch ein Haus voll schöner Kleider, Silber und kostbarer Sachen gebt, und meine Seele geht verloren?"

Viele der zerstreut gewesenen hatten freylich über den Schaden bitterlich zu weinen, den sie unter den Wilden an ihren Seelen erlitten hatten, welches ihnen nun mehr Schmerzen verursachte, als alles Ungemach, das von aussen über sie gekommen war. Einige derselben waren daher etwas schüchtern, und sagten bey ihrer Ankunft in Neugnadenhütten: "Wenn wir auch nicht Erlaubniß bekommen, wieder bey euch zu wohnen, so wirds uns doch schon ein Trost seyn, euren Ort nur von ferne anzusehen." Man nahm sie aber alle mit Freuden wieder auf, und ließ sie nichts, als ein Herz voll Liebe und Mitleiden fühlen. Andere blieben noch aus Furcht unter den Wilden, und verschiedene gingen gar ins Heidenthum zurück.

Aus allem erkannte man, daß GOtt für nöthig gefunden hatte, die Indianer-Gemeine sichten zu lassen, wie den Weizen, da denn alle, die nicht ohne Falsch waren, durchfielen. Desto dankbarer war man für die Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen der zurückgekommenen, die dadurch

durch gar bald so weit kamen, daß sie sich des völligen Genusses der Gemeinschaft der Gläubigen wieder erfreuen konnten. Sogar ein Getaufter, Namens Renatus, der in Friedenshütten an der Susquehannah durch besondere Umstände von der Gemeine weggekommen, und so viele Jahre in der Irre herumgelaufen, fand sich hier wieder herbey, war krank, und bat flehentlich um Anfassung und Vergebung. Als letztere ihm in Gegewart einiger Brüder auf seinem Lager ertheilt worden, sagte er: "Nun ist mir wohl, und ich freue mich zum Heilande zu gehen; ich begehre nicht wieder gesund zu werden, sondern mein Verlangen ist, daß er mich zu sich nehme."

Durch die aus der Zerstreuung zurückkommenden erfuhr man, daß die Chiefs der 3 Delawar-Stämme sich über das Schicksal der Indianer-Gemeine oft heftig mit einander zankten. Die vom Wolfsstamme, welche unter Anführung des Capitains Pipe die Zerstörung dieser Gemeine und die Verbannung des Evangelii aus dem Indianer-Lande zu ihrer alleinigen Absicht gehabt, und deswegen die Huronen aufgehetzt, ihnen auch gerne alle Beute am Muskingum überlassen hatten, sahen ihren Plan gleichwol vereitelt, indem sie durch alle ihre listigen Ränke doch nicht vermögend waren, die zerstreuten gläubigen Indianer abzuhalten, ihren Lehrern allmählich zu folgen. Das verdroß sie. Desto bitterer warfen ihnen die andern beyden Stämme, die in ihren Rath nicht gewilligt hatten, ihre Untreue und Thorheit vor. Ein Delawar-Chief, der von andern Chiefs dieser Nation aufgefordert wurde, wenigstens die zerstreuten gläubigen Delawaren vest zu halten, und nicht nach Neugnadenhütten gehen zu lassen, antwortete ihnen: "Ich will niemanden von meinen Freunden wehren, zu seinen Lehrern zu gehen. Warum habt ihr sie vertrieben? Ich habe es euch voraus gesagt, wenn ihr ihre Lehrer fortjagt, so werden

den ihre Indianer auch nicht bleiben. Ihr habts aber doch gethan, und also die gläubigen Indianer samt ihren Lehrern vertrieben. Wer hat die gläubigen Indianer am Muskingum umgebracht? Haben es die weißen Leute gethan? Nein, die haben es nicht gethan, sondern ihr habt sie umgebracht. Warum liesset ihr sie nicht in Ruhe, wo sie waren? Hättet ihr sie da gelassen, sie leben noch alle, und wir könnten unsre Freunde noch sehen: aber ihr habt es so haben wollen." In einem Kriegsrath, den sie diesen Herbst hielten, und mit einander überlegten, wie sie das Beil gebrauchen und den Krieg am vortheilhaftesten fortsetzen könnten, sagten erwähnte 2 Stämme zu dem Wolfsstamme, dessen Haupt der Capitain Pipe war: "Nehmt und braucht das Beil gegen eure Feinde, eben so, wie ihr es gebraucht habt gegen eure Freunde, die gläubigen Indianer, die euch so viel Gutes gethan, und nicht einmal ein Messer aufgehoben haben, sich zu wehren, da ihr ihnen Gewalt anthatet."

In Neugnadenhütten fingen die Missionarien die Conferenz mit den National-Gehülfen im November dieses Jahres wieder an, und verbanden sich mit ihnen aufs neue, in Eintracht und mit Treue dem HErrn zu dienen, und ihre Brüder und Schwestern mit Geduld und Liebe zu behandeln.

Verschiedene gläubige Indianer entschliefen im Jahr 1783, und ihr Ende war erfreulich. Unter andern verschied in Litiz in Pensylvanien im Chorhause der ledigen Schwestern eine ledige Indianerin, Martha, die im Jahr 1737 in Schekomeko geboren war, und einen eigenhändig geschriebenen Lebenslauf hinterließ, worinn sie ehrlich erzählte, wie es ihr im Heidenthum gegangen, wie ihr das nachher zur größten Sünde geworden, daß sie an ihren Schöpfer und Erlöser so lange nicht geglaubt hatte, wie Er sich hierauf ihrer in Gnaden angenommen, sie in Seinen Tod taufen lassen, und wie selig Er sie durch diese Zeit ge-

 leitet,

leitet. "Zum Schluß, sagte sie, kann ich mit Freudigkeit bekennen: Ich fühle, daß ich Seine arme, doch versöhnte Sünderin bin. Ich verlasse mich gänzlich auf Ihn. Ich habe nichts aufzuweisen, als Sein Verdienst, und die Wunden, die Er sich für meine Sünden hat schlagen lassen." Sie war eine von den 4 ledigen Indianerinnen, die im Jahr 1764 aus dem Chorhause zu Bethlehem zu unsern Indianern in die Baracken von Philadelphia hatten ziehen müssen. Sie hatte das Schneiderhandwerk erlernt, trieb es als Meisterin, diente auch bey der Erziehung der Jugend, und bewies eine exemplarische Treue. Die an einem Theile ihres lieben Volks am Muskingum verübte grausame Mordthat gab ihrer Gesundheit einen tödtlichen Stoß. Sie entschlief sehr vergnügt, und voll Sehnsucht, ihren Erlöser, an den sie glaubte, von Angesicht zu sehen.

Mit dem Anfang des Jahrs 1784 fiel in der Gegend von Neugnadenhütten eine unerhörte strenge Kälte ein. Alle Flüsse und Seen froren zu, und die ältesten Einwohner von Detroit bezeugten, daß, solange sie da gewohnt, noch kein so tiefer Schnee gefallen wäre. In manchen Gegenden lag er Mannstief. Das beschwerlichste aber war, daß dieser Winter so lange anhielt. Am 6ten März lag der Schnee noch 4 Fuß hoch; zu Ende dieses Monats fing er an allmählich abzugehen; erst am 4ten April ging der Huron auf, und zu Anfang des Monats May war der See Sinclair noch nicht vom Eise frey.

Niemand hatte sich eines so harten und langen Winters versehen, daher für Menschen und Vieh bey weitem nicht hinlänglich war gesorgt worden. Da nun ungewöhnlich frühe Nachtfröste im vorigen Herbste unsern Indianern ihre hoffnungsvolle Welschkornerndte verdorben hatten, so stellte sich der Mangel an Lebensmitteln gar balde ein. Was man noch aus Detroit erhalten konnte, war unmäßig theuer.

Einem

Einem dasigen Becker z. E. wurde für ein Pfund Brod ein Spanischer Thaler geboten, und er gab es nicht dafür. Der tiefe Schnee hinderte die Jagd. Unsre Indianer mußten sich daher sehr zerstreuen, um Lebensmittel zu suchen, wo nur etwas dem ähnliches zu finden war, und manche lebten blos von wilden Kräutern. Endlich riß die Hungersnoth durchgängig ein und war vielen an den Augen anzusehen; denn sie waren dürre und mager, und kaum vermögend, etwas zu arbeiten. Dabey aber sahe man sie doch immer herzlich vergnügt und zufrieden. Zur rechten Stunde war auch die Hülfe des HErrn da. Unvermuthet fand sich eine Menge Hirsche in der Nähe von Neugnadenhütten ein, deren über 100 geschossen wurden, wiewol die Kälte dabey so angreifend war, daß manche Jäger ihre Füße erfroren hatten; welches bey den Schneeschuhen leicht geschehen kann.

Nun hatten unsre Indianer also wieder Hirschfleisch, das sie nach Detroit gegen Welschkorn vertauschen konnten, und damit war ihnen aus einer Noth geholfen, die sonst eben so traurige Folgen gehabt hätte, als vor 2 Jahren in Sandusky. Sobald der Schnee weg war, suchten sie wilde Kartoffeln, und brachten große Ladungen nach Hause. Eine andre Hülfe war ein ungemein reicher Fischfang. Hierauf folgten Heidelbeeren in großem Ueberfluß, und auf diese eine sehr gesegnete Welschkornerndte, daß also niemand über Mangel an nöthiger Nahrung zu klagen hatte.

Zu Ende des May 1784 zog der menschenfreundliche Gouverneur, nunmehriger Oberster von Peyster, von Detroit nach Niagara ab, und die Missionarien sowol, als unsre Indianer bedauerten den Verlust dieses ihres Freundes und Wohlthäters gar sehr, fanden aber auch an seinem Nachfolger, dem Major von Ankrom, einen Herrn, der sich auf die liebreiche Empfehlung seines Vorgängers geneigt und gütig gegen sie bezeigte.

Je mehr der gute Ruf von Neugnadenhütten sich verbreitete, desto häufiger war daselbst der Besuch von weißen Leuten, welche die in so kurzer Zeit vollendete Arbeit der Brüder nicht genug bewundern konnten, bey der Gelegenheit aber auch manches Zeugniß von JEsu Christo zu hören bekamen, hoffentlich ihnen zum bleibenden Segen. Weil sich damals kein protestantischer ordinirter Prediger in Detroit befand, so tauften die Missionarien bey ihren Besuchen daselbst verschiedene Kinder, deren Eltern darum baten. Andere brachten ihre Kinder zu dem Ende nach Neugnadenhütten, unter andern ein Kaufmann, der 2 ungetaufte Kinder hatte. Seine ganze Familie begleitete sie dahin, und Vater und Mutter hielten selbst ihre Kinder zur Taufe, welche Handlung ihnen ungemein ehrwürdig und eindrücklich war. Trauungen aber, die auch verlangt wurden, lehnten die Missionarien von sich ab.

Neugnadenhütten war nun durch den Fleiß unsrer Indianer ein recht schöner Ort geworden. Die Häuser waren so gut gebaut, als ob sie lebenslang da wohnen wollten. Das Land, das vorher eine Wildniß gewesen, war so angebaut, daß sie sich nunmehro genugsam davon nähren konnten. Dabey that ihnen die Ruhe von außen nach so langer Unruhe herzlich wohl. Gegen das Ende des Jahrs 1784 aber zeigte sichs, daß sie auch von hier wieder vertrieben werden sollten. Einige der Chipawas hatten schon im vorigen Jahre ihre Unzufriedenheit darüber merken lassen, daß unsre Indianer sich in der Gegend niedergelassen, die ihnen sonst vorzüglich zur Jagd gedient hatte, waren aber damals durch den Gouverneur in Detroit gehörig darüber bedeutet worden. Jetzt fingen sie neue Händel an, gaben vor, daß sie unsern Indianern nur bis zum Frieden da zu wohnen erlaubt hätten, und droheten, einige derselben zu ermorden, um dadurch die übrigen zum Wegziehen zu bewegen. Nach vielen

vielen Ueberlegungen sahe man wohl ein, daß die Klagen und Plackereyen dieser Nation nicht aufhören würden. Dazu kam, daß auch der Gouverneur von Detroit unsern Indianern ankündigte, daß sie nicht mehr bauen sollten, weil sowol in Ansehung des Landes als der Regierung noch keine Richtigkeit statt hätte. Die Missionarien hielten also fürs beste, darauf anzutragen, mit der Indianer-Gemeine wieder über den See Erie zurückzugehen, und zwar vors erste in die Gegend an der Walhalding. Dieser Vorschlag wurde von der Gemeine genehmigt; man meldete es dem Gouverneur in Detroit, und legte darauf zu, schon im Frühjahr 1785 abzuziehen.

Inzwischen wurde am 14ten November 1784 die erste erwachsene Person in Neugnadenhütten getauft, zu großer Ermunterung der Missionarien sowol, als unsrer Indianer, die dieses Jahr besonders vergnügt beschlossen, weil der innere Gang der Gemeine ausgezeichnet gesegnet und gnadenreich gewesen war.

Zwölfter Abschnitt.

1785. 1786.

Die wieder aufgelebte Mission geht lieblich fort. Etliche Missionarien kehren nach Bethlehem zurück. Abzug der Indianer-Gemeine von Neugnadenhütten. Langsame Reise bis zur Cajahaja, wo Pilgerruh angelegt wird. Vermischte Nachrichten.

Der gesegnete innere Gang der Mission machte auch das Jahr 1785 zu einer sehr angenehmen Zeit. Die Versammlungen der Gemeine gingen in ungestörter Ordnung fort, waren trost- und lehrreich, und trugen zum Wachs-

thum unsrer Indianer in der Erkenntniß JEsu Christi und ihrer selbst nicht wenig bey. Eine besondere Freude erlebten die Missionarien in diesem Jahre an ihren jungen Leuten, deren gutes Gedeyhen ihre Erwartung übertraf.

Auch bey den besuchenden weissen Leuten war von der Predigt des Evangelii ein großer Segen zu spüren. Einer derselben, ein Schiffs-Capitain, sagte nach einer Versammlung: Der Prediger habe es mit ihm allein zu thun gehabt; die ganze Rede sey wie auf ihn allein gerichtet gewesen, und habe ihm auch alles gesagt, wie es in seinem Herzen aussähe.

Etliche Gesellschaften Chipawas, die nach Neugnadenhütten kamen, wurden von unsern Indianern nicht nur wohl bewirthet, sondern auch mit dem Evangelio bedient. Am Pfingstfeste hatte man daselbst die jetzt so seltene Freude, daß 2 Erwachsene in den Tod JEsu getauft wurden.

Von außen verursachten damals die Wölfe einige Noth, die heerdenweis herumzogen, Menschen anfielen, und nicht weit von Neugnadenhütten einen Chipawa mit seiner Frau zerrissen. Ein Indianer-Bruder wurde auf dem Eise von einer Parthie dieser Thiere etliche Meilen verfolgt; weil er aber auf Schlittschuhen ging, mußten sie endlich von ihm ablassen. Ein andres Uebel war, daß die Missionarien ihre Pferde durch eine Art Schilf, Schachtelhalm genannt, verloren, wovon man die Thiere nicht abhalten konnte; denn es ist nahrhaft, aber unfehlbar tödtlich.

Unsre Indianer waren nun zu ihrem Abzuge von Neugnadenhütten ganz bereit. Auch hatte der Agent der Indianischen Angelegenheiten in Detroit ihrenthalben schon Botschaft an die Nationen jenseits des Sees Erie gesandt, ihnen die Rückkehr der Indianer-Gemeine zu melden, mit der Empfehlung, sie wohl aufzunehmen, und ihr nichts in den Weg zu legen. Unvermuthete Nachrichten aber von neuen Unruhen in dortigen Gegenden, und eine Menge widersprechender

chender

chender Gerüchte setzten alles wieder in solche Ungewißheit, daß selbst der Gouverneur von Detroit und eben erwähnter Agent den Abzug für die Zeit widerriethen. Man beschloß also, am Huron noch einmal zu pflanzen.

Im May 1785 zogen die Missionarien Jungmann und Sensemann, nebst den Ihrigen von Neugnadenhütten ab, und gingen nach Bethlehem zurück. Ihr Abschied von der Indianer-Gemeine, mit welcher und um deren willen sie so viele Angst, Noth und Trübsal durchgestanden hatten, war sehr rührend. Sie reisten zu Wasser auf dem Huronfluß in den See Sinclair bis Detroit, von hier auf dem See Erie nach Niagara und Oswego, auf dem Oswego-Flusse bis in den Oneider-See, und aus diesem in die Waldbach bis Fort Stanwick; von da über einen Tragplatz in den Mohack-Fluß bis Schenektady; von hier zu Lande bis nach Albany, dann wieder zu Wasser bis Neu-Windsor, und von da zu Lande nach Bethlehem. GOtt erweckte ihnen auf dieser langen und beschwerlichen Reise viele Wohlthäter, die ihnen forthalfen, und behütete sie vor allem Unfall. Eine besondere Bewahrung erfuhr unter andern der Bruder Sensemann, als einmal beym Aufziehen des großen Segels ein Windstoß die Segelstange so schnell umschlug, daß er zwar von der Decke über Bord, aber zum Glück auf ein naheliegendes Bretterfloß ganz ohne Schaden geworfen wurde.

Bey der Mission blieben nunmehro nur die Brüder Zeisberger und Heckewälder samt ihren Frauen, und der ledige Bruder Eduards. Letzterer reiste im Julio mit 3 Indianer-Brüdern nach Pittsburg, um einmal zuverläßig zu erfahren, wie es im Indianer-Lande aussähe, und zugleich eine Gegend an der Walhalding zu Anlegung eines Gemeinortes auszusuchen. In Pittsburg vernahm er, daß bis an den See Erie kein Fußbreit mehr mit Gewißheit Indianer-Land genannt werden konnte, weil die Freystaaten in so

fern

sern alles Land sich zugeeignet hatten, daß sie zwar die Indianer nicht vertreiben, ihnen jedoch nicht erlauben wollten, in der Nähe der weissen Leute zu wohnen. Zugleich aber erfahe er sowol aus einem Schreiben des Bischofs Johannes von Watteville, der als Visitator der Nordamerikanischen Brüdergemeinen nach Bethlehem gekommen war, als auch aus der Philadelphischen Zeitung, daß der Congreß den christlichen Indianern ihre 3 Wohnplätze am Muskingum ausdrücklich vorbehalten und zuerkannt hatte, mit so viel Land, als der General-Landmesser für recht erachten würde. Mit dieser unerwarteten Neuigkeit eilte Eduards samt seinen Gefährten wieder nach Hause, und erweckte bey der Indianer-Gemeine grosse Freude. Sonst geht ein Indianer nicht gerne wieder dahin, wo jemand von seinen Anverwandten ist umgebracht worden. Unsre Indianer aber hatten auch diesen Aberglauben fahren lassen, und wünschten, je eher je lieber dort zu seyn.

Indessen verzog sich ihr Abzug noch immer, theils wegen der damaligen Unruhen unter den Indianer-Nationen, die mit den Freystaaten Krieg haben wollten, theils weil man Nachricht erhielt, daß ein grosser Theil der Delawaren und Schawanosen sich der Wiederkunft der Indianer-Gemeine in dortige Gegenden mit Gewalt widersetzen wollte. Dem ungeachtet liessen die Missionarien den noch zerstreuten Mitgliedern ihrer Gemeine den gefaßten Entschluß, wieder an den Muskingum zu ziehen, zu wissen thun, mit der Einladung, jenseits des Sees Erie zu ihnen zu stoßen, wo es ihnen am bequemsten wäre.

Im September 1785 kam nach Neugnadenhütten ein Besuch von mehr als 40 fremden Indianern, Nantikoks und Mahikander. Das war am Hurons-Flusse der erste Besuch dieser Art, und mit Freuden bemerkte man bey vielen, daß das Wort der Versöhnung Eingang fand. Unter an-

dern

dern äusserte sich einer derselben gegen einen National-Gehülfen, daß er um seine Seligkeit bekümmert sey, und unter den wilden Indianern keinen Weg dazu sehe, bey den Gläubigen aber das zu finden glaube. Nur eins mache ihm Bedenken und Zweifel: er sey nemlich ein grosser Sünder, und habe im Kriege viel Menschenblut vergossen. Wenn er darüber denke, so sey es immer, als ob jemand zu ihm sagte: Es ist vergeblich; laß die Gedanken nur fahren; du kannst dich nicht bekehren, denn du hast zu viele Sünden begangen. Er möchte also doch wissen, ob ihm noch geholfen werden könne, und ob wol jemand unter den gläubigen Indianern wäre, der ein so grosser Sünder gewesen, wie er? Der National-Gehülfe pries ihm darauf die Sünderliebe JEsu mit grosser Freudigkeit an, und versicherte ihn, daß Er auch Mörder begnadige, und solches schon am Kreuze gethan habe. Eben dieser Wilde erzählte denen, die einmal zur Predigt zu spät gekommen waren, was er in derselben gehört und behalten hatte, nemlich, daß wir Vergebung unserer Sünden, neues Leben und Seligkeit allein bey JEsu Christo zu suchen haben, der uns alles das durch sein bitteres Leiden, durch sein Blut und durch seinen Tod erworben und verdient habe; daß er der wahre GOtt, und ausser ihm kein anderer sey. "Es ist noch viel mehr gesagt worden, setzte er hinzu, aber so viel habe ich davon behalten können."

Bald nach diesem Besuch kam wieder eine grosse Gesellschaft Delawaren, Mahikander und Nantikoks nach Neugnadenhütten, den Missionarien und ihrem Volke zu wahrer Freude, denn sie versäumten keine Versammlung, hörten das Evangelium mit Begierde, liessen sich durch die National-Gehülfen das Wort noch weiter auslegen, und man konnte hoffen, daß es bey vielen eine selige Frucht bringen würde.

Zu Anfang des Jahrs 1786 erhielten unsre Indianer abermals Botschaft, daß der Chief der Chipawas, auf deren

Lande

Lande sie wohnten, sie durchaus daselbst nicht länger dulden wollte. Dazu kam, daß eine herumschwärmende mörderische Rotte von den Chipawas die Gegend unsicher machte. Die Missionarien entschlossen sich also, aller gedrohten Widersetzung der Wilden jenseits des Sees Erie ungeachtet, den Abzug der Indianer-Gemeine dieses Frühjahr auszuführen, und sich mit derselben, wenn sie nicht bis an den Muskingum kommen könnten, an dem ersten und besten Ort niederzulassen. Sie erhielten dazu die Genehmigung des Gouverneurs in Detroit, welcher überdem eine Botschaft an jene Wilden ergehen ließ, daß sie unsre Indianer nicht kränken sollten. Auch verhalf er ihnen dazu, daß sie für ihre Häuser und Felder einige Vergütung erhielten, besuchte selbst in Neugnadenhütten, bezeigte sich sehr freundschaftlich, und erfreute die Missionarien und ihr Volk mit dem unvermutheten Versprechen, sie alle zusammen auf einmal mit königlichen Schiffen im Frühjahr, sobald der See Erie offen wäre, nach Cajahaja überbringen zu lassen, und sie auch mit Proviant zu versehen. Dieses Anerbieten half ihnen aus großer Verlegenheit, und sie erkannten die ihnen entgegenkommende gnädige Vorsorge GOttes mit innigster Dankbarkeit.

Im März ließ das Gouvernement ihr Land messen, und die Absicht desselben war, daß Neugnadenhütten ein Städtchen, und von weißen Leuten bewohnt werden sollte. Von nun an hatte man besonders häufigen Besuch aus Detroit von Leuten, die sich den Ort und die Felder besahen.

Gleich nach Ostern 1786 schickten sich die Missionarien mit der Indianer-Gemeine zum Abzuge an. Am 20sten April hatten sie die letzte Versammlung in Neugnadenhütten, dankten dem HErrn auf den Knien für alle daselbst genossene Gnaden und Wohlthaten, und fuhren darauf alle zusammen in 22 Booten ab, bis auf die mehrerwähnte Con-

nersche

nerische Familie, welche zurück blieb. Die Einwohner der Gegend, Franzosen und Engländer kamen von allen Seiten herbey, unsre Pilger noch zu sehen, und bezeigten ihr Leidwesen über ihr Wegziehen, denn sie hatten gerne mit ihnen zu verkehren. In Detroit wurden sie vom Gouvernement wohl aufgenommen und etliche Tage bewirthet. Hier veranstaltete man mit Genehmhaltung des Agenten der Indianischen Sachen eine Zusammenkunft mit den Chiefs der Chipawas, welcher auch ein königlicher Dollmetscher beywohnte. Etliche Deputirten der Indianer-Gemeine hielten dabey Reden an gedachte Chiefs, bezeigten ihnen ihre Dankbarkeit, daß sie sie aufgenommen, und nun beynahe 4 Jahre auf ihrem Lande hatten wohnen lassen, und meldeten ihnen, daß sie nun wieder zurück über den See Erie in ihre Heimath zögen; worauf sie ihnen als eine Erkenntlichkeit ein Bündel von etlichen 1000 Wampom überreichten. Einer der Chiefs stand sodann auf, mit einem String of Wampom in der Hand, und antwortete: "Großvater! wir haben dich lieb, und sähen lieber, du bliebest bey uns, und kehrtest wieder zurück an den Fluß Huron." Man sahe dieses aber blos als ein leeres Compliment an, wie es denn auch noch selbigen Tages von einem andern Chief widerrufen wurde.

Ein Umstand machte den Missionarien hier eine eigene Freude. Die ganze Nachbarschaft kannte die gläubigen Indianer nicht nur als ein fleißiges Volk, sondern auch als so ehrliche Menschen, daß die Kaufleute in Detroit ihnen auf lange Zeit Waaren auf Credit gaben, ohne der Bezahlung wegen besorgt zu seyn. Das wurde von manchem mit nicht genugsamer Ueberlegung benutzt, sonderlich während der Hungersnoth, wie denn unter andern nur bey einem Kaufmann die Schulden sich auf 200 Pfund Sterling beliefen, und man mußte fürchten, daß es am Ende übel ablaufen möchte. Unsre Indianer aber liessen sich in Zeiten angelegen

seyn,

seyn, etwas zu verdienen, und erhielten bey ihrem Abzug das Lob, daß sie alle ihre Schulden bis auf den letzten Heller richtig bezahlt hätten. Nur ein armer, aber an Kindern sehr reicher Vater war etwas schuldig, das er nicht bezahlen konnte. Bald darauf klagte er den Missionarien seine Noth, und diese waren sogleich darauf bedacht, ihm zu helfen. Mittlerweile ging seine Frau mit den Kindern vor der Stadt spazieren, und dieselben fanden eine Guinee, hielten sie aber für ein Stück Messing, bis sie von den Missionarien anders belehrt wurden. Damit ging der fröhliche Vater sogleich hin, bezahlte seine Schuld, und behielt noch etwas übrig.

Erst am 28sten April gingen unsre Pilger an Bord zweyer königlichen Schiffe, der Beaver und die Makina, voll Dankbarkeit für die Güte des Gouvernements, welches auch den Schiffs-Capitains gemessenen Befehl gab, sich gegen die Reisenden aufs beste zu betragen, und sie vorsichtig zu führen. Alles ging glücklich bis zu einer gewissen Insel mitten im See Erie, die einen sichern Hafen hatte. Hier mußten sie 4 Wochen lang eine wahre Geduldschule aushalten, denn so lange war ihnen der Wind entgegen. Sie schlugen indessen auf dieser Insel ihr Lager auf. Dieses veränderten sie eben so oft, als die Schiffe ihre Lage, um immer bey der Hand zu seyn, und gingen bey jedem Anschein einer günstigen Wendung des Windes an Bord, und dann, weil der Wind wieder umschlug, wieder ans Land. Einmal liefen sie wirklich aus, und kamen bey einem starken favorablen Sturm so gut fort, daß sie schon die Küste von Cujahaga deutlich vor sich sahen. Der Wind drehete sich aber, und sie mußten zu ihrem vorigen Hafen zurückkehren. Die mehresten unserer Indianer waren bey diesem Sturm so seekrank, daß sie wie halbtodt da lagen, und auf alles, was vorging, nicht achteten. Der Capitain ließ sie da-

her

her anbinden, weil er besorgte, daß sie über Bord fallen würden.

Uebrigens hielten sie in ihrem Lager ihre täglichen Versammlungen, den HErrn zu loben, der ihnen so weit geholfen, und dem sie kindlich zutrauten, daß Er seine besondern Ursachen haben müsse, warum Er sie hier so lange stille liegen ließ. Dabey lebten sie von der Jagd und Fischerey, auch von wilden Kartoffeln, Zwiebeln und eßbaren Kräutern, die sie daselbst in Menge antrafen. Da aber auf ihrer Insel nach etlichen Wochen kein Wildpret mehr zu erjagen war, so fuhren sie an eine andre Insel, die einen noch bessern Hafen, gute Jagd, aber auch viele Rasselschlangen hatte.

Am 28sten May kam ein Fahrzeug von Detroit ihnen nachgesegelt, sich wegen des langen Außenbleibens der Schiffe nach ihrem Ergehen zu erkundigen, und zugleich das größte derselben, den Biber, zurück zu holen. Dagegen sollte die Makina sie auf zweymal nach Cajahaja bringen. Weil dieses aber allzulange gewährt, und sie wegen Mangel an Lebensmitteln in Noth gebracht hätte, so wurde auf Vorstellung der Missionarien von den Capitains beschlossen, daß die Makina sie in zwey Colonnen in der Sanduskybay landen, und hernach mit der Bagage nach Cajahaja fahren sollte. Da nun auch der Wind günstig ward, so segelte die erste Colonne am 29sten May ab, welche David Zeisberger anführte. Der Wind drehete sich aber wieder so, daß sie ihr vorgesetztes Ziel nicht erreichen konnten. Sie liessen sich also bey Mokypoint, 16 Meilen von der Sanduskybay, ans Land setzen. Hier mußten sie hohe steile Felsen hinanklettern, und sich erst einen Weg dazu durchbrechen, um hinaufzukommen. Indessen waren sie froh, daß sie ihren Fuß nur wieder auf vestem Lande niedersetzen konnten.

 Kaum

Kaum hatten sie sich gelagert, so kamen 10 Ottawas, die auf der Jagd waren, auf sie zugeritten, und bezeigten ihre Verwunderung, einen solchen Haufen Volks da anzutreffen, wo weit und breit weder Weg noch Steg war. Unsere Indianer bewirtheten sie, so gut sie konnten, und die Ottawas theilten ihnen wieder etwas von ihrem Hirschfleische mit, und unterrichteten sie, wie sie am besten durch den Busch kommen könnten, den sie vor sich hatten.

Des folgenden Tages brachen sie zu Fuße auf, und hatten alle, auch der Missionarius und seine Frau, ihre volle Ladung zu tragen, weil sie auch ihre Lebensmittel mit sich führen mußten. Die vorangehenden hatten es am schwersten, weil sie sich durch den Busch erst einen Weg machen mußten. Durch einen tiefen morastigen Bach mußte alles durchwaten, und vielen ging das Wasser bis unter die Arme. Die Kinder wurden theils getragen, theils schwammen sie durch. Zeisberger und seine Frau kamen auf einer Bahre, von 4 Mann getragen, hinüber. Als sie an die Sanduskybay kamen, mietheten sie zur Ueberfahrt Boote von den Ottawas, die sie, so lange sie da lagen, fleißig besuchten, auch zum Theil den Versammlungen beywohnten. Einen Abend stellten diese Wilden einen Tanz an, und weil sich niemand von unsern Indianern dazu einfand, wie sie erwartet hatten, so kamen etliche, und suchten wenigstens das junge Volk dazu zu bereden. Da es ihnen aber mit keinem gelang, so verlangten sie vom Bruder Zeisberger, daß er sie dazu ermuntern möchte. Dieser aber sagte ihnen, daß unsre Indianer nicht mehr nach der Weise anderer Indianer lebten, weil sie etwas besseres gefunden hätten. Am 3ten Juny setzten sie glücklich über die Sanduskybay, so wie Tags darauf mit dem Fahrzeug eines Französischen Kaufmanns über den Fluß Petquotting. Auf dieser Pilgerschaft feyerten sie das Pfingstfest, und hat-

ten

ten der Freude, daß auch fremde Indianer aufmerksame Zuhörer waren.

Am 9ten Jun. kam auch die zweyte Colonne, unter Anführung des Missionarius Heckewälder, zu Wasser nach, mit bestenen Böten, die sie sich in der Eile selbst gemacht hatten. Unterdessen führte die Schaluppe Madam die Bagage gerade nach Cajahaga.

Nun reisten unsre Pilger zusammen, die Fußgänger am Seestrande, und die Böte so nahe an demselben, als möglich war. Am 9ten Jun. kamen sie an die berühmten steilen, 40 bis 50 Fuß hohen Felsen am See Erie, an welchen man zu Wasser nicht anders als mit gutem und schwachem Winde vorbey kommen kann. Sie stehen zum Theil senkrecht, und glatt wie eine Mauer da, so daß man leicht schwindlicht wird, wenn man von oben in die Tiefe hinabsieht; zum Theil sind sie vom Wasser so untergraben, daß man ihren Fuß von oben herab nicht sehen kann. An einigen sind Streifen von mancherley Farben in so geraden Linien, als wären sie nach der Schnur gemacht. Für die Fußgänger war es etwas angenehmes, dieses fürchterlich-prächtige Werk der Natur zu betrachten. Die zu Wasser fahrenden konnten solches noch besser, standen aber große Angst aus; denn wenn der Wind aus dem See gegen die Felsen wehet, so schlagen die hohen Wellen mit Ungestüm dagegen, und kein Fahrzeug kann sich retten. Sie dankten daher GOtt, daß ihnen der Wind gerade günstig und schwach war. Kaum aber waren sie bey der letzten, etwa 2 Deutsche Meilen langen Felsenmauer, an welcher im vorletzten Kriege der Oberste Bradstreet mit seinem Corps scheiterte, und viel Volk verlor, vorbeygefahren, so erhub sich ein starker Wind, wodurch ihr letztes Boot noch in Noth, aber doch glücklich davon kam. So oft die Wilden diese Stelle passiren, opfern sie, indem sie Taback ins Wasser streuen. Hier ist die Mündung

des

des Cajahaga-Flusses, der gewöhnlich der große Fluß genennt wird. Zu diesen kam bald hernach auch die Schaluppe glücklich nach der Gegend bey stillem Wetter dem Ufer so nahe, daß alles in kleine Boote geladen, und so ans Land gebracht werden konnte, worauf die Schaluppe wieder nach Detroit segelte.

Der Mangel an Lebensmitteln erlaubte unsern Reisenden nicht, an der Mündung der Cajahaga lange zu verweilen. Sie trafen zwar in der Gegend ein Häus voll Mehl an; weil aber kein Mensch dabey war, so rühreten sie es nicht an, obgleich die Hungersnoth groß, und sie Augenzeugen waren, daß die benachbarten Chipewas reichlich davon stahlen. Sie bauten also theils hölzerne, theils rindene Boote, fuhren den Fluß weiter hinauf, und kamen am 8ten Junius zu einem alten, etwa 28 Deutsche Meilen von Pittsburg nach Westen zu gelegenen Dorfe, wo ehedem Ottawas gewohnt hatten. Das war der erste Platz, den sie antrafen, wo sie sich niederlassen konnten, denn bis dahin ist vom Munde des Flusses ein lauter wilder Busch.

Hier entschlossen sie sich also, wenigstens den Sommer zu bleiben, weil sie ganz fremde waren, und nicht wußten, wie es weiter hin im Lande aussähe. Vors erste schlugen sie ihr Lager auf der Ostseite des Flusses, auf einer hohen Ebene auf, bauten sich in der Geschwindigkeit Hütten, machten sich Felder mit vieler Mühe, weil das Land ganz verwildert war, und wagten es, der späten Jahrszeit ungeachtet, noch Welschkorn zu pflanzen. Um der Kürze willen nenne ich diesen Ort Pilgerruh.

Hier richteten sie ihre Versammlungen wie gewöhnlich ein, erneuerten ihre Gemeinordnungen, und GOtt war mit ihnen. Am 13ten August begingen sie zum erstenmal an diesem Ort das heilige Abendmahl, dessen Genuß ihnen immer das höchste und wichtigste blieb.

Auch

Auch der äussern Noth half der HErr in Gnaden ab. Nachdem der Missionarius Zeisberger dem Commandanten in Pittsburg die kümmerliche Lage der Gemeine an der See [illegible] gemeldet, auch der Gemeine [illegible] des [illegible] Hauptquartiers wegen hervorgezogen, so verhalfen die Herren Duncan und Wilson unsern Indianern dazu, daß sie theils für baare Bezahlung, theils auf Credit Lebensmittel bekommen konnten. Selbst der Congreß gab Befehl, sie mit etwas Welschkorn und Blankets zu unterstützen. Oft gingen auch weisse Leute von Pittsburg nach Detroit mit Mehl und andern Waaren bey ihnen vorbey, von denen sie das nothwendige kaufen konnten. Dazu kam die Bequemlichkeit, daß sie zu Wasser nach Sandusky und Pettquotting kommen konnten, wo ebenfalls Welschkorn zu haben war. Der Wechsel von [illegible] Dollars, den sie für ihre Häuser und Felder am Huron erhielten, kam ihnen daher gut zu statten. Auch die Hirsch- Bären- und Elks-Jagd war sehr ergiebig. Ueberdem hatte die Gemeine in Bethlehem schon im Jahr 1783 für unsre Indianer eine Menge Sachen zu ihrer Leibesnothdurft zusammengelegt. Sie waren aber unterwegs aufgehalten worden. Erst im August 1786 kamen sie in Pilgerruh an, und erweckten, als sie vertheilt wurden, grosse Freude bey Alten und Jungen; denn auch ein jedes Kind bekam etwas. Nur das Salzkochen machte ihnen hier mehr Mühe als am Huron, weil sie zur Salzquelle sehr weit hatten.

Uebrigens blieb ihre Absicht, sich sobald als möglich am Muskingum wieder anzubauen. Sie wurden aber gar bald durch verschiedene glaubwürdige Personen gewarnt, nicht weiter zu ziehen, weil noch im May dieses Jahrs am Muskingum weisse Handelsleute von den Wilden geplündert und ermordet worden. Jetzt wurde es ihnen klar, daß GOtt sie aus weisen Ursachen bey den Inseln im See Erie so lange aufgehalten hatte. Wäre ihre Schiffahrt gut von statten gegan-

gezwungen, so wären sie noch vor erwähnter Mordthat am Muskingum eingetroffen, und abermals in die äusserste Lebensgefahr gerathen. Etliche Indianer-Brüder, die von Detroit zu Lande an den Muskingum gegangen waren, und die Indianer-Gemeine daselbst erwarten wollten, befanden sich gerade in Schönbrunn, als diese That geschahe, und hätten leicht unglücklich werden können, indem sogleich viele weisse Leute den Mördern nachsetzten, wofür sie die Indianer-Brüder unstreitig würden gehalten haben, wenn sie sie angetroffen hätten. Diese aber hatten noch in Zeiten die Flucht genommen. Ueberdem zeigte sichs deutlich genug, daß noch kein durchgängiger Friede unter den Indianer-Nationen war, und viele, wo nicht die meisten, noch immer auf einen neuen Krieg warteten, weil, wie sie sagten, das Kriegsbeil, so man ihnen gegeben, ihnen noch nicht wieder abgenommen, und begraben, sondern nur auf eine Weile beyseite gelegt worden. Es bestätigte sich auch, daß die Amerikanische Miliz immer noch sehr aufgebracht war, und unsern Indianern einen gewissen Tod drohete, wenn sie sich wieder am Muskingum einfänden. Man hielt also fürs beste, in Pilgerruh zu bleiben, bis der HErr selbst Bahn machte, weiter zu kommen, wenn es Sein Wille wäre. Nach und nach sahe man ein, daß, da so viele Nationen sich dem Congreß widersetzten, und das Land, welches sie als das Ihrige ansahen, durchaus nicht wollten abmessen lassen, die Indianer-Gemeine an der Cajahaga sicherer wohnte, als am Muskingum, wo alle Krieger ihren Durchmarsch zu nehmen pflegten. Auch hatte man in Pilgerruh im Fall eines nahe kommenden Krieges den Vortheil, daß man vom See Erie nicht weit entfernt war, und leicht nach Niagara oder Detroit flüchten konnte. Inzwischen blieben unsere Indianer doch dabey, das Recht an das vom Congreß ihnen zuerkannte Land am Muskingum nicht fahren

zu lassen, und es, sobald sichs thun liesse, wenigstens in Besitz zu nehmen.

Der erste, der in Pilgerruh seinen Lauf beschloß, war obermeldeter Thomas, der als Jüngling in Gnadenhütten am Muskingum gescalpt wurde, gleichwol mit dem Leben davon kam, und nun doch auf der Fischerey ertrank. Seitdem er seine Kopfhaut verloren hatte, bekam er oft die Gicht am Kopf, und war dann für eine Weile seiner Sinne beraubt. Ohne Zweifel war dieses auch die Veranlassung zu seinem Tode, denn sonst war er einer der besten Schwimmer. Ueberdem fand man seinen Körper in sehr seichtem Wasser.

Pilgerruh bekam oft Zuspruch von Chipawas, Ottawas, Delawaren und andern Wilden, die ein Verlangen bezeigten, das Evangelium zu hören, und es wurde ihnen mit Freuden verkündiget. Dabey ging aber auch die Noth wieder an, mit welcher man am Huron verschont geblieben war, daß Wilde, die mit unsern Indianern leiblich verwandt waren, dahin kamen, und schwache Gemüther zur Rückkehr ins Heidenthum zu verführen suchten. Es gelang ihnen auch diesen Herbst, eine Frau von ihrem Manne zu trennen, und samt ihren Kindern fortzuführen. Der Mann aber setzte ihnen mit etlichen beherzten Brüdern nach, und nahm ihnen die Frau und Kinder mit Gewalt wieder ab, worüber erstere, die ihren unüberlegten Schritt schon bereuet hatte, herzlich froh war.

Im September 1786 schickten die Missionarien einige Friedensboten zu den Zerstreuten, und liessen sie ermahnen, daß sie den Muth nicht aufgeben, noch denken möchten, daß sie allzusehr verwildert, und als unheilbar von GOtt verworfen wären; vielmehr sollten sie neuen Muth fassen, sich unserm mitleidigen Erbarmer in die Arme werfen, und wieder zu ihren Brüdern kommen. Es fanden sich darauf ver-

schiedene wieder herzu. Einer aber, der bey dem Blutbade am Muskingum im Jahr 1782 alle seine Kinder und fast seine ganze Verwandtschaft verloren hatte, war darüber in seinem Gemüthe ganz trübe, auch an den Missionarien irre worden, und hatte sich wieder unter die Wilden begeben. Doch war er dabey nicht ruhig. Er entdeckte sich daher gelegentlich dem Gehülfen Samuel, einem der gedachten Friedensboten, und sagte zu ihm: "Ich habe arge Gedanken von unsern Lehrern, und kann mir nicht helfen; sie fallen mir immer wieder ein. Ich denke, sie sind schuld daran, daß so viele unserer Freunde in Gnadenhütten umgekommen sind. Sie haben uns verrathen, und den weißen Leuten von unserm Dortseyn Nachricht gegeben, worauf sie uns überfallen haben. Nun sage mir, ist es so oder nicht?" Samuel antwortete: "Ich muß dich erst etwas fragen: Bist du recht bey Verstande? Deine Frage klingt mir so, als ob es dir daran fehlte; und ist das, so antworte ich dir lieber nicht." Als er nun versicherte, daß er bey gutem Verstande sey, so betheuerte ihm Samuel die Unschuld der Missionarien sehr nachdrücklich. Nach einigem Besinnen erwiederte er: "Ich habe jetzt ein böses arges Herz, darum denke ich Arges. So wie du mich von außen siehst, so sieht es auch in meinem Herzen aus." Er war nemlich über und über roth bemahlt, und ging im Kriegerputz einher. "Was wäre ich gebessert, fügte er noch hinzu, wenn ich mich von außen als ein Gläubiger betrüge, da doch das Herz böse ist. Gleichwol will ich euch balde besuchen."

Gedachter Samuel suchte auch seinem leiblichen Bruder zum Segen zu seyn; erhielt aber von ihm die unerwartete Erklärung: "Meine Vorfahren sind zum Teufel gefahren, und wo die sind, da will ich auch seyn;" worauf jener ihm antwortete: "Ich erschrecke darüber; du hast harte Worte geredet. Ich will dir aber auch meinen Sinn sagen: Mich

soll

soll all mein Lebtag nichts vom Heilande und der Gemeine abbringen, weder Trübsal noch Verfolgung, weder Furcht noch Hungersnoth, noch Gefahr meines Lebens. Alles das achte ich nicht, wenn ich nur den Heiland habe, und meiner Seele Seligkeit davon trage, welche mir gewiß ist, wenn ich bey Ihm bleibe."

Im October 1786 ging der Missionarius Heckewälder nach einem beweglichen Abschiede von der Indianer-Gemeine, welcher er so viele Jahre mit großer Treue gedient hatte, mit seiner Familie nach Bethlehem zurück, und der Segen des ganzen Volks, welches ihn sehr liebte, begleitete ihn.

Dreyzehnter Abschnitt.

1786. 1787.

Die Indianer-Gemeine wird von verschiedenen Seiten zur Wiederkehr an den Muskingum ermuntert, durch widrige Umstände aber davon abgehalten. Sie entschließt sich zum Abzuge von Pilgerruh, und läßt sich bey Petquotting nieder. Anbau von Neu-Salem. Ueblicher Gang daselbst. Schluß der Geschichte.

Bey der Mission befanden sich also nunmehro blos der Missionarius Zeisberger nebst seiner Frau, und der ledige Bruder Edwards, die noch dazu seit kurzem mit harten Krankheiten zu kämpfen gehabt, und überhaupt bey häufiger Arbeit gar viele Noth zu erfahren hatten. Sie waren aber getrost im HErrn, und entschlossen, auch ihre letzten Seelen- und Leibeskräfte in Seinem Dienste mit Freuden zuzusetzen.

In Bethlehem hatte man unterdessen von Seiten des Congresses der Freystaaten wiederholte Versicherungen erhalten, daß derselbe die Bemühungen der Brüder, das Evangelium unter die Indianer-Nationen auszubreiten, gerne unterstützen wolle. Besonders freundschaftlich bezeigte sich der Secretair des Congresses, Herr Charles Thomson, der sich in einem Schreiben unter andern so ausdrückte, "daß er sich sehr glücklich schätzen werde, wenn er mit ein Werkzeug seyn könnte, die kostbaren Ueberbleibsel der Indianer-Gemeine zu erhalten, und überhaupt das Glück dieses armen Volkes zu befördern." Zu dem Ende empfahl er diese Angelegenheit sowol dem Herrn James White, dem die Besorgung der Indianischen Affairen südwärts des Ohio aufgetragen war, als auch vorzüglich dem General Richard Buttler, der eben diesen Auftrag nordwärts dieses Flusses hatte, in welchem District sich Pilgerruh befand. Dieser Herr versicherte darauf münd- und schriftlich, "daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, das Wohl der Mission zu befördern, und das nicht nur wegen der erhaltenen Empfehlung, sondern hauptsächlich aus Beweggründen der Moralität und der Religion." Auch hatte der Congreß schriftlichen Befehl ertheilt, unsern Indianern zu wissen zu thun, "daß es denselben zu vielem Vergnügen gereiche, von ihrer Ankunft diesseits des Sees Erie zu hören; daß sie Erlaubniß hätten, zu ihren vorigen Besitzungen am Muskingum zurückzukehren, wo sie der Freundschaft und des Schutzes der vereinigten Staaten versichert seyn könnten, und daß sie gleich nach ihrer Ankunft daselbst mit 500 Büschel Welschkorn aus den öffentlichen am Ohio befindlichen Magazinen, wie auch mit andern Nothwendigkeiten versehen werden sollten."

Unsre Indianer erkannten diese gütige Vorsorge mit dem demüthigsten Danke, und freuten sich immerfort auf die Zeit, da es ihnen gelingen würde, ihr Land am Mus-

kingum wieder einzunehmen, wozu sie auch durch Briefe aus Bethlehem herzlich ermuntert wurden. Bis dahin glaubten sie doch gewiß, daß sie in Pilgerruh ungestöhrt bleiben und auch den Trost haben würden, ihre noch zerstreuten Brüder und Schwestern wieder in ihre Mitte zu bekommen. Am 17ten October aber wurde diese Ruhe schon wieder gestört. Ein vom Delaware-Capitain Pipe abgeschickter Bote brachte Abends spät die Nachricht, daß die Amerikaner in die Dörfer der Schawanosen eingefallen, 10 Mann, und darunter einen Chief getödtet, alles verheert und verbrannt, und 30 Weiber und Kinder gefangen weggeführt hätten. Ueberdem sey eine Armee aus Pittsburg schon in Tuskarawi angekommen, daher die Einwohner von Pilgerruh sogleich flüchten möchten, um nicht überfallen zu werden. Letzteres war unglaublich, daher die Missionarien sich alle Mühe gaben, unsre Indianer zu beruhigen, aber vergebens. Der grausenvolle Vorgang am Muskingum im Jahr 1782 stand ihnen sogleich vor Augen, und Furcht und Schrecken bemächtigte sich ihrer dermaßen, daß die Schwestern mit den Kindern noch dieselbe Nacht tief in den Busch flohen und sich versteckten. Hier schlug man ihnen des folgenden Tages Feldhütten auf, um sich gegen die schon eintretende Kälte etwas schützen zu können, und die Brüder, die ab und zu gingen, versorgten sie mit Lebensmitteln. Unterdessen wurden Boten nach Tuskarawi und auf die Straße nach Pittsburg ausgeschickt, aus deren Bericht man nachher erfahe, daß die Furcht vor einer Amerikanischen Armee völlig ungegründet war. Inzwischen ließ sich am 22sten October Abends ein starkes Getöse und eine Menge Pferdeschellen hören. Die Missionarien vermutheten sogleich, daß es vorbeyziehende mit Mehl beladene Packpferde wären, wie sichs auch nachher auswies; unsre Indianer aber hörten auf ihre Vorstellungen gar nicht, sondern hielten es für die

Armee

Armee, die sie überfallen wollte, und flohen allesamt voll Bestürzung in den Busch, so daß die Missionarien ganz allein im Ort blieben. Doch rafften sie sich in den folgenden Tagen noch und nach, und kamen endlich alle wieder in den Gemeinort.

Am 10ten November wurde ihr schöner geräumlicher Kirchensaal eingeweyht. Wohnhäuser aber wurden nur wenige gebaut. Die Mehresten behalfen sich den Winter hindurch unter geringen Hütten, die nicht viel Arbeit kosteten, weil sie sich hier bloß als Gäste ansahen, daher sie auch diesen Platz nur ein Nachtquartier, d. i. eines Jahres Aufenthalts zu nennen pflegten. Indessen hatten sie dabey von Regen und Schnee viel auszustehen. Letzterer lag 3 Fuß tief.

Der Eintritt in das Jahr 1787 war sehr lieblich, und mit der frohen Aussicht, es am Muskingum zu beschließen, auch voll Hoffnung, während desselben Ruhe und Friede zu haben. Bald aber zogen sich von Seiten der Wilden wieder trübe Wolken auf.

Bereits gegen das Ende des vorigen Jahres hatte der obgenannte Delaware-Captain Pipe unsern Indianern durch einen Belt of Wampom gemeldet, "daß da die Zeiten unter den Indianern sehr bedenklich und ein neuer Krieg höchst wahrscheinlich sey, die Indianer-Gemeine in ihrem dermaligen Aufenthalte an der Cajahaga nicht gut säße, sondern sich immer noch in Gefahr befände, von den weißen Leuten überfallen zu werden; er wolle sie also nach Petquotting setzen, und selbige Gegend für sie räumen lassen, wo sie allezeit ruhig und ungestört sollten wohnen können. Er meyne es gut mit ihnen, daher sie dieses Anerbieten annehmen möchten." Um sich nun nicht neue Feindschaft zuzuziehen, hatten unsre Indianer den Belt nicht zurückgegeben, und also den Antrag nicht ausdrücklich abgeschlagen, sondern nur beschwiegen. Andere Boten der Delawaren hingegen,

die sie auf Anstiften eines untreu gewordenen Getauften, Namens Lucas, aufs dringendste nach Sandusky einluden, hatten sie mit ihrem Gesuch schlechtweg abgewiesen. Im Januar 1787 aber wurde in einem großen Rathe der Wilden in Sandusky beschlossen, den Krieg mit den Freystaaten ernstlich zu erneuern, und die Indianer-Gemeine, wenn sie nicht gutwillig sich dazu bequemte, mit Gewalt von ihrer Wiederkehr an den Muskingum abzuhalten, auch ihre weiße Lehrer nicht erst gefangen zu nehmen, sondern sogleich zu tödten, damit es mit ihnen einmal ein Ende würde. Als dieses in Pilgerruh bekannt ward, beruhigten die Missionarien ihre Gemeine mit der herzlichen Vorstellung, daß, wenn auch, wie zu vermuthen, noch mancher harte Sturm sie treffen könnte, sie dennoch bey dem vesten und kindlichen Vertrauen auf GOtt unsern Heiland gewiß nicht würden zu Schanden werden. Diese und dergleichen Ermahnungen, die in den damaligen Vorträgen der Missionarien oft vorkamen, hatten die gute Wirkung, daß der Gang der Gemeine wieder ruhig, und sehr lieblich wurde. Die Missionarien aber sahen obige Nachricht doch als eine Warnung an, die fernere Leitung der Indianer-Gemeine mit verdoppelter Sorgfalt zu beherzigen. Die Irokesen schickten zwar in eben diesem Monat eine feyerliche Gesandtschaft an die kriegerischgesinnten Nationen, besonders an die Schawanosen, sie zum Frieden zu bewegen. Auch erfuhr man bald hernach, daß sich 9 bis 10 Indianer-Nationen auf Zureden des Englischen Gouverneurs in Detroit für den Frieden erklärt und beschlossen hatten, diejenigen sogleich zu bestrafen, die sich feindselig betragen würden. Im März aber meldete der Obristlieutnant Harmar den Missionarien, daß unsre Indianer die 500 Büschel Korn nebst 100 Blankets und andern Sachen, die ihnen der Congreß geschenkt, nicht erst am Muskingum empfangen sollten, sondern jetzt schon aus

Fort

Fort Intosch abholen könnten. Zu gleicher Zeit rieth der General Buttler in einem Schreiben an den Missionarius Zeisberger, daß sie fürs erste noch an der Cajahaja bleiben möchten, doch ohne die Gründe dazu anzuführen, die er einem Briefe nicht anvertrauen wollte. Die Wilden wiederholten auch von Zeit zu Zeit ihre oberwähnten fürchterlichen Drohungen, so daß man an ihrem Willen, sie wirklich auszuführen, nicht zweifeln durfte.

Durch alle diese Umstände gerieth die Indianer-Gemeine abermals in die Klemme. Ihre eigene Neigung ging an den Muskingum. Das war auch dem Wunsche der Brüder in Bethlehem gemäß. Von Seiten der Freystaaten wurde unsern Indianern gerathen, noch an der Cajahaja zu bleiben; die Wilden hingegen wollten sie hier nicht länger leiden, sondern in eine andere Gegend versetzen. Ohne zu wissen, wie und wohin GOttes Hand sie nun führen würde, machten sie sich gleichwol Boote und alle übrige Anstalten zum Abzuge, und waren dabey einmüthig in den Willen des HErrn ergeben, dahin zu gehen, wohin Er selbst ihnen den Weg zeigen würde. So tröstlich dieses den Missionarien war, so groß war ihre eigene Verlegenheit, da die Indianer-Gemeine am Ende doch den besten Rath von ihnen erwartete, und also auf ihren Entschluß alles ankam. Gewohnt, Leib und Leben im Dienste des HErrn zu wagen, waren sie um sich selbst am wenigsten bekümmert, und wäre ihr Schicksal nur zu bedenken gewesen, so hätte sie nichts abgeschreckt, wieder an den Muskingum zu ziehen. Die ihrer Berathung anvertraute Gemeine aber wieder in Umstände zu bringen, die mit Furcht und Gefahr verknüpft gewesen wären, konnten sie nicht wagen. Vielmehr hielten sie für Pflicht, die Sorge für die Wohlfahrt und Sicherheit derselben allen übrigen Betrachtungen vorgehen zu lassen. Sie entschlossen sich also nach reiflichster Ueberlegung, ihrem

Volke

Volke den Vorschlag zu thun, von der Rückkehr an den Muskingum für die Zeit abzustehen, aber auch nicht an der Cajahaja zu bleiben, sondern zwischen diesem Flusse und Pettquotting eine Freystätte zu suchen, wo sie sich ruhig niederlassen, und einmal auch wieder äussere Sicherheit geniessen könnten. Dieser Vorschlag wurde auch erst von den Gehülfen und hernach von der ganzen Gemeine feyerlich genehmigt. Bald darauf kam eine Botschaft von einem Oberhaupte der Delawaren an den Bruder Zeisberger mit den Worten: "Großvater! weil ich gehört habe, daß du an den Muskingum ziehen willst, so will ich dir rathen, dieses Frühjahr nicht dahin zu gehen. Ich kann dir nicht eigentlich sagen, warum? auch nicht, daß Krieg oder daß Friede werden wird, sondern soviel kann ich dir sagen: es ist noch nicht Zeit. Denke nicht, daß ich dagegen bin, daß du die Indianer GOttes Wort lehrest. Daß du das thust, ist mir lieb; aber ich rathe dir Gutes: Geh nicht an den Muskingum." Das bestätigte eben erwähnten Entschluß, der auch unstreitig für die Zeit der beste war. Zu Anfang des April gingen denn etliche unsrer Indianer aus, einen Platz zu Anlegung eines neuen Gemeinortes auszusuchen, und fanden einen, der ihnen sehr wohl gefiel.

Inzwischen beging die Indianer-Gemeine in Pilgerruh noch die Passionszeit und das Osterfest auf eine ausnehmend selige Weise. Das öffentliche Verlesen der Martergeschichte unsers HErrn zeichnete sich dabey ganz besonders aus, und war mit reichem Segen begleitet. Die Gemeine konnte sich nicht satt daran hören, und es war, als hörte sie diese ewig große Geschichte zum erstenmale.

Am 19ten April beschloß die Indianer-Gemeine ihren Aufenthalt in Pilgerruh, dankte dem HErrn noch gemeinschaftlich auf ihrem so kurze Zeit gebrauchten Kirchensaale für alle von innen und außen an diesem Orte genossene Wohl-

thaten,

thaten, und trat darauf theils zu Lande unter David Zeisbergers, theils zu Wasser unter Eduards Anführung ihre abermalige Pilgerschaft an. Letztere mußten den größten Theil der Reise auf dem See Erie machen. Ehe sie aber aus der Cajahaja in denselben hineinliefen, erhob sich aus dem See gegen das Land zu ein fürchterlicher Sturm, wobey die Wellen mit solcher Gewalt an die im vorigen Abschnitt beschriebene Felsenmauer schlugen, daß der Erdboden zitterte. Unsre Reisende waren also froh, daß sie sich noch auf dem Flusse in Sicherheit befanden, und wendeten die Zeit, da sie stille liegen mußten, zum Fischfang an, um sich mit Proviant zu versehen. Eine Nacht fischten sie mit Fackeln, und stachen über 300 große, Hechten ähnliche, 3 bis 8 Pfund schwere, wohlschmeckende Fische, die sie theils gebraten, theils halbgetrocknet mitnahmen. Am 24sten April langten die Fußgänger und Tags darauf die Wasserpilger in der bestimmten Gegend an, die wie ein schöner Baumgarten aussahe, weil hie und da viele wilde Aepfel- und Pflaumenbäume standen. Noch nie hatten sie auf einem so guten und fruchtbaren Lande gewohnt. Sie lagerten sich eine gute Deutsche Meile vom See ab, der hier sehr fischreich war. Auch gab es daselbst viele wilde Kartoffeln, eine nahrhafte Speise für Indianer. Man freute sich also schon auf den Anbau eines Gemeinortes in einer so angenehmen Gegend, um so mehr, da sie ganz unbewohnt war, und auf viele Meilen keine Nachbarn hatte.

Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn schon am 27sten April kam ein Delawar-Capitain in ihr Lager, und kündigte ihnen im Namen der drey Haupt-Chiefs der Delawar-Nation an, daß sie in dieser Gegend nicht bleiben, sondern zu ihnen an die Sandusky ziehen, auch solches als ganz ausgemacht ansehen und nicht erst in Ueberlegung nehmen sollten. Dieser Botschaft waren denn auch, wie

gewöhn-

gewöhnlich, die feyerlichsten Versicherungen von Schutz und Sicherheit beygefügt. Besonders betheuerte der Capitain, daß der ihnen zugedachte Platz nicht in der Nähe von Dörfern der Wilden, sondern auf 2 Deutsche Meilen davon entfernt wäre. An den Missionarius Zeisberger hatte er noch eine eigene Botschaft, die so lautete: "Höre mein Freund, du bist mein Großvater. Es ist mir nicht unbekannt, daß unsre Chiefs dich in unsre Nation aufgenommen haben. Dir wird kein Leid geschehen, und du hast nicht Ursach, einiges Bedenken zu haben, nach Sandusky zu kommen." Dieses Wort bekräftigte er mit einem String of Wampom. So unangenehm dieser Antrag unsern Indianern war, und so ernstlich sie dem Capitain die Tücke, Falschheit und Untreue der Delawar-Chiefs, wovon man seit 6 bis 7 Jahren so viele schmerzliche Erfahrungen gemacht, vorhielten, so konnten doch sie sowol als die Missionarien nach vielfältigen Berathschlagungen nichts anders beschliessen, als sich nach dem Willen der Chiefs zu fügen, um sich nicht neue Plage und Verfolgung zuzuziehen. Dem gemäß richteten sie ihre Antwort ein. Auch der Missionarius Zeisberger beantwortete die an ihn gerichtete Botschaft willfährig, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die übrigen weissen Brüder eben so angesehen seyn sollten wie er, auch sein Nachfolger im Amte dasselbe Recht genießen müßte.

Nichts war den Missionarien hiebey so schwer, als die Aussicht, mit der Mission wieder unter einem heidnischen Regimente stehen zu müssen. Gleichwol konnten sie es sich selbst nicht leugnen, daß es ihrem Beruf und Zweck gemäß war, mitten unter den Heiden zu wohnen, wenn sie ihnen das Evangelium verkündigen wollten. "Wir müssen uns also, schrieben sie, schon gefallen lassen, mitten in Satans Neste zu seyn, denn es ist nicht anders, als ob in jedem wilden Indianer eine Menge

böser Geister wohnten, mit denen wir zu Felde liegen müssen."

Zu Anfang May hatten sie in ihrem Lager die Freude, die Brüder Michael Jung und Johann Weygand zu bewillkommen, die als Gehülfen bey der Mission von der Gemeine zu Bethlehem ihnen zugeschickt worden. Bald hernach verliessen sie, wiewol sehr ungerne, die ihnen so wohlgefällige Gegend, und zogen theils zu Wasser auf dem See Erie, theils zu Lande am Ufer desselben weiter, bis sie nach Pettquotting kamen, und sich etwa eine Viertelmeile vom See ab lagerten. Hier erfuhren sie, daß die obgemeldete im Namen der Delawar Chiefs an sie gebrachte Botschaft zum Theil betrüglich gewesen, und sich nicht alles so verhalte, wie der Capitain sie versichert hatte, indem der ihnen zum Anbau angewiesene Platz nicht über eine halbe Deutsche Meile von den Dörfern der Wilden abgelegen war. Um nun nicht wieder in eine Falle zu gerathen, so beschlossen unsre Indianer samt den Missionarien einmüthig, nicht weiter zu ziehen, sondern fürs erste in der Gegend von Pettquotting sich niederzulassen, und dieses auch allenfalls gegen den Willen der Delawar-Chiefs durchzusetzen. Sie suchten sich also an einem Flusse, den sie Hurons-River nennen, welcher bey Pettquotting in den See Erie fällt, eine ganz unbewohnte Gegend aus, fuhren am 11ten May alle zusammen zu Wasser dahin, und noch vor Nacht stand ein Dorf von Hütten da. Von hier aus schickten sie Deputirte an die Chiefs der Wilden, ihnen ihren Entschluß samt dessen Ursachen bekannt zu machen, und richteten dadurch so viel aus, daß sie sicher waren, wenigstens ein Jahr lang auf dem erwähnten Platze in Ruhe gelassen zu werden, wobey sie sich mit der Hoffnung trösteten, daß derweile sich vieles wieder ändern, und ihr Aufenthalt in dieser Gegend auch wol länger währen könnte.

Sie legten also auf der Westseite des Flusses ihre Welschkornfelder an, auf der Ostseite aber, die viel höher liegt, bauten sie den Gemeinort, den ich, da sie selbst ihm noch keinen Namen gegeben haben, **Neu-Salem** nenne. Das Fest der Himmelfahrt Christi und das Pfingstfest feyerten sie unter freyem Himmel; am 6ten Juny aber hatten sie das Vergnügen, ihren neuen Kirchensaal einzuweihen, der noch besser und grösser war, als der in Pilgerruh. Letzteres war auch nöthig, denn hier fand sich weit mehr Zuspruch von fremden Indianern, als an der Cajahaja, so daß selten ein Tag ohne Besuch verging. Am 9ten Juny hielt die Indianer-Gemeine hier die ersten Agapen, wozu von der Gemeine in Bethlehem das Mehl geschickt worden. Dabey wurde ein sehr liebreiches Schreiben des Bischofs Johannes von Watteville an unsre Indianer zu durchgängig gesegnetem Eindruck öffentlich verlesen. Er hatte, wie oben gedacht, die Nord-Amerikanischen Brüdergemeinen als Visitator besucht, solches aber zu seinem Leidwesen bey der Indianer-Gemeine nicht thun können, und war schon wieder nach Europa zurück gegangen. An demselben Tage beging die Gemeine das heilige Abendmahl zum erstenmal in Neu-Salem, und freute sich GOttes ihres Heilandes, dessen Gnade sie unaussprechlich erquickte.

Unter denen Wilden, die im Jahr 1787 um das Heil ihrer Seele bekümmert wurden, war ein berüchtigter Bösewicht, der im Jahr 1781 den Missionarien nach dem Leben getrachtet, und ihnen auf ihren Wegen oft aufgelauert, sie aber immer verfehlt hatte. Dieser kam auf einer Reise, ihm selbst unvermuthet, nach Pilgerruh, hörte mit Begierde das Wort der Versöhnung, und bezeugte sein Verlangen, von dem Dienst der Sünde befreyt zu werden, war auch von der Indianer-Gemeine nun nicht mehr zu trennen, legte den Zweck seiner Reise auf die Seite, und wurde, da er sich von

Herzen zum HErrn bekehrte, nach etlichen Monaten in Neu-Salem getauft. Ein Hurone, dem seine Nation eine Chief-Stelle angetragen hatte, schlug dieselbe aus, und kam dagegen nach Neu-Salem, weil er, wie er bezeugte, schon 2 Jahre für sein Herz etwas besseres gesucht, aber nirgends gefunden hätte. "Ich suche Ruhe für mein Herz, sagte er zu den Brüdern, und glaube sie hier zu finden. Mein Verlangen ist daher, bey euch zu wohnen, um das Gute zu geniessen, das ihr geniesst, und wovon ihr zu sagen wisst." Man pries ihm die Gnade JEsu und seine Sünderliebe mit Freudigkeit an: Da er aber erst wieder zu seinen heidnischen Verwandten jenseits des Forts Detroit zu gehen, und Abschied mit ihnen zu machen gedachte, so wollte man ihm die Erlaubniß, in Neu-Salem zu wohnen, nicht eher als bey seiner Wiederkunft ertheilen, weil man bereits Exempel gehabt, daß Leuten, die schon Erlaubniß erhalten hatten, bey der Gemeine der Gläubigen zu wohnen, ein solcher Besuch, wovor unser Heiland Luc. 9, 62. warnet, so schädlich gewesen, daß sie nicht wieder gekommen waren. Er entschloß sich daher von dem Besuche lieber abzusehen, meldete seinen Verwandten seine veränderte Gesinnung, und blieb bey der Gemeine, wo sein Herz die so lang gesuchte Ruhe fand.

Von den verirrten Seelen kamen auch manche wieder herbey, unter andern der obgedachte untreue Lucas. Er war die vornehmste Triebfeder aller der Unruhen gewesen, die seit einem halben Jahr von den Chiefs der Wilden gegen die Indianer-Gemeine erregt worden, indem er sie mit aller Gewalt nach Sandusky ziehen wollte, wo er seit seiner Entfernung von der Gemeine wohnte. Als seine Frau von daher einmal wieder nach Pilgerruh kam, fragte sie der Missionarius Zeisberger, ob sie und ihr Mann nun vergnügt und zufrieden lebten? Nein, sagte sie, eins beschuldigt das andere: "Du bist schuld daran, daß wir von der Gemeine

abge-

abgesondert sind.“ Da seht ihr, erwiederte der Missionarius, daß ihr nicht auf dem rechten Wege seyd; denn wenn das wäre, so würdet ihr Ruhe und Friede im Herzen geniessen, und das habt ihr nicht. Er ermahnte sie darauf, balde umzukehren, so lange es noch Zeit sey, und nicht zu warten, bis ihnen der Weg zur Rückkehr versperrt würde. Sie sehnte sich auch herzlich darnach, ihr Mann aber noch nicht. Vielmehr kam er zu Anfang Juny dieses Jahrs nach Neu-Salem, und gab sich alle Mühe, unsre Indianer in Furcht zu jagen, und über ihren Anbau in dieser Gegend bedenklich zu machen. Er fand aber nicht nur keinen Eingang, sondern der nachdrückliche Zuspruch des Missionarii Zeisberger sowol als sämtlicher National-Gehülfen, die sich gemeinschaftlich sehr ernstlich mit ihm beschäftigten, vermochte so viel, daß der arme verirrte Mensch auf einmal wieder zum Besinnen kam. Er erkannte mit Wehmuth seine grobe Vergehungen gegen GOtt und Menschen, bat um Vergebung und Wiederannahme, und erhielt beydes, zu großem Troste der Gemeine, die um die Errettung dieses Mannes und seiner Familie, welche durch ihn mit unglücklich geworden, oft zum HErrn gefleht hatte.

Bey den National-Gehülfen bemerkte man mit Vergnügen, wie sie in der Erkenntniß der Wahrheit zunahmen. Z. B. nach einer Predigt über Christi Einzug in Jerusalem meynte Samuel, daß man die Worte JEsu: “Mein Haus soll ein Bethaus seyn allen Völkern, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht,“ auch so benutzen könnte, daß man dabey an sich selbst dächte: “Unser Leib, sagte er, ist ein Tempel, ein Haus des heiligen Geistes. Der Heiland hat uns gewaschen von unsern Sünden mit Seinem Blute, und auch unsre Herzen sich zubereitet, daß Er darin wohnen könne. Nun sollen wir den Tempel GOttes nicht wieder verunreinigen, und die Sünde und die alten Sachen,

    woven

wovon uns der Heiland gereiniget hat, nicht wieder einlassen. Wir müssen immer bedenken, daß wir nicht unser eigen sind, sondern mit Leib und Seel dem Heiland angehören, und uns also unbefleckt bewahren sollen." Eine fortwährende Freude machte den Missionarien auch das gute Gedeihen ihrer jungen Leute, die in der Gemeine geboren und erzogen waren, deren viele im lebendigen Glauben an Christum, und dem Seinem Worte gemäßen Wandel manchem der Alten weit voraus waren.

Nach den neuesten Berichten, die bis zur Mitte des Juny 1787 gehen, waren unsre Missionarien bey dem ihrer Bedienung anvertrauten Werke GOttes voll Muth und Glauben, auch voll Dankbarkeit gegen den HErrn, der sie mit Augen sehen ließ, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, denn unsre Indianer genossen wirklich das kostbare Heil GOttes in Christo JEsu, suchten es ihren Landsleuten immer mehr bekannt zu machen, und groß und klein war munter und vergnügt.

Die Mission hatte nun durch GOttes mächtige Gnade und Hülfe volle 45 Jahre gestanden. Einem bis in den September 1772 geführten Catalogo zufolge waren vom Anfang derselben bis dahin 720 Personen durch den Dienst der Brüder der Gemeine der Gläubigen einverleibt worden, wovon die allermehresten bereits selig entschlafen sind. Gerne führte ich auch die Zahl derer an, die seitdem dazu gekommen. Ich kann es aber nicht, weil bey der Gefangennehmung der Missionarien am Muskingum im Jahr 1781 der größte Theil der Kirchenbücher samt andern Scripturen verbrannt worden. Wäre aber auch die Anzahl derer, die vom Jahr 1772 bis 1787 dazu gekommen, eben so groß, so scheint es wol für eine so lange Zeit, und für so viele leidenvolle Bemühungen der Missionarien nur ein geringes Häuflein zu seyn. Die Ursach davon liegt

theils

theils in dem Character der Indianer, theils und hauptsächlich darin, daß unsre Missionarien nicht sowol einen grossen Haufen getaufter Heiden, als vielmehr wahrhaftig gläubige Seelen Christo zuführen wollen. Doch ist diese kleine Heerde allemal groß genug, um als ein Licht des HErrn vielen heidnischen Völkern zu ihrem ewigen Heil zu leuchten.

Ich lasse also die Indianer-Gemeine in Neu Salem. Ob sie lange daselbst bleiben, oder noch öfter und weiter wird wandern müssen, wird die Zukunft lehren. Immer wird GOtt sie auch fernerhin mit solcher Gnade, Weisheit und Treue leiten, daß sie zu Seinem Preise mit Dankbarkeit und Freude wird bekennen müssen: Sein Rath ist wunderbarlich, aber Er führet es herrlich hinaus.

Anhang.

Dieses Werk war dem Drucke bereits übergeben, als Nachricht von einem besondern Vorgang einlief, von dem für das künftige Wohl der Mission unter den Indianern sich viel gutes hoffen läßt.

Nach dem Muster einer vor bereits 46 Jahren von den Brüdern in England errichteten Societät zur Förderung des Evangelii unter den Heiden *), ist nunmehr auch eine solche Brüder-Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden in Nord-Amerika zu Stande gekommen. Sie besteht aus sämtlichen Aeltesten und Predigern der Nord-Amerikanischen Brüdergemeinen, und aus einer beträchtlichen Anzahl anderer Mitglieder derselben. Am 21sten September 1787 hatte sie ihre erste Zusammenkunft in Bethlehem in Pensylvanien, und unter dem 27sten Februar 1788 ist sie in einer Staatsversammlung von Pensylvanien von der gesetzgebenden Macht zu einer gesetzmäßigen Societät, oder Corporation, erklärt worden. In der hierüber ausgefertigten Acte des Staats von Pensylvanien, welche überschrieben ist: Eine Acte zur Incorporation der Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden, welche von einigen Mitgliedern der bischöflichen Kirche der vereinigten Brüder, oder Unitas Fratrum errichtet worden ist **) — heißt es zum Eingang: "Demnach diesem Hause durch den Ehrwürdigen Johann Ettwein, Bischof der Kirche, genannt

*) Siehe die 1782 in Barby herausgekommene Nachricht von der Arbeit der Brüder unter den Heiden.

**) An Act to incorporate the Society for propagating the Gospel among the Heathen, formed by Members of the Episcopal Church of the United Brethren or Unitas Fratrum.

nannt Unitas Fratrum, oder die vereinigten Brüder, und durch den Ehrwürdigen Johann Meder, Prediger besagter Kirche in der Stadt Philadelphia, vorgestellt worden: daß seit dem Jahr unsers HErrn 1740, da gedachte Kirche sich in Amerika niederzulassen anfing, der Hauptzweck ihrer Herüberkunft von Europa gewesen, die herrlichen Wahrheiten des Evangelii den hiesigen Indianern zu verkündigen; daß sie unausgesetzt ihre Arbeit unter den Indianern fortgesetzt haben, und der Vermehrung des Aufwandes und anderer Schwierigkeiten ungeachtet, entschlossen sind, dieses löbliche Werk aus allen Kräften fortzuführen, und zu dem Ende eine Societät zur Ausbreitung des Evangelii errichtet, und gewisse Statuten ihrer Verbindung festgesetzt (von welchen eine Copie ihrer Bittschrift beygefügt ist) und gebeten haben, gedachte Societät zu incorporiren —

Und demnach die Ausbreitung des Evangelii unter den Indianern von Amerika von großer Wichtigkeit ist für die Eingesessenen dieses Staates und der andern vereinigten Staaten, und durch GOttes Segen zum Frieden und zur Sicherheit der Einwohner an unsern Grenzen ein großes beytragen könnte, und die Wilden durch lebendige Exempel der Missionarien und ihrer Neubekehrten bewogen werden könnten, ihre Aufmerksamkeit auf die christliche Religion, und auf Industrie und ein geselliges Leben mit den Eingesessenen der vereinigten Staaten zu richten —

Und demnach dieses Haus geneigt ist, die ihm beywohnende gesetzgebende Macht, zur Aufmunterung aller frommen und löblichen Endzwecke, anzuwenden:

Als wird hierdurch verordnet u. s. w. Nun folgt die umständliche Erklärung, daß gedachte Societät eine gesetzmäßige Corporation, und zu allen Rechten und Freyheiten befugt ist, die andere Corporationen im Staate genießen. Da der Zweck der Societät am besten aus

ihren Statuten erhellen wird, so wollen wir dieselben hier beyfügen:

Statuten der Brüder-Societät in Nord-Amerika zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden.

Demnach wir Endesunterschriebene, von dem christlichen Eifer und der gottseligen Angelegenheit überzeugt sind, womit die Evangelische Brüder-Unität, von ihrem ersten Anfang an, bemühet war, die seligmachende Erkenntniß JEsu Christi allenthalben auszubreiten, und dieselbe auch unter die entferntesten Völker und Heiden zu bringen, zu welchem Ende sie auch in hiesigen Landen schon vor bald 50 Jahren, eine Mission unter verschiedene heidnische Indianer-Nationen errichtet und bisher ununterbrochen im Segen, und mit glücklichem Erfolg fortgesetzt hat; und da wir selbst mit dieser um das Heil der Menschen so eifrig besorgten Kirche in gliedlicher Verbindung stehen: so können wir nicht anders als angelegentlichst wünschen, dieses große Werk GOttes auf die uns möglichst beste Weise zu befördern.

Wir haben daher im Namen GOttes beschlossen, zu dem Ende unter uns eine Gesellschaft unter dem Namen: **Eine Brüder-Societät zur Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden**, zu errichten und uns zu derselben zu vereinigen, und haben uns über folgenden Artikeln, als über vestgesetzten Regeln dieser Societät, einmüthig verstanden:

1. Diese Societät soll aus Gliedern der Brüderkirche bestehen, und hat ihren Sitz in Bethlehem in Northampton-County, in dem Staat Pensylvanien, wo sie sich gewöhnlich versammlet, und wo auch die Direction derselben residiren wird.

2. Alle in der Brüderkirche ordinirte und bey den Gemein-Directionen wirklich angestellte Brüder, sind Kraft ihres

ihres Amtes und Characters Mitglieder dieser Societät; andere können auf ihr Verlangen dazu vorgeschlagen, und von der Societät zu Mitgliedern angenommen werden.

3. Nur diejenigen Mitglieder der Societät, welche zugleich Glieder der Brüdergemeine sind, haben Sitz und Stimme in derselben, und sind als wirkliche Mitglieder anzusehen. Außer denselben können aber auch Personen von andern Kirchen und Gesinnungen, als Ehren-Mitglieder der Societät angenommen, und zu ihren allgemeinen Versammlungen zugelassen werden, jedoch haben dieselben kein Votum.

4. Da die Absicht der Societät lediglich ist, solchen Missionarien und ihren Gehülfen beyzustehen, welche von der Direction der Brüder-Missionen zu den Heiden gesendet werden: so wollen wir unsern Beystand nicht blos auf milde Gaben und Beyträge zu ihren Bedürfnissen einschränken, sondern es wird uns zum großen Vergnügen gereichen, dieses gesegnete Werk auf alle mögliche Weise fördern zu können.

5. Wir achten uns verbunden, so oft die Noth es erheischet, das Missions-Werk der Brüder, durch einen freywilligen Beytrag zu unterstützen, und daran werkthätigen Theil zu nehmen.

6. Zu beständigen Directoren dieser Societät, erwählen wir diejenigen Brüder, welche den sämtlichen Brüdergemeinen in Nord-Amerika ins Ganze vorgesetzt, und unter dem Namen der Helfer-Conferenz ins Ganze bekannt sind, und ihre Nachfolger im Amte, nebst noch drey Gehülfen oder Assistenten, welche von der Societät aus dem Mittel ihrer wirklichen Mitglieder erwählt werden sollen.

7. Diese Gehülfen oder Assistenten der Direction sollen alljährlich in der von derselben zu bestimmenden allgemeinen

Ver-

Versammlung der Societät durch die Mehrheit der Stimmen ernennt oder bestätigt werden.

8. In eben dieser Versammlung wird auch alljährlich der Präsident der Societät auf gleiche Weise durch Mehrheit der Stimmen ernennt oder bestätigt. Jedoch muß derselbe allezeit aus dem Mittel der vorgedachten Helfer-Conferenz ins Ganze genommen werden.

9. Die Direction der Societät sorget dafür: daß die Berichte von dem Zustande und Fortgang der Missionen, der Societät von Zeit zu Zeit mitgetheilt werden. Die Agenten des Unitäts-Missions-Collegii aber versehen die Correspondenz mit den Missionarien und ihren Gehülfen, und besorgen dieselben nach dem Gutfinden der Direction mit aller Nothdurft.

10. Einer dieser Missions-Agenten vertritt daher immer die Stelle des Cassiers und Buchhalters der Societät, und hat derselben alljährlich richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen.

11. Die Direction der Societät veranstaltet alljährlich wenigstens Eine allgemeine Versammlung der Societät, kann aber auch, wenn es die Geschäfte erfordern, dieselbe außerordentlich zusammen berufen.

12. Auch ist die Direction befugt, im unvermutheten Nothfalle, im Namen der Societät, eine Summe, die aber nicht über 500 Thaler geht, zum Behuf der Missions-Bedürfnisse zu erborgen, und nach Nothdurft zu verwenden, wovon der Societät in der nächsten allgemeinen Versammlung Nachricht ertheilt wird.

13. Alle Geschenke, Vermächtnisse oder Erbschaften, welche der Societät zufallen, so wie alle ihre Besitzungen und Effecten, sie haben Namen, wie sie wollen, sollen zu ewigen Zeiten zu nichts anderm als zum Besten und zur Förderung des Missions-Werks der Brüder unter den Heiden

den bestimmt, benutzt, gebraucht und verwendet werden, und jedes Mitglied der Societät begibt sich hierdurch ausdrücklich alles und jeden Anspruchs an das Eigenthum der Societät, und verspricht auch in dem Falle, daß irgend etwas davon seinen Händen anvertraut, oder auf seinen Namen als Trustee gesetzt werden sollte, dieses Vertrauen auf keine Weise zu mißbrauchen, noch an das ihm anvertraute weder für sich noch seine Erben irgend einen Anspruch noch Anforderung zu machen, und damit nie anders als nach der Disposition der Societäts-Direction zu verfahren, und ihre Anordnungen zu aller Zeit und in allen Stücken treulich und pünctlich zu besorgen.

14. Und weil wir hierunter nichts anders zum Zweck haben, als die Förderung und Ausbreitung der Erkenntniß JEsu Christi unter den armen Heiden, und von der Liebe Christi durchdrungen, es für eine Gnade halten, dieses löbliche Werk durch unsern geringen Dienst unterstützen zu können: so haben sich hierdurch auch sämtliche Directores, Assistenten und Beamten der Societät, alles Anspruchs oder Anforderung auf ein Salarium, oder Belohnung für ihre Mühe und Arbeit begeben, und versprechen alles, was sie hierinnen thun, dergestalt zu verrichten, daß sie nie die geringste zeitliche Belohnung dafür je fordern oder erwarten wollen.

15. Und weil die Societät für die Nothdurft der Missionarien und ihrer Assistenten, so wie für ihre Witwen und Kinder, väterlich zu sorgen, bereit und willig ist: so werden die Missionarien und Assistenten nach der Regel der Brüder mit Hintansetzung aller zeitlichen Absichten einzig und allein bedacht und bemühet seyn, den Heiden das Evangelium zu predigen, dieselben in der Lehre JEsu und seiner Apostel treulich zu unterrichten, und sie zur Sittlichkeit und Arbeitsamkeit durch Wort und Exempel fleißig anzuführen.

16. Wenn

16. Wenn ein oder mehrere neue Mitglieder der Societät vorgeschlagen werden sollen, so hat die Direction derselben erst zu überlegen, ob die Person oder Personen der Societät in der Fortsetzung der vorbemeldeten Absichten nützlich seyn können? und wenn die von der Direction sodann vorgeschlagenen Personen, durch einmüthige Wahl der anwesenden Societäts-Glieder erwählt werden, alsdann werden sie als Mitglieder derselben aufgenommen.

17. Sollte aber unter den Votis ein verneinendes gegen die Wahl der vorgeschlagenen Personen seyn, so hat das Glied oder die Glieder, die etwas dagegen einzuwenden haben, den Grund ihrer Einwendungen einem Mitgliede der Direction zu eröffnen, wenn die Sache wieder in Ueberlegung zu nehmen ist. Und wenn die Einwendung zur Befriedigung dessen, der sie gemacht hat, gehoben werden kann, so kann die Person oder Personen abermals der Societät vorgeschlagen, und wenn kein verneinendes Votum bey der Wahl vorkommt, alsdann als Mitglied angenommen werden.

18. So wie ein jedes Mitglied aus der Societät auszuscheiden die Freyheit hat, so behält sich hingegen die Societät auch die Freyheit vor, einiges davon auszuschließen, wenn sie es nöthig findet. Doch soll solches anders nicht, als nach reifer Ueberlegung der Direction und mit Genehmigung des größten Theils der Societät geschehen, und eine solche ausgeschlossene Person kann nicht anders, als durch neue Wahl wieder angenommen werden.

19. Wenn neue Glieder aufgenommen werden, so müssen ihnen die Regeln der Societät vorgelesen werden, und jedes neue Mitglied hat dieselben zu unterschreiben.

20. Die Societät kann, wie es die Umstände künftig erfordern, neue Artikel und Regeln vestsetzen. Nur müssen dieselben mit den vorstehenden und dem Wohlstande der Societät übereinstimmen.

21. Die

22. Die bisherigen festgesetzten Artikel können nur, nach reiflicher Ueberlegung, durch Mehrheit der Stimmen abgeändert werden. Es muß aber die zu machende Veränderung den Grundsätzen der Brüderkirche, wie solche in dem Büchlein von der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden, und dem ebenfalls im Druck herausgegebenen Unterricht für die Brüder und Schwestern, welche unter den Heiden am Evangelio dienen, keinesweges entgegen oder ungemäß seyn. Eine jede solche Veränderung wird daher erst in der allgemeinen Versammlung vorgeschlagen; und damit die Direction der Societät, so wie auch jedes wirkliche Mitglied, dieselbige genau prüfen könne, so wird sie erst wieder in der nächstkünftigen allgemeinen Versammlung aufs neue vorgeschlagen, und zur Entscheidung gebracht.

Bethlehem, den 21sten Sept. 1787.

Barby, gedruckt bey Lorenz Friedrich Spellenberg.

Errata:

Seite 5 Lin. 4 lies: Chikasaws statt Chikaas
19 — 6 von unten schalte nach dem Worte Besou ein: s. S. 75.
91 — 2 schalte nach dem Worte Wampum ein: s. S. 34.
101 — 12 und 14 del. die Worte: schon oben gedachte
104 — 8 statt scheuen lies: so heuen
116 — 6 — Schalngen lies: Schlangen
135 — 3 von unten, statt gräßlichen lies: gräßlichsten
181 — 14 — — — ausgerechnet lies: aus gerechnet
224 — 2 statt solle lies: soll
226 — 8 von unten statt Tschorp lies: Tschoop
227 — 10 — — lies: Georgien, und kam
249 — 10 — — statt schenkte lies: schenkten
255 — 17 lies: funden in dieser Lehre
259 — 1 statt zu ihm lies: zum Bruder Mack
262 — 2 — verkündiget lies: verkündigen
263 — 5 — er würd' zur lies: er wird zur
265 — 7 von unten lies: Gemeintagen
284 — 17 statt mit ihren Lehrern lies: ihrer Lehrer
301 — 3 — der lies: dem Ohio
306 — 5 von unten, nach dem Worte Anbau schalte ein: den man Friedenshütten nannte
314 — 11 lies: Kriegsroth und die
331 — 7 statt Mohonk- lies: Mohak-Sprache
357 — 2 — gegen lies: über
359 — 5 — seinem lies: seines
— — 6 — Charakter lies: Charakters
397 — 5 von unten lies: nun so einzurichten
509 — 1 — — statt zerstört lies: gestört
511 — 3 — — — Cajngu lies: Cajugu
512 — 4 — — — uns zu selber lies: uns selber zu
678 — 12 statt müsten lies: müßen
687 — 1 — Abmarsch lies: Aufmarsch
716 — 4 von unten statt diese Amerikaner selbst lies: diese Wilden selbst
725 — 1 statt Vater und Mutter lies: Väter und Mütter.

Verzeichniß

der im Buchladen zu Barby befindlichen Schriften der Evangelischen Brüdergemeine.

---

1) Arbeit der Evangelischen Brüder unter den Heiden, von August Gottlieb Spangenberg.
   Druckpapier 4 Gr.
   Schreibpapier 5 Gr.

2) Auszüge aus den Reden des seligen Grafen von Zinzendorf, von Gottfried Clemens. Barby 1763.
   a) über die Bücher Mosis.
   1ster Band 8 Gr.
   2ter Band 8 Gr.
   3ter Band 6 Gr.
   zusammen für 22 Gr.
   b) über die 4 Evangelisten.
   1ster Band 6 Gr.
   2ter Band 6 Gr.
   3ter Band 6 Gr.
   4ter Band 8 Gr.
   5ter Band 6 Gr.
   zusammen für 1 Rthl. 8 Gr.

3) Alte und neue Brüderhistorie, von David Cranz. Barby 1772. 20 Gr.

4) Brüdergesangbuch. 1788. Druckpapier 20 Gr.
   Schreibpapier 1 Rthl.

5) Catechismus Lutheri, der kleine. 1782. 6 Pf.

6) Choralbuch, von Christian Gregor. 1784. 2 Rthl. 8 Gr.

8) Flora Barbiensis. *Scholler*. Barby 1775. 12 Gr.

9) — — Supplementum. — 1787. 8 Gr.
   zusammen für 18 Gr.

10) Grönländische Historie der Evangelischen Brüder-Mission, von David Cranz. Barby 1770. 1 Rthl.

11) — — Fortsetzung. 8 Gr.

12) Harmonie der vier Evangelisten. Barby 1780.
   Druckpapier 4 Gr.
   Schreibpapier 5 Gr.

13) — — — französisch. 8 Gr.

14) Idea fidei fratrum. August Gottlieb Spangenberg. Barby 1782. Druckpapier 18 Gr.
   Schreibpapier 22 Gr.

15) — — — französisch. 1 Rthl. 4 Gr.

16) Kinder-Erziehung, Layritz. Barby 1776. 6 Gr.
17) — — französisch. Basel 1777. 8 Gr.
18) Leben Jesu und seiner Apostel. Barby 1778. [illegible] Gr.
19) Historische Nachricht von der Brüder-Unität. Barby 1781. 2 Gr. 6 Pf.
20) — — — französisch. 3 Gr. 6 Pf.
21) Naturalien zu sammlen, Anweisung, von Johann Jacob Bossart. Barby. 1 Gr.
22) Geschichte der Mission der Evangelischen Brüder auf St. Thomas, Crux und Jan, von C. G. A. Oldendorp, durch Bossart. Barby 1777. 1 Rthl.
23) Geschichte der Mission der Evangelischen Brüder unter den Indianern in Nord-Amerika. Loskiel. Barby 1789. Druckpapier 1 Rthl. 8 Gr.
24) Reichel, Carl Gotthold, Geographie. Barby 1785. 16 Gr.
25) Reichel, Carl Rudolphs, Epistel-Predigten. Barby 1787. 2 Rthl. 8 Gr.
26) — — — Bibelwerk. Frankfurt und Leipzig 1775.

1ster Theil	8 Gr.	7ter Theil	10 Gr.
2. Th. 1. Abschn.	8 Gr.	8ter Theil	6 Gr.
— 2. Abschn.	6 Gr. 6 Pf.	9ter Theil	6 Gr.
3ter Theil	14 Gr.	10ter Theil	7 Gr.
4ter Theil	16 Gr.	11ter Theil	4 Gr.
5ter Theil	6 Gr.	12ter Theil	7 Gr.
6ter Theil	8 Gr.		

Alle Theile zusammen für 3 Rthl.

27) Zinzendorfs Berliner Reden. Barby 1781. 4 Gr.
28) — Berthelsdorfer Reden. Barby 1776. 3 Gr.
29) — Kinder-Reden. — 1761. 6 Gr.
30) — Letzte Reden. — 1776. 3 Gr.
31) — Londoner Predigten. 2 Th. 1756. 10 Gr.
32) — Naturelle Reflexiones. 16 Gr.
33) — Pensylvanische Reden. 1760. 3 Gr. 6 Pf.
34) — Schweizer-Reden. 1757. 2 Gr.
35) — Theologische Bedenken. 9 Gr.
36) Lebenslauf des Grafen von Zinzendorf, von A. G. Spangenberg.

1ster Theil	3 Gr.	5ter Theil	10 Gr.
2ter Theil	4 Gr.	6ter Theil	5 Gr.
3ter Theil	8 Gr.	7ter Theil	4 Gr.
4ter Theil	9 Gr.	8ter Theil	5 Gr.

Wer alle Theile nimmt, bekommt sie für 1 Rthl. 12 Gr.

6 Gr.
8 Gr.
nität.
Gr. 6 Pf.
Gr. 6 Pf.
mann
1 Pf.
rüder
. G.
777. 1 Rthl.
rüder
rika.
Rthl. 8 Gr.
Barby
16 Gr.
gten.
Rthl. 8 Gr.
rank=
10 Gr.
6 Gr.
6 Gr.
7 Gr.
4 Gr.
7 Gr.
für 3 Rthl.
4 Gr.
776. 3 Gr.
761. 6 Gr.
776. 3 Gr.
76. 10 Gr.
16 Gr.
3 Gr. 6 Pf.
2 Gr.
9 Gr.
von
10 Gr.
5 Gr.
4 Gr.
5 Gr.
thl. 12 Gr.